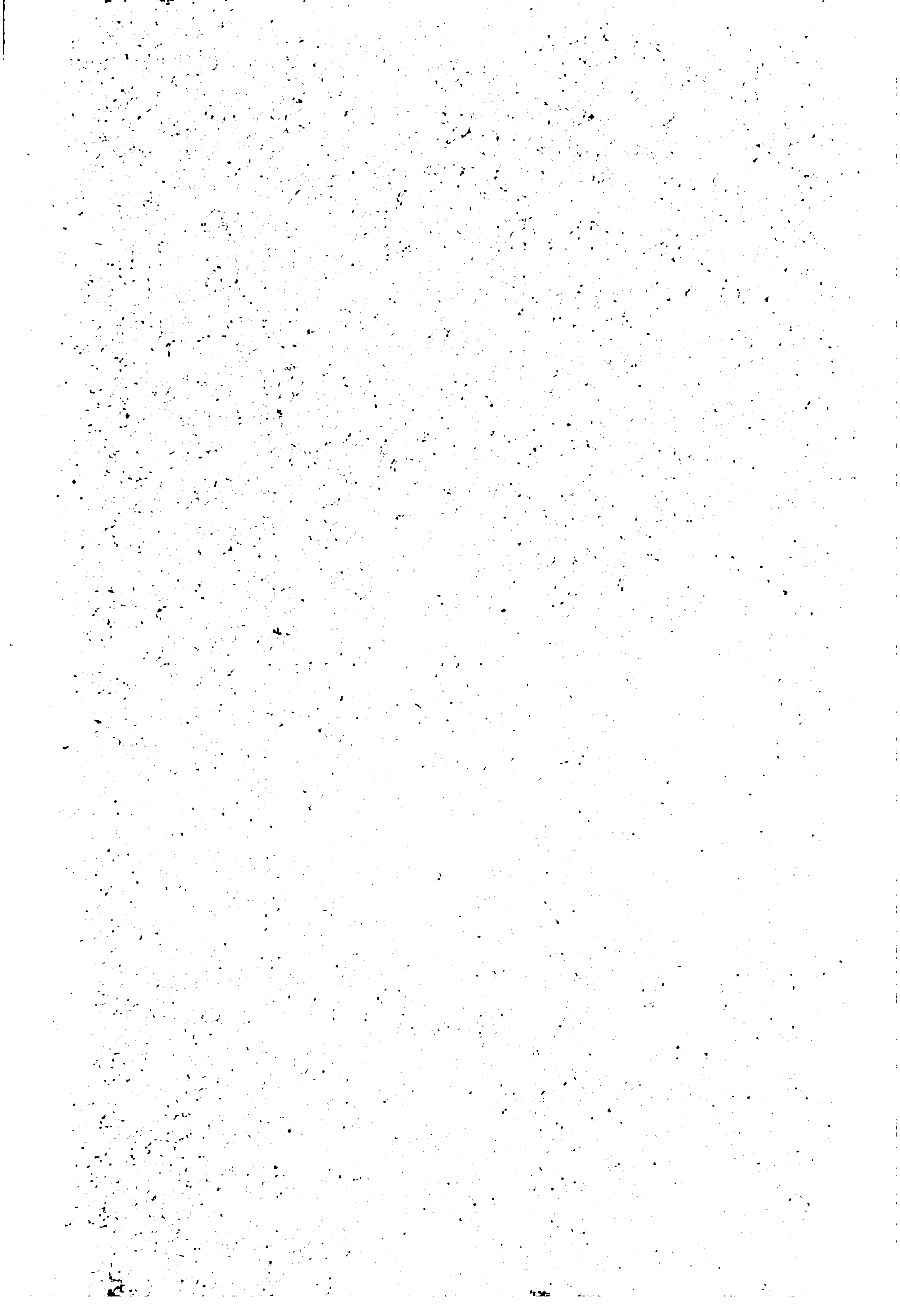








ARCHIV

FÜR

KRIMINAL-ANTHROPOLOGIE

UND

KRIMINALISTIK

MIT EINER ANZAHL VON FACHMÄNNERN

HERAUSGEGEBEN

VON

PROF. DR. HANS GROSS

DREIZEHNTER BAND.

MIT 16 ABBILDUNGEN IM TEXT UND 2 TAFELN.



LEIPZIG
VERLAG VON F. C. W. VOGEL.
1903

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Erstes und Zweites Heft

ausgegeben 25. September 1903.

Drittes Heft

ausgegeben 5. November 1903.

Original-Arbeiten. Seite

Viertes Heft

ausgegeben 17. November 1903.

I.

Über Verletzungen und Tod durch Überfahrenwerden vom gerichtsärztlichen Standpunkte.

Von

Prof. Dr. **Paul Dittrich** in Prag.

Vorgetragen in der Abteilung für gerichtliche Medizin der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsbad 1902.

Die Verletzungen durch Überfahrenwerden tragen entsprechend der Beschaffenheit der sie verursachenden Objekte in der Regel mehr oder weniger deutlich den Charakter der überhaupt durch stumpfe oder stumpfkantige Werkzeuge entstandenen Verletzungen an sich; dies sind Dinge, die ja jedem Arzte hinlänglich bekannt sind.

Anders steht es mit der forensischen Seite dieses Gegenstandes, indem gerade bei der Beantwortung forensisch wichtiger Fragen in Fällen von Überfahrenwerden Einzelheiten des objektiven Befundes in Betracht kommen, deren wichtige und ausreichende Verwertung für forensische Zwecke eine gewisse Übung und Erfahrung in derartigen Untersuchungen und Begutachtungen erfordert.

Zunächst sei betont, daß nicht jeder, von dem es sogar in Polizeinoten u. dergl. heißt, er sei überfahren worden, tatsächlich auch überfahren worden ist.

Im gewöhnlichen Leben werden häufig auch solche Fälle zum Überfahrenwerden gerechnet, in denen ein Mensch von einem Gefährt erfaßt und zur Seite geschleudert, von vor einen Wagen gespannten Pferden niedergestoßen und getreten wird und dergl. Diese Fälle gehören aber nicht zum Überfahrenwerden im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur jene, in denen tatsächlich die Räder eines Wagens, eines Eisenbahnzuges oder eines anderen Gefährtes, oder z. B. sich bewegende Walzen mit verschieden beschaffener Oberfläche, wie solche heutzutage in der Landwirtschaft verwendet werden, über einen Menschen hinweggehen.

Der Effekt, den ein solches Vorkommnis auf den menschlichen Körper hat, wird innerhalb gewisser Grenzen insbesondere einerseits von dem Gewicht des Gefährtes, durch welches das Überfahren erfolgt, andererseits von der individuellen Beschaffenheit des Überfahrenen abhängen.

Ist das Gefährt ein leichter, unbelasteter oder wenigstens nicht schwer beladener Wagen oder hat ein nicht allzu schwerer Wagen Gummiräder, so ist es tatsächlich möglich, daß die Räder äußerlich am Körper des Überfahrenen keine oder nur äußerst geringfügige Druckspuren in Form von streifenförmigen Hautabschürfungen oder Quetschungen hinterlassen, namentlich dann, wenn der direkt überfahrene Körperteil durch hinlänglich dicke Lagen von Weichteilen geschützt oder sehr leicht eindrückbar ist, wodurch noch keineswegs ausgeschlossen ist, daß im Gegensatze zu den geringfügigen Läsionen an der Körperoberfläche sich schwere, ja selbst lebensgefährliche oder tödliche Verletzungen im Innern des Körpers finden können.

In letzter Zeit hat F. C. Th. Schmidt[1]) einen Fall mitgeteilt, in welchem eine Fraktur der Halswirbelsäule mit Rücksicht auf die völlige Unversehrtheit der Halshaut als durch Überfahrenwerden von einem Automobil entstanden gedeutet wurde. Wenn die Verletzung, wie es durch die Erhebungen und den Lokalaugenschein in diesem Falle wahrscheinlich gemacht ist, tatsächlich durch Überfahrenwerden bewirkt worden ist, so hat allerdings das Überfahrenwerden durch die mit Gummi versehenen Räder eines Automobils sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, da eben einerseits die Einwirkung der Gummiräder den Mangel äußerer Druckspuren, andererseits das Gewicht des Automobils die Schwere der Verletzung der Halswirbelsäule zu erklären imstande ist.

Beim Überfahrenwerden durch schwer beladene Lastwagen, durch Waggons von Pferde- und elektrischen Bahnen, durch Eisenbahnlokomotiven oder Eisenbahnwaggons kann es dagegen wegen des hochgradigen Druckes, welchen die bedeckenden Weichteile erfahren, nicht vorkommen, daß an der Körperoberfläche keine oder nur geringfügige Druckspuren im Bereiche der überfahrenen Körperteile entstehen. Diese Druckspuren präsentieren sich in solchen Fällen an der bedeckenden Haut entsprechend der Form der Angriffsfläche desjenigen Teiles des Gefährtes, welcher direkt den Körper trifft, als ziemlich ausgebreitete, teils mit geraden und scharfen, teils mit un-

---

1) F. C. Th. Schmidt, Ein seltener Fall von tödlicher Verletzung der Halswirbelsäule. Zeitschr. f. Medizinalb. 1902. Nr. 19.

regelmäßig gezackten Rändern versehene, meistens streifenförmige Exkoriationen.

Minder Geübten kann gelegentlich bei einer bestimmten Lokali-



Fig. 1.



Fig. 2.

sation der äußeren Druckspuren deren Deutung Schwierigkeiten bereiten.

Lehrreich erscheint mir in dieser Beziehung ein Fall, in welchem

die durch Überfahrenwerden von der Eisenbahn entstandenen, mit Unterbrechungen in querer Richtung in der Halshaut verlaufenden Hautabschürfungen von einem Obduzenten als eine Strangfurche angesehen wurden und seither an der Hand einer zu Unterrichtszwecken angefertigten und aufbewahrten Skizze ohne Kenntnis des übrigen Sektionsbefundes von einem und dem anderen in gleicher Weise gedeutet werden.

Bei genauer Betrachtung ist man in der Lage gewesen, schon aus der Beschaffenheit der strangfurchenartigen Druckspur (Fig. 1 u. 2) allein zu erschließen, daß dieselbe nicht von einem Strangwerkzeuge herrühren kann, da die Druckspur auf der linken Halsseite an der Grenze gegen die normale Haut hin in vertikaler Ebene scharf absetzte (Fig. 2a), ohne gegen diese Hautpartien hin an Intensität allmählich abzunehmen, Verhältnisse, wie sie bei einer Strangfurche überhaupt nicht vorkommen können. Daß an den direkt überfahrenen Stellen des Halses die Haut in größserer Ausdehnung unversehrt geblieben ist, hat seinen Grund offenbar in einer Verschiebung und dadurch bedingter Faltenbildung in der Halshaut, wobei die im Faltental geegenen Hautpartien mit den Rädern der Eisenbahnwaggons in gar keine direkte Berührung kamen.

Eines allerdings wäre möglich, daß sich nämlich gelegentlich einmal unter einer derartigen durch Überfahren am Halse entstandenen Druckspur eine wirkliche Strangfurche verbirgt, resp. letztere durch die später einwirkende, weitaus bedeutendere mechanische Gewalt ganz unkenntlich gemacht wird.

Möglich wäre die Erkennung einer Strangfurche innerhalb einer stark ausgeprägten, durch eine wuchtige mechanische Gewalt entstandenen Druckspur vielleicht höchstens dann, wenn diese letztere Gewalt zu einer Zeit einwirkt, wo die Strangfurche einerseits schon einen bedeutenden Grad von Vertrocknung erreicht hat, andererseits eine besondere Zeichnung beispielsweise in Form sogenannter sekundärer Leisten, wie solche nach Strangulationen mit neuen Stricken beobachtet werden, aufweist. Allerdings dürften wohl nur einem sehr geübten Beobachter solche Einzelheiten nicht entgehen.

Von den eigentlichen durch Überfahrenwerden entstehenden Verletzungen haben wir jene zu trennen, deren Entstehung dem Überfahrenwerden unmittelbar vorangehen, dasselbe zeitlich begleiten oder ihm unmittelbar folgen kann, und welche daher je nach den unmittelbaren Folgen, die das Überfahren für den Betreffenden nach sich zieht, teils intravital teils postmortal entstehen können. Derartige Verletzungen können auf verschiedene Weise zustande kommen, z. B.

durch spitze oder scharfkantige, vorragende Teile an Lokomotiven, durch Bahnräumer, durch Stoß oder Sturz, wenn nicht der bereits auf der Fahrbahn resp. auf dem Geleise liegende Körper überfahren, sondern vorher der stehende oder in Bewegung befindliche Körper von dem Gefährt erfaßt und niedergeschleudert wird oder dadurch, daß die Leiche eines bereits von einer Lokomotive Überfahrenen, von den nachfolgenden Waggons weitergeschleift oder fortgeschleudert wird und dabei an irgendwelche feste Objekte oder gegen den Boden anprallt. Auch auf diese Weise können sehr hohe Grade der durch stumpfe und stumpfkantige Werkzeuge überhaupt entstehenden Verletzungen zustande kommen.

Besonders dort, wo das Überfahren durch sehr schwere Objekte, insbesondere durch die Eisenbahn erfolgt, wird es meist nicht schwer fallen, die durch das Überfahren entstandenen Verletzungen von allen anderen zu trennen, während in jenen Fällen, in denen das Überfahrenwerden durch leichtere Gefährte erfolgt, überhaupt die Diagnose des Überfahrenwordenseins auf Grund des objektiven Befundes gelegentlich unmöglich sein kann, weil auf diese Weise Verletzungen entstehen können, welche sich von auf andere Weise mechanisch entstandenen Verletzungen, wie z. B. von Verletzungen durch Sturz, in keiner Weise zu unterscheiden brauchen.

Für den Gerichtsarzt ist nun aber eben die Frage, ob wir auf Grund des objektiven Befundes an einer Leiche allein die Entstehung von Verletzungen durch Überfahrenwerden feststellen können oder nicht, von größter Bedeutung.

Im allgemeinen möchte ich behaupten, daß dies um so leichter sein wird, je wuchtiger und schwerer das Gefährt ist, durch welches das Überfahrenwerden herbeigeführt wurde, am leichtesten somit, wenn ein Mensch von der Eisenbahn überfahren worden ist. Es ist das Bild hochgradiger Zermalmung, welches die von der überfahrenden Gewalt direkt getroffenen Körperteile und Körperorgane in solchen Fällen aufweisen.

Die Verteilung der Verletzungen ist keine willkürliche, sondern erfolgt bei vollständigem Überfahrenwerden des Körpers in einer mehr oder weniger glatten Ebene, welche entweder parallel, schräg oder senkrecht zur Längsachse des Körpers verlauft.

Die übrigen vor dem Überfahrenwerden oder während desselben entstandenen Verletzungen können verschieden lokalisiert sein, werden aber beim Überfahrenwerden von der Eisenbahn niemals jenen Grad von Quetschung resp. Zermalmung aufweisen, welchen man an den direkt überfahrenen Körperteilen beobachtet.

Schon hieraus wird in vielen Fällen der Schluß gezogen werden können, daß Verletzungen in konkreten Fällen nur durch Überfahrenwerden entstanden sein konnten.

Einige Beispiele sollen das Gesagte erläutern[1]).

1. Fall.

J. U., 2½jähriges Mädchen, wurde von einem Wagen überfahren. Tod am nächsten Tage. Gerichtliche Sektion am 8. Oktober 1893.

In der Mitte der Stirn und an der linken Wange geringe Blutunterlaufungen.

Bluterguß unter die Haut des rechten Ober- und Unterschenkels, verbunden mit einer weitgehenden Unterminierung der Haut und Zerreißung der Muskulatur; ausgedehnte Rißwunde am linken Unterschenkel mit Zerreißung der Muskulatur. Große, bis auf die Sohle reichende Lappenwunde am linken Fuße. Die Mittelfußknochen fast ganz bloßgelegt, mehrere derselben gebrochen und von den Zehen abgerissen.

Anämie der inneren Organe.

Die Verletzungen waren ihrer allgemeinen Natur nach tödlich.

2. Fall.

J. M., 26jähr. Kutscher, wurde am 30. Dezember 1893 infolge eigener Unvorsichtigkeit von einem Wagen überfahren; er saß am Vorderwagen, wollte die Wagenbremse einziehen, stürzte dabei vom Wagen herunter und geriet unter die Räder. Tod am nächsten Tage. Sanitätspolizeil. Obduktion am 2. Januar 1894.

Auf der Scheitelhöhe eine 1 cm lange, mit blutig infiltrierten Rändern versehene, bis auf das Periost reichende Rißwunde. In der rechten Pleurahöhle 100 g Blut. Die 7., 8. und 9. Rippe rechts entsprechend der stärksten Krümmung frisch gebrochen; die Pleura parietalis entdrechend den Bruchstellen eingerissen und in deren Umgebung von mäßigen Blutaustritten durchsetzt. Im Unterleib über zwei Liter Blut. Der rechte Leberlappen zerrissen.

Die Verletzungen waren ihrer allgemeinen Natur nach tödlich.

3. Fall.

A. N., 34jähr. Schmied, wurde auf der Bahnstrecke tod aufgefunden. Gerichtliche Sektion am 4. Februar 1894.

Vereinzelte größere und kleinere, vertrocknete Exkoriationen am Rücken, an der rechten Gesäßbacke und an der Hinterfläche des rechten Oberschenkels. Vereinzelte Quetsch- und Rißquetschwunden am behaarten Kopfe und an der Nasenwurzel; eine Hautabschürfung entsprechend dem rechten Stirnbeinhöcker.

Am Hals und an beiden Schultern ausgebreitete, streifen-

---

1) Das in den im Folgenden anzuführenden 17 Fällen gesperrt Gedruckte bezieht sich auf jene Verletzungen, deren Entstehung durch direktes Überfahrenwerden mit Bestimmtheit oder größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist.

förmige, rotbraun vertrocknete, quer verlaufende Exkoriationen.

Die rechte Hand vollständig zertrümmert; die Weichteile teile an derselben vielfach zerrissen, die Knochen vielfach gebrochen.

Mäßige Blutungen in den inneren Meningen an der Hirnbasis.

Blutungen im Unterhautzell- und Unterhautfettgewebe und in der Muskulatur des vorderen unteren Halsabschnittes. Die Halsmuskulatur links z. T. vollständig quer durchrissen, so insbesondere der linke Kopfnicker. An der rechten Halsseite hinter dem Kopfnicker eine faustgroße, mit dunkelflüssigem Blut gefüllte, bis hinter die Wirbelsäule sich erstreckende Höhle, in deren Bereiche die Muskulatur in großer Ausdehnung zerrissen ist. Die Halswirbelsäule mehrfach gebrochen, z. T. vollständig zerdrückt; die Weichteile vor der Wirbelsäule und zu beiden Seiten derselben von ausgebreiteten Blutaustritten durchsetzt und in großer Ausdehnung zerrissen. Der Halsteil des Rückenmarkes zerquetscht. Am Kehlkopfe ein von oben nach unten verlaufender, vollständiger Bruch in der vorderen Mittellinie des Ringknorpels.

An der Lungenoberfläche und im parietalen Blatte des Brustfells zu beiden Seiten der Wirbelsäule Blutungen. Reichliches Blut im Herzen und in den großen Gefäßen. Leber, Milz und Nieren von mittlerem Blutgehalte.

Tod durch Zertrümmung der Halswirbelsäule mit Zerquetschung des Halsmarkes. Durch dieselbe direkte Gewalt Zerschmetterung der rechten Hand.

Offenbar Selbstmord, wofür der Sitz und die Verteilung der Verletzungen am Halse und die isolierte Verletzung der rechten Hand spricht, während sogenannte sekundäre Verletzungen fehlen.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90 St.P.O., in welchem u. a. die Rede von der Einstellung ist für den Fall, als der Staatsanwalt keinen Grund zur weiteren Verfolgung findet.

4. Fall.

Fr. K., 43jähr. Vagabund, kam am 20. Februar 1894 abends 5 Uhr in trunkenem Zustande ins städtische Arresthaus, um sich dort reinigen zu lassen. Da er sich nicht abschaffen ließ, wurde er von zwei daselbst bediensteten Wachleuten hinausgeworfen. Zu dieser Zeit fuhr ein mit Sand beladener Wagen am Arresthaus vorbei. Fr. K taumelte in die Pferde hinein, geriet unter dieselben, kam unter die Räder und blieb auf der Stelle tod liegen. Gerichtliche Sektion am 22. Februar 1894.

An der linken Kopfseite eine große lappenförmige Rißquetschwunde der Haut; die linksseitige Schläfenmuskulatur von ausgebreiteten Blutaustritten durchsetzt, zerrissen.

Hinter dem rechten Ohre eine kleinhandtellergroße, mit gerissenen und gequetschten Rändern versehene rundliche Hautwunde, durch welche man mit der Hand weit in die Tiefe bis vor die Wirbelsäule leicht vordringen kann.

Die Halshaut an ausgebreiteten Stellen abgeschürft, dunkelbraun, lederartig vertrocknet.

Unter dem Periost des Schädeldaches ziemlich ausgebreitete schwärzliche Blutaustritte. Die inneren Meningen an der Oberfläche des Kleinhirns und vor demselben von ausgebreiteten Blutungen durchsetzt.

Das verlängerte Mark vollständig quer durchgerissen, die Rückenmarksubstanz in der Nachbarschaft stark gequetscht. In der Halsmuskulatur stellenweise ausgebreitete, schwärzliche Blutaustritte.

Die Gebilde im Munde vollständig zerrissen; die Zunge, die aus dem Munde stark vorragt, am Grunde fast vollständig abgerissen. Der Unterkiefer zeigt in seiner Mitte einen vollständigen, von oben nach unten verlaufenden Bruch; der Oberkiefer mehrfach gebrochen.

Der 1. Halswirbel vom Hinterhauptbein vollständig abgerissen.

Die Verletzungen waren ihrer allgemeinen Natur nach tödlich; eine zufällige Entstehung derselben auf die durch die Erhebungen festgestellte Art mußte als möglich zugegeben werden.

Anklage wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens (§ 335 ö. St.G.). Der Beschuldigte wurde nach § 259, 3 der ö. St.P.O. freigesprochen, da der Gerichtshof die Schuld nicht als erwiesen angenommen hat.

5. Fall.

W. C., 31jähr. Taglöhner, ist von einem Wagen gefallen und von demselben überfahren worden. Komplizierte Fraktur des rechten Unterschenkels. Die gesplitterten Bruchenden wurden im Krankenhause abgesägt und durch Metalldrähte vereinigt. Gerichtliche Sektion am 17. April 1895. Starke Fäulnis der Leiche.

Komplizierte Fraktur des rechten Unterschenkels mit ausgedehnter Jauchung.

Akuter Milztumor. Parenchymatöse Degeneration des Herzens. — Tod an Sepsis.

Die Verletzung des Unterschenkels nicht ihrer allgemeinen Natur nach tödlich, jedenfalls aber eine an und für sich schwere körperliche Beschädigung, die auch im günstigsten Falle mit einer mehr als 30tägigen Gesundheitsstörung und Berufsunfähigkeit verbunden gewesen wäre.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90 St.P.O.

6. Fall.

J. St., 16jähr. Dienstknecht, wurde beim Eggen von einer mit spitzen Stacheln versehenen Eisenwalze überfahren. Gerichtliche Sektion am 12. Mai 1894.

Zahlreiche Rißquetschwunden und zwar entsprechend der äußeren Hälfte des rechten Seitenwandbeins, in der rechten Schultergegend, unterhalb des linken Schulterblattes, in der rechten Axillarlinie entsprechend der 6. Rippe, entsprechend

der oberen Grenze der rechten Synchondrosis sacro-iliaca, sowie an der äußeren Seite des linken Oberarmes. In der Kreuzbeingegend eine große Lappenwunde. An der linken Seitenfläche des Brustkorbes zwei 10 cm lange, streifenförmige vertrocknete Exkoriationen. — In der Umgebung aller Wunden bedeutende Blutunterlaufungen.

Splitterfraktur in der Mitte des linken Oberarmknochens.

Im rechten Seitenwandbein ein fast guldenstückgrosses rundliches, unregelmäßig begrenztes Loch. An dieser Stelle die harte Hirnhaut und die weichen Hirnhäute zerrissen; zwischen den weichen Hirnhäuten über der ganzen rechten Großhirnhälfte ein bedeutendes Blutextravasat. Die Hirnsubstanz

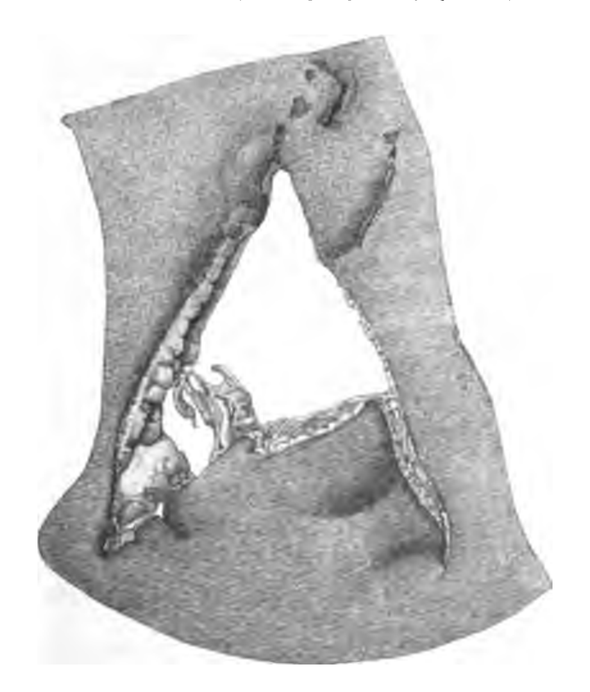


Fig. 3.

entsprechend den Rissen in den Hirnhäuten weich, zerrissen, von Blutaustritten durchsetzt.

In beiden Brustfellsäcken etwas Blut.

Die Wunde in der rechten Axillarlinie dringt zwischen der 9. und 10. Rippe in die rechte Pleurahöhle ein und läßt sich durch das Zwerchfell bis 2 cm tief in den rechten Leberlappen verfolgen.

Die Verbindung des Kreuzbeines mit dem linken Darmbein vollständig gelöst. Das linke Darmbein in seiner hinteren Hälfte gebrochen, ebenso der linke horizontale Scham-

beinast; die Weichteile in der Umgebung von ausgebreiteten Blutextravasaten durchsetzt.

Die Verletzungen waren ihrer allgemeinen Natur nach tödlich.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90 St.P.O.

Die Verletzungen durch Stachelwalzen zeigen insofern gewisse Eigentümlichkeiten, als sich ihre Wirkung aus der stumpfen Gewalt, welche von der Walze als solcher, und aus der Wirkung,



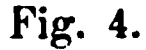


Fig. 4.



Fig. 5.

welche die einzelnen Stacheln durch Eindringen in die Gewebe ausüben, zusammensetzt. Die durch die Stacheln gesetzten Einzelnläsionen bilden eigentlich Stichverletzungen, deren Form im allgemeinen durch die Form des Querschnittes der einzelnen Stacheln bestimmt wird, wie dies bei allen Stichverletzungen der Fall ist. Aus den beigegebenen Abbildungen (Fig. 3, 4, 5) ist zu entnehmen, daß es sich hier um dreikantige Stacheln gehandelt hat; dementsprechend findet man auch



Fig. 6



Fig. 7.

deutlich dreistrahlige Wunden, die in Fig. 5 allerdings zum Teile nur als oberflächliche Druckspuren in Form von Exkoriationen auftreten. Trotzdem kann aber die Form der durch solche Stacheln gesetzten Wunden, die übrigens entsprechend der Entfernung der einzelnen Stacheln voneinander gleichweit voneinander liegend die Körperoberfläche besetzen, einerseits durch die Dicke der Weichteile über den Knochen, andererseits durch die senkrechte oder schräge beziehungsweise tangentiale Einwirkung der einzelnen Stacheln wesent-

lich modifiziert werden. Dies zeigen die durch Fig. 6, 7 und 8 wiedergegebenen Verletzungen, an denen die dreistrahlige Form nur mehr wenig angedeutet erscheint, ferner Fig. 9 und 10, wo die Form der Verletzungen ganz unregelmäßig ist, und Fig. 11, wo wir gar



Fig. 8.



Fig. 9.

keine groben Läsionen finden, sondern nur teils streifenförmige, teils rundliche Exkoriationen.

Analog verhalten sich begreiflicherweise jene Läsionen, welche durch Stachelwalzen entstehen, die Bestandteile von Maschinen bilden. So sahen wir ebenfalls größtenteils deutlich dreistrahlige, gleichweit voneinander entfernte Verletzungen an beiden oberen Extremitäten bei einer Frauensperson, welche damit beschäftigt war, Ölkuchen in einen sogenannten Ölkuchenbrecher zu schieben, dessen wirksame Bestandteile zwei nahe aneinander befindliche, sich rasch rotie-



Fig. 10.



Fig. 11.

rend gegeneinander bewegende Stachelwalzen waren. Die betreffende Arbeiterin kam bei dieser Arbeit mit der einen Hand den beiden Walzen zu nahe; die Hand wurde zwischen die Walzen hinabgezogen und zermalmt; nun wollte sie mit der anderen Hand die bereits von der Maschine erfaßte Extremität ergreifen und herausziehen; dabei wurde aber auch die zweite Hand, da die Maschine nicht sofort zum Stehen

gebracht werden konnte, zwischen die beiden Stachelwalzen hinabgezogen und ebenfalls zermalmt.

Beide oberen Extremitäten mußten partiell operativ entfernt werden, die eine durch Amputation des Oberarmes, die andere durch Exartikulation im Ellbogengelenke.

Entsprechend dem dreieckigen Querschnitte der einzelnen Stacheln zeigten auch hier die einzelnen, durch Eindringen derselben in die Gewebe entstandenen Wunden eine dreistrahlige Gestalt; daneben fand man aber ebenfalls Wunden, welche diese typische Form nicht zeigten, trotzdem sämtliche Wunden durch Stacheln von gleicher Beschaffenheit gesetzt worden waren.

7. Fall.

A. F., 45 jähr. Kutscher, wurde angeblich infolge eigener Unvorsichtigkeit von einem mit Ziegeln beladenen Wagen überfahren, indem er in trunkenem Zustande unter den Wagen fiel und das Hinderrad über ihn hinwegging. Tod nach kurzer Zeit. Gerichtliche Sektion am 9. Aug. 1895.

Über der rechten Brustwarze eine 6 cm lange, 1 cm breite vertrocknete Exkoriation. Ausgebreitete Blutunterlaufungen am rechten Oberarm.

In der rechten Pleurahöhle 300, in der linken 400 g Blut.

Der Unterlappen der rechten Lunge tief und unregelmäßig eingerissen; an der äußeren Fläche des linken Unterlappens ein seichter Einriß.

Rechts Fraktur der 2.—7., links der 3.—6. Rippe.

In der Pleura costalis mehrfache Blutaustritte; dieselbe links entsprechend der Frakturstelle der 4. und 5. Rippe durchrissen.

Zwei kleine Ekchymosen nahe der Herzspitze. 2 l Blut im Abdomen.

An der unteren Fläche des rechten Leberlappens eine Kapselzerreißung und ein 7 cm langer, tiefer Einriß im Gewebe. An der Milzoberfläche mehrere teils seichte, teils tiefere Einrisse.

Nahe dem Pylorus ein rundlicher, 2-guldenstückgroßer penetrierender Riß mit ziemlich scharfen Rändern, wobei die Schleimhaut am Rande des Defektes stellenweise fetzig zerrissen und abgehoben ist; die Umgebung blutig suffundiert. Die Serosa des Dickdarms und das retroperitoneale Zellgewebe stellenweise von Blutungen durchsetzt.

Speisereste in der Bauchhöhle.

Tod an innerer Verblutung infolge der inneren Verletzungen, daher letztere ihrer allgemeinen Natur nach tödlich.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90. St.P.O.

8. Fall.

W. B., 64 jähr. Kutscher, wollte seinen im Fahren begriffenen Wagen besteigen, fiel infolge eigener Unvorsichtigkeit unter denselben, wurde über-

fahren und schwer verletzt ins Krankenhaus gebracht, wo er 4 Tage später starb. Sanitätspolizeiliche Sektion am 19. August 1895.

Keine Kontinuitätstrennungen der bedeckenden Weichteile. Die Haut über der ganzen rechten Beckenhälfte sowie über der Symphyse, z. T. auch noch über der linken Beckenhälfte bläulich verfärbt, stark blutunterlaufen.

Im unteren Abschnitte des Jejunum ein etwa 4 ccm großes, mit unregelmäßigen, gerissenen Rändern versehenes Loch in der Darmwand, durch welches chymöse Massen hervordringen.

Am Becken:

a) Zerreißung beider Ileosakralverbindungen;

b) Zerreißung der Symphysis ossium pubis;

c) Beiderseitige, symmetrisch gelagerte Fraktur des horizontalen und absteigenden Schambeinastes.

Das subperitoneale Zellgewebe überall blutig suffundiert.

Die Verletzungen waren ihrer allgemeinen Natur nach tödlich.

9. Fall.

F. H., 16 jähr. Schlosser. Von einem mit Schotter beladenen Wagen überfahren. Tod eine Stunde später. Gerichtliche Sektion am 14. Okt. 1895.

Kleine Exkoriationen ohne Blutunterlaufung entsprechend dem linken Jochbogen und an der linken Seite des Vorderhalses.

Mäßige Blutungen in der Brustmuskulatur vorne, ebenso an der Hinterseite des unverletzten Brustbeines. Rechts etwas Blutung in der Umgebung der großen Halsgefäße.

In der rechten Pleurahöhle 1/2 l Blut. An der Oberfläche beider Lungen zahlreiche, bis kreuzergroße Blutaustritte und einzelne oberflächliche Einrisse in der Nähe des rechten Lungenhilus.

An der äußeren Fläche des Perikards und an der Herzoberfläche zahlreiche kleine Blutaustritte.

Im Unterleib 1/2 l Blut.

Der rechte Leberlappen fast vollständig zertrümmert; im übrigen mehrere subkapsuläre Blutungen an der Oberfläche der Leber.

Blutaustritte in der rechten Nierenkapsel.

In der Darmserosa an mehreren Stellen bis kreuzergroße Blutaustritte.

Die rechte 7.—10. und die linke 4. und 5. Rippe gebrochen, mit deutlichen Blutaustritten unter der Pleura.

Tod an innerer Verblutung.

Die Verletzungen ihrer allgemeinen Natur nach tödlich.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90. St.P.O.

10. Fall.

D. Th., 72 jähr. Hausmeisterin. Von einem Fiaker überfahren. Tod am folgenden Tage. Gerichtliche Sektion am 3. November 1895.

Bis auf den Knochen reichende Rißquetschwunden an der linken Stirnseite und am Nasenrücken mit Fraktur der Nasenbeine, Augenlider und

Bindehäute blutunterlaufen. Exkoriationen an den Wangen und am Kinn mit Blutunterlaufung; Exkoriationen am linken Ellbogen und an der rechten Wade.

Fraktur der linken Hälfte des Stirnbeins, auf die Schädelbasis in die linke vordere Schädelgrube übergreifend. Hirnkontusion.

In der rechten Pleurahöhle etwas flüssiges Blut. Die rechte 7., 8. und 9. Rippe in der Mitte frakturiert; entsprechend der Frakturstelle der 8. Rippe die Pleura parietalis und die rechte Lunge etwas eingerissen.



Fig. 12.

Tod an Gehirnerschütterung.

Die Verletzung ihrer allgemeinen Natur nach tödlich.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90. St.P.O.

11. Fall.

J. M, 16 jähr. Bäckerlehrling, legte sich nach Zeugenaussagen auf die Eisenbahnschienen und wurde von einem Zuge überfahren. Sanitätspolizeiliche Obduktion am 18. Januar 1896.

Der Hals sehr in die Länge gezogen, in der Mitte vorn stark eingesunken und verschmälert. Multiple Hautabschürfungen mit Blutunterlaufungen im Gesichte.

Zirkuläre Hautabschürfungen am Halse. Der rechte Oberarm mehrfach gebrochen, zerrissen und zertrümmert, so daß die zertrümmerten Partien nur noch durch eine ca. zweifingerbreite Hautbrücke zusammenhängen. In der rechten Achselhöhle eine von vorn nach hinten verlaufende, 9 cm lange, bis auf $2^1/_2$ cm klaffende Rißquetschwunde. Der linke Oberarm in seiner Mitte gebrochen; die tieferen Weichteile dieser Gegend zerrissen, ohne daß sich in ihnen Blutaustritte fänden. Das rechte Schlüsselbein in seiner Mitte gebrochen Der rechte Fuß zertrümmert.

In der rechten Stirn- und der linken Schläfegegend ausgebreitete Blutaustritte unter den weichen Schädeldecken. In der rechten mittleren Schädelgrube zwischen der Dura mater und den inneren Meningen eine mäßige Menge Blut angesammelt. Im Bereiche des rechten Schläfe- und Scheitellappens die inneren Meningen blutig infiltriert. Am Großhirn multiple oberflächliche Zertrümmerungen der Rindensubstanz und Kontusionsherde. Die Schädelbasis mehrfach gebrochen.

Im Bereiche der oberen Partie des Brustkorbes ausgebreitete Blutextravasate im Unterhautzellgewebe und in der Muskulatur.

Die Luftröhre etwa einen Querfinger unterhalb des Ringknorpels quer durchtrennt, ebenso in gleicher Höhe die Speiseröhre, deren Wand von der Durchtrennungsstelle nach oben und unten etwas retrahiert erscheint. Die Wundränder an der Luftröhre sehr scharf,

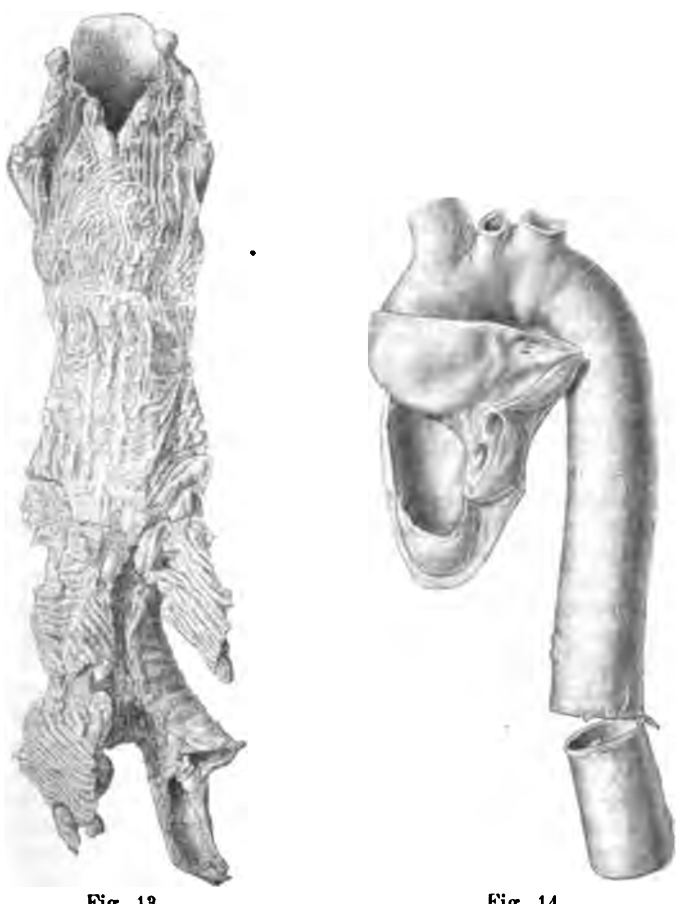


Fig. 13. Fig. 14.

jene an der Speiseröhre etwas unregelmäßig gezackt und gerissen (Fig. 12). Auch fast alle übrigen Weichteile des Halses mit Ausnahme der bedeckenden Haut in querer Richtung durchgerissen.

Die Halswirbelsäule etwa in ihrer Mitte geknickt, abnorm beweglich. Der 4. Halswirbel in querer Richtung gebrochen; in der Umgebung der Bruchstelle reichliche Blutaustritte.

Im rechten Brustfellsacke 1/4 Liter Blut. An der Oberfläche des Oberlappens der rechten Lunge mehrere größere Blutaustritte.

Im Rückenmarkskanal ziemlich viel geronnenes Blut. Das Rücken

mark entsprechend der Frakturstelle der Halswirbelsäule zerquetscht.

Die Verletzungen waren ihrer allgemeinen Natur nach tödlich. Der Obduktionsbefund sprach nicht gegen Selbstmord.

12. Fall.

F. T., 28jähr. Verschieber, wurde am 18. Januar 1896 bei der Zusammenstellung eines Zuges am Staatsbahnhof überfahren und getötet. Man vermutete, daß der Mann infolge eigener Unvorsichtigkeit vom Laufbrett herabgestürzt ist. Die Leiche war vom Geleise entfernt worden; über die Lage, in welcher sie aufgefunden wurde, konnte nichts eruiert werden. Die Zeugenaussagen brachten keine Klarheit darüber, wieso es gekommen ist, daß T. überfahren wurde. — Gerichtliche Sektion.

Hautabschürfungen im Gesichte; zwei Rißquetschwunden am behaarten Kopfe.

Der linke Ober- und Vorderarm zertrümmert und zerrissen. — Große Rißquetschwunde in der rechten Leistengegend. — Der rechte Oberschenkel und der rechte Fuß zertrümmert.

Die Haut der vorderen Brustwand und des Abdomens ganz von der Unterlage abgehoben. Die Muskulatur des oberen Bauchabschnittes in der Richtung von rechts unten nach links oben durchgerissen.

Mäßige Blutaustritte unter den weichen Schädeldecken und im linken Schläfemuskel. Am Vorderhals mäßige Blutaustritte im Unterhautzellgewebe und in der Muskulatur.

Das Zwerchfell ganz abgerissen; der untere Teil des Brustkorbes vollständig zertrümmert. Die Lungen mehrfach eingerissen; vom unteren Abschnitt der linken Lunge größere Partien ganz abgerissen.

Die beiden Hauptbronchien etwa einen Querfinger unterhalb der Bifurkationsstelle der Trachea schräg unregelmäßig durchrissen, ebenso in ziemlich gleicher Höhe die Speiseröhre, welche außerdem bis gegen die Mitte der Luftröhre von letzterer abgerissen ist und deren Wundränder unregelmäßig fetzig erscheinen. (Fig. 13.) Die Innenfläche der Speiseröhre zeigt im Bereiche ihres von der Luftröhre abgerissenen Abschnittes eine deutliche Querrunzelung.

Die Aorta descendens ist in Zwerchfellshöhe quer durchgerissen; die Wundränder an der Aorta sehr scharf, weisen nur da und dort ganz kleine Zacken auf. (Fig. 14.)

Bedeutende Blutung ins Innere des Körpers. Oberflächliche Leberrisse, unbedeutende Einrisse der Milz. Blutungen in der Umgebung der Geschlechtsteile.

Der Mastdarm zum großen Teile aus dem Zusammenhange mit der Umgebung abgerissen; seine Wand an der rechten Seite in großer Ausdehnung scharf durchgerissen und durch diesen Riß ein Teil der untersten Dünndarmschlingen in den Mastdarm eingetreten.

Die meisten Rippen beiderseits mehrfach gebrochen. Die

Wirbelsäule in der Höhe des 6. und 8. Brustwirbels vollständig quer gebrochen; das Rückenmark an diesen Stellen ganz durchgerissen. Auch in der Höhe des 3. und 4. Brustwirbels die Wirbelsäule an der vorderen Seite teilweise gebrochen.

Die Verletzungen waren ihrer allgemeinen Natur nach tödlich.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90 St.P.O.

13. Fall.

R. H., 7 Jahre alt. Angeblich von einem Lastwagen überfahren. Gerichtliche Obduktion am 14. März 1899.

Blut in der Umgebung von Nase, Mund und Ohren.

Einzelne unbedeutende Hautabschürfungen ohne Blutunterlaufung in der Tiefe an der vorderen und äußeren Seite der rechten unteren Extremität.

Unter den weichen Schädeldecken in der Stirn- und Schläfegegend rechts mehrere guldengroße Blutaustritte. An der Schädelbasis eine ausgedehnte Fraktur.

In der Luftröhre, im Mund und Rachen ziemlich reichliche Mengen Blut. In den Bronchien linkerseits eine größere Menge Blut. In den Lungen am Durchschnitt stellenweise fleckige blutige Verfärbung. Der unterste Teil der Luftröhre enthält eine größere Menge Blut.

Tod an Schädelbasisfraktur mit nachfolgender Blutaspiration und Erstickung. Die Verletzung ihrer allgemeinen Natur nach tödlich. Der Schädelbruch durch eine heftige stumpfe Gewalt, fraglich welcher Art, vielleicht eher durch Sturz als durch direktes Überfahrenwerden entstanden.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90 St.P.O.

14. Fall.

A. W., 51jähr. Taglöhner. Derselbe ging auf einem Eisenbahndamm; da er schwerhörig war, hörte er den Zug nicht kommen, wurde von der Lokomotive erfaßt, niedergerissen und überfahren. Gerichtliche Sektion am 17. Mai 1899.

Der Kopf in der Höhe zwischen dem 3. und 4. Halswirbel total vom Rumpfe getrennt; am Rumpfe hing an einem Hautfetzen ein 2 cm langer Rest der Unterlippe sowie ein Teil der rechten Unterkieferhälfte. Das Schädeldach war zwar in seiner Konfiguration noch erhalten, jedoch vielfach gebrochen. Die rechte Ohrmuschel hängt nur an einem 12 cm langen, 3 cm breiten Hautfetzen. Das Gesicht vom unteren Rande des rechten Ohres angefangen vollständig zerrissen, auch die linke Gesichtshälfte teilweise zertrümmert. An Stelle des Gesichtes Gewebsfetzen, zertrümmerte Hirnsubstanz, Blutgerinnsel, dazwischen größere und kleinere Knochensplitter und Sandkörner eingestreut.

Der rechte Oberarm in seinem unteren Drittel gebrochen und winklig abgeknickt; in der Tiefe keine Blutungen. Das linke Schulterblatt vielfach zertrümmert; in der Tiefe keine Blutungen. In der linken Schultergegend rückwärts eine überhandflächengroße und in der nächsten Umgebung einige kleinere dunkelbraun vertrocknete Hautabschürfungen.

In der Mitte der Vorderseite des rechten Unterschenkels eine etwa 5½ cm lange, bis auf 1 cm klaffende, mit dunkelbraun vertrockneten, etwas gequetschten Rändern versehene, bis auf den Knochen reichende Wunde.

Unbedeutende geronnene Blutaustritte unter den weichen Schädeldecken. Vollständige Zertrümmerung des Schädels. Das Gehirn zum großen Teile zertrümmert.

Die Aorta ascendens einen Querfinger über den Aortenklappen fast in ihrer ganzen Zirkumferenz mit Ausnahme einer etwa 4 mm breiten Brücke der Gefäßwand der hinteren Partie quer durchtrennt; dabei die Wundränder der Aorta scharf, nur an einzelnen Stellen fein gezackt. Hochgradige Anämie einzelner innerer Organe.

Die Verletzungen ihrer allgemeinen Natur nach tödlich. Die Entstehung derselben läßt sich durch den durch die Erhebungen festgestellten Vorgang erklären.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90 St.P.O.

15. Fall.

W. B., 3 jähr. Knabe. Angeblich von einem beladenen Kohlenwagen überfahren. Gerichtliche Obduktion am 6. Mai 1901.

Leichte Blutung aus Nase und Mund. — Bohnengroße Exkoriation auf der Stirn mit Blutunterlaufung und außerdem einige kleinere. In der linken Schläfe- und Wangengegend eine 8 cm lange, $2^1/_2$ cm breite Hautabschürfung. In der Hinterhauptgegend eine 5 cm lange, 1 cm breite, von Haaren entblößte, exkoriierte Hautstelle mit Blutunterlaufung. Kleine Exkoriationen auf der Brust entsprechend dem unteren Ende des Brustbeins.

Oberhalb der Symphyse von rechts oben nach links unten bis auf den Hodensack reichend, eine 9 cm lange, 2 cm breite Exkoriation mit zwei seichten Einrissen in der Haut. Exkoriation an der Wurzel des Penis mit seichtem Einriß der Haut. In der rechten Leistengegend eine von außen oben nach unten innen verlaufende $9^1/_2$ cm lange, $2^1/_2$ cm breite Rißquetschwunde. Exkoriationen am Rücken und an den Oberschenkeln.

Unter den weichen Schädeldecken in der Hinterhauptgegend mehrere mäßige Blutaustritte. Zwischen harter Hirnhaut und weichen Hirnhäuten in der Hinterhauptgegend mäßige Blutaustritte, ebenso auch in der linken mittleren Schädelgrube. Die harte Hirnhaut im Bereiche beider hinterer Schädelgruben in großer Ausdehnung vom Knochen abgerissen. Mäßige Blutaustritte zwischen den weichen Hirnhäuten (entsprechend dem Stirnhirn und der Spitze der Schläfelappen). In der Marksubstanz der beiden Scheitellappen vereinzelte, sehr derbe, stellenweise knorpelhart anzufühlende Narben, in deren Bereiche sich bräunliche Pigmentation erkennen läßt. Von der äußeren Hälfte der rechten Kleinhirnhälfte ein kleiner Teil vollständig abgerissen und von zahlreichen kleinen Blutaustritten durchsetzt. Knochenbruch an der Schädelbasis in den hinteren Schädelgruben.

In dem Unterhautzellgewebe der rechten Halsseite ein kronengroßer Blutaustritt. In der Luftröhre stark blutig gefärbter Schleim. Ziemlich ausgebreitete Blutaustritte an der Lungenoberfläche beiderseits. Im Herzbeutel eine mäßige Menge Blut. An der hinteren Fläche des Herzens und zwar an der Grenze zwischen der rechten und linken Herzkammer ein der ganzen Länge des Herzens entsprechender Riß, welcher die rechte Herzkammer in großer Ausdehnung perforiert.

In der Bauchhöhle 2 Eßlöffel Blut. Im linken Leberlappen ein

frischer, großer, von oben nach unten ziehender, durch die ganze Dicke des Lappens dringender Einriß.

Der rechte horizontale Schambeinast nahe der Symphyse gebrochen, die Muskulatur hinter der Symphyse zerrissen und von vielfachen Blutaustritten durchsetzt.

Die Verletzungen ihrer allgemeinen Natur nach tödlich. Ob und inwieweit etwa fremdes Verschulden vorlag, dafür lieferte der Obduktionsbefund keine Anhaltspunkte.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90 St.P.O

16. Fall.

F. S., 66 jähr. Maurer. Ist laut Zeugenaussagen in dem Momente, als der Zug herannahte, auf das Geleise gesprungen. Gerichtliche Obduktion am 18. Juni 1901.

Äußerst spärliche Totenflecke.

Die obere Hälfte des Kopfes von der unteren vollständig abgerissen. Gesicht bis zu den Augen er-halten. Schädelbasis freiliegend, stark zertrümmert, die Wirbelsäule aus dem infolge der Knochenzertrümmerung vergrößerten Foramen occipitale herausragend. Schädeldach vielfach zertrümmert. Gehirn zermalmt.

Entsprechend der äußeren Hälfte des rechten Fußrückens die Haut abgerissen, ebenso die Sohlenhaut; die tieferen Weichteile des rechten Fußes vielfach zerrissen, die Zehen bis auf die große abgetrennt. Links die letzten 3 Zehen ebenfalls zerrissen, die umgebende Haut in Fetzen herabhängend.

Größere und kleinere Hautabschürfungen an den oberen Extremitäten, an der linken Schulter.

In der Hals- und Brustmuskulatur mehrere größere und kleinere Blutaustritte.

Im Zellgewebe um die Harnblase und den Mastdarm herum ziemlich ausgebreitete Blutaustritte.

Halswirbelsäule in der Höhe des 7. Halswirbels quer gebrochen. Linkerseits alle Rippen ungefähr handbreit vor der Knorpelknochengrenze gebrochen, die 5., 6. und 7. Rippe außerdem knapp an der Wirbelsäule; rechts die 4 oberen Rippen dreifingerbreit hinter der Knorpelknochengrenze gebrochen. Das Becken etwas links von der Symphyse, sowie entsprechend der Verbindung zwischen Kreuzbein und Darmbein linkerseits gebrochen.

In der Umgebung aller dieser Frakturstellen ausgebreitete Blutaustritte.

Die Verletzungen ihrer allgemeinen Natur nach tödlich. Die Möglichkeit des durch die Erhebungen festgestellten Herganges mußte zugegeben werden.

Da der etwaige Täter nicht eruiert wurde, erfolgte die Einstellung des gerichtlichen Verfahrens nach § 412 St.P.O.

17. Fall.

W. V., 50 jähr. Bahnarbeiter. Wurde ca. 3/4 m weit von einem Bahngeleise, auf dem Waggons verschoben wurden, tot aufgefunden. Gerichtliche Obduktion am 23. September 1901.

Linkes oberes Augenlid blutunterlaufen.

An der Streckseite des linken Oberarmes, etwas oberhalb dessen Mitte, eine 5 1/2 cm lange, bis 1 1/2 cm breite Exkoriation, darunter Zertrümmerung der Muskulatur mit Blutunterlaufung.

An der Streckseite des linken Handgelenkes 3 bis guldenstückgroße Blutunterlaufungen. Auch im Unterhautzellgewebe und im Zwischenmuskelgewebe an der Streckseite des linken Vorderarmes mäßig ausgebreitete Blutaustritte.

Rechts vorn in den Weichteilen des Halses und des Brustkorbes mehrfache mäßig ausgebreitete Blutaustritte und zwar insbesonders oberhalb der äußeren Hälfte des rechten Schlüsselbeins und in der Muskulatur einzelner Zwischenrippenräume. Tiefgreifende Eröffnung des Gelenkes zwischen rechtem Schlüsselbein und Brustbein. Die Muskulatur neben dem Brustbein im 1. Zwischenrippenraum in mäßiger Ausdehnung zerrissen.

Hinter der Speiseröhre in der Höhe des obersten Luftröhrenabschnittes ein mäßig großer und mäßig dicker Blutaustritt. An der Oberfläche beider Lungen mäßige Blutaustritte. Im Herzbeutel eine geringe Menge Blutes.

An der Oberfläche des Herzens nahe dem linken Herzohre in der Muskulatur einzelne seichte Einrisse.

In der Bauchhöhle 1/2 l Blut. Leber in ihrer oberen Hälfte völlig zertrümmert. Zellgewebe in der Umgebung der rechten Niere teilweise zerrissen und von Blutaustritten durchsetzt.

Sämtliche Rippen rechts handbreit von der Wirbelsäule gebrochen, das Brustfell daselbst eingerissen; einzelne dieser Rippen auch vorn nahe der Knorpelknochengrenze gebrochen, Blutaustritte daselbst. Links handbreit von der Wirbelsäule die 6. und 7. Rippe gebrochen.

Die Verletzung der Leber war ihrer allgemeinen Natur nach tödlich. Die übrigen Verletzungen bildeten einzeln wie zusammengenommen bloß leichte körperliche Beschädigungen, mit denen der Tod nicht in Zusammenhang steht.

Sturz aus nicht sehr bedeutender Höhe läßt diese Verletzungen nicht erklären.

Mit Rücksicht auf die Erhebungen, ferner mit Rücksicht auf das Fehlen von Veränderungen (Druckspuren an der äußeren Haut und Zermalmungen irgendwelcher Körperpartien), welche für direktes Überfahrenwerden sprächen, erscheint es wahrscheinlich, daß W. V. vom Zuge erfaßt und niedergeworfen wurde. Ob fremdes Verschulden vorlag oder nicht, ließ sich aus dem Obduktionsbefunde nicht entscheiden.

Einstellung des Strafverfahrens nach § 90 St.P.O.

Überblicken wir diese Fälle, so zeigt es sich, daß sich in manchen derselben Verletzungen fanden, deren Entstehung selbst ohne Rücksicht auf die Erhebungen kaum anders als durch Überfahrenwerden gedeutet werden könnte. Dies gilt insbesondere von den Fällen 3, 4, 11 und 12.

Von sonstigen wichtigen stumpfen mechanischen Gewalteinwirkungen wären noch Sturz aus der Höhe, Verschüttung, Maschinengewalt und eventuell Explosion in Betracht zu ziehen.

Im Falle 3 spricht insbesondere der hohe Grad von Verletzungen am Halse im Zusammenhalt mit den streifenförmigen Druckspuren

daselbst und an beiden Schultern, sowie die gleichzeitige, ganz isolierte Verletzung der rechten Hand für die Entstehung durch Überfahrenwerden. Berücksichtigen wir, daß die einwirkende Gewalt von ganz besonderer Wucht gewesen sein muss, so kann wegen des Mangels hochgradigerer Verletzungen an anderen Körperstellen Sturz, Verschüttung und Explosion als Entstehungsursache entschieden ausgeschlossen werden, ebenso aber auch Maschinengewalt, da es nicht einzusehen ist, in welcher Weise eine Maschine gerade den Hals und eine Hand angreifen sollte, ohne gleichzeitig Läsionen verschiedenen Grades an anderen, insbesondere gegenüber dem Halse mehr prominierenden, ihm benachbarten Körperstellen zu setzen.

Das gleiche gilt vom Falle 12, in welchem wiederum der Umstand, daß die direkt durch Überfahrenwerden entstandenen Verletzungen so ziemlich in einer und derselben schräg zur Längsachse des Körpers verlaufenden geraden Ebene angeordnet sind, beziehungsweise sich nur innerhalb ziemlich enger Grenzen zu beiden Seiten derselben zeigen, ganz besonders für die Entstehung derselben durch Überfahrenwerden und gegen jede andere Entstehungsart spricht. Die Fälle 4 und 11 decken sich bezüglich der Begründung der diesbezüglichen Schlußfolgerungen hinsichtlich der Art der Entstehung der Verletzungen mit dem Falle 3.

In allen übrigen Fällen können die Verletzungen nicht als für die Entstehung durch Überfahrenwerden charakteristisch angesehen werden; vielmehr ließen sich dieselben ebenso gut teils als durch Sturz, teils als durch Verschüttung, teils als durch Maschinengewalt entstanden deuten.

Wir sehen also, daß es Fälle gibt, in denen tatsächlich schon auf Grund des objektiven Befundes allein die Entstehung von Verletzungen durch Überfahrenwerden mit Bestimmtheit erschlossen werden kann, während in anderen Fällen zwar nichts gegen die Möglichkeit dieser Entstehungsart der Verletzungen zu sprechen braucht, ihre Beschaffenheit aber doch auch die Annahme einer anderen Möglichkeit der Entstehung zuläßt.

Die Schwierigkeit, sich auf Grund des objektiven Befundes der Verletzungen allein über die Art ihrer Entstehung durch Überfahrenwerden auszusprechen, wächst meiner Erfahrung nach mit der Abnahme der Schwere und Wucht des Gefährtes, durch welches das Überfahrenwerden bewerkstelligt worden ist, wird also ceteris paribus beim Überfahrenwerden durch die Eisenbahn am leichtesten sein.

Wie gesagt, halte ich unter den genannten Umständen

die Feststellung der Entstehung von Verletzungen durch Überfahrenwerden in vielen Fällen für einwandsfrei möglich.

Ist durch die Erhebungen festgestellt, daß ein Mensch überfahren worden ist, oder hat man Ursache dies auf Grund des objektiven Befundes anzunehmen, so ist es wegen bestimmter, später zu betonender, forensisch wichtiger Momente angezeigt, sich zu vergegenwärtigen, in welcher Lage oder Stellung gegenüber der Fahrbahn sich ein Mensch, während er überfahren wurde, befunden hat, beziehungsweise in welcher Richtung das Überfahrenwerden erfolgte.

Die Richtung wird einerseits aus dem Verlaufe der Druckspuren oder bei über größere Körperpartien ausgebreiteten inneren Verletzungen auch aus der räumlichen Anordnung der letzteren erschlossen werden können. Bei dieser Erwägung läßt sich ein Überfahrenwerden senkrecht zur Längsachse des Körpers in den Fällen 3, 4, 7, 8 und 11, ein Überfahrenwerden in schräger Richtung und zwar von rechts unten nach links oben oder umgekehrt im Falle 12 erschließen, während für die übrigen Fälle eine diesbezügliche sichere Entscheidung nicht möglich ist.

Was die Stellung oder Lage eines Menschen im Momente des Überfahrenwerdens anbelangt, so kommt dieselbe namentlich dort in Betracht, wo es sich um Verletzungen von Körperteilen handelt, die durch mehr oder weniger ausgedehnte Gebiete vollkommen oder verhältnismäßig unversehrter Körpergewebe von einander getrennt sind. So können wir im Falle 3 auf Grund des objektiven Befundes ungezwungen annehmen, daß der Überfahrene nur auf einer Eisenbahnschiene und zwar mit unter den Hals gelegter rechter Hand gelegen ist, während wir im Falle 11 aus dem objektiven Befunde schließen dürfen, daß der Betreffende mit über den Kopf emporgestreckten Oberarmen, vielleicht mit unter dem Kopfe gefalteten Händen auf der einen Eisenbahnschiene lag, der rechte Fuß sich auf der zweiten Schiene befand.

Als Nebenbefunde können derartige Verletzungen an nicht lebenswichtigen Körperteilen, also insbesondere an den Extremitäten, deswegen Bedeutung haben, weil sie eben auf die Stellung dieser Teile im Momente des Überfahrenwerdens ein Licht werfen.

Von Bedeutung kann ferner der Umstand sein, ob der Körper von der das Überfahren bewirkenden Gewalt bloß tangential getroffen worden ist oder ob irgend ein wichtiger Körperteil — Kopf, Brust oder Unterleib — vollständig überfahren wurde. Bei

mehr tangentialer Einwirkung der Gewalt, welche ja auch mit vollständigem Überfahrenwerden gewisser Körperteile kombiniert sein kann, entstehen namentlich Abhebungen der Haut von ihrer Unterlage oder Lappenwunden, wie sich dies beispielsweise im Falle 1 zeigte.

Die Todesursache kann beim Überfahrenwerden in verschiedenen Momenten gelegen sein. Wir haben hier jene Fälle, in denen der Tod sofort eintritt, von denjenigen zu trennen, in denen derselbe erst später erfolgt.

In den Fällen der ersten Gruppe tritt der Tod meistens infolge der Zertrümmerung und der damit einhergehenden momentanen Aufhebung der Funktionsfähigkeit lebenswichtiger Organe ein, oder aber es erfolgt der Tod bei peripheren Verletzungen oder wenigstens bei solchen, welche nicht lebenswichtige Organe betreffen, infolge von Shok oder Fettembolie.

Weiterhin kann die Todesursache in akuter Anämie gelegen sein, wenn entweder Zerreißungen des Herzens und größerer Gefäße oder irgendwelcher innerer Organe erfolgen, ohne daß es zur vollständigen Zermalmung mit primärer Mortifikation der Gewebe kommt. Werden aber diese Teile primär mortifiziert, so braucht entweder gar keine Blutung einzutreten oder dieselbe kann bloß minimal sein. Das Ausbleiben einer intensiveren Blutung kann insbesondere durch Zustände, welche eine Herabsetzung des Blutdruckes nach sich ziehen, mit veranlaßt werden.

Sind die Verhältnisse im konkreten Falle dem Auftreten einer intensiveren Blutung günstig, so hängt die Schnelligkeit, mit welcher der Verblutungstod erfolgt, nicht zum Geringsten von den Blutdruckverhältnissen im Bereiche der verletzten Blutbahnen ab.

Von anderweitigen Folgezuständen der durch das Überfahrenwerden gesetzten Verletzungen können auch entzündliche Prozesse den tödlichen Ausgang bewirken, sei es, daß es sich um eine Entzündung als natürliche und begreifliche Folge gewisser Verletzungen, wie z. B. als Folge von Rupturen innerer Organe, oder daß es sich um accidentelle Wundinfektionskrankheiten handelt.

Eine wesentliche forensische Bedeutung hat auch die Frage, ob offenbar durch Überfahrenwerden entstandene Verletzungen intravital oder postmortal gesetzt wurden, eine Frage, welche namentlich in jenen Fällen zu ventilieren ist, in denen die Erhebungen kein Resultat in dieser Richtung ergeben.

Die Erfahrung lehrt, daß gelegentlich die Leichen von Individuen, welche zunächst auf andere Weise gewaltsam getötet worden sind,

nachträglich dem Überfahrenwerden durch die Eisenbahn — denn nur um ein solches handelt es sich in solchen Fällen — preisgegeben werden, um entweder einen Selbstmord oder einen Unglücksfall vorzutäuschen.

Je nach der Art der gewaltsamen Tötung und je nach der Lokalisation und Art der durch diese und durch das Überfahrenwerden gesetzten Läsionen kann die Entscheidung hinsichtlich des intravitalen oder postmortalen Überfahrenwordenseins bald leichter, bald äußerst schwierig sich gestalten.

Wurde die Tötung des Betreffenden durch Verletzungen vorgenommen, die nach außen hin offen sind und eine Blutung nach außen veranlaßten, so ist es möglich, daß der Lokalaugenschein durch die Verfolgung von Blutspuren in der Umgebung den Tatbestand aufklärt oder daß letzteres auf Grund anderer, durch den Lokalaugenschein festgestellter Momente geschieht.

Was jedoch die Verletzungen an und für sich anbelangt, so ist eine äußerst genaue Leichenuntersuchung notwendig.

Für Verletzungen der bedeckenden Weichteile und der Muskulatur werden die auch bei auf andere Weise entstandenen Verletzungen in Betracht kommenden Merkmale berücksichtigt werden müssen, so insbesondere die Blutungen in die die Kontinuitätstrennungen umgebenden Gewebe, wenn auch zugegeben werden muß, daß solche Blutungen nicht unbedingt als Zeichen der intravitalen Entstehung von Verletzungen anzusehen sind, da dieselben unter günstigen Bedingungen im konkreten Falle auch an Leichen zustande kommen können.

Tritt der Tod momentan während des Überfahrenwerdens ein, wie dies ja meistens beim Überfahrenwerden durch die Eisenbahn geschieht, falls lebenswichtige Organe direkt verletzt, zermalmt werden, so kann es selbst bei Eröffnung großer Gefäße oder des Herzens vorkommen, daß die Blutung in die Körperhöhlen oder bei Vorhandensein äußerer Wunden auch die Blutung nach außen verhältnismäßig gering ist. Namentlich vermißt man in solchen Fällen nicht selten eine irgendwie bedeutendere Anämie der inneren Organe. *Es darf daher ein noch bedeutender Blutgehalt im Innern nicht als Beweis für die postmortale Entstehung der Verletzungen angesehen werden.* Im Gegenteil hielte ich eine auffälligere Anämie innerer Organe in Fällen, in denen aus der Art und Intensität der Verletzungen, namentlich bei einer Zertrümmerung des Herzens oder der die Herzaktion dirigierenden nervösen Organe auf sofortigen Tod für den Fall des intravitalen Überfahrenwerdens geschlossen werden kann, für einen Zustand, der um so dringender die Nachforschung

nach etwaigen anders als durch Überfahrenwerden entstandenen Verletzungen, welche den Tod herbeigeführt haben könnten, beziehungsweise nach einer anderen Todesart überhaupt fordert.

Verhältnismäßig leicht ist gelegentlich die Feststellung der intravitalen Entstehung von Verletzungen an röhrenförmigen Organen, deren Wand reich an Muskulatur ist und in der Umgebung nicht fixiert erscheint oder deren Fixation in der Umgebung gewaltsam unterbrochen erscheint. Daß sich je nach der Verschiedenheit dieser Fixationsverhältnisse verschiedene Befunde ergeben, zeigt ein Vergleich der Veränderungen am Oesophagus im Falle 11 und 12. In diesen beiden Fällen war derselbe durchgerissen. Während nun im Falle 11 der Oesophagus in Zwerchfellshöhe quer durchgerissen war, ohne daß sein Zusammenhang mit der Umgebung in der Nachbarschaft der Durchtrennungsstelle eine Störung erfahren hätte, war der Oesophagus im Falle 12 nicht bloß durchgerissen, sondern auch auf eine gewisse Strecke hin von der Luftröhre abgerissen (Fig. 13). Es waren somit im Falle 12 die Bedingungen für eine stärkere Retraktion der durchtrennten Längsmuskulatur günstig und äußerte sich dieselbe in einer queren Runzelung an der Innenseite der Oesophaguswand, wobei dieser Befund nahe der Durchtrennungsstelle am stärksten ausgeprägt war, um peripherwärts von derselben an Intensität stufenweise abzunehmen. Diese Wirkung der Längsmuskulatur war hier so bedeutend, daß die durch dieselbe hervorgerufene quere Runzelung der Schleimhautfläche der Speiseröhre als ein Beweis für die intravitale Entstehung der Verletzung angesprochen werden durfte. Anders lagen die Verhältnisse im Falle 11, da hier die Erhaltung des normalen Zusammenhanges des Oesophagus mit der Umgebung eine stärkere Retraktion der durchtrennten Längsmuskulatur hinderte.

Es wird somit dieser für die Feststellung der intravitalen Entstehung gewisser Verletzungen immerhin wertvolle Befund nur dort an inneren Organen zu erwarten sein, wo es sich um röhrenförmige Organe mit muskelreicher Wand handelt, welche vollständig oder nahezu in ihrer ganzen Zirkumferenz quer oder schräg durchtrennt sind, und wo die betreffenden Organe, wie z. B. der Darm, an ihrer Außenseite nicht allseits fixiert sind oder aber eine normale Fixation gewisser Organe durch ein Trauma streckenweise aufgehoben erscheint.

Ist dem Überfahrenwerden eine gewaltsame Tötung vorangegangen, so wird die Konstatierung der letzteren, falls sie durch mechanische Gewalt erfolgt ist, im allgemeinen namentlich dann keinen wesentlichen Schwierigkeiten unterliegen, wenn die durch den

gewaltsamen Akt der Tötung gesetzten Läsionen nicht im Bereiche der durch das Überfahrenwerden gesetzten Verletzungen gelegen sind, oder wenn, wie dies namentlich nach Stich- und Schußverletzungen der Fall sein kann, sich für solche sprechende Befunde, wie etwa im Körper zurückgebliebene Teile des verletzenden Instrumentes, nachweisen lassen.

Hat man jedoch für die Beurteilung eines Falles nur die Verletzungen an und für sich zur Verfügung, so könnte es gelegentlich ganz unmöglich werden, auf Grund des objektiven Befundes an einer Leiche eine dem Überfahrenwerden vorangegangene gewaltsame Tötung sicherzustellen.

Nehmen wir an, es würde ein Mensch zunächst durch einen Hieb mit einer Axt, durch einen Schlag mit einem Stein oder Hammer u. dgl. gegen den Kopf erschlagen, derselbe dann als Leiche mit dem Kopfe auf die Schienen gelegt und von der Eisenbahn überfahren werden, so dürfte es meistens kaum möglich werden, die Art der Tötung aus dem objektiven Befunde an der Leiche zu erschließen, da eben die ursprünglich noch zu Lebzeiten gesetzten Verletzungen durch die weitaus wuchtigere, erst auf die Leiche einwirkende Gewalt unkenntlich gemacht werden können; in solchen Fällen gehen eben die ursprünglich gesetzten Verletzungen in den durch das Überfahrenwerden entstandenen vollkommen auf.

Verletzungen des Halses, wie solche z. B. bei gewaltsamer Tötung durch Erdrosseln, Erwürgen, durch Halsdurchschneiden entstehen, könnten durch nachträgliches Überfahrenwerden des Halses der Leiche ebenfalls als solche unkenntlich gemacht werden; finden wir ja doch hin und wieder ziemlich scharfe Durchtrennungen der Haut an von der Eisenbahn Überfahrenen. Druckspuren an der Halshaut können durch jene infolge von Überfahrenwerden überboten werden. Verletzungen, welche an den Halsgebilden durch Strangulation oder durch Halsschnitt entstehen, können ebenfalls dadurch sich einer richtigen Deutung entziehen, daß analoge Verletzungen durch Überfahrenwerden entstehen oder die Charaktereigenschaften der bei der gewaltsamen Tötung entstandenen Verletzungen im Bereiche der durch das Überfahrenwerden zermalmten Gewebe unkenntlich werden können.

In solchen Fällen würde meiner Ansicht nach auch nur eine höhergradige Anämie der inneren Organe den Verdacht erregen können, daß dem Überfahrenwerden die Zufügung anderer Verletzungen, aus denen die tödliche Blutung erfolgte, vorangegangen ist, da eben erfahrungsgemäß auch beim intravitalen Überfahrenwerden des Halses der Tod momentan eintritt und selbst bei offenen Wunden mit Er-

öffnung größerer Blutgefäße die Bedingungen für eine stärkere Blutung, welche eine bedeutendere Anämie der inneren Organe zur Folge hat, nicht gegeben zu sein brauchen.

Analog liegen die Verhältnisse in jenen Fällen, in denen ein Überfahrenwerden des Brustkorbes oder des Unterleibs erfolgt.

Ich glaube bezüglich dieses Punktes mein Urteil dahin zusammenfassen zu können, daß unter alleiniger Berücksichtigung der Verletzungen es dann äußerst schwierig, ja selbst unmöglich werden kann, eine dem Überfahrenwerden einer Leiche durch die Eisenbahn vorangegangene gewaltsame Tötung des betreffenden Individuums nachzuweisen wenn die auf den intravitalen Gewaltakt zurückzuführenden Verletzungen an jenen Körperstellen gelegen sind, welche auch von der das Überfahren bewirkenden Gewalt direkt getroffen worden sind, falls nicht etwa im Körper zurückgebliebene fremdartige Objekte, wie Teile des verletzenden Werkzeuges, den Tatbestand aufklären; ist dagegen die Lokalisation der durch den intravitalen Gewaltakt gesetzten Verletzungen verschieden von der Lokalisation der durch das Überfahrenwerden zustande gekommenen Verletzungen, so wird die Konstatierung der dem Überfahrenwerden vorangegangenen gewaltsamen Tötung in der Regel kaum auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen.

In allen Fällen, in denen es sich um intravitales Überfahrenwerden eines Individuums handelt, ist schließlich natürlich die Frage, ob ein Mord, Selbstmord oder Unfall vorliegt, für die etwaige weitere strafrechtliche Verfolgung des konkreten Falles äußerst wichtig.

In dieser Hinsicht äußert sich Georg Arndt[1]) dahin, daß es sehr schwierig oder ganz unmöglich ist, in einem Falle, in dem der Tod durch Überfahrenwerden (oder durch Sturz) herbeigeführt worden ist, zu entscheiden, ob ein Verbrechen, d. h. Mord oder ein Selbstmord, oder ein unglücklicher Zufall vorliegt; und Richard Pressel[2]) sagt: „In allen Fällen, wo es sich um die Frage Unfall oder Selbstmord durch Überfahrenwerden handelt, ist der Richter auf die begleitenden Umstände angewiesen; der Gerichtsarzt kann nie aus der Art der Verletzungen versuchen wollen, diesen Punkt klarzustellen."

Man darf wohl annehmen, daß dies auch F. Straßmanns An-

---

1) G. Arndt, Tod durch Überfahrenwerden und durch Sturz aus der Höhe. Inaug.-Diss. Marburg 1899.

2) R. Pressel, Über den Tod durch Überfahrenwerden. Inaug.-Diss. Berlin 1895.

sicht ist, da die beiden Dissertationen von Arndt und Pressel unter seiner Leitung entstanden sind; eben deshalb ist es aber zu verwundern, daß Straßmann, der doch über eine reichliche Erfahrung auf dem Gebiete der forensischen Thanatologie verfügt, die Entscheidung der in Rede stehenden Frage in Fällen von Überfahrenwerden auf Grund des Obduktionsbefundes für gänzlich aussichtlos hält.

Ich bin anderer Meinung und glaube, daß man sich innerhalb natürlicher Fehlergrenzen denn doch häufig ein Urteil in dieser Richtung bilden kann. Ich sage, innerhalb natürlicher Fehlergrenzen, denn mit solchen haben wir ja selbstverständlich in sehr vielen Fällen des durch mechanische Gewalt herbeigeführten Todes zu rechnen. In Fällen von Tod durch Schuß dürfen wir in dem Umstande, daß wir an der Schußverletzung charakteristische Merkmale des Nachschusses finden, nicht unbedingt auf Selbstmord schließen, ebensowenig wie eine tödliche Halsschnittwunde keine Eigenschaften aufzuweisen braucht, welche unbedingt für Mord oder Selbstmord sprächen, ebensowenig wie Stichverletzungen an und für sich etwa regelmäßig Anhaltspunkte für die Entscheidung der Frage zu geben brauchen, ob dieselben durch die eigene Hand des Verletzten oder durch fremde Hand zugefügt worden sind.

Innerhalb dieser Grenzen halte ich es aber auf Grund meiner Erfahrung nicht für unmöglich, sich auch in manchen Fällen von Überfahrenwerden ebenso bestimmt wie bei anderen traumatischen Todesarten dahin zu äußern, ob Mord, Selbstmord oder Zufall vorliegt. Diese Frage muß von ärztlicher Seite umsomehr ventiliert werden, als sowohl in medizinischen Laienkreisen als auch in Richterkreisen vielfach die Meinung vorherrscht, daß in dieser Richtung von einer Leichenobduktion bei Überfahrenen kein Resultat zu erwarten sei.

Allerdings läßt sich diese Frage keineswegs nach allgemeinen Regeln beurteilen; vielmehr ist in jedem einzelnen Falle eine genaue Erwägung des Obduktionsresultates notwendig.

Ich gehe deshalb auch hier wieder von meinen eigenen Beobachtungen aus.

Zunächst sei, worauf auch der Arzt in seinem Gutachten Rücksicht zu nehmen hat, hervorgehoben, daß ein Selbstmord durch Überfahrenwerden bei uns wohl nur auf durch feste Geleise vorgeschriebenen Bahnen vorkommt, daher vielleicht ausnahmslos durch Überfahrenwerden mittelst der Eisenbahn. Pressel[1]) bemerkt, daß Selbstmord unter den Rädern schwerer Lastwagen bei religiösen Fanatikern in

1) l. c., S. 29.

Indien und Ägypten nichts Seltenes ist und als besonders verdienstvoll zu gelten scheint, in Europa dagegen nicht vorkommen dürfte.

Bei Selbstmord kommt es wohl am häufigsten vor, daß die Selbstmordkandidaten sich mit dem Halse auf die Schienen legen und sich in dieser Position überfahren lassen. Wir hatten somit wohl volle Berechtigung, im Falle 3 Selbstmord anzunehmen, da der objektive Befund darauf hinwies, daß der Hals quer überfahren wurde und außerdem nur noch die rechte Hand. Man konnte sich vorstellen, daß sich der betreffende Mann mit unter den Hals gelegter rechter Hand auf die Schienen gelegt hatte, um den Druck seitens der letzteren zu lindern. Unterstützt wurde die Annahme eines Selbstmordes noch durch den Umstand, daß sich keine sogen. sekundären Verletzungen an der Leiche fanden, welche auf einen Sturz oder einen Stoß unmittelbar vor dem Überfahrenwerden hingedeutet hätten.

Auch im Falle 11 sprachen wir uns für einen Selbstmord aus, wobei wir uns, wie bereits früher erwähnt, vorstellen durften, daß sich der Betreffende mit emporgestreckten Armen und vielleicht behufs Stütze des Kopfes mit unter letzterem gefalteten Händen auf die Schienen gelegt hat.

Seltener findet man, daß ein Mensch zum Zwecke des Selbstmordes, auf den Schienen liegend, andere Körpergegenden überfahren läßt, wenn mir auch eine Lokalisation von Verletzungen namentlich am Kopfe, dann aber auch am Brustkorb oder am Unterleib nicht etwa unbedingt gegen Selbstmord zu sprechen scheint. Wir äußerten uns denn auch im Falle 7, in welchem der Brustkorb und der obere Teil des Unterleibs, und im Falle 8, in welchem das Becken quer überfahren worden war, bloß dahin, daß dieser Befund am ehesten für ein zufälliges Überfahrenwerden spricht.

Im Falle 4 war es nicht der objektive Befund an der Leiche, welcher für einen Zufall sprach, sondern der Umstand, daß der Betreffende von einem Wagen überfahren worden ist. Wäre das Überfahrenwerden durch die Eisenbahn erfolgt, so wäre man mit Rücksicht darauf, daß der Hals und das Gesicht in querer Richtung überfahren worden ist, vielleicht eher geneigt gewesen, an einen Selbstmord zu denken.

Im Falle 12 spräche wohl abgesehen von den Erhebungen, welche einen Zufall wahrscheinlich machen, auch der Umstand, daß das Überfahren schräg in der Richtung von rechts unten nach links oben erfolgte, eher für einen Zufall, wenn auch zugegeben werden muß, daß ein Überfahrenwerden des Körpers in schräger Richtung oder in der Längsachse des Körpers nicht etwa unbedingt auf einen

Zufall hindeutet, sondern gelegentlich auch in Fällen von Selbstmord vorkommen kann.

In vielen Fällen ist der Zweck einer Obduktion der, zu konstatieren, ob der Obduktionsbefund mit dem Ergebnis der Erhebungen in Einklang gebracht werden kann.

So kann im Falle 2 die Kopfwunde sehr wohl auf einen Sturz bezogen werden, während sich die übrigen Verletzungen durch Überfahrenwerden erklären lassen.

Abgesehen davon, daß in den Fällen 1, 5, 9 und 10 das Überfahrenwerden durch einen Wagen erfolgte, spricht im Falle 10, falls hier tatsächlich ein Überfahrenwerden stattgefunden hat, der Befund schon an und für sich für einen Zufall, da die Art der Kopfverletzung auf eine tangentiale Einwirkung der Gewalt hindeutet und der Thorax nur teilweise und zwar rechts direkt von der überfahrenden Gewalt getroffen worden wäre, ebenso im Falle 1 und 5 der Umstand, daß hier bloß Verletzungen der unteren Extremitäten erfolgten. Auch im Falle 9 spricht die Lokalisation der Verletzungen am Unterleib und am unteren Teile des Brustkorbes schon an und für sich am ehesten für einen Zufall.

Im Falle 14 ließ sich die Frage, ob es sich um Selbstmord oder Zufall handelt, aus dem objektiven Leichenbefunde nicht mit Sicherheit beantworten; derselbe sprach jedoch eher für zufälliges Überfahrenwerden, indem sich auch bedeutende Verletzungen fanden, die gewiß nicht durch direkte Gewalt der Räder entstanden sind, sondern sich am besten durch die Annahme erklären lassen, daß der Mann mit großer Kraft niedergeworfen wurde; dies gilt von der Fraktur des rechten Oberarmes und der Durchreißung der Aorta. Wären nämlich diese Verletzungen auch durch direkte Gewalt der Räder verursacht worden, so hätten sich in der Nachbarschaft dieser Verletzungen auch Zermalmungen der Körpergewebe finden müssen, was aber nicht der Fall war.

Ich glaube sonach, daß für die Beantwortung der Frage, ob es sich in Fällen von Überfahrenwerden um einen Selbstmord oder Zufall handelt, verschiedene Momente in Betracht zu ziehen sind und zwar:

1. die Lokalisation der durch direktes Überfahrenwerden und der gelegentlich desselben auf andere Weise entstandenen Verletzungen;

2. die Richtung in welcher das Überfahrenwerden erfolgte;

3. der Umstand, ob die das Überfahrenwerden bewirkende Gewalt den Körper nur tangential oder in irgend einem Durchmesser vollkommen getroffen hat.

Daß ein Mord durch Überfahrenlassen des auf einem Bahngeleise festgehaltenen Körpers an einem wehrfähigen Individuum begangen werden könnte, halte ich für gänzlich ausgeschlossen, da eine solche Tat einerseits mit großer Gefahr für den Täter verbunden und die Erreichung des Zweckes bei infolge der Gegenwehr nicht ruhiger Lage des Körpers sehr zweifelhaft wäre. Aufgeklärt könnte eine derartige Tat durch den Leichenbefund gewiß nicht werden. Denkbar ist die Verübung eines Mordes nur in der Weise, daß ein Mensch vor einem heranbrausenden Zug auf das Bahngeleise gestoßen oder geworfen wird.

Laut Zeitungsnachrichten ist vor einiger Zeit in Wien ein Fall vorgekommen, in welchem ein Mann sein eigenes Kind durch Überfahrenlassen zu töten versuchte, indem er es wiederholt vor einen heranfahrenden Waggon der elektrischen Bahn hinwarf.

Jedenfalls halte ich dafür, daß wir in nicht seltenen Fällen dem Gerichte durch die Obduktion Überfahrener forensisch höchst wichtige Aufschlüsse geben können, weshalb denn auch in allen Fällen, in denen nicht schon durch die Erhebungen ein Selbstmord unzweifelhaft festgestellt ist, die gerichtliche Leichenobduktion eingeleitet werden soll. Nur möchte ich davor warnen, etwa aus einer bloßen äußeren Leichenbesichtigung weitgehende Schlüsse zu ziehen.

II.

Die gerichtliche Voruntersuchung.

Von

Referendar Dr. jur. **R. Polzin.**

Inhalt:

---

§ 1.

Einleitung: Das Wesen der Voruntersuchung.

In dem Strafverfahren aller in der Kultur fortgeschrittenen Völker wird sich vor Eintritt in die gerichtliche Entscheidung ein besonderes Prozeßstadium, Voruntersuchung genannt, ausbilden.

Der Zweck einer solchen Voruntersuchung liegt auf der Hand; er besteht im wesentlichen darin, die nötigen Schritte zu unternehmen, auf Grund deren eine Entscheidung darüber möglich ist, ob gegen eine Person wegen eines bestimmten Verbrechens ein Strafverfahren durchgeführt werden soll oder nicht.

Das Wesen, die Form und der Umfang einer solchen Voruntersuchung bestimmen sich im übrigen nach den Prinzipien, auf denen das Strafverfahren der einzelnen Völker beruht. Hauptsächlich haben sich nun bei den Kulturvölkern im Strafverfahren stets zwei Prinzipien gegenübergestanden:

1. Das Anklage-(Akkusations)-Prinzip und
2. das Untersuchungs-(Inquisitions)-Prinzip.

Bei dem ersteren wird dem Gerichte der Stoff der Anklage vorgelegt, der von dem Ankläger selbständig gesammelt ist. Das Strafverfahren hat dann die Form eines Rechtsstreites, bei dem der Richter das beigebrachte Belastungsmaterial als Leiter der Verhandlung auf seine Richtigkeit zu prüfen und auf Grund dieser Prüfung das Urteil zu fällen hat. Für die Voruntersuchung ergibt sich also ein nichtgerichtlicher Charakter. Dem Ankläger, mag er als Privatmann in Wahrnehmung eigener Interessen oder aus anderen Motiven die Anklage erheben, oder als öffentlicher Ankläger verpflichtet sein oder sich verpflichtet fühlen, gegen jemand vorzugehen, bleibt es überlassen, das Belastungsmaterial zu sammeln und dessen Richtigkeit

zu erweisen. Bisweilen wird der Ankläger allerdings richterliche Hilfe in Anspruch nehmen müssen, wenn nämlich solche Handlungen erforderlich werden, welche das geltende Recht dem Richter vorbehält. Im übrigen aber handelt der Ankläger selbständig, und das Gericht nimmt keinen Anteil an der Voruntersuchung, die also hier grundsätzlich außerhalb des gerichtlichen Strafverfahrens liegt.

Beim Inquisitionsprinzipe hat die Voruntersuchung dagegen die Form einer richterlichen Untersuchung. Das Gericht hat die Pflicht, im öffentlichen Interesse alle begangenen Verbrechen zu verfolgen, damit keine Übertretung der Rechtsordnung ungesühnt bleibe. Es muß sich selbst alles zur Aburteilung des Straffalles nötige Material herbeischaffen. Hier wird sich eine Voruntersuchung ausbilden, die ein Teil des richterlichen Strafverfahrens ist und einen vollständig prozessualen Charakter trägt. Diese Voruntersuchung tritt jedesmal ein, sobald ein Verbrechen begangen ist oder das Gericht die Begehung eines solchen vermutet. Die Voruntersuchung liegt hier ganz in Händen des Gerichtes und ist somit eine „gerichtliche“ Voruntersuchung zu nennen.

Selbstverständlich sind auch Arten der Voruntersuchung möglich, die sich nicht konsequent an das eine oder andere Prinzip halten, sondern beide in verschiedener Weise zu vereinen suchen, wobei sie sich bald mehr zum einen, bald mehr zum anderen neigen können.

Zweck unserer Untersuchung ist es, zunächst einen Überblick über die Art der Voruntersuchung in den für uns wichtigen Rechten zu geben, soweit eine solche vorhanden ist, um so das nötige Verständnis für den geschichtlichen Werdegang der gerichtlichen Voruntersuchung unserer Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich zu gewinnen.

I. Teil:

A. Geschichte der Voruntersuchung bis zur Reform des Strafprozesses um 1848.

§ 2.

Das römische Recht.[1]

In der ältesten Zeit herrschte in Rom ein reines Ermittelungsverfahren, die magistratische Coercition (Cognitio), das den Bürger vollkommen der Gewalt der Magistrate preisgibt. Diese Cognitio war ein formloses Strafverfahren. Der Magistrat war von Amts wegen

1) Vgl. Mommsen, Römisches Strafrecht. S. 339ff. S. 165—167.

zur Verfolgung der Verbrechen verpflichtet und konnte jederzeit den Prozeß beginnen, endigen und wieder erneuern; das Schicksal des Angeklagten ruhte ganz in den Händen des Magistrates, von dessen Ermessen auch der Umfang der Verteidigung abhing. Bei einem solchen formlosen Verfahren konnte von einer Trennung in Voruntersuchung und Hauptverfahren keine Rede sein. Durch die Lex Valeria de provocatione (509 a): „ne quis magistratus civem Romanum adversus provocationem necaret neve verberaret" wurde die Macht der Magistrate dahin eingeschränkt, daß die Kapitalurteile derselben von dem in den Zenturiatkomitien versammelten Volk zu bestätigen waren, um vollstreckt werden zu können. Um nun dem Volke eine solche Entscheidung zu ermöglichen, kam neben der formlosen magistratischen Coercition ein öffentliches Verfahren mit festen Formen auf, die sogenannte Anquisitio. Dies Verfahren findet vor versammelter Bürgerschaft statt und zwar muß die Verhandlung an drei verschiedenen, mindestens durch einen Zwischentag getrennten Tagen erfolgen. Der Magistrat legt den Sachverhalt dar; darauf erfolgt die Verteidigung des Beklagten, an der sich auch jeder Mann aus dem Volke beteiligen darf vermöge der allen Bürgern zustehenden Redefreiheit. Hierauf erfolgte das Urteil des Magistrates, gegen welches die Provokation an das Volk zulässig war.

Dieses Strafverfahren erhielt sich in Rom bis in das letzte Jahrhundert der Republik. Bei der andauernden Ausdehnung des römischen Staates genügte es auf die Dauer aber nicht. Einerseits war bei Einschränkung der Willkür der Magistrate nur der Bürger und im allgemeinen auch nur der männliche Bürger geschützt. Andererseits aber beschränkten die Magistrate sich auf die Verfolgung politischer Verbrechen, während sie die Verfolgung der gemeinen Verbrechen außer acht ließen oder nur lässig betrieben. Um nun den Einzelnen vor Gewalttaten seiner Mitmenschen zu schützen, wurde der Akkusationsprozeß eingeführt, d. h. auf eine von einem Privaten erhobene förmliche Anklage hin erfolgt die Einleitung eines Strafverfahrens. Zur Anklage berechtigt war in erster Linie natürlich der durch das Verbrechen Verletzte, sodann aber von einigen Beschränkungen abgesehen jedermann aus dem Volke. Sache des Anklägers war es, sich seine Beweise selbst zu sammeln: Ankläger und Angeklagter, die Parteien des Prozesses, führen dem Richter den Stoff für das zu fällende Urteil vor, und das Gericht, bestehend aus dem Prätor und Geschworenen, deren Zahl nach den Quellen zwischen 10 und 32 schwankt, entschied hiernach, ohne sich vorher mit diesem Stoffe irgendwie beschäftigt zu haben. Die Tätig-

keit des Gerichts bestand somit lediglich in der Prozeßleitung und der Urteilsfällung. Bei diesem Akkusationsprozeß fand nun vor der Verhandlung, in der das Gericht die Parteien hörte und Recht sprach, ein Verfahren statt, in dem die Anklage förmlich aufgenommen und geprüft wurde. Bestandteile dieses Verfahrens sind:

a) Postulatio rei d. h. die Erlaubnis, jemanden anklagen zu dürfen.

b) Nominis (criminis) delatio: die Person des Angeklagten und das fragliche Crimen wird in Gegenwart des Angeklagten näher bezeichnet.

c) Inscriptio nominis (criminis): förmliche Aufzeichnung der Anklage mit Namen des Anklägers und Angeklagten zu einer Art Gerichtsprotokoll. Diese Anklageschrift (Libellus accusationis) war die Grundlage des Prozesses, die in der Hauptverhandlung nicht überschritten werden durfte.

d) Die Nominis receptio: förmliche Erklärung des Prätors, daß gegen eine bestimmte Person eine gewisse Anklage angenommen sei, und Bestimmung des Termins für die Hauptverhandlung.

Diese stufenweise eintretenden Handlungen, die der feierlichen Accusatio in öffentlicher Sitzung vorausgingen, kann man als eine Art Vorverfahren betrachten, das dem Verfahren „in jure“ des Zivilprozesses entspricht. Bei diesem Verfahren handelt es sich lediglich darum, festzustellen, ob die Prozeßvoraussetzungen erfüllt sind. Keineswegs aber werden in ihm Beweismittel über die Schuld oder Unschuld des Beklagten gesammelt, worin doch die Aufgabe einer Voruntersuchung besteht. Von einer Voruntersuchung findet sich also auch im Akkusationsprozesse keine Spur.

Der Akkusationsprozeß erhielt sich auch in der Kaiserzeit. Zur Verfolgung eines Verbrechens ist formell noch immer der Grundsatz festgehalten, daß ein freiwilliger Ankläger die Klage erhebt. Daneben bildet sich aber gerade in der Kaiserzeit das Einschreiten von Amts wegen, die magistratische Cognitio wieder mehr und mehr aus. Ob nun in diesen Fällen der Verbrechensverfolgung von Amts wegen ein Vor- und Hauptverfahren zu trennen ist, ist fraglich. Man könnte allerdings die vorläufige Verhaftung und Vernehmung der Verdächtigen durch diese Magistrate als etwas der modernen Voruntersuchung Analoges betrachten[1]). Man beruft sich hier auf l 6 Dig. XXXXVIII 3. Diese Stelle enthält aber lediglich eine Anweisung an die Beamten, wie sie bei der Ermittelung von Verbrechen

1) So Zachariae, Handbuch des Strafprozesses. I. S. 100.

zu verfahren haben. Für das Vorhandensein einer Voruntersuchung aber bietet diese Stelle durchaus keine Anhaltspunkte, und auch Mommsen erwähnt kein Material, aus dem sich bei dieser Verfolgung der Verbrechen von Amts wegen eine Teilung des Verfahrens in eine Voruntersuchung und eine Hauptuntersuchung nachweisen ließe.

§ 3.

Das deutsche Recht vor der Rezeption [1]).

In der ältesten Zeit herrschte in Deutschland ein öffentlich-mündliches Privatanklageverfahren, in welchem das Gericht auf Grund des Vorbringens der Parteien lediglich die rechtliche Entscheidung zu treffen hat, welches daher für eine gerichtliche Voruntersuchung keinen Raum bietet.

Als aber zu Beginn der fränkischen Monarchie die Staatsgewalt mehr zur Geltung kam, bildete sich auch in Deutschland allmählich der Gedanke aus, daß der Staat als solcher berufen sei, die Missetäter zu bestrafen. Neben dem Anklageverfahren, das völlig den Charakter eines Zivilprozesses zeigt, hat sich infolge dieses Einflusses eine Verfolgung gewisser Verbrechen von Amts wegen durch die Grafen und Zentenare ausgebildet [2]), ausgehend von der Verfolgung der handhaften Tat. Das Verfahren bei dieser Offizialverfolgung von Verbrechen war, nach den spärlichen Quellen zu urteilen, durchaus formlos; es hatte durchaus nicht den Charakter eines Prozesses, sondern war eine einseitige polizeiliche Maßregel ohne Mitwirkung des Gerichts [3]). Karl der Große erst legte den Grund zu einem wirk-

---

1) Vgl. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte. 1. Bd. S. 178 ff. 2. Bd. S. 488 ff.

2) Vgl. Capitul., 1. d. a. 802, Kap. 25: Hier wird bestimmt, daß die Comites und Centenarii: „juniores tales in ministeriis habeant, in quibus securi confidant, quia legem atque justitiam fideliter observent, pauperes nequaquam oppriment, fures latronesque et homicidas, adulteros, maleficos omnesque sacrilegos nulla adulatione vel praemio nulloque sub tegmine celare audeant, sed magis prodere, ut emendentur et castigentur secundum legem, ut Deo largiente omnia haec mala a Christiano populo auferantur", ferner: Pactus pro tenore Childeberti et Chlotarii a. o. 511—518 (Mon. Germ., leg. Boretius, p. 7, No. 16). . . . . „centenarii inter communes provincias licentiam habeant latrones persequere vel vestigia adsignata minare.

3) Vgl. Rich. Schmidt, Herkunft des Inq.-Proz. S. 72. Anderer Meinung ist Keller (Staatsanwaltschaft in Deutschland, S. 245), der in der Prüfung, ob die Berichte der Beamten Glauben finden (Inquisitio magistratus), den Keim des Untersuchungsrichteramtes erblicken will. Meines Erachtens kann diese Inquisitio magistratus nur unserem heutigen staatsanwaltlichen Ermittlungsverfahren vergleichbar sein, genau wie im römischen Rechte das Verfahren der Irenarchen usw.

lichen Strafprozeß, bei dem wir es mit einer Verfolgung der Verbrechen von Amts wegen zu tun haben. Es sind dies die sogenannten Rügegerichte. Die Spuren dieses Verfahren stammen bereits aus der merovingischen Zeit. Nach der Lex Salica 74 lud der Graf, wenn ein Mensch von unbekannter Hand getötet war, die Dorfgenossen, in deren Gebiet der Leichnam gefunden war, vor Gericht; hier müssen sie schwören, daß sie den Mord nicht verübt haben, auch nicht wissen, wer ihn begangen hat (quod nec occidissent, nec sciant, qui occidissent). Wurde nun jemand durch 5—7 unbescholtene Männer eidlich als Täter bezeichnet, so wurde er ohne rechtsförmliches Verfahren getötet. Beim Rügeverfahren selbst liegt die Sache so, daß der Richter unbescholtene und glaubwürdige Männer aus seinem Bezirke vorladet und sie eidlich verpflichtet, daß sie bestimmte Verbrechen rügen; außerdem sind sie verpflichtet, die Wahrheit auszusagen über alle Dinge, nach denen sie der Richter befragt[1]). Wird nun jemand durch die Rügegeschworenen eines Verbrechens bezichtigt, so wird er, wie wenn gegen ihn formell eine Anklage erhoben wäre, vor das Gericht gestellt. Die Rüge der Geschworenen war also ein Surrogat der Anklage des Verletzten. — Auch bei diesem Rügeverfahren, das auch maßgebend wurde für die kirchlichen Sendgerichte und sich mit der Zeit auf fast alle deutschen Stämme verbreitete, ist also von einer gerichtlichen Voruntersuchung noch keine Spur zu finden.

§ 4.

Die Voruntersuchung im kanonisch-italienischen Rechte[2]).

Das kanonische Recht, welches zunächst das römische Recht als entscheidende Rechtsnorm betrachtete, hat ebenfalls als Hauptform des Strafverfahrens den Anklageprozeß. Daneben kommt aber schon in den ältesten Zeiten eine Bestrafung durch die kirchlichen Richter ohne Anklage vor auf Grund der infamatio, diffamatio, clamosa insinuatio und des clamor publicus. Billigerweise mußte nun in solchen Fällen, wenn man nicht unhaltbare Zustände schaffen

Aufgabe des Untersuchungsrichters aber ist Führung der gerichtlichen Voruntersuchung. Als gerichtliche Voruntersuchung kann man diese Inquisitio magistratus nicht ansehen, da ihr jegliches prozessuale Element fehlt, das gerade ein hervorstechendes Charakteristikum der gerichtlichen Voruntersuchung ist.

1) Vgl. Pipp, Kap. 782—786 c. 8. I. 192: judex unusquisque per civitatem faciat jurare ad Dei judicia homines credentes, juxta quantos praeviderit . . ., ut cui ex ipsis cognitum fuerit, id est homicidia, furta, adulteria et de inlicitas conjunctiones, ut nemo eas concelet.

2) Vgl. Biener, Beiträge zur Geschichte des Inquisitionsprozesses. S. 85 ff. und Richard Schmidt, Herkunft des Inquisitionsprozesses. Freiburg i. Br. 1902.

wollte, ein solches Gerücht auf seine Glaubwürdigkeit untersucht werden. Hierzu diente die Inquisitio, welche durch Innocenz III. eingeführt wurde. Diese Inquisitio unterschied sich vom Anklageverfahren dadurch, daß keine Anklage zur Verfolgung eines Verbrechens erforderlich ist, sondern daß das Gericht von Amts wegen verpflichtet ist, begangenen Verbrechen nachzuspüren und über sie die Wahrheit zu erforschen[1]). Im älteren deutschen Rechte bestand ja auch eine Verfolgung gewisser Verbrechen von Amts wegen, ebenfalls Inquisitio genannt. Dies Verfahren zeigt aber doch einen bedeutenden Unterschied gegenüber der Inquisitio des kanonischen Rechtes. Dieser Unterschied liegt in dem Beweisverfahren. Dem deutschen Rechte ist das Beweisverfahren mit den formalen Beweismitteln Reinigungseid und Gottesurteil eigentümlich. Das kanonische Recht dagegen übernahm das Beweisrecht des römischen Verfahrens. Hier kommt alles auf die innere Glaubwürdigkeit der Behauptungen von Zeugen an, während im deutschen Recht ausschlaggebend war, ob der Beschuldigte eine genügende Zahl Eideshelfer hatte oder ob ein Gottesurteil einen für ihn günstigen Ausgang nahm. Dies Verfahren per inquisitionem, das Innocenz III. zunächst nur zur Verfolgung gewisser Verbrechen vorgeschrieben hatte, wurde auf dem vierten lateranischen Konzil (1215) auf alle Verbrechen ausgedehnt und sanktioniert. Bei den weltlichen Gerichten Italiens findet sich dies Verfahren per inquisitionem ebenfalls in Übung. Wo der Ursprung dieses Verfahrens per inquisitionem liegt, war bisher sehr unsicher. Fast allgemein nahm man an, daß die Inquisitio des kanonischen Rechtes eine Schöpfung und Erfindung Innocenz III. sei, die allmählich sich auch bei den weltlichen Gerichten eingebürgert hat. Neuerdings hat Rich. Schmidt[2]) nachgewiesen, daß das Inquisitionsverfahren nur eine Fortbildung der Inquisitio des fränkischen Rechtes ist, die nach Italien herübergebracht ist, und in den Statuten der italienischen Städte aufgezeichnet ist, bevor sie sich im kanonischen Rechte zeigt. Die Inquisitio des kanonischen Rechtes ist dem gegenüber nur eine partikuläre Abzweigung. Der Unterschied gegenüber der fränkischen Inquisitio zeigt sich hauptsächlich darin, daß in Italien das Verfahren per inquisitionem schon das römische Beweisrecht übernommen hat.

Bei diesem Verfahren per inquisitionem, das in der

---

1) Fernere Unterschiede, die sich aus der Natur der Sache ergeben, sind die Schriftlichkeit und Heimlichkeit des Verfahrens in der Inquisitio.

2) Rich. Schmidt, Herkunft des Inquisitionsprozesses. S. 99ff., 106, S. 92ff., 98. Freiburg 1902.

Kirche wie in den Städten Italiens zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Übung war, zeigt sich zuerst eine Voruntersuchung. Es ergibt sich eine Trennung des Verfahrens in eine Vor- und Hauptuntersuchung bereits aus den überlieferten Stellen der italienischen Stadtrechte, bei denen das Verfahren per inquisitionem in eine Inquisitio generalis (Voruntersuchung) und eine Inquisitio specialis zerlegt wurde, wenn auch diese technischen Ausdrücke zunächst noch nicht in Übung waren.

Wichtig sind hier folgende Quellenstellen:[1])

1) Liber statutorum Januensis cap. 72, leg. municip. I. p. 251: „A proxima ventura dei purificationis sanctae Marie usque ad annum unum, si ego consul invenero ullum hominem per testes qui fuerint recipiendi ad tam magnum crimen probandum vel qui per suam confessionem manifestaverit quod falset monetam, Ianuensem aut qui tam falsatam habeat seu falsam faciat sive ad falsamdam eam consentiat vel cujus consilio falsetur omnes res hominis illius mobiles et immobiles ad commune Ianuae laudabo et res ejus ubicunque invenero ita ut adquirere possim ad commune Ianuae accipiam et amplius non reddam nec alicui alteri persone pro illo et publice in parlamento laudabo ut persona ejus perpetuo exilietur et si personam ejus habere potero manum ejus truncare faciam. Et hoc totum de eodem homine videlicet falsatore monete in breve scribere faciam, ad quod venturi consules jurabunt." Ähnlich ein Mailänder Statut von 1204 (Mailänder Münzstatut vom 13. Jan. 1204, vgl. Hugo Sachsse [Festgabe für Ihering] Rostock 1892. S. 68ff.), woselbst der Prozeß auf eine Anklage hin geregelt ist. Am Schluß findet sich folgende Klausel: „Et rectores communis Mediolani qui pro tempore fuerint, teneantur bona fide et sine frande dare operam ad predictos falsarios capiendos et ad inquirendas predictas falsitates per totam virtutem Mediolani, ex quo sibi delata fuerit. — Ein Statut von Como (1202, liber statutorum consulum Cumanorum tit. 154 [Mon. p. 64]) zeigt, wie Anklage und Verfolgung von Amts wegen ineinander übergehen: „Si qui fuerit cartam falsam —, solvat pro banno livras centum novorum ant manum amittat. — Et ille qui dixerit sub potestate vel consulibus communis et iusticiae vel negotiatorum, cartam sive instrumentum falsam vel falsum esse et probare voluent de ipsa falsitate vel ostendere, juret ad sancta Dei evangelia statim se credere et habere suspicionem certam de ipsa carta sive instrumentum sit falsum et postea procedat. Et potestas et consules comunis et iusticiae et negotiatorum teneantur ex officio suo inquirere ipsam falsitatem." Ebenso in Padua (statuti del commune di Padova, ed. 1873 datiert: „statutum vetus ante millesimum ducentesimum trigesimum sextum" no. 774, p. 256, libr. III. C. 6): „Quicumque sua auctoritate fregerit, inciderit seu devastaverit aliquam viam publicam in campanea padue vel padanuo districtu; livras viginti quinque comunis componat — et potestas suo officio de predictis diligenter inquirere teneatur sacramento sui regiminis si fuerit requisitus." Vor allem aber kommt ein Statut von Bergamo in Betracht (Statuta Pergami [mon. hist. patr. leges municipales II, p. 1932, III. de armis vetitis coercendis; datirt ante 1220]): „Et si aliquis de se dubitans vel de suo amico

1) Vgl. Schmidt, Herkunft des Inq.-Proz. S. 103—105

vel de alio dixerit per sacramentum rectoris congruo loco et tempore, quod aliquis portet aliquod armorum vetitorum teneatur Rector diligenter inquirere et cercare quam citius et melius potuerit sine fraude per se vel per suum missum. — Et si hoc invenerit, teneatur Rector in primo arengo, quod post ipsam inventionem fuerit, hoc dicere et manifestare et ibi predictas penas ei imponere.“ Aus allen diesen Quellen tritt klar und deutlich das Vorhandensein des Inquisitionsprozesses hervor. Auch zeigt sich in ihnen, insbesondere in der letzterwähnten Stelle eine Zweiteilung des Verfahrens: nämlich eine Voruntersuchung, in der die Schuldbeweise gesammelt werden, und davon getrennt ein Verfahren, in dem, falls die Schuld des Angeklagten zutage getreten ist, die Verurteilung ausgesprochen wird.

Die ersten schriftlichen Aufzeichnungen über die Inquisitio sind enthalten in den Kommentaren zu den Privatsammlungen päpstlicher Dekretalen (sogenannte Compilationes antiquae). Im Gegensatz zu Innocenz III., der noch nicht von einer Trennung der Inquisitio redet, kennt Joannes Teutonicus (1218; Apparatus zur Compilatio IV.) in seiner Glosse ein vorbereitendes Verfahren über die Existenz der Infamia, welches auf eine Voruntersuchung hindeutet. Innocenz IV. spricht in seinem „Apparatus zu den Dekretalen Gregors IX.“, der etwa 1245 erschienen ist, zuerst von einer Voruntersuchung, die er Inquisitio generalis nennt. Die Hauptstellen sind: c. 17. 21. 24. X de accusat. ... c. 23 X de elect. Diese Inquisitio generalis findet nach ihm statt a) de omnibus criminibus d. h. bei allen Kirchenvisitationen (Biener: Beitr. z. Gesch. des Inq.-Proc. S. 85), b) super statu alicujus ecclesiae, wenn Mißbräuche bei einer Kirche eingerissen sind, c) wenn ein Verbrechen bekannt, der Täter aber unbekannt ist. Werden nun gegen jemanden genügende Verdachtsgründe gefunden, so tritt gegen diesen die Inquisitio contra certam personam (Inquisitio specialis) ein. Innocenz IV. ist also der erste Papst, der eine Teilung der Inquisitio in Voruntersuchung und Hauptuntersuchung kennt. Die Summa Decretalium des Henricus de Segusio oder Ostiensis, zwischen 1250 und 1261 entstanden, erwähnt gleichfalls die Unterscheidung von Inquisitio generalis und Inquisitio contra singularem personam. Durantis in seinem Speculum juris (1276) (Buch III) unterscheidet zwischen Inquisitio praeparatoria und solennis. Die Praeparatoria besteht nach ihm in der Erforschung des Täters eines bekannten Verbrechens und der genaueren Untersuchung der Infamia, im Falle, daß der Inquisit dieselbe leugnen sollte. Albertus Gaudinus (um 1300 †) unterscheidet in seinem Libellus de maleficiis: „Utrum judex inquirat contra aliquem singularem et specialem et nominatam personam, an inquirat generaliter de maleficio, quis illud commiserit.“ Diese Inquisitio generalis, die auch In-

quisitio praeparatoria genannt ist, weil sie das Hauptverfahren vorbereitet, dürfte als Ursprung der gerichtlichen Voruntersuchung zu betrachten sein. Sie ist ein Verfahren, welches dazu dient, ein Verbrechen und den Täter desselben zu erforschen. Der Unterschied der Inquisitio generalis und der heutigen gerichtlichen Voruntersuchung liegt darin, daß die Inquisitio generalis endet, sobald genügende Verdachtsgründe gegen eine bestimmte Person vorliegen, und sich nicht gegen diesen Verdächtigen selbst richtet, wie dies in der heutigen gerichtlichen Voruntersuchung gerade der Fall ist.

Die Nachfolger des Albertus Gaudinus haben die genaue Unterscheidung von Inquisitio generalis und Inquisitio specialis wieder verkünstelt. Nach Bartolus (1314—1357) (Hauptstelle bei l 2 § 5 D ad L. Jul. de adulteriis) dient die Inquisitio generalis zum Aufsuchen eines Verbrechens; er teilt sie folgendermaßen ein:

1. Generalis quoad personas et delicta.
2. Generalis quoad personas, specialis quoad delicta.
3. Generalis quoad delicta, specialis quoad personam.

Das Verhältnis der Inquisitio generalis zur Inquisitio specialis drückt kurz folgender Satz aus: „Ubi enim in generali comperit aliquem deliquisse, potest ad specialem descendere et condemnare . . Das Verfahren in der Inquisitio generalis schildert Bartolus bei l. ult. D. de quaest. folgendermaßen: „Quandoque de maleficio fit inquisitio generalis, non contra certam personam, quandoque specialis contra certam personam. Primo casu antequam ad investigationem aliquam procedat, debet constare de maleficio. Et ideo rectores mittunt militem vel alium officialem ad videndum hominem mortuum et ad videndum vulnera et hoc faciunt scribi ut super hoc postea possit inquiri. Puto tamen, quod sicut fama est sufficiens, ut possit specialiter inquiri contra aliquem, ut dixi in l 2 D ad leg. Jul. de adult., ita fama de maleficio est sufficiens, ut possit de maleficio fieri inquisitio generalis. — Sic in furto magno judex potest mittere per vicinos et si quidem a vicinis reperierit aliquem de quo sit suspicio, eum ad se adducet diligenter et interrogabit de multis circumstantiis, ubi stetit illa nocte — et tunc ex sermonibus et ex voce et ex trepidatione poterit contra eum aliquam praesumtionem habere.

Neu ist bei Bartolus die Teilung der Inquisitio generalis in drei Unterabteilungen und außerdem, daß in der Inquisitio generalis ein Verhör des Verdächtigen stattfindet, was ich bisher nirgends erwähnt gefunden habe.

Baldus (Practica, 1400 †) gibt folgende Schilderung von der

Inquisitio: „Inquisitio generalis est jus procedendi ex mero officio ad interveniendum, si qui sunt homines in illo territorio criminosi poena digni. Inquisitio ex qua sequitur punitio (an anderen Stellen nennt er sie „specialis") est jus inquirendi et puniendi repertum culpabilem de crimine ex officio inquirentis". In seiner Practica Quaest. circa inqu. qu. 1; 5 schildert er die Inquisitio generalis als vorbereitendes Verfahren. Er bemerkt außerdem, daß das Verfahren in der Praxis mit seiner Schilderung übereinstimme.

Angelus Aretinus in seinem Tractatus de maleficiis (1437) kennt bereits vier Arten der Inquisitio generalis:

1. Generalis quoad delicta et personas.
2. Generalis quoad personas, specialis quoad delicta.
3. Generalis quoad delicta, specialis quoad personam.
4. Generalis contra personas d. h. wenn gegen eine Universitas untersucht wird. Über die Zulässigkeit der Inquisitio ist er der Ansicht, daß es dem Richter immer freisteht, generaliter zu inquirieren; zur Inquisitio specialis hingegen sind hinreichende Fama und Verdachtsgründe erforderlich (Rubr. haec. est quaedam inqu. n. 12—28).

Eine ganz neue Ansicht von der Inquisitio hat Julius Clarus (1560) in seinem „Volumen et Practica criminalis" aufgestellt. Er bezeichnet als Inquisitio nur den vorbereitenden Teil des Kriminalverfahrens, in qua informationes et indicia assumuntur per testes etc. Dieser Teil des Verfahrens schließt mit der Zusammenfassung des gefundenen Stoffes in die Charta inquisitionis oder Libellus criminalis (§ Fin. quaestio 3 vers. et adverte). Diese Inquisitio ist teils generalissima: sie hat die Aufgabe, von allen begangenen Verbrechen Kenntnis zu nehmen; teils generalis: in ihr wird der unbekannte Täter eines bekannten Verbrechens erforscht — in Fällen, wo der Täter bekannt ist durch Denunziationen oder Klage des Verletzten, kann die Inquisitio generalis fortfallen —; teils specialis, wenn die Informationen auf einen bestimmten Verdächtigen gerichtet sind wegen eines gewissen Verbrechens (siehe § Finalis Qu. 3 vers 1; Qu. 5; Qu. 49 vers: haec autem; Qu. 50 vers: item quia). Sobald also hinlängliche Veranlassung vorhanden ist und der Richter sich des Tatbestandes versichert hat, kann er durch Befragen von Zeugen und sonstige Mittel specialiter inquirieren. Eine Vernehmung des Verdächtigen (wie sie Bartolus erwähnt, siehe oben S. 42) findet in diesem Stadium des Prozesses noch nicht statt. (§ Finalis qu. 6 vers. successive). Am Schlusse der Inquisitio specialis wird die Charta inquisitionis (libellus criminalis) aufgestellt, welche die Grundlage für das weitere Verfahren (Hauptverfahren) ist. Dieses heißt nach Clarus „Processus" und

nicht mehr Inquisitio; es beginnt mit Vorladung des Verdächtigen, dem der Inhalt des Inquisitionslibells mitgeteilt wird. Auf die darin enthaltenen Punkte muß der Verdächtige antworten; leugnet er, so wird Beweis nötig durch Wiedervernehmung der schon früher abgehörten Zeugen. Der Angeschuldigte wird zur Defension gegen die Zeugenaussagen zugelassen, nach Umständen tritt die Tortur ein, worauf schließlich das Urteil folgt.

Bei dieser Auffassung des Clarus von der Inquisitio ist auffallend, daß die Inquisitio nur das vorbereitende Verfahren (Voruntersuchung) ist und das Hauptverfahren gar nicht Inquisitio heißt. Hierin stimmt Clarus mit Damhouder überein (Damhouder: Praxis rerum crim. (1554) cap. VIII). Diese Auffassung paßt weder zum römischen noch zum kanonischen Recht. Prosper Farinacius (1554—1613) vertritt ebenfalls diese Meinung des Clarus (Farinacius: Variae quaestiones et communes opiniones criminales lib. I tit. I n. 3). Diese Auffassung des Clarus und Farinacius ist auch in eine neuere Gesetzgebung für Österreich übergegangen (Strafprozeßordnung von 1853), die auch die Voruntersuchung in eine General- und Spezialuntersuchung teilt und hierauf ein Schlußverfahren folgen läßt. Diese Einrichtung, die damals lebhaften Tadel erfuhr (siehe Glaser: Ges. kl. Schriften Bd. I, S. 373 ff.), hat sich nicht bewährt und ist auch bald beseitigt worden. Ein ähnliches Verfahren besteht heute noch in einigen Kantonen der Schweiz, siehe unten § 18 VIII.

Im bisherigen war die Fortbildung des in die weltlichen Gerichte Italiens übernommenen Inquisitionsprozesses und seine Scheidung in Inquisitio generalis und Inquisitio specialis zu zeigen. Die Nachfolger des Clarus und Farinacius noch zu erwähnen, dürfte deshalb nicht von großem Werte sein, weil sie bei der Aufnahme des Inquisitionsprozesses in Deutschland unberücksichtigt geblieben sind, vielmehr Carpzov und Brunnemann, die den Grund zu dem deutschen Inquisitionsprozesse gelegt haben, nur die obenerwähnten Werke benutzt haben.

In diesem Inquisitionsprozesse, der sowohl in den kirchlichen wie weltlichen Gerichten in Übung war, findet sich zuerst eine scharfe Trennung des Prozesses in Voruntersuchung (Inquisitio generalis) und Hauptuntersuchung (Inquisitio specialis). Die Inquisitio generalis ist das erste uns bekannte Vorverfahren gerichtlicher Natur, das allerdings im Laufe der Zeiten bis zur heutigen „gerichtlichen Voruntersuchung" der deutschen Reichsstrafprozeßordnung mancherlei Wandlungen durchmachen sollte.

§ 5.

Ausbildung der Begriffe Inquisitio generalis und Inquisitio specialis und Streit über Unterschied und Grenze beider in Deutschland.

Die beiden deutschen Kriminalgesetzgebungen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, die Bambergensis und die Carolina, die den Anklageprozeß noch als ordentliche Form des Strafverfahrens aufführten, erwähnen den Inquisitionsprozeß daneben als außerordentliche Prozeßform (Bamberg, Art. 10—16; Carolina, Art. 6—10). Nach und nach aber verschwand der Anklageprozeß, und der aus dem kanonischen Rechte übernommene Inquisitionsprozeß wurde die übliche Form des Verfahrens. Die von den italienischen Rechtsgelehrten überlieferte Unterscheidung von Inquisitio generalis und Inquisitio specialis findet sich nicht vor in der Carolina, wenn man nicht mit Zachariae (Grundlinien des Kriminalprozesses, Gött. 1837) diese Unterscheidung aus dem Art. 6 der Carolina interpretieren will ... Der Art. 6 verordnet nämlich, daß der Richter niemanden mit peinlicher Frage angreifen soll, es sei denn 1. zuvor redliche und genugsame Anzeigung von wegen der Missetat vorhanden und 2. genugsame Erkundigung vorgenommen, ob die Missetat, darum jemand berüchtigt oder verdächtigt werde, auch geschehen sei oder nicht." Bieten die Gesetze auch für die Unterscheidung einer Inquisitio generalis und einer Inquisitio specialis keine sichere Handhabe, so haben doch in Deutschland Wissenschaft und Praxis diese Unterscheidung von den italienischen Rechtslehrern übernommen und weiter ausgebildet.

I. Die deutschen Juristen nach der Carolina bis auf Carpzov waren außerordentlich untüchtige Köpfe. Sie vermochten weder den Pfad zu verfolgen, den ihnen die italienischen Juristen gezeigt hatten, noch den Prozeß der Carolina selbständig weiter zu bilden. Zu erwähnen sind: Proceß, Practica und Gerichtsordnung von Chilianus König (Leipzig 1541); Practica und Proceß peinlicher Halsgerichtsordnung durch M. Heinrich Rauchdorn (Budissin 1564); Practica und Proceß peinlicher Gerichtshandlung durch Joh. Arnoldum von Dorneck, Lic. jur. (Frankfurt a. M. 1576). Alle drei erwähnen schon die Inquisitio generalis, verstehen unter ihr aber nur eine allgemeine Untersuchung gegen einen Verein mehrerer Personen. Hiervon getrennt findet sich der Grundsatz, daß der Richter auf jede beliebige Weise dem unbekannten Täter eines bekannten Verbrechens nachspüren konnte.

Nach ihnen ist Jodocus Damhouder zu erwähnen. Was die Inquisitio generalis betrifft, so vertritt er dieselbe Meinung wie Clarus und Farinacius (siehe oben § 3 S. 43ff.). Auch nach ihm ist die Inquisitio nur vorbereitendes Verfahren, in dem die Beweise über das Verbrechen und dessen Urheber gesammelt werden; diese ist generalis oder specialis, je nachdem die Sammlung der Beweise eine allgemeine ist, oder eine bestimmte Person betrifft.

II. Carpzov: (Practica rerum criminalium Qu. CVII n. 6—14) ist der erste deutsche Rechtsgelehrte, der zuerst wieder klar die Begriffe von Inquisitio generalis und Inquisitio specialis unterscheidend bestimmt. Er führt die Meinungen seiner Vorgänger an, prüft sie und gibt dann seine Ansicht kund mit den Worten:

„Sed missis eis, reique veritate inspecta, duplicem solummodo inquisitionem esse puto, generalem et specialem. Generalem appello eam, quae incerto adhuc delicto vel delinquente per judicem fit ad generaliter inquirendum, an re vera delictum perpetratum sit et quisnam illud commiserit, desuper generales informationes assumendo — Specialis vero est inquisitio, quae fit per judicem contra particularem personam, de cujus delicto jam Curia notitiam habet, vel qua in delicti modum et auctorem, personam certam, in inquisitioni generali suspicionibus gravatam, in specie judex inquirit.“ Demnach ist der Zweck der Inquisitio generalis, sich der Existenz des Verbrechens zu vergewissern und Verdachtsgründe gegen den Täter herbeizuschaffen. Die Zeugen werden in ihr nur summarisch und unbeeidigt vernommen (Qu. CVIII). Ein summarisches Verhör des Verdächtigen in der Inquisitio generalis verwirft Carpzov in Qu. CXIII. 22. Carpzov hat also die Grenzlinie zwischen Inquisitio generalis und Inquisitio specialis scharf gezogen. Endzweck und Resultat der Inquisitio generalis ist die Versetzung in den Inquisitionszustand, welche nach Carpzov durch Urteil erfolgt. Gegen dies Urteil steht dem Angeschuldigten die Defensio pro avertenda inquisitione speciali frei. Die Inquisitio specialis ist der eigentliche Kriminalprozeß.

III. Die Nachfolger Carpzovs sind derselben Ansicht in Bezug auf die Inquisitio generalis, z. B. Johann Brunnemann (Tractatus de inquisitionis processu Frankfurt a. M. 1647/48). Auch er kennt noch kein Verhör des Angeschuldigten in der Inquisitio generalis. In der deutschen Übersetzung dieses Werkes von Stryk (cap. III § 6) wird der Rat gegeben, den Angeschuldigten in der Inquisitio generalis als Zeugen vorzuladen und zu vernehmen, um dadurch eventuell neue Indizien zu bekommen. Als etwas Neues empfiehlt Brunnemann in Cap. VIII membr. 1 no. 66, 69 ein sum-

marisches Verhör des Angeschuldigten in der Inquisitio specialis vor dem artikulierten Verhöre. In no. 96 gibt Brunnemann ein Muster für ein solches Verhör: Nach wenigen Artikeln über allgemeine Dinge sagt er hier: „urgendus est reus, ut factum ipsum cum omnibus circumstantiis summarie enarret, et postquam totam rei seriem sine interruptione recensuit, debet judex interrogare reum, an haec sit ipsissima veritas. His peractis ad specialia interrogatoria procedere potest vel uno actu vel interposita aliqua mora, ut supra diximus.“ Dieses summarische Verhör gehört also nach Brunnemann zu der Inquisitio specialis. Derselben Ansicht ist auch George Kayser (Praxis criminalis: Kapitel von der Spezialinquisition § 7) und Jacob. Friedr. Ludovici (Einleitung zum peinlichen Prozeß: Halle 1707). An die Brunnemannschen Ansichten, die im Obigen näher ausgeführt sind, haben sich auch zwei bedeutende Gesetzgebungen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts angeschlossen: 1. die Josephina für Böhmen, Schlesien und Mähren im Jahre 1707. Sie kennt schon die summarische Vernehmung des Inquisiten vor der artikulierten und zwar als Teil der Spezialinquisition (siehe Josephina IV 8; VI 1). 2. Die königliche preußische Kriminalordnung von 1717 (durch Gesetz vom 20. August 1724 wird in Preußen der akkusatorische Prozeß förmlich abgeschafft) III 15 bestimmt, daß in der Generalinquisition der Verdächtige als Zeuge vernommen werden kann, und nach IV 1 geht in der Spezialinquisition den Artikeln eine summarische Vernehmung des Inquisiten über das Faktum voraus. Das verbesserte preußische Landrecht von 1721 enthält ähnliche Bestimmungen.

Von dieser Zeit an entstand nun ein Streit darüber, ob die summarische Vernehmung des Angeschuldigten zur Generalinquisition oder Spezialinquisition zu rechnen sei, oder ob sie einen besonderen dritten Teil des Verfahrens bilden sollte, auf Grund dessen dann womöglich unter Fortfall der Inquisitio specialis ein Urteil gefällt werden konnte. Chr. J. Heil (Iudex et Defensor 1717 Kap. I §§ 11,15; III § 9) ist schon im Zweifel, ob er die summarische Vernehmung zur General- oder Spezialinquisition rechnen soll. Kap. I § 14 und Kap. III § 21 geben uns darüber Aufschluß. Er vertritt die Ansicht von Stryk, daß in der Generalinquisition der Angeschuldigte als Zeuge vernommen werde; sobald nun genügende Verdachtsgründe vorhanden sind, um die Spezialinquisition zu beginnen, so wird der Angeschuldigte noch sofort summarisch über die Tat vernommen. Darauf folgt das Urteil auf Spezialinquisition und in dieser wird der Angeschuldigte zunächst zum

zweiten Male summarisch und dann über Artikel vernommen. Heil ist demnach scheinbar die Sache nicht recht klar gewesen. Er hat allerdings schon eine summarische Vernehmung des Angeschuldigten in der Generalinquisition, behält aber auch eine solche noch für die Spezialinquisition bei. Einen Schritt weiter gehen die Nachfolger Heils. Sie geben die Brunnemannsche Ansicht, das summarische Verhör gehöre zur Spezialinquisition, auf, rechnen das summarische Verhör vielmehr zur Generalinquisition; die Vernehmung des Angeschuldigten als Zeugen in der Generalinquisition kann dann fortfallen. Hierhin gehören:

Kemmerich: Synopsis jur. crim. Lib. III. Tit. III § 5 (Jena 1731);
Samuel Fr. Böhmer: Elem. jurispr. crim. (1733), sect. I §§ 104, 105;
Chr. Fr. G. Meister: Princip. jur. crim. §§ 569, 572;
Koch: Instit. jur. crim. §§ 776—780;
Quistorp: Grunds. des peinl. Rechts §§ 609, 666;
Claproth: Summarische Prozesse § 499;
Püttmann: Elem. jur. crim. §§ 762, 808;
Klein: Grunds. des peinl. Rechts § 558.

Daß eine solche Vernehmung des Angeschuldigten besser schon in der Generalinquisition erfolgt, ergibt sich auch aus dem Zweck derselben. Denn ohne Vernehmung des Angeschuldigten wird der Richter sich nie ein richtiges Urteil darüber bilden können, ob die Versetzung in den Anklagezustand mit den ihr eigentümlichen drückenden Folgen gegen jemand Platz zu greifen hat oder nicht. Eine solche Vernehmung kann z. B. ergeben, daß die Tat nicht strafbar ist; oder der Verdächtigte kann prozeßhindernde Einreden vorbringen, sein Alibi beweisen usw. usw. Sehr oft wird der Richter auch durch eine solche Vernehmung Aufklärung über die Sachlage bekommen; jedenfalls kann die Vernehmung des Angeschuldigten in der Generalinquisition dem Richter häufig Handhaben bieten, die ihm eine größere Sicherheit in der Vollendung des Untersuchungsplanes gewährleisten. Mit dieser Vernehmung des Verdächtigen in der Generaluntersuchung ist der Grundsatz, den schon Durantis u. a. aufstellten und den auch Carpzow noch vertritt, nämlich daß die Inquisitio generalis noch nicht gegen den Täter selbst gerichtet sei, gebrochen, und die inquisitio generalis in ihrer nunmehrigen Gestalt mit Vernehmung des Verdächtigen zeigt schon immer mehr Ähnlichkeit mit unserer gerichtlichen Voruntersuchung. — Mit dieser Änderung wurde der Grund zu der immer größer werdenden Verwischung des Unterschiedes zwischen Inquisitio generalis und inquisitio specialis gelegt. Die fortschreitende Entwicklung des Inquisitionsprozesses zeigte das Bestreben, alle hindernden Fesseln zu beseitigen.

Bald kam man zu der Annahme, in geringeren Strafsachen könne auf die Generalinquisition hin, in der ja nun der Angeschuldigte schon vernommen wurde, ein Strafurteil resp. eine Freisprechung erfolgen. Man wollte hierdurch bei den geringeren Strafsachen die Spezialinquisition mit ihren verhaßten Folgen umgehen. Diese Ansicht vertreten:

Sam. Fr. Böhmer: Elem. §§ 86, 181; idem ad Carpz. CVII obs. 1;
Leyser: Meditat. Spec. DLX Nr. 14—17;
Koch: Inst. §§ 712, 777;
Quistorp: Grundsätze § 665;
Nettelbladt: De sent. condemn. sine inqu. (Halle 1774);
Claproth: Summar. Prozesse §§ 451, 452;
Klein: Grundsätze §§ 549, 558;

s. a. das preußische Gesetz vom 17. Oktober 1796 (abgedruckt in Kleins Annalen Bd. XV S. 327). Nach ihm soll bei Verbrechen, wo die gesetzliche Strafe 3 Jahr Gefängnis, Zuchthaus oder Festungshaft nicht übersteigt, keine Spezialinquisition stattfinden. Bei Verbrechen, die mit einer höheren Strafe bedroht sind (doch nicht mehr als zehn Jahre Zuchthaus usw.), soll ebenfalls keine Spezialinquisition nötig sein; am Ende der Generalinquisition soll dem Angeschuldigten aber eine Species facti vorgelegt werden, über die er zu verhören ist.

Nunmehr glaubte man auch auf die doppelte Vernehmung der Zeugen verzichten zu können und hielt deren summarische Vernehmung für genügend. Daraus ergibt sich für die Generalinquisition, daß die Zeugen in ihr nunmehr eidlich vernommen werden, was früher nicht der Fall war. Da sie ferner nur einmal vernommen werden, muß diese Vernehmung auch mit größerer Sorgfalt erfolgen.

Quistorp: Grunds. § 697 Note a;
Claproth: Summ. Proz. § 576;

Püttmann, elem. § 865 und Klein, Grundsätze § 563 halten nur noch summarische Vernehmung in der Generalinquisition für nötig, während Koch Inst. § 833 noch unbedingt artikulierte Zeugenvernehmung in der Spezialinquisition verlangt. Böhmer, ad C. C. Art. 70 § 1 fordert ebenfalls noch Artikel außer in geringeren Sachen, wo auf die Generalinquisition hin das Urteil gefällt werden könne.

So kam es, daß das artikulierte Verhör, welches den Beginn der Inquisitio specialis ausmachte, immer mehr zum Schlusse des Verfahrens gedrängt wurde, so daß die Spezialinquisition schließlich nur noch die Bedeutung eines feierlichen Abschlusses des Prozesses hatte, der bei geringeren Sachen überhaupt fortfallen konnte. Die Generalinquisition dagegen verlor durch diese Neuerungen immer mehr ihren vorbereitenden Charakter, wurde vielmehr der Mittelpunkt des ganzen

Verfahrens. Die Wissenschaft, welche die Unterscheidung des Verfahrens in General- und Spezialinquisition beibehalten wollte, sich andererseits aber auch wieder teilweise nach der Praxis zu richten suchte, brachte noch mehr Verwirrung in den Prozeß hinein.

Einige Kriminalisten haben die Generalinquisition in zwei Teile zerlegt, nämlich in die Inquisito generalis und in die neuentstandene Inquisitio summaria (summarisches Verhör). Nach ihnen ist die inquisitio generalis das vorbereitende Verfahren, auf welches hin der Anklagezustand beschlossen wird. Die Inquisitio summaria ist dann der eigentliche Prozeß, dem gegenüber die Inquisitio specialis zu einer bloßen feierlichen Form in wichtigen Fällen herabsinkt. Nach der alten Einteilung ist nämlich diese Inquisitio summaria wieder eine Spezialinquisition insofern, als sie gegen einen bestimmten Verdächtigen auf Ermittlung seiner Schuld oder Unschuld geht. Zu dieser Einteilung der Generalinquisition in zwei Teile bekennen sich:

Klein: Über den wesentlichen Unterschied zwischen General- und Spezialinquisition im Archiv des Kriminalrechtes. I 1. (1799) S. 84, 85.

Feuerbach: Lehrbuch des peinl. Rechtes 1801; §§ 624, 633.

Chr. Gottl. Biener: In notis ad Püttmanni elem. jur. crim. (Lipsiae 1802) § 762.

er unterscheidet direkt eine Inquisitio praeparatoria (vorbereitendes Verfahren) Inquisitio summaria (eigentliche Untersuchung) und inquisitio specialis (feierlicher Schluß) des Prozesses. Dem schließt sich auch A. Biener in seinen Beiträgen zur Geschichte des Inquisitionsprozesses (S. 188 ff.) an. Er bezeichnet die drei Teile als Information, Untersuchung und Schlußverfahren.

Ähnlich unterscheidet auch Abegg in seinem Lehrbuche des gemeinrechtlichen Kriminalprozesses (S. 265). Diese Auffassung einer Dreiteilung teilt auch noch die österreichische Gesetzgebung von 1803 (s. Biener, Beiträge, S. 189 ff.). Den ersten Teil bildet Erforschung des Verbrechens und der Anzeigen (§ 226—280); sind genügende Verdachtsgründe vorhanden, so kommt es zur Verhaftung und dem summarischen Verhör (§§ 281—306); das artikulierte Verhör als Schlußverhandlung findet nur in wichtigen Fällen statt.

Diese Dreiteilung des Prozesses verwirft und widerlegt besonders: A. Bauer in seinen Abhandlungen zum Strafrecht, Bd. II, S. 243 ff.; 206 ff. ferner: Mittermaier, Handbuch des peinlichen Prozesses; Eschenbach, Ausführliche Abhandlung von der Generalinquisition (Schwerin 1795; Plitts Repertorium II, Nr. 5) u. a. Die Zerlegung der Inquisition in drei Teile, die sich zunächst auf gar keinen Grund

stützen kann, beruht auf der Annahme, daß das summarische Verhör des Angeschuldigten nicht in die Inquisitio generalis gehöre. Insofern ist also ein großer Rückschritt zu bemerken gegenüber der erfreulichen Fortbildung der Lehre von der Inquisitio generalis durch Böhmer, Claproth usw. (s. o. S. 48). Rechnet man die summarische Vernehmung nicht zur Generalinquisition, so würde ja der Verdächtige, ohne vorher etwas über den gegen ihn herrschenden Verdacht zu hören und ohne sich irgendwie dagegen verteidigen zu können, in den Anschuldigungszustand mit seinen drückenden Folgen versetzt werden. Dies alles steht aber in direktem Widerspruch mit der Defensio pro avertenda inquisitione speciali, die Carpzov schon anerkennt, da ja die Zulässigkeit dieser Verteidigung beweist, daß über den Verdächtigen nicht ohne Vernehmung die Spezialinquisition verhängt werde; denn ohne Kenntnis des entstandenen Verdachtes ist eine Verteidigung völlig ausgeschlossen.

Neben dieser Teilung des Inquisitionsprozesses in drei Teile sind noch viele andere Trennungen versucht, deren ich im folgenden kurz gedenken will. Hagemeister (Erörterungen über General- und Spezialinquisition, Berlin 1804, S. 45) sucht, wie vor ihm Nettelbladt (De sententia condemn. sine praevia inqu. spec., Halle 1774) den Einteilungsgrund in der Form des Verfahrens. Der formelle Unterschied soll darin bestehen, daß in der Generalinquisition ein summarisches, in der Spezialinquisition ein förmlicheres Verfahren mit feierlicher Beweisaufnahme stattfindet. Die Artikelform soll also den Unterschied zwischen General- und Spezialinquisition bilden. Dagegen läßt sich sagen, daß die Artikelform nur etwas Zufälliges ist; wenn diese auch abgeschafft würde, bleibt der Unterschied zwischen General- und Spezialinquisition dennoch bestehen (s. a. Bauer, a. a. O. S. 239 und 240).

Sievert (Archiv des Kriminalrechts V2 St. Nr. 4), stellt drei Fragen auf:

1. Die Frage um das Dasein einer Tatsache als eines Verbrechens (Inquisitio generalissima).

2. Die Inquisitio generalis beschäftigt sich mit der Frage, wer die Tat begangen habe (Imputatio facti).

3. Die Inquisitio specialis hat die Frage zum Gegenstand, wie die Tat diesem Täter zuzurechnen ist (Imputatio juris).

Meister, Prim. jur. crim. § 395 unterscheidet zwischen formeller und materieller Spezialinquisition; letztere ist vorhanden, wenn der Prozeß gegen eine bestimmte Person als wahrscheinlichen Urheber gerichtet wird.

Kleinschrod (Archiv des Kriminalrechts, Bd. III, St. I, S. 20ff.), setzt das Wesen der Generalinquisition in Sammlung der Beweise. In der Spezialinquisition sollen diese Beweise dann geprüft und gegen eine bestimmte Person benutzt werden.

Eschenbach (Ausführliche Abhandlung von der Generalinquisition, Schwerin 1795), stellt als Definition der Generalinquisition auf sie umfasse alle Handlungen, wodurch der Richter bestimme, ob gegen jemand die Spezialinquisition anzustellen sei. In dieser Definition von Eschenbach ist allerdings bloß der Zweck oder vielmehr der Hauptzweck der Generalinquisition ausgedrückt. Im übrigen aber geht deutlich aus dieser Definition hervor, daß Eschenbach das Wesen der Generalinquisition richtig erkannt hat, und diese seine Definition hat zuerst wieder eine scharfe Grenze zwischen General- und Spezialinquisition gezogen, die in der Praxis längst verwischt war

Im direkten Gegensatz zu Eschenbachs Vorschlag steht die Meinung Dalbergs (Entwurf eines Gesetzbuches in Kriminalsachen, Teil I, Abschnitt VI, § 1), der die Teilung des Strafprozesses in General- und Spezialinquisition ganz aufgeben will (s. darüber noch Eschenbach a. a. O. § 8, der ihn widerlegt).

B. Dogmatische Darstellung der Generalinquisition (Voruntersuchung) des deutschen Inquisitionsprozesses. § 6.

I. Begriff und Notwendigkeit der Inquisitio generalis des gemeinrechtlichen Inquisitionsprozesses.

Alle oben erwähnten Ansichten über Begriff und Grenzen der General- und Spezialinquisition sind ohne größere Bedeutung. Die Grenze beider wird sofort klar erkennbar, wenn am Schluß der Generalinquisition ein Urteil über Zulässigkeit der Spezialinquisition erfolgt, gegen welches dem Angeschuldigten die Defensio pro avertenda inquisitione speciali zusteht. Nach Carpzow ist nach und nach die übliche Form der Artikel, mit deren Vorlegung an den Angeklagten die Spezialinquisition eröffnet wurde, fortgefallen. Überhaupt wurde die formelle Unterscheidung und die Grenzlinie zwischen General- und Spezialinquisition immer mehr verwischt, so daß die Spezialinquisition, falls überhaupt eine solche abgehalten wurde, nur eine feierliche Wiederholung der Generalinquisition wurde. Trotzdem aber behält die Einteilung des Prozesses in die General- und in die Spezialinquisition ihren Wert durch den materiellen Charakter und die Richtung des Verfahrens.

Die Spezialinquisition hat den Zweck, den Beweis der Schuld

oder Unschuld des Angeklagten zu erbringen. Damit dies eintreten kann, ist eine Generalinquisition nötig, die ermitteln soll, ob Grund vorhanden ist, um die Spezialinquisition gegen eine bestimmte Person wegen gewisser Verbrechen zu eröffnen. Die Notwendigkeit einer solchen Generalinquisition ergibt sich ferner aus den drückenden Folgen, die die Verhängung der Spezialinquisition über eine Person mit sich bringt. Zunächst leidet der gute Ruf eines Mannes; durch die mit der Spezialinquisition zusammenhängende Verhaftung wird Ehre und Freiheit des hiervon Betroffenen geschmälert. Außerdem ist eine natürliche Folge der Spezialinquisition auch die Suspension gewisser Ehrenrechte; bei Beamten findet Suspension vom Amte womöglich mit Entziehung des Gehaltes statt[1]). Alle diese Nachteile zeigen, daß eine strafgerichtliche Verfolgung rechtlich begründet sein muß. Um diese rechtliche Begründung herzustellen, ist die Generalinquisition da, die also immer stattzufinden hat.

Bauer u. a. schalten vor der Generalinquisition eine sogenannte Information ein als Inbegriff der Handlungen, welche auf Ausmittelung der Statthaftigkeit und auf Vorbereitung eines Untersuchungsverfahrens abzwecken. Die Generalinquisition ist dann der Teil der Untersuchung, worin der Richter das Dasein des Verbrechens erforscht und die Beweise wider eine bestimmte Person aufsucht und sammelt, um ein gegen diese einzuleitendes förmliches Untersuchungsverfahren zu begründen und vorzubereiten. Die übliche Auffassung aber von der Generalinquisition ohne voraufgehende Information[2]), ist die von Mittermaier (Deutsches Strafverfahren: Heidelberg 1846, IV. Aufl., Bd. II, S. 17) gegebene. Darnach ist die Voruntersuchung (wie Mittermaier schon die Generalinquisition nennt), der Inbegriff der gerichtlichen Handlungen zur Prüfung der Bedingungen der Zulässigkeit der Untersuchung, zur Ausmittelung des Tatbestandes eines Verbrechens, zur Entdeckung von Verdachtsgründen, welche eine bestimmte Person als wahrscheinlichen Täter darstellen und überhaupt zur Sammlung alles Stoffes, welcher die künftige Bweisführung der Hauptuntersuchung vorbereitet und dazu dient, um darüber urteilen zu können, ob gegen eine des Verbrechens verdächtige Person die Hauptuntersuchung (Spezialinquisition) eingeleitet werden soll.

---

1) Siehe Großh. Hess. Edikt vom 12. April 1820. Art. 22.

2) Wie sie Carmignani (Elem. jur. crim. vol. I. S. 229; Henke, Darstellung, § 290; Martin, Lehrbuch, § 123; Hagemeister, Erörterungen, S. 62; Grolmann § 533; Feuerbach, Lehrbuch, § 624; Abegg, Lehrbuch, S. 265 usw. usw. teilen.

II. Veranlassungsgründe zur Voruntersuchung.

Als Veranlassungsgründe zur Voruntersuchung sind zu nennen:

1. Gemeinkündigkeit und Gerücht (Carolina Art. 6, 16).

2. Ergreifung des Täters auf frischer Tat (Sachsenspiegel II, Art. 35, 36; Bayer. Ges. 1813, T. II, § 68 usw.). Eine ausgedehnte Wirkung hat dies Institut im französischen Rechte als Délit flagrant erhalten (code d'instr. crim., Art. 41; cf. 32, 40, 46, 61, 106 etc.).

3. Eigene Wahrnehmung des Richters war schon in früher Zeit ein Anlaß zum Einschreiten (s. Clarus, Sent. rec. § fin. qu. 8 § 5), sei es nun, daß der Richter nur zufällig oder durch absichtliche Beobachtung von einem Verbrechen Kenntnis erhielt, wobei irrelevant ist, ob der Richter in richterlicher Eigenschaft oder als Privatmann das Verbrechen bemerkte.

4. Anzeige: Schon im kanonischen Rechte war die Anzeige (Denuntiatio) ein Veranlassungsgrund zur Inquisitio, besonders aber wurde sie es, als an Stelle der unbequemen strengen Accusatio allmählich die Denuntiatio zunächst noch mit Beweispflicht des Anzeigenden trat. Aber diese Beweispflicht fiel allmählich fort, und so wurde mit der Zeit im Inquisitionsprozesse jede unaufgefordert gegebene Benachrichtigung, die sich auf Verübung eines Verbrechens bezog, als Veranlassungsgrund zur Untersuchung behandelt. Da der Richter an die Anträge des Anzeigenden nicht gebunden ist, sondern selbst zu beurteilen hat, was von der Anzeige zu halten ist, so kann jedermann mit einer Anzeige auftreten. Ein wichtiges Erfordernis für die Anzeige ist die Namensnennung des Anzeigenden.

5. Klage des verletzten Teils und 6. Selbstanklage können wohl mit unter den Begriff Anzeige gerechnet werden.

III. Stellung des Untersuchungsrichters in der Voruntersuchung und Gang der Voruntersuchung.

Der Untersuchungsrichter vereinigt im deutschen Strafverfahren drei Rollen: a) die des Beamten, der von Amts wegen im Namen des Staates jedes Verbrechen verfolgt und die Vorgerichtstellung des Täters bewirkt, b) die Rolle des Untersuchungsrichters, der allein das ganze für das Hauptverfahren nötige Material herbeischaffen muß; c) die Rolle des Verteidigers des Angeschuldigten, insofern als er während der Voruntersuchung nicht einseitig handeln, sondern unparteiisch alle Entlastungsmomente ebenso genau prüfen soll wie die Belastungsmomente. In dieser dreifachen Stellung nun hat der

Untersuchungsrichter alle der Voruntersuchung zukommenden Handlungen vorzunehmen, über deren Reihenfolge sich wegen der Vielgestaltigkeit der verschiedenen Fälle nichts Bestimmtes sagen läßt. In Betracht kommen alle Handlungen, auf denen das nachfolgende Urteil über die Zulässigkeit der Verhängung der Spezialinquisition beruhen muß. Vor allem ist in der Voruntersuchung 1. der objektive Tatbestand des Verbrechens herzustellen, d. h. es muß festgestellt werden, ob sämtliche zum Begriffe eines Verbrechens gehörigen Merkmale in dem einzelnen vorliegenden Falle enthalten sind. Das Verfahren, welches zur Erreichung dieses Zweckes erfolgte, war in früherer Zeit verschieden, je nachdem das Verbrechen sinnlich wahrnehmbare Spuren hinterließ (Delicta facti permanentis) oder nicht (Delicta facti transeuntis). Bei den Delicta facti permanentis war unverzüglich ein Augenschein vorzunehmen eventuell unter Zuziehung von Sachverständigen[1]). Bei den Delicta facti transeuntis waren sämtliche Personen, von denen man irgendwie eine Aufklärung über das Verbrechen erhoffen konnte, summarisch zu vernehmen. Späterhin hat man diese Unterscheidung aber aufgegeben[2]). Der Untersuchungsrichter hatte nun nur die Pflicht, auf alle mögliche Weise den Tatbestand, worunter man damals besonders die äußerlich erkennbaren Spuren und Wirkungen der strafbaren Handlung verstand, aufzunehmen. Vornahme des Augenscheins ist in sein Ermessen gestellt, falls nicht bei einzelnen Verbrechen speziell die Vornahme vorgeschrieben ist.

2. Neben der Erforschung des Tatbestandes hat sich der Untersuchungsrichter mit Auffindung und Sammlung der Beweise hinsichtlich der Täterschaft zu beschäftigen. Diese Bemühungen sind auf Entdeckung von Verdachtsgründen gegen einen vorläufig noch nicht bekannten Verbrecher gerichtet. Zu diesem Zwecke dienen Vernehmung von Personen als Zeugen, die Aufschluß hinsichtlich des Täters geben können, sodann Leumundserforschungen usw. Ergibt sich nun aus solchen allgemeinen Nachforschungen nach der Person des Täters ein genügender Verdacht gegen eine bestimmte Person, so ist die Voruntersuchung nun gegen diese zu richten und es erfolgt:

3. Die summarische Vernehmung des Verdächtigen. Diese Vernehmung soll dem Verdächtigen Gelegenheit bieten, sich zu rechtfertigen und die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe zu widerlegen. Andererseits wird die Vernehmung des Verdächtigen sehr oft

---

1) So insbesondere beim Mord, s. Carolina, Art. 147, 149; später ausgedehnt auf alle Delicta facti permanentis.

2) Schon bayer. Kriminalgesetzbuch von 1751. II. T. Kap. III. § 2. Nr. 6.

den Richter auf richtige Spuren führen und ihm einen besseren Überblick über den Fall verschaffen. Vor allem gewährt die Vernehmung auch Stoff und Grundlage für das weitere Verfahren. Diese summarische Vernehmung, worunter man sich nicht ein einziges Verhör, sondern alle Vernehmungen des Verdächtigen denken muß, hat die Erlangung eines Geständnisses zum Endzweck, wie ja überhaupt das ganze Verfahren im Inquisitionsprozeß auf Erpressung resp. Erschleichung eines Geständnisses hinarbeitet.

4. Neben der Vernehmung des Verdächtigen ist die Zeugenvernehmung ein wichtiger Teil der Voruntersuchung. Was die Beeidigung der Zeugen in der Voruntersuchung betrifft, so war in der früheren Zeit, wo die Zeugen sowohl in der General- als auch Spezialinquisition vernommen wurden, unbeeidigte Vernehmung die Regel, die nur verlassen wurde, wenn der Zeuge nicht mit der Sprache herausrücken wollte (Carpzov, Prax. quaest. 114, No. 67; Quistorp, § 664). Später als die Grenzen zwischen General- und Spezialinquisition verwischt wurden und das Hauptgewicht des Verfahrens in die Voruntersuchung gelegt wurde, begnügte man sich mit einmaliger Vernehmung der Zeugen (s. o. S. 49) und diese fand dann natürlich unter Eid statt. Die Gesetzgebungen aus dem 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, die sich sämtlich an den Inquisitionsprozeß angeschlossen haben, stellen die Beeidigung der Zeugen in der Voruntersuchung dem Ermessen des Richters anheim. Nach der preußischen Kriminalordnung von 1805 § 332 soll die Beeidigung nur erfolgen, wenn die Zeugenaussage als Beweismittel benutzt wird. Die badische Strafprozeßordnung von 1845 § 155 schreibt die Beeidigung der Zeugen vor bei Zweifeln an der Glaubwürdigkeit eines Zeugen.

5. Die Vernehmung des Verdächtigen und der Zeugen bilden die Grundlage für die weitere Tätigkeit des Untersuchungsrichters. Alle Angaben des Verdächtigen müssen durch andere Beweise bekräftigt, alle Belastungs- und Entlastungsmomente müssen erforscht und berücksichtigt werden. Zu dieser Tätigkeit stehen dem Richter zahlreiche Zwangsmittel, wie Haussuchung, Beschlagnahme von Papieren, Urkunden usw. zur Verfügung.

6. Die Überzeugung, daß die Hauptuntersuchung für den Angeschuldigten von nachteiligen Folgen begleitet sei, hat dazu geführt, dem Angeschuldigten zur Abwendung derselben ein Rechtsmittel zu geben (Defensio pro avertenda inquisitione speciali). Schon Carpzov erwähnt sie.

Als man später die Bedeutung von Vor- und Hauptuntersuchung verkannte, fiel sie vielfach fort (so in Preußen, Gesetz von 1796;

Württemberg, Baden und Österreich). In den Ländern, wo sie gestattet ist, erhob sich über ihre Stellung im Verfahren, ob sie zur General- oder Spezialinquisition zu rechnen sei, ein großer Zwiespalt. An und für sich gehört eine formelle Verteidigung pro avertenda inquisitione speciali überhaupt nicht in den Inquisitionsprozeß, da der Untersuchungsrichter von vornherein verpflichtet ist, auch alle Entlastungsmomente zu berücksichtigen (Carolina Art. 47). Damit ist eine materielle Verteidigung gegeben und die gehört natürlich schon zur Generalinquisition. Die formelle Defensio pro avertenda inquisitione speciali kann man aber wohl nicht gut noch zur Generalinquisition rechnen (Eschenbach u. a.). Das Richtigste wird sein, sie mit dem Urteil auf Eröffnung der Spezialinquisition als Grenze zwischen General- und Spezialinquisition anzusetzen. Carpzov, Mittermaier u. a. rechnen sie zur Generalinquisition.

7. Hat der Untersuchungsrichter die oben erwähnten Handlungen, die die gewöhnlichen Bestandteile der Generalinquisition bilden, vorgenommen und sich Klarheit darüber verschafft, ob die Spezialinquisition genügend vorbereitet ist, so schließt er die Voruntersuchung. Hinsichtlich der Frage, ob der Untersuchungsrichter selbst auf Eröffnung der Spezialinquisition erkennen soll, respektive ohne weiteres von der General- zur Spezialinquisition übergehen kann, oder ob eine Verfügung des urteilenden Gerichtes hierzu nötig ist, ist die Gesetzgebung wie auch die Wissenschaft im Zweifel. Der richtigen Ansicht und Auffassung nach ist ein solches Erkenntnis des Gerichtes erforderlich (siehe Bauer § 234; Mittermaier a. a. O. § 136). Nach dieser Ansicht muß der Untersuchungsrichter die Akten der Generalinquisition an das Obergericht einsenden; dieses prüft dieselben und spricht auf Grund dieser sein Erkenntnis. Erforderlich ist ein solches Erkenntnis immer, wenn eine Defensio pro avertenda inquisitione speciali eingereicht ist (darüber sind alle bedeutenden Rechtslehrer einig: Martin, Grolmann, Heffter, Abegg, Müller, Henke usw.) und wenn nach der Gerichtsverfassung einzelner Länder die Spezialinquisition einem besonderen Kriminalgerichte obliegt. Ein solches Erkenntnis kann lauten 1. auf Ergänzung der Generalinquisition oder 2. auf einstweilige Aufhebung respektive völlige Aufhebung der Untersuchung und 3. auf Eröffnung der Spezialinquisition.

II. Teil.

Die Voruntersuchung von der Reform des Strafprozesses um 1848 bis zur Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich. §§ 7—13.

A. Geschichtliche Entwicklung der gerichtlichen Voruntersuchung.

§ 7.

Gebrechen des bisherigen Verfahrens — Reformvorschläge — Voruntersuchung im französischen und englischen Recht.

Wie schon oben (S. 48 f.) erwähnt, war im deutschen Inquisitionsprozeß die Teilung des Verfahrens in General- und Spezialinquisition allmählich immer mehr verwischt. Die Notwendigkeit einer solchen Trennung wurde aber von allen Rechtslehrern bewiesen, und überall wird das Fehlen dieser Unterscheidung als Gebrechen des deutschen Kriminalprozesses gegeißelt (siehe vor allem: Zachariae, Gebrechen und Reform des deutschen Strafverfahrens, Göttingen 1846, S. 123 ff.). Viel mehr noch wurde aber geeifert gegen die schrankenlose Gewalt des Inquirenten. Für Sklaven mochte ein Verfahren, wie es die deutschen Richter betrieben, vielleicht passen, aber nicht für freie Menschen. Die gänzliche Schutzlosigkeit des Angeschuldigten gegenüber dem Inquirenten war ein haltloser Zustand. Die Wünsche, die in Deutschland seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts laut wurden, deuteten fast alle auf ein öffentlich-mündliches Hauptverfahren mit Anklageprinzip hin. Besonders wurde auch von vielen Seiten hingewiesen auf eine Reform und zweckmäßige Anordnung der Voruntersuchung. Den richtigen Weg, den die Voruntersuchung auch gegangen ist, hat Zachariae (a. a. O. S. 224 ff.) gewiesen. Er verlangt eine öffentliche, mündliche Hauptverhandlung und eine Anklagebehörde. Für die Voruntersuchung ist nach seiner Ansicht aber die Heimlichkeit und Schriftlichkeit des Verfahrens, verbunden mit dem Inquisitionsprinzip, die einzig brauchbare Form. Es dürfen natürlich die unbegrenzte Macht des Untersuchungsrichters, die Erzwingung von Geständnissen, Ungehorsamsstrafen und sonstige Anhängsel des Inquisitionsprozesses nicht mit übernommen werden. Außerdem ist für den Angeschuldigten eine Verteidigung notwendig, die nach Zachariaes Ansicht so weit gehen muß, daß die Waffen der Anklage und Verteidigung gleich sein müssen (a. a. O. S. 278). Den Schöpfern solcher Reformvorschläge, denen gegenüber die Gesetzgebung sich zunächst ablehnend verhielt, schwebte hierbei das französische Strafverfahren vor Augen.

I. Das französische Recht konnte Deutschland zum Vorbild dienen, da Frankreich ebenso wie Deutschland den Inquisitionsprozeß mit schriftlicher, geheimer Untersuchung besaß, sich aber zur Zeit der Revolution davon losgemacht hatte. Vor der Revolution war in Frankreich das Verfahren in zwei Abschnitte geteilt, deren erster die Information war, der deutschen Generalinquisition vergleichbar, auf welche hin ein richterliches Dekret erfolgte, welches die Einleitung der Hauptuntersuchung gegen den Beschuldigten verfügte. Charakteristisch für die Strenge war die Stellung des Angeklagten im Strafverfahren. Zu Beginn der Untersuchung mußte der Angeklagte schwören, die reine Wahrheit sagen zu wollen. Eine Verteidigung des Angeschuldigten war ausgeschlossen. Die Anklage stellte entweder eine Zivilpartei oder die Staatsanwaltschaft. Stellte die letztere keine Anklage, so war auch dem Richter die Eröffnung einer Untersuchung von Amts wegen ermöglicht nach dem Grundsatze: tout juge est officier du ministère public. Den Wert der Voruntersuchung preist vor allem Hélie[1]): „Wohl geleitet schützt sie die Rechte der Bürger vor unüberlegten Schritten; sie bereitet das Urteil vor und sichert die Richtigkeit desselben. Auf ihre natürliche Mission beschränkt, ist sie ein unentbehrliches Prozeßglied; sie ist das fruchtbringendste Vermächtnis der Gesetzgebung des fünfzehnten Jahrhunderts an die Gegenwart."

Zur Zeit der Revolution fand in Frankreich eine tiefgehende Reform des Kriminalprozesses statt. Der wesentliche Fortschritt dieser Gesetzgebung war, daß mit den Vorteilen des geheimen schriftlichen Inquisitionsprozesses der Schutz der persönlichen Freiheit gesichert wurde. Für die Hauptverhandlung wurden die Grundsätze der Mündlichkeit und Öffentlichkeit mit kontradiktorischem Verfahren eingeführt[2]). Der Prozeß zerfiel in drei Teile: der erste entsprach der früheren schriftlichen Information; der zweite prüfte die Materialien der Information und sprach die Versetzung in den Anklagezustand aus. Der dritte bestand in einer vollständigen Verhandlung, für welche die Prinzipien der Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens maßgebend waren.

Die Information, die uns hier hauptsächlich interessiert, tritt ein

---

1) Holtzendorff, Handbuch des Strafprozesses. 1. Bd. S. 22.

1) Durch ein Dekret von 1789 wurde auch für die Voruntersuchung ein öffentlich-mündliches, teilweise kontradiktorisches Verfahren eingeführt; bereits 1791 aber wurde dies Verfahren wieder durch die schriftliche inquisitorische Information ersetzt, da das mündliche Verfahren zu viel Kollusionen befürchten ließ. Vgl. Benedict in den Mitteilungen der kulturpolitischen Gesellschaft. 1902.

auf einen Antrag der Staatsanwaltschaft. Dies Moment unterscheidet die Information von der gemeinrechtlichen Generalinquisition. Hat sich das Gericht aber einmal mit der Sache befaßt, so hat es auch die weitere Verfügung über die Sache in Händen. Von diesem Antrag der Staatsanwaltschaft auf Eröffnung der Information abgesehen, wird die Information vom Inquisitionsprinzipe beherrscht, genau wie die Generalinquisition. Aber das vorteilhafte der französischen Information ist, daß sie stets ein untergeordneter Teil des Verfahrens blieb, während die deutsche Generalinquisition nach und nach der Mittelpunkt des Prozesses wurde, demgegenüber die Spezialinquisition zu einer wesenlosen Form und Wiederholung herabsank, eventuell sogar in Wegfall kam. Außerdem unterscheidet sich die Information von der Generalinquisition dadurch, daß sie nicht in allen Fällen stattfinden muß, während dies von der deutschen Generalinquisition von der herrschenden Meinung mit Recht (Mittermeier u. a.) behauptet wird. In Frankreich ist nämlich das Verfahren verschieden, je nachdem es sich um eine Übertretung, ein Vergehen oder ein Verbrechen handelt:

1. In den Fällen der Übertretung findet keine Information statt. Der Fall wird sofort vor dem Polizeistrafgericht abgeurteilt.

2. In den Fällen, wo es sich um Vergehen handelt, kann eine Information stattfinden, ist aber nicht erforderlich. Die Staatsanwaltschaft entscheidet darüber je nach Lage des einzelnen Falles, ob eine Information stattfinden soll oder nicht.

3. Bei Verbrechen ist die Information und eine richterliche Entscheidung über Versetzung in den Anklagezustand obligatorisch. Am Schlusse der Information kommen die Akten an die Staatsanwaltschaft und durch diese an die Ratskammer, welche darüber entscheidet, ob die Information zu ergänzen ist, und den Fall dann an die Anklagekammer überweist. Diese entscheidet dann über die Versetzung in den Anklagezustand.

Eine von den wenigen Veränderungen, die dieses französische Verfahren im 19. Jahrhundert erlitt, ist die Aufhebung der ebenerwähnten Ratskammer durch Gesetz vom 17. Juli 1856[1]. Ferner

---

1) Die Befugnisse der Ratskammer waren folgende: 1. Übte sie eine Kontrolle über die Information aus; der Untersuchungsrichter mußte z. B. einmal wöchentlich über den Stand derselben Bericht erstatten. 2. Hatte sie über die Verweisung vor das Zuchtpolizeigericht zu entscheiden. Bei Verbrechen hatte sie schließlich die oben erwähnte Vorprüfung über die Information vorzunehmen. Diese Befugnisse der Ratskammer gingen durch das Gesetz von 1856 zum Teil an den Untersuchungsrichter, zum Teil an die Anklagekammer über. Über die Zweckmäßigkeit der Aufhebung der Ratskammer, die auch für Deutschland maß-

ist noch zu erwähnen das wichtige Gesetz vom 8. Dezember 1897; (Journal officiel de la République française No. 335). Es bestimmt, daß der Untersuchungsrichter nicht bei der Urteilsfällung über Strafsachen teilnehmen darf, in denen er eine Voruntersuchungshandlung vorgenommen hat. Ferner gewährt dies Gesetz auch dem verhafteten Angeschuldigten vollkommen freien Verkehr mit seinem Verteidiger, der nötigenfalls von Amts wegen zu bestellen ist. Die Rechte dieses Verteidigers werden sehr erweitert. Ihm ist der Zutritt zu allen Handlungen der Voruntersuchung, insbesondere zu den Verhören des Angeschuldigten, gestattet. Die Tätigkeit des Verteidigers ist aber auf stummes Zuhören beschränkt; von Amts wegen ist er von diesen Verhören mindestens 24 Stunden vorher in Kenntnis zu setzen und hat vorher das Recht der Akteneinsicht. Ebenso wie dem Verteidiger ist auch dem Staatsanwalte Gegenwart bei allen Akten der Voruntersuchung gestattet [1]).

II. Neben dem französischen Strafverfahren kam in Deutschland auch das englische Verfahren in Betracht, was ja bei dem allgemeinen Verlangen nach einem Anklageprozeß ganz natürlich war. Das englische Strafverfahren beruhte auf dem reinen Anklageprinzipe. Ebenso wie im römischen und älteren deutschen Strafverfahren wird nur auf eine förmliche Anklage ein Strafverfahren eingeleitet. Die Erhebung einer solchen Anklage erfolgt von staatlich angestellten Beamten (dem Attorney General und dem Solicitor General) nur in Prozessen von spezifisch-politischer Bedeutung. In den meisten Fällen dagegen werden die Anklagen von Privatleuten, die allerdings nicht in eigenem Namen auftreten, sondern in dem der Krone, erhoben. Dem Privatankläger obliegt auch die Sammlung der Beweismittel, wobei ihn die Polizei unterstützt. Während aber im älteren deutschen und im römischen Recht noch keine Trennung des Verfahrens in Vor- und Hauptverfahren stattfand, ist diese Trennung im englischem Rechte vorhanden. Diese Voruntersuchung des englischen Rechts besitzt aber einen durchaus andern Charakter als die Voruntersuchung des deutschen Inquisitionsprozesses

---

gebend wurde, hat man viel gestritten. Mittermaier, Im Gerichtssaal, 1857, Abt. 1. S. 81 ff. spricht sich entschieden für Beibehaltung der Ratskammer aus, ebenso Walther, ebenda. Abt. II. S. 200 ff., während Triest in Holtzendorffs Strafrechtszeitung, 1861, Sp. 89, für Aufhebung der Ratskammer plädiert und die doppelte Prüfung der Akten der Information bei Verbrechen tadelt (s. hierüber noch unten, S. 84 ff.).

1) Über die Erfahrungen, die man mit diesem Gesetze in Frankreich gemacht hat, vgl. Curtius in Zeitschr. f. ges. St.R.W. 23. Bd. S. 1 ff. Ferner: unten S. 107 f.

oder des französischen Strafprozesses. Der wesentlichste Unterschied besteht darin, daß die englische Voruntersuchung kein wesentlicher Bestandteil des Strafprozesses ist. Vielmehr kann der Ankläger ohne vorherige Voruntersuchung sofort die Anklage vor der großen Jury erheben und andererseits kann der Beschuldigte jegliche Aussage in der Voruntersuchung verweigern und Eröffnung des Hauptverfahrens verlangen. Findet aber eine Voruntersuchung statt, so bringt der Ankläger sein gesammeltes Anklagematerial in einer öffentlichen, mündlichen, kontradiktorischen Verhandlung vor. Den Beginn der Voruntersuchung bildet also nicht, wie in Deutschland und Frankreich, eine Vernehmung des Angeschuldigten, sondern der Ankläger und die Belastungszeugen werden gehört und zwar in Gegenwart des Angeschuldigten. Nach dieser Vernehmung werden dem Angeschuldigten sämtliche Aussagen vorgelesen, sodann wird er befragt, ob er etwas zu erwidern habe auf diese Anschuldigungen. Er ist nun nicht verpflichtet zu irgendwelchen Aussagen. Im Gegenteil ist er vom Richter darauf aufmerksam zu machen, daß er nicht die Pflicht habe, etwas zu erklären; falls er aber etwas sage, werde es als Beweismittel gegen ihn benutzt werden. Der Angeschuldigte kann nun, wenn er sich überhaupt auf die Verhandlung einlassen will, mit den Zeugen Kreuzverhöre anstellen und die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen widerlegen, kann sich dabei auch eines Verteidigers bedienen, der ihm von Beginn des Verfahrens an in der Regel gestattet wird. Ein Verhör des Angeschuldigten wie im deutschen Inquisitionsprozesse ist dem englischen Strafverfahren gänzlich unbekannt. Aus dieser Art des Verfahrens in der Voruntersuchung erhellt schon, daß es gar nicht Zweck der englischen Voruntersuchung ist, Beweismittel zu sammeln, um sich Aufklärung zu verschaffen über die Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten, sondern ihr Zweck ist, auf Grund der vom Ankläger und Angeschuldigten vorgebrachten Beweismittel festzustellen, ob beide Parteien zum Erscheinen in der Hauptverhandlung anzuhalten sind und besonders, ob der Angeschuldigte bis dahin auf freiem Fuße, eventuell gegen Sicherheitsleistung, verbleiben soll oder in Haft zu nehmen ist. Die Feststellung dieser Maßnahmen ist die Tätigkeit des Richters in der Voruntersuchung. Die Sammlung des Beweismaterials, die den Hauptinhalt der Voruntersuchung in Deutschland und die Haupttätigkeit des deutschen Untersuchungsrichters bilden, geschieht völlig außerhalb des staatlichen Strafverfahrens und ist nicht Sache des Richters der Voruntersuchung. Ein weiterer Unterschied der englischen Voruntersuchung gegenüber der Voruntersuchung des deutschen Inquisitionsprozesses liegt darin, daß die in der Voruntersuchung-

suchung geführten Akten nicht die Grundlage für die Urteilsfällung bilden; vielmehr ist für die Urteilsfällung nur maßgebend, was in der öffentlich-mündlichen Hauptverhandlung unmittelbar vorgebracht wird. Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß die Voruntersuchung des englischen Rechts sich durch ihre Kürze auszeichnet. Gewöhnlich ist nur ein Termin erforderlich. Sollte ausnahmsweise der Ankläger oder der Angeschuldigte noch weitere Beweismittel angeben, so wird die Verhandlung auf höchstens acht Tage vertagt. Den Schluß der englischen Voruntersuchung bildet die Erklärung des Richters, daß der Beschuldigte außer Verfolgung zu setzen sei (discharge) oder daß er vor das Schwurgericht zur Hauptverhandlung gestellt werde (commited for trial). Aus der ganzen Art dieses Verfahrens erhellt schon, daß es weniger eine Voruntersuchung ist, als vielmehr eine Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens, die von den Prinzipien der Mündlichkeit und Öffentlichkeit beherrscht wird.

§ 8.

Änderung des Charakters der gerichtlichen Voruntersuchung im neuen Verfahren. — Staatsanwaltliches Ermittlungsverfahren und gerichtliche Voruntersuchung.

Im Jahre 1845 entstand in Deutschland noch eine Strafprozeßordnung für Baden, die hinsichtlich der Voruntersuchung sich eng an den Inquisitionsprozeß anschließt. Hier herrscht noch die irrige Auffassung von dem Verhältnis der Verhandlung vor den urteilenden Richtern zur Voruntersuchung. So spricht der Titel XVII, Art. 224 ff. von einer „Schlußverhandlung“. Nach § 296 soll sich der Richter in der Voruntersuchung in die Lage der urteilenden Richter versetzen und fragen, ob diese nach den Beweisregeln alle Tatsachen der Anschuldigung für erwiesen halten werden. Dadurch wird die Voruntersuchung verzögert, und die eigentliche Hauptuntersuchung ist nur eine Wiederholung der ersteren. (Den neuen Anforderungen sucht diese St.P.O. gerecht zu werden durch Einführung der Staatsanwaltschaft und einer öffentlich-mündlichen Schlußverhandlung. Ähnliche Neuerungen weist auch die St.P.O. für Württemberg von 1843 auf.)

Diesen Mißständen, die in ganz Deutschland damals herrschten, wurde ein Ende bereitet durch die Neuordnung des Strafverfahrens in Deutschland seit dem Jahre 1848. Der im vorigen Paragraphen (unter I) geschilderte französische Strafprozeß wurde nach Deutschland übernommen. Bald nach 1848 gelangten trotz der großen Mannigfaltigkeit der legislativen Verhältnisse doch auf dem weitaus größten Gebiete Deutschlands dieselben Grundsätze zur Geltung. Eine

St.P.O. diente der andern zum Vorbild. Die badische St. P.O. wirkte auf die thüringische und diese wieder auf die österreichische. Der preußische Entwurf einer St.P.O. von 1851, der allerdings nur geringe Bedeutung hatte gegenüber der Verordnung vom 3. Januar 1849 und durch ein Gesetz von 1852 überflüssig wurde, diente dem preußischen Entwurf von 1865 zum Vorbild. Dieser Entwurf war dann maßgebend für die St.P.O. von Oldenburg, Bremen, Lübeck, Baden. Preußen und Bayern waren die einzigen Länder, die keine einheitliche St.P.O. hatten; hier waren nur Abänderungsgesetze des bestehenden Rechtes erlassen [1]). Kein Strafverfahren mit Mündlichkeit und Öffentlichkeit, Staatsanwalt und Anklageprinzip haben eingeführt Mecklenburg und Lippe.

Die Bedeutung der gerichtlichen Voruntersuchung ist in dem Verfahren seit 1848 allerdings eine ganz andere geworden als im deutschen Inquisitionsprozesse. In diesem hatte der Untersuchungsrichter, ein einzelner Beamter, die Spuren der Verbrechen zu ermitteln; einen eines Verbrechens Verdächtigen zieht er vor Gericht, verhaftet ihn und prüft alle belastenden wie entlastenden Momente und läßt schließlich den Verdächtigen frei, wenn die Gründe der Verfolgung in sich zusammenfallen oder aber zieht ihn vor das Richterkollegium, welches dann nur auf Grund der Akten der Voruntersuchung, ohne sich sonst mit der Sache weiter zu befassen, sein Urteil spricht. Also die Akten der Voruntersuchung bildeten die entscheidende Grundlage für das Urteil des Richterkollegiums. Im reformierten Strafprozeß dagegen wird das Urteil gefällt nur auf Grundlage der mündlichen Hauptverhandlung. Akten der Voruntersuchung werden nur in Ausnahmefällen herangezogen. Die Voruntersuchung hat deshalb im neuen Strafverfahren nur die Aufgabe, die Hauptverhandlung vorzubereiten, so daß diese ohne erhebliche Unter-

---

1) So in Preußen die Verordnung v. 3. Jan. 1849. Diese gibt eingehende Vorschriften über Einführung der Staatsanwaltschaft und ihren amtlichen Wirkungskreis (Abschnitt I), über das Strafverfahren auf Grund der Prinzipien der Öffentlichkeit und Mündlichkeit; hieran schließen sich dann ausführliche Bestimmungen über Einrichtung von Schwurgerichten, Rechtsmittelverfahren usw. So war auch in Preußen, wie diese kurze Inhaltsangabe zeigt, eine den Reformwünschen genügende Änderung des Strafverfahrens geschaffen. Die neben dieser Verordnung in Kraft bleibende Kriminalordnung von 1805 hatte durch sie den größten Teil ihrer Bedeutung verloren; insbesondere ist dies der Fall hinsichtlich der Hauptverhandlung. Aber auch die Vorschriften über die Voruntersuchung, soweit sie neben der Verordnung von 1849 bestehen bleiben, haben nur noch die Bedeutung einer Instruktion für den Untersuchungsrichter. Vgl. Oppenhoff, Die preuß. Gesetze über Verfahren in Strafsachen. Vorrede. S. 5.

brechungen durchgeführt werden kann. Sodann aber besteht eine Veränderung des Charakters der Voruntersuchung darin, daß dem Untersuchungsrichter die Funktion des Anklägers genommen und diese einem besonderen Beamten, dem Staatsanwalt, übertragen ist, weil der Richter unparteiisch sein soll; unter Vereinigung der Rollen des Anklägers und Untersuchungsrichters in einer Person aber immer die Unparteilichkeit leiden wird. Dem Staatsanwalt liegt daher die Pflicht ob, Verbrechen aufzuspüren und zu verfolgen; er hat auch die Abhaltung einer gerichtlichen Voruntersuchung beim Gerichte zu beantragen.[1]) Ausgenommen sind unaufschiebbare Ermittelungen, Sicherheitsmaßregeln, die Verdunkelung der Sachlage verhüten sollen; diese kann das Gericht von Amts wegen vornehmen. Bei der Einrichtung der Voruntersuchung nach den neuen Prozeßgrundsätzen konnte das Verfahren in der Voruntersuchung nicht in allen Einzelheiten aus Frankreich direkt übernommen werden. In Frankreich war nämlich die Voruntersuchung Aufgabe der gerichtlichen Polizei, zu der auch der Untersuchungsrichter gehört (code d'instr. crim. Art. 9.) Ihre Aufgabe besteht in folgendem: (code Art. 8) „elle recherche les crimes, les délits et les contraventions, en rassemble les preuves et en livre les auteurs aux tribunaux". Die deutsche Gesetzgebung kennt eine solche gerichtliche Polizei zum Teil nicht[3]). In diesen Ländern ist der Staatsanwalt der Polizei übergeordnet; sie muß den Aufträgen des Staatsanwaltes Folge leisten, ihn bei Erforschung von Verbrechen oder ihren Tätern unterstützen, wobei jedoch die Selbständigkeit als Behörde der Polizei nicht genommen wird. Andere Länder kennen zwar eine gerichtliche Polizei[4]). Hier ist aber der Untersuchungsrichter nicht Mitglied derselben. Insofern stimmt die französische Voruntersuchung

---

1) Preuß. Verordn. 1849. §§ 1, 2; Hannoverscher Entwurf §§ 38, 41, 42, 44, 57. [Die Erhebung der durch jede Übertretung der Strafgesetze begründeten öffentlichen Klage steht in ihrem ganzen Umfange dem Staatsanwalte zu (§ 37); er soll jeder strafbaren Handlung nachforschen (§ 54)]; Braunschweig § 1, 3, 31 ff.; Thüringen Art. 4, 74; Altenburg § 52; Entwurf für Meiningen §§ 10, 36; Sachsen §§ 36, 20, 109, 115; Kurhessen, Gesetz v. 1848, §§ 2, 153, Gesetz v. 1851, § 24.

2) Entsprechend dem Code d'instr. crim. Art. 48, 49, 50—59. Baden Art. 51, 54; Preußen Verordn. v. 1849, § 6; Braunschweig Art. 8; Kurhess. St. P. O. § 144, 145, Entwurf für Meiningen Art. 86.

3) Preußen §§ 4, 7, Gesetz v. 12. Febr. 1850; Bayern, Gesetz v. 1848, Art. 23; Kurhessen, Gesetz v. 1848, § 142, G.V.G. § 72; Thüringen, Art. 46, 39, 91, 111, 120, 145 f., 152; Altenburg, Art. 20, 126, 132; Oldenburg. Art. 26, 32, 65 ff.

4) Braunschweig, St. P. O. § 23, 25, Gesetz v. 19. März 1850 § 4; Sachsen, Art. 75 ff., 134; Art. 79 vgl. mit 83 u. 109; Hannover, §§ 19, 53, 55, 58, 103. (G.V.G. § 52 bezeichnet Staatsanwalt als Mitglied der gerichtlichen Polizei.)

mit der deutschen nicht überein. Im übrigen sind die Bestimmungen aber ziemlich die gleichen.

Die Staatsanwaltschaft, die, wie oben gesagt, alle Verbrechen zu verfolgen hat, muß eine Untersuchung anstellen, die den Zweck hat, den Straffall aufzuklären, um ermessen zu können, ob sie eine Anklage stellen soll oder nicht. Hierfür sind zwei Wege denkbar:

1. Der Staatsanwalt als Ankläger leitet die Erforschungen selbständig mit Hilfe der ihm unterstehenden Polizei. Auch die Gerichte müssen nach den Vorschriften der einzelnen Länder den Anträgen des Staatsanwalts Folge leisten.

2. Der Staatsanwalt beantragt bei Gericht die Vornahme einer Voruntersuchung; in diesem Falle verfolgt das Gericht dann den Fall von Amts wegen. Also sind zwei Arten einer Voruntersuchung denkbar. Die erste, die in den Händen des Staatsanwalts ruht, ist das staatsanwaltliche Ermittlungsverfahren; die zweite Art dagegen ist die gerichtliche Voruntersuchung. Zwischen diesen beiden Formen die Wahl zu treffen, liegt dem Staatsanwalte ob; nicht immer aber steht ihm die Wahl zwischen beiden frei. Die Gesetze in Deutschland haben hier ihrem französischen Vorbild entsprechend Beschränkungen eingeführt.

1. Bei Vergehen der untersten Ordnung (Übertretungen) findet keine gerichtliche Voruntersuchung statt;

2. bei schweren Verbrechen muß sie stattfinden[1]). Diese Vorschriften gaben nun Anlaß zu großen Streitigkeiten. Die einen hielten an der Notwendigkeit der gerichtlichen Voruntersuchung in allen Fällen (resp. in schwierigeren Fällen) fest, fanden obige Vorschriften also zu weitgehend; den andern erschienen diese Vorschriften nicht weitgehend genug. Ihre Devise war: „Hinweg mit der gerichtlichen Voruntersuchung!“ Die nähere Erörterung dieser Streitfrage und ihre Regelung in den Gesetzgebungen dieser Periode möge uns im nächsten Paragraphen beschäftigen.

§ 9.

Streit über die Notwendigkeit einer gerichtlichen Voruntersuchung.

I. Bestrebungen, die gerichtliche Voruntersuchung abzuschaffen.

1. Geib (Reform des deutschen Rechtslebens S. 104 ff.) ist der erste Vertreter der Ansicht, daß die gerichtliche Voruntersuchung

1) S. Preußen, Verordn. 1849 §§ 42, 75; Reskript v. 3. September 1849 § 2; Braunschweig, § 33; Kassel, Gesetz v. 31. Okt. 1848 §§ 148—150, vgl. 199 ff.; Thüringen, Art. 5, 345, Gesetz v. 9. Dezbr. 1854 § 2.

fallen muß. Er verwirft die Anstellung von Untersuchungsrichtern und wünscht eine Voruntersuchung, die der Staatsanwalt führt. Sollten Handlungen in der Voruntersuchung nötig sein, zu deren Vornahme Mitwirkung des Gerichtes erforderlich ist, so ist das Gericht verpflichtet, einem diesbezüglichen Antrag des Staatsanwalts Folge zu leisten.

2. Der nächste erwähnenswerte Vertreter dieser Anschauung ist Brauer (Justizministerialrat in Karlsruhe[1]). Brauer geht vom Anklageprinzip aus und hält die in Deutschland bisher übliche Voruntersuchung mit diesem Prinzipe für unvereinbar; deshalb muß die gerichtliche Voruntersuchung fallen. Im übrigen schließt er sich an Geib an, geht aber noch weiter als dieser insofern, als er als die einzige Aufgabe der Voruntersuchung die selbständige Sammlung der Anschuldigungsbeweise durch den Ankläger (Staatsanwalt) betrachtet (§ 2). Wie auch Geib vorschlägt, soll zu gewissen Handlungen Mitwirkung eines Amtsrichters nötig sein[2]). Der Angeschuldigte soll genau wie in England Kenntnis von den gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründen bekommen und Gelegenheit erhalten, sich seine Gegenbeweise zu sammeln. Verkehrt ist es, zwischen diese beiden Parteien einen notwendig-parteiischen (?) Untersuchungsrichter zu setzen (§ 2). Denn einmal ist ihm die Aufgabe des Anklagens genommen und dem Staatsanwalt übertragen, sodann bestand die Tätigkeit des Untersuchungsrichters besonders im Vernehmen des Angeschuldigten. Diese Vernehmung des Angeschuldigten in der Voruntersuchung aber hält Brauer für völlig überflüssig, da sie nur auf Erwirkung respektive Erpressung eines Geständnisses hinzielt. Ein solches Verfahren aber widerspricht seiner Ansicht nach völlig dem Anklageprinzip. Die dritte Aufgabe des Untersuchungsrichters war die Sorge für die Verteidigung des Angeschuldigten in der Voruntersuchung. Brauer ist der Ansicht, daß es mit der Beachtung der Entlastungsmomente durch den Untersuchungsrichter in der Voruntersuchung ziemlich schlecht bestellt sei und meint, der Angeschuldigte könne selbst viel besser für seine Verteidigung sorgen. Die übrigen Geschäfte, die der Untersuchungsrichter zu besorgen hat, hält Brauer nicht für so wichtig, daß zu ihnen — da sie doch gewöhnlich nur die Ausnahme von der Regel darstellen — ein besonderer Untersuchungsrichter erforderlich sei. Diese schon oben erwähnten Hand-

1) Ausführliche Abhandlungen von 10 §§ „Voruntersuchung auf Grundlage des Anklageprinzips" im Gerichtssaal. 1849. Abt. II. S. 321 ff.

2) Brauer hat diese Fälle einzeln aufgeführt (§ 3): a) Einnahme des Augenscheins, b) Verhaftung des Angeschuldigten, c) Haussuchung, Beschlagnahme, d) eidliche Abhör der Zeugen.

lungen könne auch ein Amtsrichter auf Ersuchen des Staatsanwaltes ausführen (§ 3)[1]).

3. Ein weiterer Vorkämpfer der Ansicht: „Hinweg mit der gerichtlichen Voruntersuchung!“ ist Stemann in Goltdammers Archiv 1860 S. 41ff. Stemann betrachtet die Lage der Voruntersuchung in Preußen und geht von dem dort geltenden Grundsatze aus, daß die gerichtliche Voruntersuchung nur bei Verbrechen nötig ist, im übrigen aber vom Ermessen des Staatsanwaltes abhänge. Beantragt dieser keine gerichtliche Voruntersuchung, so findet ein staatsanwaltliches Ermittlungsverfahren (Skrutinialverfahren) statt, welches dieselbe Aufgabe hat, wie die gerichtliche Voruntersuchung, nämlich „die Existenz und Natur des angezeigten Verbrechens, sowie die Person des Täters und die zu seiner Überführung dienenden Beweismittel soweit zu erforschen und festzustellen, als dies zur Begründung und zur Vorbereitung der mündlichen Hauptverhandlung nötig ist“ (s. Preuß. Verordn. vom 3. Januar 1849 § 44). Stemann schließt hieraus nun, daß der Staatsanwalt auch bei Verbrechen in diesem Ermittlungsverfahren mit Unterstützung durch den Richter in den Fällen, wo nach Ermessen des Staatsanwaltes schon in der Voruntersuchung urkundliche Fixierung von Beweismitteln nötig ist, ebenso gut und in viel kürzerer Zeit die Voruntersuchung abhalten könnte. Die Erfahrungen, die man in der Praxis mit dem Ermittlungsverfahren gemacht habe, bestätigen dies. Wenn man ferner die Vernehmung des Angeschuldigten als einen nicht zu ersetzenden Vorzug der gerichtlichen Voruntersuchung ansehe, so könne diese Vernehmung nur für einen inhaftierten Angeschuldigten in Betracht kommen, dem aus der Freiheitsentziehung gewisse Nachteile erwachsen. Für einen Inhaftierten ist aber immer, also auch im Ermittlungsverfahren, die richterliche Vernehmung vorgeschrieben (Preußisches Gesetz vom 12. Februar 1850 betreffend den Schutz der persönlichen Freiheit § 5). Ein weiterer Grund, der Stemann zur Preisgabe der gerichtlichen Voruntersuchung veranlaßt, besteht in der Beschlußfassung über das Resultat der gerichtlichen Voruntersuchung. Im Ermittlungsverfahren bestimmt der Staatsanwalt allein, ob und wie die weitere Verfolgung der Sache zu betreiben ist. Das Gericht hat keinen entscheidenden Einfluß auf das Verhalten des Staatsanwaltes, so lange dieser nicht die Anklage erhoben hat. Ist aber eine gerichtliche Voruntersuchung abgehalten, so hat das Gericht darüber zu entscheiden, ob die Anklage erhoben werden soll oder

1) Wann bei diesen Geschäften Mitwirkung des Gerichts nötig ist, kommt hier nicht in Betracht (s. darüber §§ 4—7 inkl. von Brauers Abhandlung).

nicht, und dem Staatsanwalt ist in dieser Hinsicht jede Einwirkung auf das Verfahren genommen. — Gerade hierin liegt ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Ermittlungsverfahren und gerichtlicher Voruntersuchung. Diese Regel ist auch in den meisten Partikulargesetzgebungen durchgeführt. Eine Ausnahme bildet Braunschweig (St. P. O. § 43); hier ist dem Staatsanwalt die Verfügung über die gerichtliche Voruntersuchung überlassen. — Diese Vorschrift von Braunschweig lobt Stemann, tadelt das im übrigen Deutschland geltende Verfahren als inkonsequent; er verlangt für den Staatsanwalt, der einmal das Amt des Anklagens hat, auch ein unbeschränktes Recht auf Erhebung oder Nichterhebung der Anklage. Auch um dieser Inkonsequenz willen verwirft er die gerichtliche Voruntersuchung.

4. Zuletzt wäre wohl noch von den Juristen, die die gerichtliche Voruntersuchung beseitigt wissen wollen, Keller zu nennen. Schon auf dem dritten deutschen Juristentag wurde der Antrag Kellers, der für Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung plädierte, durch die drei Gutachten des Justizrats Dorn in Berlin, Prof. Geßler in Tübingen und Staatsanwalt Heinze in Dresden verworfen. Daraufhin hat Keller dann in seinem Werke „Staatsanwaltschaft in Deutschland“ (§ 19 G) seine auf Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung bezügliche Ansicht, nachdem er vorher die Gründe für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung erwähnt und sie zu widerlegen versucht hat, verteidigt. a) Seiner Ansicht nach muß die gerichtliche Voruntersuchung, die im Inquisitionsprozesse des kanonischen Rechtes entstanden ist, aus unserem Strafverfahren ausgerottet werden, weil sie mit den Prinzipien des deutschen öffentlichen, mündlichen und akkusatorischen Strafprozesses unvereinbar ist. Keller wünscht eine Voruntersuchung, die sich an die Voruntersuchung anschließt, wie sie vor der Entstehung des Inquisitionsprozesses vorhanden war, die also konsequent das Anklageprinzip durchführt. b) Als zweiten Grund für die Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung führt Keller den Zweck der Voruntersuchung ins Treffen. Zweck derselben soll lediglich Vorbereitung der Anklage und der Hauptverhandlung sein. Nach Kellers Meinung erreicht man diesen Zweck am besten, wenn man diese Aufgabe dem Staatsanwalt allein überläßt. Dieser hat die Anklage zu stellen, muß sich also auch das hierzu nötige Material verschaffen. c) Wegen der Beweisaufnahme, die nur einen geringen Teil der gerichtlichen Voruntersuchung ausmacht, das ganze Verfahren dem Untersuchungsrichter zu belassen, hält Keller für unpraktisch und ungerechtfertigt.

d) Durch eine Aufhebung der gerichtlichen Voruntersuchung

würden nach Kellers Ansicht auch die Kollisionen zwischen Untersuchungsrichter nnd Staatsanwalt, die sich aus dem Inquisitionsprozeß, der seit 1848 mit akkusatorischen Formen vermischt ist, ergeben haben, beseitigt. Die Mittel, die man, um Kollisionen zwischen Staatsanwalt und Untersuchungsrichter zu vermeiden, eingeführt hat, wie z. B. Akteneinsicht und Beschwerden, nennt Keller unzureichende Notbehelfe. Sodann will Keller die gerichtliche Voruntersuchung beseitigt wissen, weil dadurch das Anklageprivileg des Staatsanwaltes geschmälert wird, insofern als der Staatsanwalt nach stattgehabter gerichtlicher Voruntersuchung nicht mehr freier Herr seiner Entschließungen ist, sondern sich dem Beschluß des Gerichts, mag er auf Erhebung der Anklage oder Einstellung des Verfahrens lauten, unterordnen und anpassen muß (was auch Stemann betont). e) Keller ist ferner der Meinung, daß durch eine gerichtliche Voruntersuchung die Hauptverhandlung zu einer bedeutungslosen summarischen Rekapitulation. also Schlußverhandlung, herabgedrückt wird. f) Auch werde der Strafprozeß durch Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung unnötigerweise in die Länge gezogen. Durch Fortfall der gerichtlichen Voruntersuchung würden die Geschäfte des Staatsanwaltes und der Verteidigung sich vermehren. Andererseits aber würden die Untersuchungsrichter und manche Ursachen der Verlängerung der Untersuchungshaft fortfallen.

II. Bestrebungen für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung.

Im Gegensatze zu diesen Bestrebungen, die auf Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung abzielen, ist das Gros der Juristen für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung. Diese Meinung vertritt besonders Mittermaier im Gerichtssaal 1862 S. 36ff. und Abegg[1]). Abegg ist: 1. für eine gründliche und möglichst vollständige Voruntersuchung; 2. sie hat sich nicht auf die Herstellung der Voraussetzungen hinsichtlich der Versetzung in den Anklagezustand zu beschränken — wird aber, je gegründeter sie ist: 3. entweder zu dem Ergebnisse führen, daß eine rechtliche Verantwortung nicht vorhanden sei, eine bestimmte Person in den Stand der Anklage zu versetzen; 4. oder wofern diese Voraussetzung geboten erscheint, das Hauptverfahren in einer der Gerechtigkeit entsprechenden Weise vorbereiten und die Gefahr beseitigen, auf jetzt erst hervortretende neue Tatsachen (nova) eine Vertagung zu verfügen oder sofort

1) Über die Notwendigkeit und den Wert einer gründlichen Voruntersuchung in Haimerls Vierteljahrschr. 14. Bd. S. 1ff.

ein nicht selten bedenkliches Urteil auszusprechen. 5. Die Ergebnisse der über jenen nächsten beschränkenden Zweck hinausgehenden Voruntersuchung dürfen als solche niemals die Bedeutung des mündlichöffentlichen Hauptverfahrens, oder der Unmittelbarkeit vor dem erkennenden Gerichte beeinträchtigen, da nur, was in dieser auf gehörige Weise Gegenstand der Verhandlungen ist, berücksichtigt werden darf; aber 6. jene Ergebnisse eben auf gehörige Weise mit dem Charakter der Unmittelbarkeit versehen, werden dazu dienen, das Recht zur Geltung zu bringen. 7. Die unmittelbar vor dem erkennenden Gerichte stattfindende mündlich-öffentliche Verhandlung ist ihrer Natur nach nicht eine bloße Wiederholung oder Reproduktion des in der Voruntersuchung Vorgekommenen; und selbst dann nicht, wenn sie, was auch jener Beschränkung Nr. 2 nicht immer vermieden werden kann, dem Inhalt nach durchaus nichts Neues herausstellt. 8. Und gesetzt es wäre wirklich nur eine — doch immer in anderer Form und vor andern richterlichen Personen erfolgende Reproduktion — so wäre dies für den Zweck, darauf ein rechtliches und gerechtes Erkenntnis zu gründen, kein Nachteil — vielmehr ein nicht zu verkennender Vorteil, oder eine unerläßliche Voraussetzung für eine die Gerechtigkeit fördernde Hauptverhandlung — darauf allein kommt es an, nicht auf andere Rücksichten, die aus der Symmetrie, dem Zeit-, Kraft-, Kostenaufwande, dem akkusatorischen Prinzip entlehnt werden (siehe Abegg a. a. O. S. 63 ff.).

Einige Juristen sind allerdings für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung; sie soll aber möglichst eingeschränkt werden (siehe Sundelin, Staatsanwaltschaft in Deutschland § 17 (Anklam 1860); s. a. Holtzendorffs Strafrechtszeitung 1861 Sp. 50ff.). Im übrigen aber stimmen die Meinungen größtenteils mit der Gesetzgebung überein, welche die gerichtliche Voruntersuchung bei Verbrechen für unerläßlich, bei Übertretungen für unzulässig erklärt, bei Vergehen eine gerichtliche Voruntersuchung in das Ermessen des Staatsanwaltes stellt. Diese Vorschrift hat ihre guten Seiten. Das Strafverfahren in den leichteren Fällen findet schnelle Erledigung. Anstoß hat man nur daran genommen, daß die Schwere des Verbrechens als Maßstab angenommen wird für die Frage, ob eine gerichtliche Voruntersuchung abzuhalten ist. v. Tippelskirch (Goltdammers Archiv II S. 313); Dieterici (ebenda IV S. 189ff.) und Dalcke (ebenda VIII S. 145ff.), welch letzterer für möglichst große Einschränkung der Voruntersuchung ist, vertreten die Meinung, die Individualität des einzelnen Straffalles müsse entscheidend sein für diese Frage; diese Frage sei dann in das Ermessen der Staatsanwaltschaft zu stellen.

Alle diese Streitigkeiten haben gewissermaßen ihren Abschluß gefunden auf dem dritten deutschen Juristentag (1862). Hier wurde der Antrag Kellers, wie schon oben erwähnt (s. S. 69) abgelehnt und auf Glasers Antrag folgender Beschluß angenommen (s. Verhandlungen des 3. deutschen Juristentages Bd. II S. 72 u. 73).

I. Die gerichtliche Voruntersuchung muß beibehalten werden, weil nicht dem Staatsanwalte, sondern einem unabhängigen richterlichen Beamten die Verfügung über die Person des Angeschuldigten, die Aufnahme jener Beweise, welche in der Hauptverhandlung nicht wieder vorgeführt werden können, endlich die Herbeischaffung des Verteidigungsmaterials anvertraut werden kann (Herbeischaffung des Verteidigungsmaterials nur im Sinne der Vorbereitung der Hauptverhandlung gemeint).

II. Die gerichtliche Voruntersuchung muß aber beschränkt werden:

a) Dadurch, daß der Staatsanwaltschaft die Erhebung der öffentlichen Klage vorbehalten wird.

b) Dadurch, daß die Staatsanwaltschaft angewiesen wird, der Erhebung der öffentlichen Klage gerichtspolizeiliche Vorerhebungen vorausgehen zu lassen (unbeschadet der persönlichen Freiheit des Beschuldigten und der Regel, daß die Ergebnisse derselben keine Beweiskraft haben).

c) daß die Voruntersuchung wegfällt, wo es sich nicht um Verbrechen schwerster Art handelt und weder Staatsanwalt noch Angeschuldigter sie verlangen [1]).

Hauptgründe für die Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung waren folgende [2]):

1. Durch Aufhebung der gerichtlichen Voruntersuchung wird die rechtzeitige und erfolgreiche Verteidigung erschwert. Überläßt man die Voruntersuchung völlig dem Staatsanwalt, so ist von ihm als Ankläger Einseitigkeit und Parteilichkeit zu befürchten. Ein Verteidiger für den Angeschuldigten kann keinen genügenden Ersatz hierfür bieten, da man ihm auf keinen Fall ebenso viel Rechte, wie dem Staatsanwalt (Ankläger) geben kann. Demgegenüber meint Keller (Staatsanwaltschaft in Deutschland S. 262 ff.), von dem Untersuchungsrichter sei dieselbe Einseitigkeit und Parteilichkeit zu befürchten, wie von dem Staatsanwalte, und gibt seiner Verwunderung darüber Aus-

1) Über Punkt III der Beschlüsse des 3. deutschen Juristentages betreffend Verbesserung der gerichtlichen Voruntersuchung ist später zu sprechen.

2) S. Gutachten des Staatsanwalts Heinze in Dresden, Verhandlungen des 3. deutschen Juristentages. 1. Bd. S. 41 ff.

druck, daß man den „früher so viel geschmähten Inquirenten jetzt auf einmal als Cherub der Gerechtigkeit glorifiziert, der mit gleicher Unparteilichkeit fast in einem Atem anklagen, verteidigen und unbefangen richten kann". Dabei vergißt Keller aber, daß dem Untersuchungsrichter im neuen deutschen Strafverfahren die Aufgabe des Anklagens überhaupt genommen ist, um ihn eben unparteiisch zu machen. Jetzt soll der Untersuchungsrichter ganz unparteiisch die Belastungs- und Entlastungsmomente erforschen, und ein Gerichtskollegium beschließt über die Anklage. Überläßt man aber dem Staatsanwalte diese Aufgabe des Untersuchungsrichters, so ist, was bei dem alten Inquisitionsprozesse so sehr getadelt wurde „die Konzentrierung entgegengesetzter Funktionen in derselben Person" wieder vorhanden, wie Glaser schon ganz richtig bemerkt in seiner Verteidigungsrede für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung (s. Verhandl. des 3. deutsch. Juristentages S. 319).

2. Die gerichtliche Voruntersuchung ist aber nicht nur vorbereitendes Verfahren für die Hauptverhandlung, sondern auch endgültige Verhandlung, nämlich wenn sie mit Einstellung des Verfahrens schließt. Aus diesem Grunde ist auch eine gründliche Ausnutzung der Beweismittel in diesem Prozeßstadium unbedingt erforderlich.

3. Bei verwickelten Fällen ist die gerichtliche Untersuchung überhaupt nicht zu entbehren. Die Hauptverhandlung könnte sich oft tage-, selbst wochenlang hinziehen bei umfangreichen Prozessen. Dies führt aber zu keiner Zeitersparnis, im Gegenteil Verschleppung der Prozesse würde die Folge sein. Andererseits würde man bei solchen Fällen durch Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung auch nicht viel Zeit sparen, da wiederholte nötige richterliche Erhebungen sicherlich den Gang des Verfahrens aufhalten. Dafür, daß eine gerichtliche Voruntersuchung nicht gänzlich zu entbehren ist, spricht auch der Umstand, daß die Staatsanwälte in der Praxis häufig eine gerichtliche Voruntersuchung beantragt haben in Ländern, deren Gesetzgebung eine Hauptverhandlung ohne gerichtliche Voruntersuchung billigt.

B. Dogmatische Darstellung der gerichtlichen Voruntersuchung in dem Strafverfahren der deutschen Staaten (mit Rücksichtnahme auf die Strafprozeßordnungen der einzelnen Länder und etwaige Reformvorschläge).

§ 10.

Stellung und Befugnisse des Staatsanwaltes in der gerichtlichen Voruntersuchung.

Die Stellung des Staatsanwaltes in den neuen Gesetzgebungen Deutschlands ist verschieden, je nachdem die Gesetz-

gebung (Hannover, Preußen, Braunschweig, Sachsen) die gerichtliche Untersuchung nur auf Antrag des Staatsanwaltes beginnen läßt oder das Gesetz den Untersuchungsrichter die Verfolgung der Verbrechen von Amts wegen überläßt (so in Baden, Württemberg und Bayern). In den Ländern, die diesem letzten Prinzip folgen, hat der Staatsanwalt während der gerichtlichen Voruntersuchung gar keine Befugnisse. Erst am Schlusse der Voruntersuchung bekommt er die Akten und hat die Anklage zu erheben, die vom Gericht dann geprüft wird auf ihre Zulässigkeit. Diese Meinung, daß der Staatsanwalt in der gerichtlichen Voruntersuchung nicht mitwirken soll, um die inquisitorische Natur derselben zu wahren, vertritt auch Gerau (in der Zeitschrift für deutsches Strafverfahren N. F, 1844 S. 261 ff.).

In den Ländern nun, wo die gerichtliche Voruntersuchung nur auf Antrag des Staatsanwaltes eintritt, darf der Untersuchungsrichter ohne einen solchen Antrag nur Handlungen vornehmen, die keine Verzögerung erdulden können (s. a. S. 65). Hat der Staatsanwalt einen Antrag auf Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung gestellt, so muß der Untersuchungsrichter diesem Antrag Folge leisten; in Hannover (§ 77; 110) kann der Untersuchungsrichter den Antrag ablehnen, und es entscheidet dann die Ratskammer. Ferner tritt die Frage auf, ob der Untersuchungsrichter sich an die Anträge des Staatsanwaltes festhalten soll, oder ob er dieselben überschreiten darf durch Ausdehnung auf andere Straftaten des Beschuldigten oder auf Mitschuldige ohne Einwilligung des Staatsanwaltes. Die Ausdehnung der Untersuchung auf andere Straftaten des Beschuldigten ist dem Untersuchungsrichter allgemein nicht gestattet, vielmehr hat er erst diesbezügliche Anträge des Staatsanwaltes abzuwarten. Hinsichtlich der Ausdehnung auf Mitschuldige nehmen die Gesetzgebungen eine verschiedene Stellung ein. Während Sachsen (Art. 124) und Hannover (§ 44) dies Recht dem Untersuchungsrichter nicht zuerkennen, spricht man es ihm zu in Braunschweig (§ 34); Thüringen (Art. 75; 53) dem französischem Rechte folgend (s. Hélie, traité V. S. 140).

Dem Staatsanwalte steht ferner das Recht zu, während der gerichtlichen Voruntersuchung Anträge auf Verhaftung, Vernehmung von Zeugen usw. zu stellen, die der Richter erledigen soll, soweit es nach den Gesetzen zulässig und von Wichtigkeit ist [1]).

In Thüringen (§ 76) und Sachsen (§ 109) ist es in das freie Er-

1) Österreich §§ 77, 104, 110, 145, 148, 186; Preußen § 5 (Bescheid des Obertribunals vom 17. Oktober 1856); Kurhessen, Ges. v. 1851 § 33, Ges. v. 1848 § 173.

messen des Untersuchungsrichters gestellt, ob er den Anträgen des Staatsanwaltes Folge leisten will. Hannover (§ 110) und Braunschweig (§ 36) überlassen dem Untersuchungsrichter ebenfalls eine selbständigere Beurteilung über die Zweckmäßigkeit der Anträge. Lehnt der Untersuchungsrichter Anträge des Staatsanwaltes ab, so steht dem Staatsanwalt Beschwerde an das Bezirksgericht (resp. Ratskammer) frei; diese entscheidet dann über den Antrag des Staatsanwaltes [1]).

Näher zu erörtern ist sodann die Frage, ob der Staatsanwalt den Untersuchungshandlungen der gerichtlichen Voruntersuchung beiwohnen darf. Nach einigen Strafprozeßordnungen hat der Staatsanwalt das Recht, allen Untersuchungshandlungen beizuwohnen, also auch der Vernehmung des Angeschuldigten [2]).

Nach andern darf er nur den Tatbestandshandlungen beiwohnen und im übrigen ist seine Gegenwart ausgeschlossen [3]).

Bei den übrigen Untersuchungshandlungen der gerichtlichen Voruntersuchung ist gegen die Anwesenheit des Staatsanwaltes nichts einzuwenden: er soll im Gegenteil zu solchen Handlungen eingeladen

---

1) Dies ist der Fall in Sachsen (Art. 132. 391, 117, 97, 125), Thüringen (Art. 76, 77), Bayern (Gesetz v. 1848 Art. 48), Kurhessen (Gesetz v. 1848 § 155) und Braunschweig (hier liegt die endgültige Entscheidung in der Hand des Anklagesenates).

2) Preußen § 7, Oldenburg § 30, Braunschweig § 44, Kurhessen, Gesetz v. 1848 § 152.

3) Sachsen Art. 133, Baden § 45, Altenburg Art. 61, Thüringen Art. 81, Hannover St.P.O. v. 8. Nov. 1850 § 91.

Auch in Zeitschriften hat man über Zulassung des Staatsanwaltes bei den Voruntersuchungshandlungen. vor allem bei der Vernehmung des Angeschuldigten gestritten. La Belgique judiciaire 1854, No. 3, ebenso die französischen Schriftsteller versagen dem Staatsanwalt das Recht der Anwesenheit bei der Vernehmung des Angeschuldigten. Dieser allgemein verbreiteten Meinung, die auch Mittermaier (Archiv für Kriminalrecht. N. F. 1855. S. 205 ff.) vertritt, tritt Keyser im Archiv für Kriminalrecht N. F. 1856. S. 167 ff. entgegen; er verlangt für den Staatsanwalt das Recht, bei den Vernehmungen des Angeschuldigten zugegen zu sein, ohne allerdings irgendwie in die Fragestellung eingreifen zu dürfen. Er meint, vier Augen sehen mehr als zwei. Oft könne auch der Untersuchungsrichter in der Hauptverhandlung, wo er nicht zugegen ist, von dem Angeschuldigten verdächtigt werden. Dem könnte der Staatsanwalt, wenn er bei den Vernehmungen zugegen gewesen wäre, gleich energisch entgegentreten. Diese Gründe überwiegen aber nicht die von der Gegenpartei vorgebrachten, die durch Gegenwart des Staatsanwaltes bei der Vernehmung des Angeschuldigten den Zweck der Vernehmung als vereitelt betrachten, da ihrer Meinung nach der Angeschuldigte im Staatsanwalte seinen Feind erblickt und deshalb bei dessen Gegenwart mit seinen Antworten und einem freimütigen Bekenntnisse zurückhalten wird.

werden (z. B. in Hannover). In Thüringen (Art. 79) und Preußen (Art. 1) soll der Staatsanwalt auch Kenntnis erhalten von allen Beschlüssen in der gerichtlichen Voruntersuchung. Bei Berichten des Untersuchungsrichters an die Ratskammer und wichtigen Handlungen (Haftentlassung usw.) ist der Staatsanwalt mit seinen Anträgen zu hören [1]).

Bei den Beratungen in der gerichtlichen Voruntersuchung darf der Staatsanwalt zugegen sein. Diese Befugnis erstreckt sich aber nicht auf die Beschlußfassungen (Thüringen St.-P.-O. Art. 45. Gesetz 1854 § 15; Kurhessen Ges. 1848 § 15; Großhessen § 76). In Sachsen muß der Staatsanwalt bei den Beratungen zugegen sein, widrigenfalls dieselben nichtig sind (Sachsen § 28).

Wenn nun auch dem Staatsanwalt in einigen Ländern die Gegenwart bei allen Untersuchungshandlungen, insbesondere beim Verhör des Angeschuldigten, nicht gestattet ist, so kann er in fast allen Ländern doch die Akten der Voruntersuchung einsehen und sich so von ihrem Stande überzeugen [2]). Doch darf der Gang des Verfahrens dadurch nicht aufgehalten werden.

Der Staatsanwalt soll ferner den Untersuchungsrichter durch Mitteilungen usw. unterstützen. Zu diesem Zwecke soll er seine ihm zu Gebote stehenden Organe (Polizei usw.) in Bewegung setzen [3]).

Einige Gesetzgebungen haben dem Staatsanwalte das Recht gegeben, in dringenden Fällen bei Gefahr im Verzuge Untersuchungshandlungen vorzunehmen, sich dabei an das französische Recht anschließend, das dem Staatsanwalt bei den sogenannten „délits flagrants“ dies Recht zur Vornahme von Untersuchungshandlungen einräumte [4]), regelmäßig aber ist sofortige Überlieferung des Materials an den Richter vorgeschrieben. Die Strafprozeßordnung von Braunschweig (§§ 27, 28) gestattet dem Staatsanwalte nicht nur Vornahme von Untersuchungshandlungen, sondern verleiht den Protokollen des Staatsanwaltes über solche Untersuchungshandlungen sogar öffentlichen Glauben.

Zum Schlusse ist hier noch die wichtige Frage zu erörtern, ob der Staatsanwalt den Antrag auf Einleitung der ge-

1) Thüringen Art. 78, Hannover § 111, 112, Preuß. Entr. 1851 Art. 256 Baden § 61, Kurhessen § 156.

2) Preußen § 7, Braunschweig § 44, Kurhessen Gesetz v. 1848 § 152, Thüringen Art. 45, Sachsen Art. 20, Oldenburg § 31, Hannover § 19.

3) Sachsen Art. 26, 134, Kurhessen, Gesetz v. 1848 § 151, Thüringen Art. 80,

4) Es sind dies die Gesetzgebungen von Altenburg §§ 60, 25, Preußen § 7. Thüringen Art. 81, Gesetz v. 1854 § 18, Hannover §§ 58, 54. Sachsen Art. 76, 83, 109.

richtlichen Voruntersuchung nach Eröffnung derselben zurücknehmen kann. Diese Befugnis ist dem Staatsanwalte von den Gesetzgebungen nicht gegeben[1]). Ist der Staatsanwalt überzeugt, daß das Verfahren wegen nachträglich zu seiner Kenntnis gelangter Gründe eingestellt werden müsse, so kann er die Einstellung der gerichtlichen Voruntersuchung und überhaupt des Strafverfahrens beantragen. Über diesen Antrag entscheidet aber nicht der Untersuchungsrichter, sondern grundsätzlich das Gericht[2]). Aus dieser Vorschrift ergibt sich ein gewichtiger Unterschied zwischen dem staatsanwaltlichen Ermittlungsverfahren und der gerichtlichen Voruntersuchung. Über jenes ist der Staatsanwalt vollkommen Herr, er kann jederzeit das Verfahren einstellen, wieder aufnehmen usw.; das Verfahren liegt also ganz außerhalb des Strafprozesses selbst. Hat der Staatsanwalt aber seinen Antrag auf Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung gestellt, und sich das Gericht erst mit der Sache befaßt, so hat der Staatsanwalt kein Recht mehr, den Antrag rückgängig zu machen, vielmehr ist das Gericht Herr des Verfahrens. Also kann nur dieses die Einstellung der gerichtlichen Voruntersuchung aussprechen, und diese Einstellung des Verfahrens ist gewissermaßen ein Urteil (prozessualer Charakter der gerichtlichen Voruntersuchung).

§ 11.

Stellung und Aufgaben des Untersuchungsrichters in der gerichtlichen Voruntersuchung.

Der Untersuchungsrichter hat die Aufgabe, den Zweck der gerichtlichen Voruntersuchung zu erfüllen, d. h. die Existenz und Natur des Verbrechens und die Person des Täters, sowie die zu seiner Überführung dienenden Beweismittel zu ermitteln (Preußen § 44, Hannover § 44). Dazu ist nötig: Beschaffung des für Begründung der Anklage nötigen Materials (Tatbestand; Beweise der Täterschaft, Entschuldigungsgründe des Angeschuldigten). Ferner sind alle Kenntnisquellen, deren Benutzung für die Hauptverhandlung verloren gehen könnte, in feierlicher Beweisform vorzunehmen (Zeugen, Augenschein). Über sämtliche Handlungen der gerichtlichen Voruntersuchung sind Akten zu führen. Dies dient dazu, daß die Hauptverhandlung ohne Unterbrechung zu Ende geführt werden kann und daß eine Kontrolle über die Voruntersuchung möglich ist. Im einzelnen gilt folgendes: der

---

1) Sachsen §§ 27, 116, 230, Motive S. 243, Braunschweig § 49, Thüringen Art. 95, Altenburg Art. 74, Oldenburg Art. 64.

2) Thüringen Art. 95, Preußen § 47, Hannover § 77, Sachsen Art. 27.

Untersuchungsrichter hat möglichst unparteiisch zu handeln, die Entlastungsmomente ebenso sorgfältig zu beachten wie die Belastungsmomente. Im Vergleich zum früheren Iuquisitionsprozeß hat der Untersuchungsrichter nicht mehr die Zwangsmittel gegen den Angeschuldigten, wie Verdachtsstrafen, Lügenstrafen usw. Auch Erzwingung und Erschleichung von Geständnissen ist dem Untersuchungsrichter verboten. Auch erstrecken sich seine Nachforschungen nicht so weit, daß keine bessere Aufklärung der Sache zu erhoffen steht, wie es im alten Inquisitionsprozesse der Fall war, sondern nur so weit, bis eine Entscheidung möglich ist darüber, ob die Hauptverhandlung angestellt werden kann oder nicht [1].

Zum Zwecke der Herbeischaffung des Materials, das zur Begründung der Anklage dienen kann, stehen dem Untersuchungsrichter alle gesetzmäßigen Mittel zur Verfügung.

Die Vernehmung der Zeugen hat in der gerichtlichen Voruntersuchung regelmäßig ohne Eid zu geschehen [2]. Beeidigung der Zeugen in der gerichtlichen Voruntersuchung ist zulässig, wenn der Verlust eines Zeugnisses für die Hauptverhandlung zu befürchten steht (z. B. wegen Krankheit eines Zeugen, Reise ins Ausland usw.). Außerdem aber auch, wenn der Zeuge nicht mit der Sprache herausrücken will [3]. Nach der Thüringischen St.P.O. (Art. 188) kann die Beeidigung der Zeugen in der gerichtlichen Voruntersuchung auch auf Antrag des Staatsanwalts oder des Angeschuldigten erfolgen. Auch über Konfrontationen von Zeugen unter sich oder mit dem Angeschuldigten entscheidet der Untersuchungsrichter. Auf Antrag des Angeschuldigten kann eine Konfrontation stattfinden in Thüringen, Art. 187; Hannover § 93; Sachsen Art. 223. Die laufende Korrespondenz des Angeschuldigten mit Beschlag zu belegen, ist dem Untersuchungsrichter gestattet, damit nicht durch etwaige Kollusionen der Zweck der gerichtlichen Voruntersuchung gehindert oder vereitelt werde. Außerdem darf der Untersuchungsrichter die Beschlagnahme vornehmen, wenn eine Person eines Verbrechens derart verdächtig ist, daß sie verhaftet werden

---

1) Eine Ausnahme von dieser Regel bilden Österreich, St.P.O. v. 1853, Thüringen, Art. 3 u. 193 (s. darüber: Bertrab, Im Gerichtssaal, 1853, 1. Bd., S. 104 ff.) — im Gesetz vom 9. Dezember 1854 § 2 aber geändert — die den Zweck der gerichtlichen Voruntersuchung erst als erfüllt betrachten, wenn keine bessere Aufklärung der Sache zu erwarten ist.

2) Thüringen Gesetz v. 1854 § 29, Hannover § 92, Österreich St.P.O. v. 1853 § 132, Preußen §§ 130, 144, Sachsen Art. 225.

3) Kassel Gesetz v. 1848 § 162, Braunschweig § 88, Hannover § 92, Sachsen Art. 224 (Motive S. 233 ff.).

soll oder könnte [1]). Auch die Eröffnung der Briefe ist nach den meisten Gesetzgebungen dem Untersuchungsrichter, nicht aber auch dem Staatsanwalte gestattet.

§ 12.

Stellung des Angeschuldigten in der gerichtlichen Voruntersuchung.

Der Angeschuldigte kommt in der gerichtlichen Voruntersuchung in zweifacher Hinsicht in Betracht. Zunächst ist er eine Kenntnisquelle, also ein Beweismittel, für den Richter wie jeder Zeuge, sodann aber ist er der Angeschuldigte, d. h. eine Person, die im Verdachte steht, ein Verbrechen begangen zu haben. Im früheren deutschen Inquisitionsprozesse ging man mit aller Härte gegen den Angeschuldigten vor. Rechte hatte er überhaupt nicht, er war ganz der Willkür des Untersuchungsrichters überlassen, der mit allen möglichen Operationen gegen ihn vorgehen konnte. Diese Mißstände konnten die Gesetzgebungen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die für die gerichtliche Voruntersuchung das Inquisitionsprinzip beibehielten, nicht mit übernehmen. Die vielfachen Bestrebungen auf diesem Gebiete liefen darauf hinaus, dem Angeschuldigten eine dem Anklageprozesse mehr entsprechende Stellung zu geben, die ihm auch Rechte gegenüber dem Untersuchungsrichter gewährt. Allen übrigen Gesetzgebungen ist in diesem Punkte die St.P.O. für Braunschweig voraus (§§ 6ff.; 42ff. [2]). Für die weitere Entwicklung dieser Rechte des Angeschuldigten haben sodann die Verhandlungen des 3. deutschen Juristentages eine Grenze markiert. Darnach soll die gerichtliche Voruntersuchung verbessert werden: a) dadurch, daß das Hinarbeiten auf ein Geständnis des Angeschuldigten aufgegeben wird; b) dadurch, daß (sowohl der Staatsanwaltschaft als auch) der Verteidigung eine fortwährende Einwirkung auf ihren Gang ermöglicht wird; c) dadurch, daß die Öffentlichkeit, wenigstens die Parteienöffentlichkeit, auch für sie als die Regel anerkannt wird. (Verhandlungen des 3. deutschen Juristentages 1863. Bd. II. S. 73).

Bevor wir zu der Besprechung dieser Punkte übergehen, wollen

---

1) Thüringen Art. 152, Sachsen Art. 309, Hannover § 106, Preuß. Entwurf § 123.

2) Der Angeschuldigte kann zu jeder Zeit seine Vernehmung verlangen, darf sich auch während der Voruntersuchung schon eines Verteidigers bedienen, der das Recht der Akteneinsicht hat und bei allen Untersuchungshandlungen, insbesondere bei der Vernehmung des Angeschuldigten, zugegen sein darf. Auch kann der verhaftete Angeschuldigte ungehindert mit seinem Verteidiger sich beraten ohne Gegenwart einer Aufsichtsperson.

wir noch kurz handeln über die Verhaftung des Angeschuldigten. Der schwerste Eingriff, den man in die Rechtssphäre eines Menschen tun kann, ist die Entziehung der Freiheit. Im deutschen Inquisitionsprozesse war eine Verhaftung des Angeschuldigten und endlose Untersuchungshaft an der Tagesordnung. Nur eine solche ermöglichte es ja auch dem Richter, den Angeschuldigten mürbe zu machen und zu einem Geständnisse zu bringen. Derartige Mittel sind bei einem gebildeten Kulturvolk nicht mehr erlaubt. Die Regel muß sein, daß die Verhaftung nur in dringenden Fällen erfolgen darf. Diese Regel stellten auch die deutschen Grundrechte auf (Art. III § 8): „Die Freiheit der Person ist unverletzlich ..... Jeder Angeschuldigte soll gegen Stellung einer vom Gerichte zu bestimmenden Kaution oder Bürgschaft der Haft entlassen werden, sofern nicht dringende Anzeigen eines schweren peinlichen Verbrechens gegen denselben vorliegen.“ ... Die württembergische Regierung erklärte in einem Ministerialreskript vom 14. Januar 1849, diese Vorschrift finde auf die Voruntersuchung keine Anwendung. Ein solches Vorgehen ist nicht zu billigen; auch spricht der Wortlaut obiger Vorschrift schon dagegen (s. Mittermaier im Archiv für Kriminalrecht N. F. 1849): „Angeschuldigter“ = prèvenu = der in der Voruntersuchung Befindliche; nach Zulassung der Anklage heißt der Angeschuldigte: „Angeklagter“ = accusé.

Ähnliche Vorschriften über Verhaftung, wie die deutschen Grundrechte sie geben, weisen auch die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten auf, so z. B. das preußische Gesetz vom 24. September 1848 und Gesetz vom 12. Februar 1850. Nach diesen Vorschriften soll eine Verhaftung nur bei schweren Verbrechen erfolgen. Im übrigen soll der Angeschuldigte aber gegen Sicherheitsleistung aus der Haft entlassen werden. Die Höhe derselben, die das Gericht bestimmt, muß derart sein, daß eine Fluchtgefahr ausgeschlossen erscheint. Weiter geht das französische Recht, welches die Verhaftung bei allen Verbrechen fordert. Der gerichtliche Verhaftungsbefehl mit Entscheidungsgründen versehen, ist dem Angeschuldigten innerhalb der ersten 24 Stunden der Haft zuzustellen (Preuß. Gesetz vom 12. Febr. 1850, § 1 II.). Eine Art Haft, die im Inquisitionsprozeß sehr viel zur Anwendung kam, war die Haft, um Kollusionen zu vermeiden. Diejenigen Juristen, die den Anklageprozeß nach englischem Muster nach Deutschland übernehmen wollen, z. B. Brauer, Im Gerichtssaal 1849 Abt. II S. 321 ff. § 5) sprechen sich gegen die Kollusionshaft aus. Ihre Aufhebung aber ist bekanntlich nicht erfolgt.

Vernehmung des Angeschuldigten: Eine Vernehmung des Angeschuldigten geschah im Inquisitionsprozesse zu dem Zwecke, ein

Geständnis zu erlangen. Der Angeschuldigte war zu Aussagen verpflichtet; körperliche Strafen konnten gegen ihn angewendet werden. Derartiges ist dem neuen Strafverfahren gänzlich fremd. Die Gesetzgebungen haben aber dennoch die Vernehmung des Angeschuldigten in der gerichtlichen Voruntersuchung entsprechend dem Inquisitionsprinzip, das in ihr herrscht, beibehalten: der Angeschuldigte kann die Vernehmung verlangen, wenn er verhaftet ist. In Braunschweig (§ 42) kann er die Vernehmung jederzeit fordern. In Thüringen (Ges. 1854 § 23) soll die Vernehmung, wenn möglich, bei einer gerichtlichen Voruntersuchung über ein Verbrechen erfolgen. Unbedingt vorgeschrieben ist die Vernehmung in der gerichtlichen Voruntersuchung in Hessen (Ges 1848 §§ 157; 172) und Hannover (§§ 108; 120). Durch diese Vernehmung soll dem Angeschuldigten Gelegenheit gegeben werden, die gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe zu entkräften und Verteidigungsgründe vorzubringen. Erfolgt ein Geständnis des Angeschuldigten, so ist dieses anzunehmen. Ein Hinarbeiten auf ein solches Geständnis aber durch Suggestionen, kaptiöse Fragen, Versprechungen, Vorspiegelungen usw. wird für unzulässig erklärt [1]). Ferner sind die sogenannten Ungehorsams- und Lügenstrafen verboten. Nur Ungebühr, Drohungen und Schmähungen darf der Untersuchungsrichter disziplinarisch ahnden [2]). Allgemeine Ermahnungen und Vorhaltungen an den Angeschuldigten und spezielle Vorhaltungen über Widersprüche mit Aussagen Dritter erklären: Bayern, Art. 43 und 38 — Thüringen, Art. 127; 123 — Sachsen Art. 168; 171 für zulässig. So ist das Hinarbeiten auf ein Geständnis freilich nicht ganz beseitigt, aber gegen die Mittel, die hierzu angewendet werden dürfen, ist im Vergleich mit denen des Inquisitionsprozesses durchaus nichts einzuwenden. Bei seiner ersten Vernehmung sollen dem Angeschuldigten alle gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe mitgeteilt werden; ebenso sollen ihm die Gründe für eine etwaige Untersuchungshaft angegeben werden (Hannover § 82 — Thüringen, Art. 103 — Sachsen, Art. 152). Diese Vorschrift, die dem englischen Rechte entnommen ist, wird nicht nur von den Gesetzgebungen anerkannt, sondern auch die wissenschaftlichen Darstellungen des Strafverfahrens, sowie die Reformvorschläge über Verbesserung des Strafverfahrens sprechen diese Forderung aus [3]).

---

1) Württemberg St.P.O. § 140, Baden St.P.O. § 199, Bayern Art. 42, Thüringen Art. 126, Hannover § 85, Österreich § 177, Preuß. Entw § 197, Sachsen Art. 171.

2) Kassel, Gesetz v. 1848 § 171, Thüringen Art. 98, Hannover § 78, Preuß. Entw. § 216.

3) Z. B. Jagemann, Gerichtssaal. 1849. I. 122 ff., Mittermaier, Archiv für Krim.-Recht. N. F. 1849.

Dagegen hält Abegg. (Archiv für Krim.-Recht N. F. 1841 S. 206 ff.) die sofortige Mitteilung der Verdachtsgründe für verfehlt[1]).

Die Strafprozeßordnung von Braunschweig (§ 43) geht noch weiter; sie legt dem Untersuchungsrichter die Pflicht auf, dem Angeschuldigten mitzuteilen, daß er zu keiner Antwort verpflichtet sei.

Zulassung einer Verteidigung und Akteneinsicht während der gerichtlichen Voruntersuchung:

Nach Schluß der gerichtlichen Voruntersuchung erst kann nach den deutschen Gesetzgebungen der Angeschuldigte sich durch Einsicht der Akten von den gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründen überzeugen; erst jetzt kann er sich zu seiner Verteidigung vollständig vorbereiten und sich event. einen Verteidiger nehmen.[2])

In Ländern, in denen eine doppelte Prüfung des Materials der gerichtlichen Voruntersuchung stattfindet, ist dem Angeschuldigten, sobald das Verweisungserkenntnis Rechtskraft gewonnen hat, ein Verteidiger gestattet, dem auch die Akteneinsicht erlaubt ist (Kurhessen § 225 — Altenburg, Art. 180). Arnold im Archiv für Kriminalrecht N. F. 1856 S. 153 ff. verlangt, daß schon nach Erlassung des Verweisungsurteils und nicht erst mit Rechtskraft desselben dem Verteidiger diese Rechte gegeben werden, wenn gegen ein solches Erkenntnis eine Nichtigkeitsbeschwerde zugelassen wird, was in Bayern, Art. 66 — Altenburg, Art. 190 — Sachsen, Art. 43 und 32, der Fall ist. In Baden (Gesetz vom 5. Februar 1851) ist dem Angeschuldigten selbst Akteneinsicht gestattet, wenn nicht besondere Hinderungsgründe vorliegen. Thüringen Art. 196; 198 — Weimar-Schwarzburg (Novelle von 1854 §§ 30—40; 43 ff.) — Nassau (Gesetz vom 17. Mai 1849 Art. 74 gestatten die Akteneinsicht nach geschlossener Voruntersuchung schon vor Erlassung des Verweisungserkenntnisses. Einige von den deutschen Strafprozeßordnungen gestatten schon während der gerichtlichen Voruntersuchung eine Verteidigung mit Akteneinsicht. Hier ist zu nennen:

1. Braunschweig (St.-P.-O. v. 1849 § 8).... Die Akteneinsicht ist dem Verteidiger schon während der gerichtlichen Voruntersuchung

---

1) Der Untersuchungsrichter wird nach Abeggs Meinung vielfach seine Mittel verbrauchen und zeigen, wie viel er bis jetzt von der Sache weiß. Dadurch wird er aber oft den Angeschuldigten im Leugnen bestärken. Abegg hält es für das Richtigste, derartige Fragen nicht gesetzlich zu regeln, sondern dem Ermessen des Untersuchungsrichters je nach Lage des einzelnen Falles zu überlassen.

2) Preußen, Verord. 1849 § 16, ebenso Bayern, Gesetz v. 1848, Thüringen, St. P. O. Art 6, 188, Oldenburg, St. P. O. 1857 Art. 173, Hannover, St. P. O, 1859, § 80.

gestattet, sobald der Angeschuldigte verhaftet ist oder ein Verhör, Haussuchung und dergl. abgehalten ist. Auch kann sich der Verteidiger ohne Gegenwart dritter Personen mit dem verhafteten Angeschuldigten besprechen (§ 7). Eine Auslieferung der Akten in die Wohnung des Verteidigers findet nicht statt. Daß auch dieses gewährt werde wünscht Triest in seiner Abhandlung: „Über die Verteidigung in der Voruntersuchung und Rechtsmittel gegen Anklagebeschlüsse" (Goltdammers Archiv Bd. IX S. 662 ff; 800 ff.).

2. Baden (St.-P.-O. 1845 § 189) bestimmt: Der in Präventivhaft befindliche Angeschuldigte kann den Besuch von Personen, die mit ihm in Geschäftsverhältnissen stehen oder mit denen er sich zu beraten wünscht, verlangen. Akteneinsicht ist dem Verteidiger und Beschuldigten unter Aufsicht einer Gerichtsperson gestattet.

3. Anhalt (Gesetz vom 10. September 1853, § 35) gestattet ebenfalls Akteneinsicht und Verteidigung.

4. Sachsen-Altenburg (St.-P.O. v. 27. Februar 1854, Art. 115) gestattet eine Verteidigung während der Voruntersuchung. Ist eine Gefährdung der Untersuchung zu befürchten, so wohnt den Besprechungen zwischen Verteidiger und Angeschuldigten eine Gerichtsperson bei. Die Akteneinsicht ist dem Verteidiger im Gerichtslokale gestattet.

5. Die Strafprozeßordnung von Sachsen (13. Aug. 1855, Art. 41) gestattet gleichfalls die Verteidigung in der Voruntersuchung, jedoch nur in beschränktem Umfange. Es muß nämlich allen Besprechungen zwischen Verteidiger und Angeschuldigtem eine Gerichtsperson beiwohnen. Eine Akteneinsicht kann der Untersuchungsrichter gestatten, wenn dadurch keine Gefährdung des Untersuchungszweckes zu befürchten ist[1]).

Öffentlichkeit (resp. Parteienöffentlichkeit) der gerichtlichen Voruntersuchung.

Im Anschluß an das englische Recht, wo die Voruntersuchung öffentlich ist, haben sich auch in Deutschland vereinzelt Stimmen gefunden, die eine solche Öffentlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung befürworten, z. B. Dalcke (Goltd. Arch. XIV. S. 15 ff.)[2]).

---

1) Über die Frage selbst, ob eine Verteidigung und Akteneinsicht in der gerichtlichen Voruntersuchung stattfinden soll oder nicht, ist viel gestritten. Für Zulassung der Verteidigung in der Voruntersuchung spricht sich aus: v. Tippelskirch (Goltdammers Archiv. II. S. 313 ff.), Dalcke (Goltd. Arch. XIV. S. 15 ff., gegen die Akteneinsicht trägt er Bedenken) und Stemann (Goltd. Arch. XVIII. 1870. S. 369 ff.).

2) Er wünscht mindestens einen öffentlichen Abschluß der Voruntersuchung. Dadurch würde ein Angeschuldigter, gegen den das Verfahren eingestellt wird,

Im allgemeinen legte man aber in dieser Zeit weniger Gewicht auf diese vollkommene Öffentlichkeit (s. darüber u. S. 102 ff.) als auf die Parteienöffentlichkeit. Eine solche kennt von deutschen Gesetzgebungen nur die Strafprozeßordnung von Braunschweig (§ 7), die dem Verteidiger des Angeschuldigten gestattet, bei allen Untersuchungshandlungen und auch bei der Vernehmung des Angeschuldigten zugegen zu sein. Diese Vorschrift, die zunächst wenig Anklang fand, hat im Laufe der Zeit immer mehr Anhänger gefunden (s. darüber unten S. 104 ff.).

§ 13.

Schluss der gerichtlichen Voruntersuchung und Beschlussfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens.

Erachtet der Untersuchungsrichter den Zweck der Voruntersuchung für erreicht, so schließt er dieselbe. Was nun das weitere Verfahren betrifft, so lassen sich nach den deutschen Gesetzgebungen dieser Periode zwei Gruppen bilden:

1. Es ist die Einrichtung einer Ratskammer vorhanden. Diese hat den Gang der gerichtlichen Voruntersuchung zu kontrollieren, über wichtige Handlungen zu beschließen und Differenzen zwischen Staatsanwalt und Untersuchungsrichter zu schlichten. Dieses Verfahren, das in Frankreich herrschte[1] galt in Deutschland in Preußen (Verordnung v. 1849 §§ 47, 76, 78), Bayern (Gesetz von 1848, Art. 47 ff.), Hannover (St.-P.-O. § 120), Baden (Gesetz von 1851, §§ 30 ff., 40, 77 ff.), kurhessisches Gesetz § 172 ff., Oldenburg (St.-P.-O., Art. 225 ff., 240 ff.), Sachsen (Art. 229 ff.). Diese Ratskammer, die aus einem kollegialisch besetzten Gerichte besteht, wartet nach Schluß der gerichtlichen Voruntersuchung die Anträge des Staatsanwalts ab und entscheidet dann über das Resultat der gerichtlichen Voruntersuchung. Betrachtet die Ratskammer den Straffall nun zur weiteren Verfolgung geeigne, so gelangen die Akten in die Hände der Anklagekammer, die endgültig über die Eröffnung des Hauptverfahrens oder Einstellung des Verfahrens entscheidet.

2. Es ist keine Ratskammer vorhanden. Die Akten gehen von dem Untersuchungsrichter an die Staatsanwaltschaft. Diese stellt ihre Anträge und gibt die Akten, wenn es sich um ein Verbrechen handelt, dann weiter an die Anklagekammer, welche ihrer-

---

vollkommener rehabilitiert sein vor der Mitwelt, da ein jeder sich von dem gegen denselben vorliegenden Verdacht und seiner Entschuldigung einen Begriff über die Unschuld des Angeschuldigten machen kann.

1) Code d'instruction criminelle, Art. 127—134, abgeändert durch Gesetz vom 17. Juli 1856.

seits Beschluß faßt über Eröffnung des Hauptverfahrens oder Einstellung des Verfahrens. Liegt ein Vergehen vor, so ist ein Beschluß eines Gerichtskollegiums nicht erforderlich. Ein solches Verfahren herrschte in Frankreich seit dem Gesetz vom 17. Juli 1856[1]). Ebenso ist das Verfahren geregelt in Braunschweig (§ 45 ff.); Altenburg (Art. 174 ff., 182 ff); Thüringen (Art. 194 ff., 200 ff. s. a. die Abänderungen durch Gesetz von 1854, § 30 ff.). Darnach soll die Anklagekammer nur beschließen, wenn die Staatsanwaltschaft wegen Verbrechen Anklage erhebt. In den übrigen Fällen beschließt das Gericht unterer Ordnung.

Über die Frage nun, welchem dieser beiden Prinzipien der Vorzug zu geben ist, hat sich ein lebhafter Streit erhoben, als in Frankreich die Ratskammer durch Gesetz vom 17. Juli 1856 abgeschafft wurde[2]).

Mittermaier und Walter (Gerichtssaal 1857 I. S. 81 ff., II. S. 200 ff.) sind für Beibehaltung der Ratskammer und also für zweimalige Prüfung der Anklage bei Verbrechen. Sie sind der Meinung, daß Art. 133 des Code d'instr. crim. hätte geändert werden müssen, was auch schon Möhl (Zeitschrift für deutsches Strafverfahren N. F. 1844, S. 230 ff.) befürwortet hat. Von Zeitersparnis könne keine Rede sein. Triest (Holtzendorffs Strafrechtszeitung 1861, Sp. 89 ff.) ist nicht für direkte Aufhebung der Ratskammer; er will sie bestehen lassen, damit sie dem Untersuchungsrichter, der im Zweifel ist, Rat erteilen kann usw. Nur hält er die zweimalige Prüfung der vor das Schwurgericht gehörigen Sachen für vollkommen verfehlt und ist für eine nur einmalige Prüfung der Anklage durch die Anklagekammer. Diese Ansicht von Triest hat viel für sich. Die zweimalige Prüfung verschlingt nur unnötigerweise Zeit. Die Beschlüsse der Ratskammer z. B. auf Ergänzung der gerichtlichen Voruntersuchung usw. kann die Anklagekammer ebenso gut abfassen wie die Ratskammer. — Wie

---

1) Der Untersuchungsrichter entscheidet hier: a) daß kein Grund zur Strafverfolgung vorhanden ist; b) daß die Sache an das kompetente Polizei- oder Zuchtpolizeigericht zu verweisen sei; c) daß bei Verbrechen die Akten durch den Staatsanwalt an das Appellationsgericht gesandt werden. Dieses entscheidet auch über Differenzen zwischen Staatsanwalt und Untersuchungsrichter.

2) Siehe darüber: Gerichtssaal 1857. Abt. I. S. 81 ff. II. 200 ff. Holtzendorffs Strafrechtszeitung. 1861. Sp. 89. Den Anlaß zu diesem Gesetze gab Art. 133 des Code d'instr. crim. „nur eine Stimme genügte für den Beschluß der Ratskammer, daß der Straffall an die Anklagekammer verwiesen wurde. Nun aber hatte der Untersuchungsrichter Sitz und Stimme in der Ratskammer; also konnte er allein schon Verweisung der Sache an die Anklagekammer bewirken. Daher hat das Gesetz von 1856 die Ratskammer aufgehoben und dem Untersuchungsrichter ihre Befugnisse übertragen".

wir soeben gesehen haben, entscheidet über die Zulassung der Anklage nach abgehaltener gerichtlicher Voruntersuchung immer das Gericht. Bei dem staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahren kann der Staatsanwalt nach Schluß desselben selbständig darüber entscheiden; er kann Anklage erheben oder das Verfahren einstellen. Bei der gerichtlichen Voruntersuchung ist aber immer ein Beschluß des Gerichts nötig, dem entsprechend der Staatsanwalt event. seinen Antrag zu ändern hat.

Inhalt des Beschlusses über die gerichtliche Voruntersuchung:

a) Kein Eröffnungsbeschluß ergeht 1. bei mangelnder Zuständigkeit. In diesem Falle erklären Hannover § 117; Preuß. Entr. § 259 das bisherige Verfahren für nichtig. Der Staatsanwalt hat dann das Recht, eine neue gerichtliche Voruntersuchung bei dem kompetenten Gericht zu beantragen. Verhaftung und Beschlagnahme dürfen event. innerhalb einer festgesetzten Frist beibehalten werden, damit der Staatsanwalt in dieser Zeit die nötigen Vorkehrungen zu dem neuen Verfahren treffen kann. Dagegen lassen Bayern (Art. 154); Thüringen (Ges. v. 1854, § 34) und Österreich (§§ 50 ff.; 196) die stattgefundene Voruntersuchung als gültig bestehen.

2. Wenn die gerichtliche Voruntersuchung vervollständigt werden soll[1]).

3. Die endgültige Entscheidung kann für einige Zeit hinausgeschoben werden. Gründe der Art sind: Abwesenheit oder Flucht des Angeschuldigten; Rücksicht auf andere Prozesse, deren Ausgang für die Entscheidung von Wichtigkeit sein kann.

b) Ist der Fall aber zu einer Beschlußnahme vollkommen reif, so lautet der Beschluß je nach Inhalt des Materials der gerichtlichen Voruntersuchung: 1. auf Einstellung des Verfahrens; dies tritt besonders ein, wenn vorauszusehen ist, daß die Anklage kein Strafurteil herbeiführen wird wegen Mangels von Beweisen für Strafbarkeit der Tat (usw. usw.) oder wegen nicht hinreichender Verdachtsgründe und einigen andern Gründen[2]). Dem Einstellungsbeschluß sind die für Einstellung des Verfahrens maßgebend gewesenen Gründe beizufügen.

2. auf Weiterführung des Verfahrens (sog. Verweisungsbeschluß) d. h. das Gericht hält den vorliegenden Stoff

1) Darmstadt Art. 80, Nassau Art. 82, Preußen §§ 41, 77, Braunschweig § 97 ff., Thüringen, Gesetz v. 1854 § 33, Hannover § 114, Kassel, Gesetz v. 1851 § 37. Sachsen Art. 237.

2) Darmstadt Art. 77, 81, Nassau Art. 79, 83, Preußen §§ 47, 76, Braunschweig § 98, Hannover §§ 115, 124, Kassel, Gesetz v. 1851 § 37, Gesetz v. 1849 §§ 176, 188, Baden, Gesetz v. 1851 § 79, Thüringen, Gesetz v. 1854 § 35, Preuß. Entw. § 262, Sachsen Art. 235.

zur Begründung einer wirksamen Anklage für ausreichend und beauftragt den Staatsanwalt, diesem Beschluß entsprechend seine Anklage zu stellen. Der Verweisungsbeschluß kann den Straffall nun weitergeben α) an ein Strafgericht unterer Ordnung. Da für derartige Fälle eine gerichtliche Voruntersuchung unzulässig ist, würde das Natürliche sein, daß in einem solchen Falle der Beschluß des Gerichts auf Einstellung des Verfahrens lautet und der Staatsanwaltschaft das weitere überlassen bleibt (so Österreich § 199). Die meisten Gesetzgebungen dieser Periode haben aber diese Konsequenz nicht gezogen und verlangen einen Verweisungsbeschluß[1]), β) an ein Strafgericht mittlerer Ordnung, γ) an ein Schwurgericht bei Verbrechen. Neben dieser Verweisung an ein Gericht muß der Beschluß enthalten: die Tat mit ihren erheblichen Bestandteilen, Straferhöhungsgründen (Darmstadt und Nassau) und die rechtliche Grundlage der Anklage.

Über die rechtliche Natur des Verweisungsbeschlusses ist viel gestritten worden. Die Bezeichnung in den einzelnen Gesetzgebungen („Beschluß, Erkenntnis, Urteil, Entscheidung") deuten ebenfalls darauf hin. Als Urteil ist der Beschluß nicht aufzufassen, da er nicht definitiv entscheidet über Schuld oder Unschuld, sondern nur über Ratsamkeit des weiteren Hauptverfahrens sich ausspricht. In gewissem Sinne hat der Beschluß aber doch die Bedeutung eines Urteils, nämlich wenn er auf Einstellung des Verfahrens lautet. Die gerichtliche Voruntersuchung gegen eine bestimmte Person wegen eines bestimmten Verbrechens darf nämlich, wenn der Beschluß auf Einstellung des Verfahrens lautet, nicht wieder aufgenommen werden, es sei denn, daß neue erhebliche Verdachtsgründe bekannt werden[2]).

III. Teil.

Die gerichtliche Voruntersuchung in der Strafprozessordnung für das Deutsche Reich.

A. Das geltende Recht.

§ 14.

Inhalt und Gang der gerichtlichen Voruntersuchung.

I. Der zweite und dritte Entwurf der Reichsstrafprozeßordnung ging in der Beschränkung der gerichtlichen Voruntersuchung ziem-

1) So Darmstadt Art. 82, Nassau Art. 84, Braunschweig § 98, Hannover §§ 116. 124, Baden, Gesetz v. 1851 § 80, Kassel, Gesetz v. 1851 § 37, Thüringen Gesetz v. 1854 § 34, Preuß. Entw. § 263, Sachsen Art. 236.

2) Sachsen Art. 386, Thüringen Art. 334, Baden, Gesetz v. 1851 § 118 Hannover § 126, Braunschweig § 48, Nassau Art 91 ff., Darmstadt Art 89 ff.

lich weit. Er erklärte die gerichtliche Voruntersuchung für notwendig in reichsgerichtlichen Sachen, für unzulässig in Sachen, die vor die Schöffengerichte gehören. In den übrigen Fällen soll das Ermessen des Staatsanwaltes entscheiden über die Frage, ob eine gerichtliche Voruntersuchung stattfinden soll oder nicht (3. Entwurf § 149). Erfolgt in diesen letzteren Fällen aber unmittelbar Erhebung der Anklage durch den Staatsanwalt, so kann das Gericht die Führung einer gerichtlichen Voruntersuchung veranlassen, wenn es die Sache durch das außergerichtliche Ermittelungsverfahren nicht für genügend vorbereitet erachtet. Die Reichsstrafprozeßordnung selbst (§ 176) folgt der bisherigen gesetzgeberischen Praxis und erklärt die gerichtliche Voruntersuchung für notwendig in den Sachen, die zur Zuständigkeit des Reichsgerichts oder der Schwurgerichte gehören (§ 176 I). In den Strafsachen, für die das Landgericht kompetent ist, findet eine gerichtliche Voruntersuchung statt:

a) Auf Antrag des Staatsanwaltes, der bisherigen Gesetzgebung folgend.

b) Auf Antrag des Angeschuldigten, wenn er erhebliche Gründe geltend macht, die eine gerichtliche Voruntersuchung zur Vorbereitung seiner Verteidigung nötig erscheinen lassen (§ 176 II) entsprechend dem Vorschlag des 3. deutschen Juristentages. Über einen derartigen Antrag des Angeschuldigten entscheidet das Gericht (§ 199 III).

c) Auf Anordnung des Gerichtes. Dieses kann nämlich, falls eine gerichtliche Voruntersuchung nicht abgehalten ist, zur besseren Aufklärung der Sache die Eröffnung derselben anordnen bei der Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens (§ 200). Diese Bestimmung tritt hier zum ersten Male auf; sie bezweckt eine Verhinderung leichtfertiger Anklageerhebung durch den Staatsanwalt.

In den Strafsachen, die vor das Schöffengericht gehören, ist die gerichtliche Voruntersuchung ebenso wie vor 1877 unzulässig. Stattfinden kann sie bei derartigen Straffällen, wenn sie infolge eines Zusammenhanges mit einer anderen Sache höherer Ordnung verbunden werden (§ 176 vgl. § 5)[1].

II. Die Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung erfolgt auf

---

1) Gneist und v. Bar wünschten in ihren Bemerkungen zum Entwurf einer Strafprozeßordnung eine obligatorische gerichtliche Voruntersuchung in allen Haftsachen. Dieses Verlangen war auch nach den Vorschriften des Entwurfes I über Verhaftung berechtigt. Durch Änderung dieser Paragraphen (99, 114, 115) über Verhaftung ist diesem Wunsche genügend Rechnung getragen und eine gerichtliche Voruntersuchung in Haftsachen überflüssig (s. a. S. Mayer, Bemerkungen zur Strafprozeßordnung, S. 104).

Antrag des Staatsanwalts **und gilt als Erhebung der öffentlichen Klage.** Dies geschah, um dem Staatsanwalt, dem die Initiative der Strafverfolgung zusteht, die Einwirkung auf das Verfahren zu entziehen, wenn er einmal die Sache dem Gerichte überwiesen hat. Die Motive zur Strafprozeßordnung (S. 88) rechtfertigen dies damit, daß, wenn einmal das Richteramt sich mit der öffentlichen Klage befaßt habe, es ebenso sehr dem Wesen einer Strafsache als der Würde des strafrichterlichen Amtes entspreche, den Fortgang der Sache nicht mehr dem einseitigen Ermessen der Staatsanwaltschaft zu unterstellen, daß die Klage vielmehr durch richterliche Entscheidung ihre Erledigung finden müsse. — Außerdem hat diese Maßnahme einen bedeutenden praktischen Wert. Bei komplizierten Straffällen nämlich wird die Frist von höchstens vier Wochen, über die ein Haftbefehl vor Erhebung der öffentlichen Klage nicht ausgedehnt werden darf (St.-P.-O. § 126), oft nicht genügen. Wenn nun der Antrag auf Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung nicht der Erhebung der öffentlichen Klage gleichstünde, so würde sich als zwingende Notwendigkeit ergeben, daß bei Ablauf der Haftfrist der Staatsanwalt entweder eine nicht genügend vorbereitete Anklage erhebt oder aber einen, wenn auch noch so schweren Verbrecher wieder in Freiheit setzen muß. — Dieser Antrag der Staatsanwaltschaft auf Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung muß den Beschuldigten und die ihm zur Last gelegte Tat enthalten (§ 177). Weitere Angaben über Verdachtsgründe usw. enthält dieser Antrag nicht. Dem Antrag sind die bisher geführten Akten beizulegen. Der Untersuchungsrichter hat den Antrag des Staatsanwalts auf seine Zulässigkeit zu prüfen. Steht der Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung nichts im Wege, so eröffnet der Untersuchungsrichter die Voruntersuchung durch eine diesbezügliche Verfügung (§ 182). — Von dieser Zeit an kann der Staatsanwalt die Klage nicht mehr zurücknehmen (§ 154). Gegen diese Vorschrift des § 154 sind vielfach Einwendungen erhoben. Man verlangt vielfach für den Staatsanwalt das Recht, die Klage zurücknehmen zu können bis zum Eröffnungsbeschluß (so S. **Mayer**; ähnlich **Stemann**, im Gerichtssaal XXV). Die österreichische Strafprozeßordnung von 1873 (§ 109) geht noch weiter und gestattet die Zurücknahme der Anklage durch den Staatsanwalt noch in der Hauptverhandlung, bis zu der Zeit, wo der Gerichtshof sich zur Fällung des Erkenntnisses zurückgezogen hat. Durch eine solche Bestimmung wird das Anklageprinzip folgerichtig durchgeführt. Die Vorschrift ist daher auch vielfach mit Freuden begrüßt, z. B. von **Bar** (Prinzipien der österreichischen St.-P.-O. von

1873 in Grünhuts Zeitschrift 1874, S. 305)... Immerhin dürfte aber die Vorschrift der deutschen Strafprozeßordnung, nach der der Staatsanwalt die Klage nicht mehr zurücknehmen kann, sobald sich das Gericht mit der Sache befaßt hat, den Vorzug verdienen, denn es widerspricht dem Wesen der gerichtlichen Voruntersuchung als einer Handlung des Gerichts, daß ein dem Gericht fernstehender Beamter dieselbe inhibieren und illusorisch machen kann und der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Gerichts Schranken setzen dürfte. Ganz abgesehen von diesen prinzipiellen Gründen würde eine derartige Befugnis den Staatsanwalt oft zu voreiliger Beantragung einer gerichtlichen Voruntersuchung verleiten, da ihm jederzeit die Rücknahme des Antrages gestattet ist. Hierdurch würde der Untersuchungsrichter nutzlos belastet.

Hält der Untersuchungsrichter den Antrag des Staatsanwaltes für unzulässig, so hat das Gericht über die Zulässigkeit des Antrages zu entscheiden, nicht der Untersuchungsrichter selbst[1]). Abgelehnt werden kann der Antrag nur wegen Unzuständigkeit des Gerichts oder wegen Unzulässigkeit der Strafverfolgung oder der Voruntersuchung selbst (§ 178, § 176). Außerdem ist der Antrag abzulehnen, wenn die in ihm bezeichnete Tat unter kein Strafgesetz fällt (§ 178). Nach § 178 II kann der Beschuldigte vor der Beschlußfassung gehört werden. Das hängt mit dem Rechte des Beschuldigten zusammen, gegen die Verfügung, durch welche auf Antrag der Staatsanwaltschaft die Voruntersuchung eröffnet worden ist, aus den ebengenannten Gründen Einwand zu erheben, über den ebenfalls das Gericht entscheidet. Bei reichsgerichtlichen Sachen ist für diese Beschwerden kompetent der erste Strafsenat des Reichsgerichts (§ 138, G.-V.-G). Wird dagegen die gerichtliche Voruntersuchung auf Antrag des Gerichtes eröffnet (§ 200), und ist der Angeschuldigte hierbei gehört, so hat er kein Mittel, die Voruntersuchung anzufechten. Gegen den Beschluß des Gerichtes über solche Einwendungen des Angeschuldigten hat letzterer ein Rechtsmittel nur bei dem Einwand der Unzuständigkeit (§ 180, vgl. § 16). Ferner haben der Staatsanwalt und der Beschuldigte das Recht der sofortigen Beschwerde gegen den Gerichtsbeschluß, welcher den Antrag auf Eröffnung der Voruntersuchung gemäß § 176 und § 199 ablehnt.

---

1) Das tadelt Ortloff (Goltd. Archiv. XXX. S. 256 ff., Zeitschr. f. ges. St R.W. 1882. S. 497 ff.), der überhaupt dem Untersuchungsrichter möglichst weitgehende Befugnisse geben will. Der Untersuchungsrichter soll, nach Ortloff, alle in den Bereich der Voruntersuchung fallenden Verfügungen und Entscheidungen selbst treffen und ausführen. Das Gericht soll sich nur mit Beschwerden gegen solche Beschlüsse des Untersuchungsrichters zu befassen haben.

III. Führung der gerichtlichen Voruntersuchung — Übertragung an einen Amtsrichter.

Die Voruntersuchung wird in der Regel von dem Untersuchungsrichter des Landgerichts eröffnet und geführt, der gemäß § 60 des G.-V.-G. durch die Landesjustizverwaltung bestellt wird. Ausnahmsweise kann durch Beschluß des Landgerichts auf Antrag der Staatsanwaltschaft die Führung der Voruntersuchung einem Amtsrichter übertragen werden (§ 183). Was diesen Punkt betrifft, so wünscht Seeger (Gerichtssaal Bd. 33, S. 241—247), daß nicht nur die Führung der gerichtlichen Voruntersuchung durch einen Amtsrichter erfolgen kann, sondern auch die Eröffnung derselben, eine Meinung, die auch Thilo, Keller, Puchelt und Ortloff (Ztschr. f. ges. St.-R.-W. 1882, S. 497) vertreten. — Löwe und Dochow dagegen verlangen zur Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung den Beschluß des Untersuchungsrichters. Nach ihnen kann der Amtsrichter die gerichtliche Voruntersuchung nur führen, nicht aber auch sie eröffnen. Dieser Meinung, die auch dem Wortlaut des § 183 entspricht, ist wohl eben darum der Vorzug zu geben, wenngleich zu bemerken ist, daß prinzipiell gegen die Gegenmeinung als Reformvorschlag nichts einzuwenden wäre. Um Vornahme einzelner Untersuchungshandlungen kann der Untersuchungsrichter die Amtsrichter ersuchen; diese müssen einer solchen Aufforderung des Untersuchungsrichters entsprechen, es sei denn, daß sie mit ihm denselben Amtssitz haben. In diesem Falle können die Amtsrichter eine diesbezügliche Aufforderung des Untersuchungsrichters ablehnen (§ 183 II und III). Bei dem Reichsgericht, wo kein ständiger Untersuchungsrichter vorhanden ist, wird er für jeden einzelnen Fall aus der Zahl der Mitglieder durch den Präsidenten bestimmt (§ 184 I). Der Präsident kann jedes Mitglied eines andern deutschen Gerichts und jeden Amtsrichter zum Untersuchungsrichter resp. zum Vertreter desselben für einen bestimmten Geschäftskreis bestellen (§ 184 II). Diese Untersuchungsrichter und ihre Vertreter haben gleichfalls das Recht, um Vornahme einzelner Untersuchungshandlungen die Amtsrichter zu ersuchen (§ 184 III).

IV. Art der Führung. Der Untersuchungsrichter hat die ihm durch den Zweck der Untersuchung gegebene Aufgabe nach eigenem Ermessen mit den ihm überwiesenen Nachforschungs- und Zwangsmitteln zu erfüllen. So steht in seinem Ermessen die Vereidigung der Zeugen in der Voruntersuchung im Falle des § 65 II, sowie die Konfrontation von Zeugen (§ 58); ferner hat er das Recht, Untersuchungshaft anzuordnen und event. wieder aufzuheben, letzteres jedoch

nur, falls der Staatsanwalt zustimmt; andernfalls entscheidet das Gericht über die Aufhebung der Untersuchungshaft (§ 124 II).

Die Reihenfolge, in der der Untersuchungsrichter die einzelnen Handlungen vornimmt, ist seinem Ermessen überlassen. Zur Verfügung stehen ihm die Behörden und Beamten des Polizei- und Sicherheitsdienstes. Sie haben Aufträge des Untersuchungsrichters um Ausführung einzelner Maßregeln oder zur Vornahme von Ermittelungen auszuführen (§ 187). Gewisse Grenzen für seine Tätigkeit sind dem Untersuchungsrichter gezogen.

1. Seine Tätigkeit ist auf die Voruntersuchung beschränkt; er darf in Sachen, deren Voruntersuchung er geführt hat, weder Mitglied des erkennenden Gerichtes sein, noch bei außerhalb der Hauptverhandlung erfolgenden Entscheidungen der Strafkammer (z. B. Eröffnungsbeschluß) mitwirken (§ 23, II).

2. Ferner ist dem Untersuchungsrichter eine Grenze gezogen durch den Antrag der Staatsanwaltschaft. Ergibt sich nämlich im Laufe der Voruntersuchung Anlaß zur Ausdehnung derselben auf eine Person oder Tat, die im Antrage des Staatsanwaltes nicht bezeichnet ist, so hat der Untersuchungsrichter nur in dringenden Fällen die in dieser Beziehung nötigen Untersuchungshandlungen von Amts wegen vorzunehmen; im übrigen aber muß der Untersuchungsrichter den Staatsanwalt hiervon benachrichtigen und dessen weitere Verfügung abwarten (§ 189).

3. Eine dritte Grenze ist der Tätigkeit des Untersuchungsrichters gezogen durch den Zweck der Voruntersuchung (§ 188). Die Voruntersuchung ist nicht weiter auszudehnen als erforderlich ist, um eine Entscheidung darüber zu begründen, ob das Hauptverfahren zu eröffnen oder der Angeschuldigte außer Verfolgung zu setzen sei. — Auch sind Beweise, deren Verlust für die Hauptverhandlung zu besorgen steht, oder deren Aufnahme zur Vorbereitung der Verteidigung des Angeschuldigten erforderlich erscheint, in der Voruntersuchung zu erheben. Schließlich muß der Untersuchungsrichter noch einige Formvorschriften beachten (§§ 185, 186). Bei der Vernehmung des Angeschuldigten, der Zeugen und Sachverständigen, ebenso bei Einnahme des Augenscheines muß der Untersuchungsrichter einen Gerichtsschreiber zuziehen. In dringenden Fällen kann der Untersuchungsrichter eine ihm geeignet erscheinende Person als Gerichtsschreiber zuziehen, diese Person ist dann zu vereidigen. Ferner ist über alle Untersuchungshandlungen ein Protokoll aufzunehmen.

V. Bei der Vornahme von Untersuchungshandlungen besteht ein wichtiger Unterschied, je nachdem die Beweiserhebungen nur vor-

bereitender Natur sind oder endgültige, die in der Hauptverhandlung nicht aufgenommen werden, sondern nur aus den Protokollen verlesen werden. Während nämlich der Untersuchungsrichter die vorbereitenden Untersuchungshandlungen allein resp. unter Zuziehung eines Gerichtsschreibers (§ 185) vornimmt, ist bei den Beweiserhebungen, die in der Hauptverhandlung nicht wiederholt werden [1]) der Staatsanwaltschaft, dem Angeschuldigten und seinem Verteidiger die Anwesenheit bei der Verhandlung zu gestatten (§ 191 I—III).

VI. Die Rechte des Angeschuldigten in der Voruntersuchung sind:

a) Einwendungen: Nach § 179 kann der Angeschuldigte gegen die Verfügung, durch welche die Voruntersuchung auf Antrag des Staatsanwalts eröffnet wird, aus den im § 178 I bezeichneten Gründen Einwand erheben; dies Recht geht für ihn verloren, falls die Voruntersuchung auf Gerichtsbeschluß eröffnet und der Angeschuldigte vorher gehört ist. Über diesen Einwand entscheidet das Gericht.

b) Rechtsmittel: Gegen den Beschluß des Gerichts, der den Antrag des Angeschuldigten auf Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung ablehnt, findet die sofortige Beschwerde statt.

c) Nach § 193 kann bei Einnahme von Augenscheinen unter Zuziehung von Sachverständigen der Angeschuldigte die von ihm für die Hauptverhandlung vorgeschlagenen Sachverständigen laden lassen resp. selbst laden; sie dürfen an den erforderlichen Untersuchungen sich beteiligen, sofern sie die gerichtsseitig bestellten Sachverständigen in ihrer Tätigkeit nicht hindern.

d) Von großer Bedeutung für den Angeschuldigten ist auch das Recht der Akteneinsicht (St.-P.-O. § 147), welches er durch seinen Verteidiger ausüben kann, soweit hierdurch keine Gefährdung des Untersuchungszwecks zu befürchten ist (vgl. n. § 17 I am Ende).

e) Sehr wichtig ist die verschiedene Stellung des Angeschuldigten in der gerichtlichen Voruntersuchung, je nachdem er sich auf freiem Fuße befindet oder in Untersuchungshaft ist. Ist über den Angeschuldigten die Untersuchungshaft nicht verhängt, so kann er mit seinem Verteidiger und mit der Öffentlichkeit unbeschränkt verkehren, sowie allen endgültigen Beweiserhebungen der Voruntersuchung beiwohnen. Ist er dagegen verhaftet, so treffen ihn große Beschränkungen. Zunächst kann der Untersuchungsrichter, so lange das Hauptverfahren noch nicht eröffnet ist, schriftliche, an den An-

---

1) So Einnahme von Augenscheinen, Vernehmung von Zeugen, die in der Hauptverhandlung am Erscheinen verhindert sind usw.

geschuldigten gerichtete Mitteilungen zurückweisen, wenn ihm nicht vorherige Einsicht gestattet wird. Sodann kann mündlichen Unterredungen des Angeschuldigten mit seinem Verteidiger eine Gerichtsperson zur Aufsicht beigegeben werden (§ 148 II u. III.) Schließlich kann der Angeschuldigte bei endgültigen Beweiserhebungen in der Voruntersuchung seine Anwesenheit nur verlangen, wenn die Handlungen an dem Orte vorgenommen werden, an dem er sich in Haft befindet (§ 191 IV)[1]).

VII. Schluß der gerichtlichen Voruntersuchung: Der Schluß der gerichtlichen Voruntersuchung ist dem Angeschuldigten mitzuteilen (§ 195 III); ferner hat vom Schlusse der gerichtlichen Voruntersuchung ab der Verteidiger das unbeschränkte Recht der Akteneinsicht (§ 147); schließlich geht der Angeschuldigte des Rechtes, den Einwand der Unzuständigkeit des Gerichtes zu erheben, verlustig, wenn er ihn nicht vor Schluß der gerichtlichen Voruntersuchung erhoben hat (§ 16). Dies zeigt schon hinlänglich die Bedeutung des Schlusses der gerichtlichen Voruntersuchung. Deshalb ist es von Wert, den Schluß der gerichtlichen Voruntersuchung genau zu bestimmen. Es sind über den Schluß der gerichtlichen Voruntersuchung drei Meinungen aufgestellt:

1. Mit der Übersendung der Akten durch den Untersuchungsrichter an den Staatsanwalt, gemäß § 195 I, ist die gerichtliche Voruntersuchung geschlossen. Die Richtigkeit dieser Meinung ergibt sich aus St.-P.-O. § 195: Der Angeschuldigte ist von dem Schlusse der Voruntersuchung in Kenntnis zu setzen und zwar naturgemäß durch den Untersuchungsrichter. Dies wird der Untersuchungsrichter tun wenn er nach § 195 I den Zweck der Voruntersuchung für erreicht hält (so Beneke-Beling, Löwe, Rosenfeld).

2. Eine zweite Meinung nimmt den Schluß der Voruntersuchung an, wenn der Staatsanwalt die Akten mit seinen Anträgen an das Gericht sendet, wodurch er zu verstehen gibt, daß er von einer Ergänzung der Voruntersuchung gemäß § 195 St.-P.-O. absieht — (so Glaser, Ullmann, v. Kries; ähnlich John, nach dem der Staats-

---

1) Diese Benachteiligung des verhafteten Angeschuldigten hat man vielfach mit Recht gerügt, insbesondere die Beschränkungen des § 148 II u III. Diese Vorschriften völlig zu beseitigen, dürfte aber nicht angebracht erscheinen, da dann der Zweck der Untersuchung durch Kollusionen sehr leicht gefährdet werden könnte. Wo eine solche Gefahr nicht zu befürchten ist, wird es Sache eines verständigen Untersuchungsrichters sein, so lange er überzeugt sein kann, einen rechtschaffenen Verteidiger vor sich zu haben, diesem möglichst ungehinderten Verkehr mit dem Angeschuldigten zu gestatten.

anwalt und nicht der Untersuchungsrichter die Voruntersuchung zu schließen hat[1]. — Hierdurch will man eine Wiedereröffnung der Voruntersuchung gemäß § 195 II vermeiden, die bei der sub. 1 vertretenen Meinung allerdings möglich ist. Die Anhänger dieser zweiten Meinung erreichen ihren Zweck aber doch nicht. Denn auch bei ihrer Ansicht vom Schlusse der Voruntersuchung ist die Möglichkeit einer Wiedereröffnung derselben nicht beseitigt. Eine solche ist nämlich gemäß § 200 St.-P.-O. noch möglich durch Anordnung des Gerichts bei der Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens. Also führt diese Meinung, die einem Mangel abhelfen will, der ihr selbst doch wieder in gleichem Maße anhaftet, zu unbefriedigenden Resultaten.

3. Will man eine Wiedereröffnung der Voruntersuchung vermeiden, so kann man dies nur dadurch, daß man den Schluß der Voruntersuchung erst annimmt, wenn der Eröffnungsbeschluß über das Hauptverfahren ergangen ist, eine Meinung, die ein weimar. Min.-Reskr. vom 20. Dez. 1882 vertritt, u. a. Birkmeyer.

Gegen diese Meinung spricht aber entschieden die Einteilung der Strafprozeßordnung; es dürfte auch sonderbar erscheinen, die Voruntersuchung über den ihr im Gesetz angewiesenen Rahmen ausdehnen zu wollen in einen neuen Abschnitt des Verfahrens hinein, der sowohl vom Verfahren mit vorgängiger, gerichtlicher Voruntersuchung, als auch ohne solche handelt und der den Untersuchungsrichter mit keinem Worte erwähnt. Somit wäre wohl der ersten Meinung der Vorzug zu geben, und diese Ansicht ist auch augenblicklich vorherrschend.

B. Kritischer Teil.

§ 15.

Stellung der gerichtlichen Voruntersuchung gegenüber dem staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahren.

Hat die gerichtliche Voruntersuchung gegenüber dem staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahren eine Existenzberechtigung und inwiefern? Das ist die hier zu erörternde Frage. Der Zweck beider Verfahren ist nämlich derselbe. Sowohl die gerichtliche Voruntersuchung als auch das staatsanwaltliche Ermittelungsverfahren haben den Zweck, die Hauptverhandlung vorzubereiten und eine Entscheidung darüber zu begründen, ob das Hauptverfahren zu eröffnen ist (St.-P.-O. § 188 vgl. 168). Von vielen Seiten ist daher die Frage aufgeworfen, ob nicht eins dieser beiden Verfahren überflüssig sei, und zahlreiche Juristen haben sich für

Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung ausgesprochen[1]). Die Gründe hierfür waren: die gerichtliche Voruntersuchung beeinträchtige die Hauptverhandlung in ihrer entscheidenden Bedeutung, insbesondere die Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme in derselben. Dieser Einwand ist im nächsten Paragraphen dieser Darstellung zu erörtern. Ferner spricht man der gerichtlichen Voruntersuchung ihre Existenzberechtigung ab, weil ein „Richter" mit ihrer Führung betraut ist. Die Aufgabe eines Richters bestehe eben nur im Richten, nicht im Ermitteln, welches doch die Haupttätigkeit des Untersuchungsrichters bilde[2]). Diese theoretische Behauptung, die von v. Kries, Hugo Meyer, Zucker u. a. aufgestellt wird, ist nicht stichhaltig. Denn das Ermitteln an sich ist keine dem Richter fernliegende Aufgabe. Auch in der Hauptverhandlung bildet es ja einen hervorragenden Bestandteil seiner Tätigkeit[3]). Es kann sich also nur darum handeln, ob praktische Gründe die Ermittelungstätigkeit des Untersuchungsrichters neben dem staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahren als entbehrlich oder gar als schädlich erscheinen lassen. In dieser Hinsicht hat namentlich Hugo Meyer (Mitwirkung der Parteien im Strafprozeß, Erlangen 1873) folgendes ausgeführt: Die gerichtliche Voruntersuchung werde in vielen Fällen nur eine Wiederholung des staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahrens sein; gehe der Untersuchungsrichter aber über eine solche Wiederholung des staatsanwaltlichen Ermittlungsverfahrens in der gerichtlichen Voruntersuchung hinaus, so leide die Einheit des Untersuchungsplanes darunter, es werde auch die Hauptverhandlung leicht zu einer Wiederholung der gerichtlichen Voruntersuchung werden. Die Stellung des Staatsanwaltes (Antragstellung — Antrag

1) S. o. § 9 und ferner: Hugo Meyer, Mitwirkung der Parteien im Strafprozeß, Erlangen 1873; Wahlberg, Kritik des Entwurfs einer St. P.O. für das Deutsche Reich, S. 62ff.; Ullmann, Bemerkungen zum Entw. einer St.P.O. für das Deutsche Reich in Holtzendorffs Strafrechtszeitung, 1873; v. Kries, Zeitschr. f. ges. St.R.W. IX, 1889, S. 1—105, insbesondere S. 73ff.; Zucker, Gerichtssaal, 47. Bd. S. 436—462; derselbe auf der IX. Jahresversammlung der deutschen Landesgruppe der Internat. krim. Vereinigung (Bremen), vgl. Mitteilungen der kulturpolitischen Gesellschaft: und neuerdings auf dem Kongreß in Dresden (5. Juni 1903), insbesondere Zucker und Mittermaier.

2) Soweit die Tätigkeit des Untersuchungsrichters aber nicht im Ermitteln besteht, soll die gerichtliche Voruntersuchung die Hauptverhandlung beeinträchtigen. Schluß daraus: „Hinweg mit der gerichtlichen Voruntersuchung".

3) Ebenso H. Groß, „Zur Frage der Voruntersuchung" in diesem Archiv Bd. XIII. S. 191 ff. Mit vollem Recht sagt Groß: „Richter ist der, der die Sache zum Rechten bringt und wendet". Nicht also lediglich im „Richten" („Entscheiden") besteht die Tätigkeit des Richters.

auf Ergänzung usw.) zum Untersuchungsrichter in der gerichtlichen Voruntersuchung störe die Einheit des Untersuchungsplanes. Nicht eine Beschleunigung des Verfahrens trete ein bei Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung, sondern eine gewaltige Verzögerung.
b) im Interesse der Verteidigung. Wenn bei der Vernehmung des Angeschuldigten auch der Zwang zu einem Geständnis ausgeschlossen ist und nach § 343 des Reichsstrafgesetzbuches schwer bestraft wird, so ist im übrigen doch in der gerichtlichen Voruntersuchung noch der alte deutsche Inquisitionsprozeß mit seinen Fehlern und Schwächen vorhanden. Meyer hält die gerichtliche Voruntersuchung somit für eine Gefährdung des Angeschuldigten, trotz der weitgehenden Befugnisse, die der erste Entwurf der Strafprozeßordnung dem Angeschuldigten bot. Auch Wahlberg (Kritik des Entwurfs einer Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich S. 62) hätte lieber die gerichtliche Voruntersuchung beseitigt gesehen. Ebenso ist Ullmann (Bemerkungen zum Entwurf einer Strafprozeßordnung; auch in Holtzendorffs Strafrechtszeitung 1873) für Fortfall der gerichtlichen Voruntersuchung. Alle diese berufen sich auf Gründe, die früher schon Stemann und Keller aufgestellt haben (s. o. S. 67 ff.). Wenn die Gegner der gerichtlichen Voruntersuchung glaubten, sie könnten die gerichtliche Voruntersuchung noch tilgen aus der Strafprozeßordnung, so hatten sie sich getäuscht. Die Meinung der großen Überzahl der Juristen war für ihre Beibehaltung, besonders weil man in ihr neuerdings ein Ersatzmittel für die aufgehobene Berufung in Strafsachen erblickt (s. v. Bar: Kritik der Prinzipien des Entwurfs einer Strafprozeßordnung u. a.), wie es in Deutschland schon vorher der Fall war in Schwurgerichtssachen. Damals schon hielt man die gerichtliche Voruntersuchung in Schwurgerichtssachen für unerläßlich. In den übrigen Strafsachen wird der Ersatz für die nicht unerläßliche gerichtliche Voruntersuchung in der Statthaftigkeit einer zweiten Instanz gefunden (s. Oppenhoff zu § 75 der preuß. Verordnung von 1849). — Die Gründe der Gegner der gerichtlichen Voruntersuchung wurden vielfach widerlegt, so in den Verhandlungen des III. deutschen Juristentages, sodann von Gneist (Vier Fragen) u. a. In neuerer Zeit hat sich für Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung noch v. Kries ausgesprochen (s. Zeitschrift für gesamte Strafrechtswissenschaft IX S. 1 bis 105). v. Kries will das Strafverfahren in zwei Stadien zerlegen:

a) Das Stadium der Ermittlungen (Vorverfahren). Dies soll der Staatsanwalt führen und nur er kann es. Ein Richter ist nicht dazu geeignet, da seine Aufgabe im Richten und nicht im Ermitteln bestehen kann.

b) Das Stadium der Aburteilung (Hauptverfahren). Hiervon ausgehend wünscht v. Kries die Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung. Der Staatsanwalt soll das Vorverfahren führen; für Handlungen, die notwendig richterliche Mitwirkung verlangen, wie besonders die Verhaftung, wünscht v. Kries einen besonderen Arrestprozeß, dessen Akten ein Amtsrichter führen soll, getrennt von den Akten des Vorverfahrens. Die Nachteile dieses Reformvorschlags von Kries hat Kronecker (in der Zt. für ges. St.-R.-W. X, S. 518 ff.) nachgewiesen. Was die Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung betrifft, so verweist Kronecker auf Gneist (Vier Fragen) und den dritten Deutschen Juristentag. Kronecker selbst meint, daß das Institut der gerichtlichen Voruntersuchung unklaren und widerspruchsvollen Vorstellungen entsprungen ist, sein Dasein auch nur den Bestrebungen verdankt, die alte Einrichtungen im neuen Verfahren beibehalten wollen. Kronecker hält ebenfalls für recht fraglich, ob der Untersuchungsrichter die Interessen der Anklage als auch der Verteidigung in unparteiischer Weise gleichmäßig vertreten werde. Solche Mißstände erkennt Kronecker an. Mit Recht aber sagt er: man solle erst einmal ein Verfahren vorschlagen, welches diese Mängel vermeidet! Das ist bisher noch nicht geschehen! Was nun den sogenannten Arrestprozeß betrifft, den von Kries vorschlägt, so kann man sich auch hier wohl der Meinung von Kronecker anschließen, der in ihm materiell nichts anderes sieht als eine gerichtliche Voruntersuchung. Das Verfahren in einem solchen Arrestprozeß würde sehr kompliziert und schwerfällig sein. Besonders die Trennung der Akten dürfte fast unmöglich erscheinen (s. Zt. für ges. St.-R.-W. X, 526 und 527).

Schließlich spricht sich noch für Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung aus Zucker (Gerichtssaal, Bd. 47, S. 436—462). Er beruft sich auf seine Vorgänger, die die gleiche Meinung vertreten wie er, ohne selbst neue Gründe für die Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung angeben zu können. Die Gründe der Motive zur deutschen Strafprozeßordnung für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung hält er nicht für stichhaltig.

Im Gegensatze zu den bisher Genannten haben die übrigen Juristen sich für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung ausgesprochen (so v. Bar: Kritik der Prinzipien des Entwurfs. — Nissen: Bemerkungen zum Entwurf einer St.-P.-O. und S. Mayer: Entwurf einer deutschen St.-P.-O.) in Übereinstimmung mit den Motiven zum Entwurf der Reichsstrafprozeßordnung. Die Motive (zu § 149 des 3. Entwurfs) geben zu, daß es der Anklageform des heutigen Verfahrens entspreche, daß die

gerichtliche Voruntersuchung fortfalle. Gänzlich zu entbehren aber sei sie nicht. „Wo mit Rücksicht auf die Schwierigkeit und Weitläufigkeit der Sache die Staatsanwaltschaft genötigt sein würde, das Gericht wiederholt mit Anträgen auf Beweiserhebungen anzugehen, da ist es im Interesse der Einheit des Untersuchungsplanes und der Beschleunigung des Verfahrens geboten, von vornherein von einem außergerichtlichen Ermittelungsverfahren abzusehen und dem Gerichte die Führung der Voruntersuchung zu überlassen. Wo ferner aus denselben Rücksichten ein sorgfältigeres Eingehen auf die Verteidigung des Beschuldigten schon im Vorverfahren geboten erscheint, namentlich dann, wenn derselbe mit einem Verteidiger noch nicht versehen ist, da verdient gleichfalls die gerichtliche Voruntersuchung vor dem außergerichtlichen Ermittelungsverfahren den Vorzug, da mindestens von dem Beschuldigten nicht erwartet werden kann, daß er überall zu der Staatsanwaltschaft das Vertrauen hege, dieselbe werde seine Rechte in völlig genügender Weise wahrnehmen."

Mir scheinen namentlich folgende Gründe für die Existenzberechtigung der gerichtlichen Voruntersuchung gegenüber dem staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahren zu sprechen:

1. Zunächst ist der Staatsanwalt von staatsrechtlicher Seite ein abhängiger Beamter, der Befehlen und Anordnungen seiner vorgesetzten Behörde nachzukommen hat. Der Untersuchungsrichter hingegen ist völlig freier Herr seiner selbst und an die Anordnungen keiner Behörde gebunden. Der Untersuchungsrichter kann also gegebenenfalls viel unbeeinflußter seine Ermittelungen anstellen als der abhängige Staatsanwalt, der jeden Befehl von oben gehorsamst auszuführen hat.

2. Weil aber der Untersuchungsrichter persönlich unabhängig ist, deshalb konnten ihm Machtbefugnisse zur Verfügung gestellt werden, welche man der Staatsanwaltschaft als einer abhängigen Behörde nicht gewährt hat und auch de lege ferenda nicht wird gewähren können[1]).

Der Untersuchungsrichter kann Zeugen und Sachverständige bei Vermeidung von Ordnungsstrafen laden und erstere eventuell zwangsweise vorführen lassen. Er kann nötigenfalls zu eidlichen Vernehmungen schreiten. Ihm stehen die Zwangsmittel der Verhaftung, Durchsuchung und Beschlagnahme zur Verfügung, er kann Akte definitiver Beweisaufnahme mit der Wirkung vornehmen, daß seine

1) Kulemann, Reform der Voruntersuchung, Berlin 1903, S. 47, sieht kein Bedenken darin, auch dem Staatsanwalte die Machtbefugnisse des Untersuchungsrichters zu geben; so das Recht, Zeugen und Angeschuldigte zu vernehmen.

Protokolle als gerichtliche in der Hauptverhandlung verlesen werden können usw. usw.

Der Staatsanwalt dagegen ist überall, wo er gerichtlicher Untersuchungshandlungen für den Zweck des Ermittelungsverfahrens bedarf, darauf angewiesen, sich mit einem entsprechenden Ersuchen an das zuständige Amtsgericht zu wenden.

Es erscheint mir hiernach klar, daß gerade in wichtigen und schwierigen Fällen die Konzentrierung der Untersuchung in den Händen eines persönlich unabhängigen, sachlich aber mit erhöhter Machtvollkommenheit ausgerüsteten Beamten sowohl im Interesse der Schleunigkeit als vor allem im Interesse der Wahrheitsermittelung gelegen ist.

In letzterer Hinsicht kommt praktisch noch besonders in Betracht, daß der Untersuchungsrichter die Vernehmungen an seinem Amtssitz regelmäßig persönlich ausführt, während sich die Staatsanwaltschaft hierfür in weitem Umfange der Hilfe der Polizei zu bedienen pflegt. Der Untersuchungsrichter arbeitet insoweit also mit weitaus zuverlässigerem Material schon deshalb, weil nur die persönliche Rücksprache mit dem betreffenden Menschen einen wirklichen Einblick in dessen Glaubwürdigkeit gewährt[1]).

3. Ein weiteres Argument zugunsten der gerichtlichen Voruntersuchung ist die heutige Beschränkung der Haft im staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahren auf die Maximaldauer von vier Wochen. Solange diese Schranke besteht, ist die gerichtliche Voruntersuchung schon aus diesem Grunde unentbehrlich. Denn wenn die Zeit von vier Wochen in concreto zur Aufklärung nicht genügt, so ergibt sich bei Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung für den Staatsanwalt nur die Wahl, den Verdächtigen ungestraft laufen zu lassen oder aber bei, wenn auch nur geringfügigem Verdachte, leichthin die Anklage zu erheben. Der eine Ausweg wäre ebenso unerträglich wie der andere.

§ 16.

Die Stellung der gerichtlichen Voruntersuchung zur Hauptverhandlung.

Die Gegner der gerichtlichen Voruntersuchung behaupten, daß dieselbe der Hauptverhandlung die entscheidende Bedeutung nehme,

---

1) Aus eben diesen Gründen ist auch H. Groß für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung (vgl. Archiv f. Kriminalanthropologie u. Kriminalistik, 1903). Leider kam mir diese Schrift, die fast durchweg den Standpunkt dieser Arbeit teilt, erst nach Fertigstellung dieser zu Gesicht, so daß ein näheres Eingehen auf die interessanten Ausführungen von H. Groß nicht mehr möglich war.

insbesondere die Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme in derselben beeinträchtige und die Hauptverhandlung zu einer Schlußverhandlung herabdrücke.

Das aber ist unrichtig. Auch wenn eine gerichtliche Voruntersuchung stattgefunden hat, gründet sich das Urteil des erkennenden Gerichts lediglich auf die in der Hauptverhandlung selbst erfolgte Beweisaufnahme, nicht auf die Akten der Voruntersuchung. Freilich muß das Gericht und insbesondere der Vorsitzende diese Akten genau kennen, um die Hauptverhandlung sachgemäß leiten zu können[1]). Die Annahme aber, daß diese Aktenkenntnis ein Vorurteil erzeuge[2]) und die Hauptverhandlung deshalb etwa lediglich zur Konstatierung dieser vorgefaßten Ansicht diene, wäre nur dann richtig, wenn der betreffende Richter von den Grundlagen unseres heutigen Strafprozesses keine ausreichende Vorstellung hätte. Wer diese Kenntnis besitzt, der weiß auch, daß er den Vorakten vollkommen selbständig prüfend gegenüberstehen muß. Und wer dies nicht weiß, der würde sich auch durch die Akten des staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahrens ebenso irreführen lassen können, wie durch die der gerichtlichen Voruntersuchung; für ihn müßte man also überhaupt die Beseitigung jedes aktenmäßigen Ermittelungsverfahrens fordern, was wohl niemand beabsichtigen wird.

Der vorbereitende Charakter der Voruntersuchung wird auch im Gesetze, § 188 I, mit aller Schärfe markiert. Sie ist „nicht weiter auszudehnen, als erforderlich ist, um eine Entscheidung darüber zu begründen, ob das Hauptverfahren zu eröffnen oder der Angeschuldigte außer Verfolgung zu setzen sei". Daß nach Abs. II. „Beweise, deren Verlust für die Hauptverhandlung zu besorgen steht, oder deren Aufnahme zur Vorbereitung der Verteidigung des Angeschuldigten erforderlich erscheint, in der Voruntersuchung zu erheben" sind, ist ein allgemeiner, unentbehrlicher Grundsatz des Strafprozesses, welcher auch nach Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung unverändert aufrecht erhalten werden müßte.

Schließlich meint man, die gerichtliche Voruntersuchung sei zu

---

1) Ebenso G. Groß: „Will aber ein Vorsitzender sein schwieriges und höchst verantwortliches Amt richtig und gewissenhaft versehen, so ist es seine allerwichtigste Pflicht, auf das Peinlichste genau informiert zu sein; eine schwierige Verhandlung zu leiten, ohne auf das Sorgfältigste davon unterrichtet zu sein, was vorkommt und vorkommen kann, erkläre ich als grenzenlose Gewissenslosigkeit".

2) Neuerdings mit besonderer Schärfe von Kulemann betont. Nach ihm soll es über menschliche Kraft gehen, den Akten der Voruntersuchung gegenüber vorurteilsfrei zu bleiben.

beseitigen, weil dieselbe ein Richter führt, der heute den Untersuchungsrichter spielt, also Ermittelungen anstellt und morgen womöglich Mitglied des erkennenden Gerichts ist, also richtet. Daß hierdurch die Objektivität dieses Richters und damit der Wert der Hauptverhandlung beeinträchtigt wird, kann ich ebenfalls nicht finden. Denn ausgeschlossen ist der Untersuchungsrichter als Mitglied des erkennenden Gerichts nach St.-P.-O., § 23 II bei Aburteilung von Sachen, in denen er die gerichtliche Voruntersuchung geführt hat. Weshalb er nun in anderen Strafsachen, wo er nicht die Voruntersuchung geführt hat, nicht Mitglied des erkennenden Gerichts sein soll, kann ich nicht einsehen. Das einzige Zugeständnis, das man hier machen könnte, um solchen Einwendungen endgültig das Wort abzuschneiden, wäre, daß der in der Regel für ein Jahr bestellte Untersuchungsrichter in dieser Zeit überhaupt nur als solcher zu beschäftigen ist und unter keinen Umständen Mitglied des erkennenden Gerichts während seiner Amtsperiode sein darf. Ich persönlich aber halte, wie gesagt, ein solches Zugeständnis nicht für erforderlich.

§ 17.

Öffentlichkeit und Mündlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung.

Die Vorteile, welche die Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung gewährt, haben wir soeben klargelegt. Die Stimmen derer, die die gerichtliche Voruntersuchung beseitigt wissen wollen, verstummen auch mehr und mehr. Gerade neuerdings freilich scheint man wieder sehr die Beseitigung der Voruntersuchung zu wünschen, wie aus den Zeitungsreferaten über die Sitzung der Intern. krim. Vereinigung v. 5. Juni 1903 in Dresden hervorgeht. Aber auch ein großer Teil derer, die an sich für Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung sind, wünscht, daß große Veränderungen dieses Verfahrens vorgenommen werden.

I. Öffentlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung:

1. So wird von vielen Seiten verlangt, daß das Verfahren in der gerichtlichen Voruntersuchung ein unbeschränkt öffentliches sei[1]). Die Öffentlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung hält man für erforderlich:

a) Im Interesse des Angeschuldigten: wenn nämlich die

---

1) Gneist, Vier Fragen. Köhne, Deutscher Strafprozeß und seine Reform. Berlin 1895. S. 57 ff. Glaser, Ges. kleine Schriften. I. 251 ff. Stemann, Goltd. Archiv. VIII. S. 41 ff. Zachariae, Handb. des Strafproz. I. 46. II. 68. Der deutsche Juristentag (Hannover 1873). Prins et Pagaméni, Reforme de l'instruction préparatoire en Belgique. Paris 1872. Neuerdings: Kulemann, Reform

Voruntersuchung nicht genügend Verdachtsgründe geliefert hat, so daß das Verfahren eingestellt werden muß, soll auf dem Angeschuldigten in der öffentlichen Meinung ein Makel sitzen bleiben. — Der in höherem Maße verdächtigte Angeklagte sei demgegenüber noch im Vorteil, weil seine Unschuld in der öffentlichen Hauptverhandlung klar zutage treten kann.

b) Im Interesse der Zeugen: die Öffentlichkeit des Verfahrens soll auf ihre Wahrhaftigkeit einen größeren Einfluß machen als die Vereidigung. Auf diese Weise hofft man die Widersprüche der Aussagen in der gerichtlichen Voruntersuchung mit denen in der Hauptverhandlung zu beseitigen.

c) Im Interesse des Richters: Die Öffentlichkeit des Verfahrens soll ein wirksames Mittel sein, um jeglichen Zwang zu Geständnissen usw. unmöglich zu machen.

Diesen Gründen kann ich nicht zustimmen. Zunächst hat der Angeschuldigte von der Öffentlichkeit der Voruntersuchung kaum großen Gewinn. Vielleicht ist ein solcher dann gegeben, wenn seine Unschuld eklatant zutage tritt. Überall aber, wo irgend welche Verdachtsmomente übrig bleiben, dürfte die Öffentlichkeit ein direkter schwerer Nachteil für den Angeschuldigten sein. — Daß auf die Zeugen die Öffentlichkeit unter Umständen einwirken kann, ist gewiß möglich, das Entscheidende aber wird die Art und Weise sein, wie der Richter mit ihnen umzugehen versteht. Ist es im Interesse der Wahrheitsermittelung nötig, so kann Beeidigung erfolgen. Und ein Zeuge, der sich nicht scheut, einen Meineid zu leisten, wird sich auch nicht durch die Öffentlichkeit von einer falschen Aussage zurückschrecken lassen. — Der Unter-

---

der Voruntersuchung. Berlin 1903. Außer den im Text angegebenen Gründen, die bei allen Verfechtern der Öffentlichkeit wiederkehren, verspricht sich Kulemann von der Öffentlichkeit der Voruntersuchung große Erfolge, indem er behauptet, auf diese Weise werde das Volk interessiert werden, zur Entdeckung der Verbrechen mitzuwirken (S. 11ff.). Und dieser Vorteil soll die Nachteile der Öffentlichkeit bei weitem aufwiegen. Ich kann diese Ansicht nicht teilen. Wer nicht ohnehin das Interesse an Verfolgung eines bestimmten Verbrechens besitzt, den wird auch eine öffentliche Voruntersuchung nur ausnahmsweise zur Mitwirkung in dieser Richtung veranlassen. In den Städten wird dies ferner auch kaum erforderlich sein, da hier meistens eine gut organisierte und zahlreiche Polizei vorhanden ist, so daß man hier auf die Mitwirkung des unbeteiligten Volkes verzichten kann. Vom Lande her aber werden unbeteiligte Volkskreise sich nicht in die bei den Landgerichten stattfindenden Verhandlungen bemühen und überdies besteht gerade auf dem Lande vielfach eine Abneigung zur aktiven Beteiligung, weil man sich scheut, mit den Gerichten in Berührung zu kommen und event. auch die Rache des Verbrechers und seiner Genossen fürchtet.

suchungsrichter selbst schließlich wird sich wohl so leicht nicht dazu herbeilassen, einen Geständniszwang auszuüben. Dafür ist durch seine Ausbildung und St.-G.-B. § 343 wohl genügend Vorsorge getroffen. Für eine unbeschränkte Öffentlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung kann ich mich somit nicht aussprechen[1]). Sie wäre übrigens praktisch nur für Vernehmungen allgemein erreichbar, während andere Untersuchungshandlungen, z. B. zahlreiche Augenscheinseinnahmen, schon rein technisch keine öffentliche Vornahme gestatten.

Die Wahrung der Interessen der Parteien aber kann man m. E. auch durch die Parteienöffentlichkeit erreichen[2]).

2. Verspricht somit eine völlige Öffentlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung nicht viel Nutzen, so ist von vielen Seiten für teilweise Öffentlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung plädiert. Insbesondere wünscht man einen öffentlichen Abschluß derselben[3]). Gegen einen solchen öffentlichen Abschluß der gerichtlichen Voruntersuchung hat sich m. E. mit Recht aus-

1) Heinzes Vorschlag (Beilageheft zum Gerichtssaal. 27. Bd.), die Öffentlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung in das Ermessen des Untersuchungsrichters zu stellen, dürfte vollkommen wertlos sein. Der Ausschluß der Öffentlichkeit dürfte dann doch wohl durchweg die Regel bleiben.

2) Ebenso S. Mayer, Entwurf einer deutschen Strafprozeßordnung. Kleinfeller, Gerichtssaal. 39. S. 417-480 u. a. So neuerdings Symons (Utrecht) auf dem Kongreß der internationalen krim. Vereinigung in Petersburg. Mitteilungen. 10. Bd. 1. Heft. 1902. Symons hält die Öffentlichkeit für den Angeschuldigten direkt gefährlich; außerdem kann der wahre Täter, falls gegen einen Unschuldigen der Verdacht sich einmal richtet, durch die Öffentlichkeit der Verhandlung die Maßnahmen des Gerichts erfahren und sich mit Leichtigkeit in Sicherheit bringen.

3) So Dalcke, Goltd. Archiv. XIV. S. 26ff. und v. Bar: Kritik der Prinzipien. S. 28. — v. Bar meint, auf eine inquisitorische gerichtliche Voruntersuchung könne nicht unmittelbar eine akkusatorische Hauptverhandlung folgen. Für den Fall, daß man sich nicht für völlige Parteienöffentlichkeit entschließen kann, macht er daher folgenden Vorschlag: „In allen wichtigen Sachen muß der öffentlichen Hauptverhandlung vorausgehen eine öffentliche Verhandlung vor einem Richter, der nicht der Untersuchungsrichter sein darf, in welcher die Parteien die Sache summarisch unter Angabe der Beweismittel erörtern, aber auch Zeugen und Sachverständige zur nichteidlichen Vernehmung zur Stelle bringen können. Die richterliche Entscheidung beschränkt sich auf den Ausspruch, ob mit Rücksicht auf die Anklage, wie sie der Kläger beabsichtigt und demgemäß auch im Termine zu formulieren hat, die Hauptverhandlung genügend vorbereitet ist. (Nicht in diesem Termine vorgebrachte Beweismittel können in der Hauptverhandlung nur nach Ermessen des Gerichtsvorsitzenden und von seiten der Anklage überhaupt nicht vorgebracht werden.) Ein Rechtsmittel gegen diese Entscheidung findet nicht statt.“ Diese Verhandlung soll den Beschluß über Eröffnung des Hauptverfahrens überflüssig machen und gleichzeitig die Stelle eines Schlußverhörs einnehmen, welches die Motive zu § 162 des Entwurfs III der St.P.O. verwerfen. Dieser Vorschlag v. Bars würde sich sonst etwa decken

gesprochen S. Mayer (a. a. O. S. 116). Mayer meint, man würde auf diese Weise zwei Hauptverhandlungen bekommen, und diese Gefahr liegt allerdings auch nahe. Die Unmittelbarkeit der Hauptverhandlung würde entschieden darunter leiden, und sehr leicht könnte im Laufe der Zeit die Folge eintreten, daß die Hauptverhandlung zu einer Schlußdekoration herabsänke.

3. Eine unbeschränkte Öffentlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung kann ich somit nicht empfehlen. Das einzige Zugeständnis das man hier machen könnte, wäre, volle Öffentlichkeit zu gestatten für die endgültigen Beweiserhebungen, die in der gerichtlichen Voruntersuchung vorgenommen werden, sofern der Durchführung der Öffentlichkeit nicht technische Schwierigkeiten in den Weg treten. Größeren Wert dagegen hat die Parteienöffentlichkeit, und darüber herrscht fast völlige Einigkeit. Die gesetzlichen Vorschriften hierüber sind die folgenden: Die Strafprozeßordnung gestattet die Parteienöffentlichkeit grundsätzlich nur bei denjenigen Handlungen, die aller Voraussicht nach, in der Hauptverhandlung nicht unmittelbar vorgenommen werden, sondern nur aus dem Protokoll verlesen werden; also bei Einnahme des Augenscheines (§ 191 I vgl. § 193), ferner bei Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen, die aus wichtigen Gründen am Erscheinen in der Hauptverhandlung verhindert sind (§ 191 II, III bis V); wegfallen kann die Anwesenheit des Angeschuldigten im Falle des § 191 IV[1]) und wenn die Gefahr besteht, daß ein Zeuge in seiner Anwesenheit nicht die Wahrheit sagen werde (§ 192). Weitgehender waren die Bestimmungen des 1. Entwurfs der St.-P.-O., welcher Parteienöffentlichkeit bei allen Zeugenvernehmungen gestattete. Im übrigen ist die Parteienöffentlichkeit ausgeschlossen, insbesondere bei der Vernehmung des Angeschuldigten (§ 190 II). Diese Bestimmungen der St.-P.-O. hält man vielfach für nicht weitgehend genug[2]) und fordert mit

---

mit dem Vorschlage Wahlbergs (Kritik des Entwurfs einer St.P.O.), der nicht volle Öffentlichkeit, wie v. Bar, sondern nur Parteienöffentlichkeit fordert für die Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß v. Bar nur einen Richter bei der von ihm vorgeschlagenen Verhandlung wünscht, während der Beschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens vor einem Richterkollegium abgefaßt wird. Hierzu ist zu bemerken, daß ein Richterkollegium immerhin objektiver entscheiden wird als ein einzelner Richter.

1) § 191. IV. Einen Anspruch auf Anwesenheit hat der nicht auf freiem Fuß befindliche Angeschuldigte nur bei solchen Terminen, welche an der Gerichtsstelle des Ortes abgehalten werden, wo er sich in Haft befindet.

2) So v. Bar, H. Meyer, S. Mayer, Nissen, in ihren Bemerkungen zum Entwurf der St.P.O., Stemann im Gerichtssaal. XXV. 188ff.

Recht vor allem die Parteienöffentlichkeit für alle Zeugenvernehmungen und besonders für die Vernehmung des Angeschuldigten[1]. Dagegen ist auch nichts einzuwenden, der Angeschnldigte kann dadurch, daß er alles gegen ihn vorliegende Beweismaterial erfährt, seine Verteidigung vorbereiten; dasselbe gilt für den Verteidiger; der Staatsanwalt auf der anderen Seite ist in der Lage, seine Anklage gehörig vorzubereiten. Für die Vernehmung des Beschuldigten ist die Parteienöffentlichkeit insofern von Bedeutung, als etwaigen Erzwingungen von Geständnissen, die nach der öffentlichen Meinung so häufig vorkommen sollen, endgültig ein Riegel vorgeschoben wird. Wie weit sollen nun aber die Rechte gehen, die dem Verteidiger, Angeschuldigten und Staatsanwalt durch die Parteienöffentlichkeit verliehen werden? Vielfach fordert man, daß die Prozeßbeteiligten durch Fragen, Anträge, Anstellung von Kreuzverhören usw. auf den Gang der Verhandlung einwirken können. Diese Forderung geht zu weit. Gewiß würden sich manche Zweifel und Widersprüche von Zeugenaussagen beseitigen lassen. Dieser Vorteil ist aber gering gegenüber den Nachteilen, die ein solches kontradiktorisches Verfahren mit sich bringen würde. Durch ein solches kontradiktorisches Verfahren würde nämlich schon in der gerichtlichen Voruntersuchung die ganze Beweisaufnahme erschöpft werden. Die Stellung der Voruntersuchung zum Hauptverfahren als vorbereitendes Verfahren würde erschüttert werden, denn die Voruntersuchung soll nur eine Übersicht über das Beweismaterial, nicht aber eine erschöpfende Beweisaufnahme liefern, die der Hauptverhandlung vorzubehalten ist[2]. Ein kontradiktorisches Verfahren würde die Voruntersuchung zu einer Hauptverhandlung unter Ausschluß der vollen Öffentlichkeit machen. Die Hauptverhandlung würde demgegenüber nur eine Wiederholung der Beweisaufnahme in feierlicher Form werden, die sich nur durch völlige Öffentlichkeit auszeichnen würde. Sodann aber könnte das Verfahren leicht durch chikanöses Vorgehen der Parteien erheblich verzögert werden. — Um diese Nachteile zu vermeiden, hat man den Vorschlag gemacht, den Prozeßbeteiligten die Anwesenheit bei den Vernehmungen der

---

1) So Stemann, H. Meyer, S. Mayer, Ullmann u. a., besonders Dr. E. Benedikt und Dr. W. Schneeberger (Mitteilungen der kulturpolitischen Gesellschaft, 1902) auf der IX. Jahresversammlung der deutschen Landesgruppe der internationalen kriminalistischen Vereinigung in Bremen. Noch weiter geht Mittermaier (Verh. d. int. krim. Verein. 5. Juni 1903 in Dresden). Nach ihm soll der Verteidiger berechtigt sein, selbständig Beweismittel zu sammeln und Gericht und Polizei soll ihm event. zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt werden.

2) S. o. § 16 Anfang.

Zeugen und des Angeschuldigten zwar zu gestatten; ihre Rechte sollen aber lediglich im „Zuhören“ bestehen. Eine Parteienöffentlichkeit in diesem Maße ist sicherlich von größerem Werte als eine bloße Akteneinsicht[1]), da die Einsicht von Akten nie ein so lebendiges Bild von der Sache gibt, als wenn man mit eigenen Augen den Verlauf der Sache ansieht. Durch Zuhören wird den Prozeßbeteiligten die Sache klarer, und speziell für den Verteidiger des Angeschuldigten würde schon das Zuhören eine Vorbereitung der Verteidigung des Angeschuldigten ermöglichen. Dies ist aber auch der einzige Vorteil, den diese Art von Parteienöffentlichkeit gewährt. — Gerade in Frankreich, wo die Parteienöffentlichkeit in diesem Maße gesetzlich sanktioniert ist (Gesetz vom 8. Dez. 1897), hat man schlechte Erfahrungen mit diesem Verfahren gemacht, wie die ausführlichen Mitteilungen von Curtius (Zeitschr. für ges. St.-R.-W. XXIII, S. 1 bis 40) ergeben.

„Haß und Mißtrauen“ gegen die Untersuchungsrichter brachten dies Gesetz zustande, bei dessen Beratung nicht das geringste Maß von Gründlichkeit beobachtet wurde. Da ferner die Parteienöffentlichkeit nur für die „Voruntersuchung“, nicht für das ganze Vorverfahren gilt, sucht man das Gesetz in Frankreich zu umgehen, indem man, falls irgend angängig, keine Voruntersuchung abhält. Außerdem ist trotz der Vorschriften des Gesetzes dennoch eine Geständniserpressung durch die Untersuchungsrichter, der das Gesetz vorbeugen sollte, möglich, da bei der Erklärung des Untersuchungsrichters an den Angeschuldigten, „er sei zu keiner Erklärung verpflichtet“ niemand zugegen ist. Sodann aber hat sich gezeigt, daß nur ein geringer Prozentsatz der Angeschuldigten sich eines Verteidigers in der Voruntersuchung bedient hat, da die Beobachtung der Förmlichkeiten des Gesetzes von 1897 [2]) das Verfahren verzögert und somit die Untersuchungshaft verlängert. Ferner betreiben die Verteidiger, wenigstens die Offizialverteidiger, die Verteidigung in der Vor-

---

1) Die nach § 147 II St.P.O. dem Verteidiger gestattet werden kann bereits während der Voruntersuchung, falls keine Gefährdung des Untersuchungszweckes zu befürchten ist. v. Bar, Hugo Meyer, Nissen, Stemann, S. Mayer neuerdings Benedikt und Schneeberger auf der IX. Jahresversammlung der internationalen kriminalistischen Vereinigung wünschen unbeschränkte Akteneinsicht, was ich allerdings für etwas bedenklich halte; es könnte dies immerhin Anlaß zu Kollusionen geben, wie sich dies in Frankreich zeigt (vgl. Curtius in Zeitschr. f. ges. St.R.W. XXIII. S. 34 ff.). Aus eben diesem Grunde darf man auch nicht ungehinderten schriftlichen und mündlichen Verkehr des verhafteten Angeschuldigten mit seinem Verteidiger gestatten und sind die Vorschriften der Strafprozeßordnung hierüber wohl am Platze (vgl. oben S. 94 Anm. 1).

2) Vgl. das Nähere oben S. 61.

untersuchung nur lässig und zwar in gewisser Hinsicht mit Recht, da sie darauf verzichten, „Aufpasser" des Untersuchungsrichters zu spielen; denn es entspricht kaum der Würde eines Verteidigers, als stummer Zuhörer bei den Vernehmungen sitzen zu müssen. — M. E. dürfte es daher das Richtige sein, den Prozeßbeteiligten möglichst viel Befugnisse einzuräumen. Ihre Grenzen müssen diese Befugnisse aber dann finden, wenn durch sie die Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme in der Hauptverhandlung beeinträchtigt wird.

Es muß streng vermieden werden, daß die Hauptverhandlung zu einer Wiederholung der Voruntersuchung herabsinkt. Zu weit geht daher der Wunsch, den Prozeßbeteiligten das Abfragen von Zeugen, Anstellung von Kreuzverhören usw. zu gestatten. Hierdurch geht die entscheidende Bedeutung der Hauptverhandlung, wie oben gezeigt, verloren. M. E. müssen daher die Befugnisse der Prozeßbeteiligten derart begrenzt werden, daß sie das Recht haben „zuzuhören" und am Schlusse des Termins berechtigt sind, Anträge zu stellen, über deren Zulassung der Untersuchungsrichter nach freiem Ermessen zu entscheiden hat. Weitere Rechte beeinträchtigen die Hauptverhandlung oder verzögern das Verfahren und sind daher den Prozeßbeteiligten zu versagen. Sieht man aber in dieser Form der Parteienöffentlichkeit keinen besonderen Vorteil, dann allerdings ist es besser, man läßt die Parteienöffentlichkeit überhaupt schwinden, wie dies besonders von Seel[1]) empfiehlt, als daß man weitergehende Rechte gewährt.

II. Vielfach ist man auch gegen die Schriftlichkeit der gerichtlichen Voruntersuchung zu Felde gezogen und hat die Mündlichkeit an ihre Stelle setzen wollen[2]).

Alle diese Autoren wünschen ein der englischen Voruntersuchung entsprechendes Verfahren (s. o. § 7 II). Hiergegen sind folgende Einwendungen zu machen. Zunächst ist eine völlige Mündlichkeit, wie man sie wünscht, nie zu erreichen. Es muß ja doch ein Protokoll geführt werden, welches allerdings kurz sein soll und nur die Beweiserhebungen enthält. Auf Grund eines solchen Protokolls soll aber bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Staatsanwalt und Untersuchungsrichter ein Gerichtshof entscheiden (so Kronecker); Kronecker selbst tadelt an der heutigen Voruntersuchung, daß ein nur durch Protokolle mangelhaft unterrichteter

1) Vgl. Gerichtssaal. 1874. S. 49 ff.

2) Kronecker, Zeitschr. f. ges. St.R.W. VII. (1887.) S. 395 ff. v. Tippelskirch, Goltd. Archiv. 1854. S. 329 ff. Gneist, Vier Fragen.

Gerichtshof über die Eröffnung der Hauptverhandlung entscheidet. Bei seinem Vorschlag ist das Gericht aber noch viel mangelhafter unterrichtet, wenn Meinungsverschiedenheiten zwischen Staatsanwalt und Untersuchungsrichter bezüglich Eröffnung der Hauptverhandlung, die sie nach Kroneckers Vorschlag aussprechen sollen, ausbrechen; wie nämlich auf Grund des kurzen Protokolls, das Kronecker empfiehlt, das Gericht eine objektive Entscheidung treffen soll, ist mir nicht recht klar. Also ein Protokoll muß doch geführt werden. Außerdem soll diese mündliche Voruntersuchung auch noch die heutige Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens ersetzen. Tut man dies (vergl. Kronecker), so hat man überhaupt keine gerichtliche Voruntersuchung mehr, denn diese sog. mündliche gerichtliche Voruntersuchung ist dann nichts weiter als eine Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens [1]). Sodann aber ist die praktische Durchführbarkeit einer solchen mündlichen Voruntersuchung mit Recht bezweifelt [2]). Es würde eine solche Voruntersuchung eine große Verschleppung der Prozesse und vor allem eine maßlose Belästigung der Zeugen hervorrufen. Voraussetzung für diese mündliche Voruntersuchung ist immer, daß die Aufgabe des staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahrens bereits vollkommen gelöst ist. Ist dies nicht der Fall, so versagt der ganze Apparat. Besonders würde dies eintreten bei einem etwaigen Wechsel in der Person des Angeschuldigten. Hier würde die ganze Verhandlung nutzlos sein und müßte ganz von neuem begonnen werden, weil der Angeschuldigte ja Kenntnis von allem vorgebrachten Belastungsmaterial haben soll. Auch manche Beweiserhebungen, die jetzt schriftlich geschehen, würden für die Hauptverhandlung verloren gehen, z. B. es stirbt ein Zeuge in der Zeit zwischen Voruntersuchung und Hauptverhandlung. Schließlich das wichtigste aber ist, daß eine solche Voruntersuchung entweder nicht gründlich genug ausfällt, dann kann man sie lieber ganz fallen lassen; oder aber sie fällt zu gründlich aus und diese Gefahr liegt sehr nahe. Kronecker behauptet, die schriftlichen Protokolle der jetzigen gerichtlichen Voruntersuchung beeinträchtigten die mündliche Hauptverhandlung. Meiner Meinung nach aber kann die Hauptverhandlung nicht schlimmer beeinträchtigt werden als durch eine solche mündliche Voruntersuchung. Die Hauptverhandlung würde eine immer untergeordnetere Stellung bekommen, falls sie nicht ganz fortfällt, was Kronecker ja auch bei leichten Fällen gelten lassen will. Mit der Zeit würden sich durch Einführung eines solchen Ver-

1) So mit Recht v. Kries, Zeitschr. f. ges. St.R.W. IX. 95ff.

2) So Heinze a. a. O., v. Kries a. a. O.

fahrens dieselben Übelstände ergeben, die im gemeinrechtlichen Inquisitionsprozeß geherrscht haben. Die Trennung von Voruntersuchung und Hauptverfahren würde verwischt werden. Und diese Mißstände werden meiner Meinung nach auch immer eintreten, wenn die gerichtliche Voruntersuchung und die Hauptverhandlung von denselben Prinzipien beherrscht sind. Auch heute noch ist Zachariaes Vorschlag zu berücksichtigen, der das Inquisitionsprinzip verbunden mit Schriftlichkeit und Heimlichkeit des Verfahrens, als einzig brauchbare Form für die Voruntersuchung betrachtete (Zachariae: Gebrechen und Reform des Krim.-Prozesses. Göttingen 1846. S. 224ff.). Die nächste Folge von der Einführung einer mündlichen gerichtlichen Voruntersuchung würde die Einführung des Reformvorschlages sein, den John in seinem Kommentar zur Strafprozeßordnung (II, S. 188ff.) macht: „Die Trennung des Verfahrens in Vorverfahren (= staatsanwaltliches Ermittelungsverfahren und gerichtliche Voruntersuchung) und Hauptverfahren ist aufzugeben. Derselbe Vorschlag war für den gemeinrechtlichen Inquisitionsprozeß von Dalberg (Entwurf eines Gesetzbuches in Kriminalsachen, Teil I, Abschnitt VI, § 1 gemacht, stieß damals aber auf schweren Widerstand und Widerspruch (s. bes. Eschenbach: Generalinquisition § 8). Nach Johns Vorschlag würde eine Verhandlung stattfinden, wie Kronecker sie für die gerichtliche Voruntersuchung wünscht, auf welche hin sofort das Urteil gesprochen wird, indem dem Untersuchungsrichter gleich eine Anzahl Richter oder Geschworene beigegeben werden. Ein solches Strafverfahren läßt vielleicht an Kürze nichts zu wünschen übrig, aber welche Garantien bietet es? Nach v. Kries' Meinung bedeutet der Vorschlag von John nichts weiter als Einführung des gemeinrechtlichen Inquisitionsprozesses verbessert durch Einführung der Öffentlichkeit, verschlechtert dadurch, daß die Trennung von untersuchendem und erkennendem Richter aufgegeben wird.

Ganz neuerdings hat sich Bornhak für eine mündliche und öffentliche Voruntersuchung ausgesprochen. Er tadelt besonders die Zersplitterung der staatlichen Strafaktion, daß sich zuerst die Polizei, dann der Staatsanwalt, darauf der Untersuchungsrichter, dann wieder der Staatsanwalt mit der Sache beschäftige; daß dann noch ein Gerichtsbeschluß über die Eröffnung des Hauptverfahrens folge, ehe es zur Hauptverhandlung komme. Bornhak schwebt als Ziel, das so schnell wie möglich erreicht werden muß, vor Augen ein öffentlicher und mündlicher Inquisitionsprozeß. Der Anklageprozeß und mit ihm die Staatsanwaltschaft ist aufzuheben. Das Vorverfahren denkt sich

Bornhak folgendermaßen: es ist öffentlich und mündlich. Alle Aussagen müssen aber ausführlich protokolliert, verlesen und von den vernommenen Personen genehmigt werden. Die Zeugen sind sofort zu vereidigen. Das Vorverfahren ist ein allgemeines, solange ein bestimmter Beschuldigter noch nicht vorhanden ist. Ist er vorhanden, so kommt es zum besonderen Vorverfahren, welches durch Beschluß des Amts- resp. Untersuchungsrichters eröffnet wird. In diesem besonderen Vorverfahren dürfen Untersuchungshandlungen nur vorgenommen werden, wenn der Verteidiger und der Beschuldigte geladen sind. Der Verteidiger hat sich passiv zu verhalten, hat höchstens ebenso wie der Angeschuldigte das Recht der Antragstellung von Entlastungsmomenten. Der Untersuchungsrichter betreibt das Vorverfahren von Amts wegen und hat sowohl die Entlastungs- wie Belastungsmomente zu berücksichtigen. Die Beschlußfassung über Eröffnung des Hauptverfahrens erfolgt bei Vergehen durch den Untersuchungsrichter allein; bei Verbrechen wird ein zweiter Richter als Korreferent zugezogen. Sind beide verschiedener Ansicht, so entscheidet der Direktor der Strafkammer. Auch im Hauptverfahren soll der Untersuchungsrichter, der das Vorverfahren geführt hat, Sitz und Stimme haben.

Für diesen Vorschlag wird Bornhak wohl wenige Anhänger finden. Ein Verfahren, welches vor 100 Jahren herrschte und trotz seiner großen Nachteile erst nach vieler Mühe beseitigt wurde, wieder einzuführen mit einigen Verbesserungen wie Mündlichkeit und Öffentlichkeit, die übrigens bei Bornhaks Verfahren durchaus keine Bedeutung haben, dürfte kaum ratsam sein.

In ähnlichem Sinne spricht sich Kulemann aus. Auch er wünscht eine mündliche und öffentliche Voruntersuchung, da weder der Staatsanwalt und Verteidiger noch die Anklagekammer sich ein vorläufiges Urteil über die Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten erlauben können auf Grund der Akten, die „ein so trauriges Surrogat der Wirklichkeit“ bilden sollen. Daher erkläre sich auch der Mißbrauch, der in praxi beim Eröffnungsverfahren herrsche. Der Referent erkundige sich meistens beim Untersuchungsrichter über den Eindruck, den der Angeschuldigte bezw. Zeuge auf ihn gemacht habe. Die übrigen Mitglieder der Anklagekammer seien, ohne die Akten überhaupt durchzulesen, der Meinung des Referenten, die in fast allen Fällen auf Eröffnung des Hauptverfahrens geht, da man „dem erkennenden Gericht nicht vorgreifen dürfe“. Diese Mißstände in praxi sind für Kulemann der Hauptgrund, aus dem die Voruntersuchung einer Reform bedarf. Nicht auf Grundlage von Akten soll gehandelt

werden, da sie nur ein trauriges Surrogat der Wirklichkeit bilden und weil es nach Kulemanns Ansicht „über die menschliche Kraft“ jedes erkennenden Richters gehe, den Akten der Voruntersuchung gegenüber vorurteilsfrei zu bleiben; vielmehr öffentlich und mündlich soll die Voruntersuchung geschehen. Über die Eröffnung des Hauptverfahrens entscheidet dann notgedrungen der Untersuchungsrichter da keine Akten vorhanden sind, und er soll dazu allein geeignet sein, weil nur er unterrichtet ist über die Einzelheiten des bisherigen Verfahrens. Und aus diesem Grunde soll der Untersuchungsrichter, den man nach Kulemann zweckmäßiger „Untersuchungsbeamter“ nennen soll, auch in der Hauptverhandlung die Anklage vertreten; daneben soll ihn der Verletzte als Nebenkläger unterstützen, bei Fehlen eines solchen der Staatsanwalt. Dies sind in Kürze die Reformgedanken Kulemanns. — Auch dieser Reformvorschlag läuft ungefähr auf dasselbe hinaus wie die von Kronecker und Bornhak. Man bekommt, wie Kulemann dies auch wünscht, ein Vorverfahren, das schon sämtliche Beweismittel sammelt und erschöpft, und hinterher ein feierliches Nachspiel, welches man dann noch „Hauptverhandlung“ nennen will, Da keine Akten vorhanden sind, muß das Gericht ja notwendigerweise den Ausführungen des Untersuchungsrichters Folge leisten, und man könnte dann ja auch, um die Reform vollständig zu machen, diese Hauptverhandlung beiseite lassen. Denn der Untersuchungsrichter ist denn doch bei weitem geeigneter, das Urteil zu fällen, als das erkennende Gericht, das nach Kulemanns Vorschlag gar keine Ahnung hat von dem ihm vorliegenden Fall, und auch keine Akten, aus denen es sich die erforderliche Kenntnis verschaffen kann. Wie nämlich aus der „kurzen“ Hauptverhandlung, die Kulemann verlangt wegen der Gründlichkeit seines Vorverfahrens, sich die Richter ein selbständiges Urteil bilden sollen, ist mir nicht recht klar. Sie werden, wenn sie überhaupt entscheiden sollen, schon der Meinung des Untersuchungsrichters folgen müssen. Wir würden somit wieder ein Verfahren bekommen, in dem die Tätigkeit der strafverfolgenden Behörden auf eine einzige Person konzentriert wird. Dieses Verfahren soll dann große Vorteile bieten dadurch, daß es öffentlich und mündlich ist. Die Öffentlichkeit wird dazu beitragen, daß der Untersuchungszweck in vielen Fällen vereitelt wird, wie oben S. 103 dargelegt. Die Mündlichkeit ist geeignet, jeder Verzögerung des Verfahrens vorzubeugen. Wir bekommen auf diese Weise ein sehr kurzes, summarisches Strafverfahren, bei dem der Staat auch jährlich große Summen sparen kann (Kulemann S. 61). Aber Garantien bietet ein solches Verfahren ganz und gar nicht. Wie oben (§§ 15 u. 16) ausgeführt, gewährt

die heutige gerichtliche Voruntersuchung doch entschieden bessere Garantien für eine gerechte Strafrechtspflege. Kommen in praxi bei diesem Verfahren und dem über Eröffnung des Hauptverfahrens wirklich so schwere Verstöße gegen die gesetzlichen Bestimmungen vor, wie Kulemann behauptet und mit ihm viele andere, so ist das Gesetz doch hieran wohl nicht schuld. Jedes Gesetz, das in praxi nicht ordentlich angewendet wird, führt naturgemäß zu Mißständen. Deshalb ist man m. E. aber noch nicht berechtigt, die Beseitigung dieses Gesetzes zu verlangen. Denn wer bürgt dafür, daß das reformierte Gesetz nicht ebenso lässig angewendet wird? Gerade aber die Fehler, mit denen das Verfahren in praxi behaftet sein soll, werden neuerdings als Gründe aufgestellt, die die Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung[1]) resp. eine radikale Umwälzung des ganzen Strafverfahrens rechtfertigen sollen. — Und man muß sich tatsächlich wundern, daß auf dem letzten Kongreß der Internationalen kriminalistischen Vereinigung in Dresden (6. Juni 1903) nur ein einziger Jurist gegen derartige Reformvorschläge aufgetreten ist. Dr. Weingart steht, wenigsten nach den Zeitungsberichten, die anscheinend auf Grund besonderer Sachkenntnis energisch Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung verlangen, vereinzelt mit seiner Meinung da. Weingart sagt ganz mit Recht: Die Mißstände des Verfahrens, die neuerdings hervorgesucht werden, um der gerichtlichen Voruntersuchung die Existenz zu rauben[2]), sind durchweg solcher Art, daß sie im Verwaltungswege beseitigt werden können, wenn gut vorgebildete gewissenhafte Richter das Verfahren gemäß den Vorschriften des Gesetzes führen[3]). Und diese Ansicht ist auch durchaus die meinige. Die Beibehaltung der gerichtlichen Voruntersuchung vielleicht mit erweiterter Parteienöffentlichkeit erscheint mir bedeutend vorteilhafter als alle Reformvorschläge, die neuerdings gemacht werden.

Im obigen habe ich darzulegen gesucht, daß die gerichtliche Voruntersuchung eine große Bedeutung in unserem Strafverfahren hat daß sie insbesondere neben dem staatsanwaltlichen Ermittelungsverfahren entschiedene Existenzberechtigung besitzt. Sodann habe ich untersucht, ob eine fundamentale und radikale Änderung der gerichtlichen Voruntersuchung wünschenswert ist. Ich bin zu der Ansicht

1) Die übrigens meines Erachtens noch das kleinere Übel wäre gegenüber den Reformvorschlägen von Kronecker, John, Bornhak und Kulemann.

2) Denn mit sachlichen Argumenten die Beseitigung der Voruntersuchung begründen zu wollen, ist meines Erachtens nicht möglich (vgl. § 15 u. 16).

3) Eben dieser Ansicht ist auch H. Groß a. a. O. S. 23 ff.

gekommen, daß dies nicht der Fall ist. Es dürfte überhaupt in den vielen Vorschlägen, die für radikale Veränderung der gerichtlichen Voruntersuchung der deutschen Strafprozeßordnung gemacht sind, nicht sehr viel Brauchbares vorhanden sein, wie schon v. Kries (Zs. für ges. St.-R.-W IX S. 95 ff.) sagt. Es soll durchaus nicht verkannt werden, daß unsere heutige gerichtliche Voruntersuchung auch ihre schwachen Seiten hat. Die Reformvorschläge aber haben neben manchen Vorteilen auch wieder ihre großen Nachteile und zwar zum Teil dieselben, die man der heutigen Voruntersuchung vorwirft, zum Teil noch schlimmere, die bei Einführung der Reformvorschläge in der Praxis sich erst recht fühlbar machen würden. Daher dürfte es wohl das Richtigste sein, unsere gerichtliche Voruntersuchung, allerdings mit erweiterter Parteienöffentlichkeit, zu behalten, solange man kein besseres Verfahren an ihre Stelle setzen kann.

§ 18.

Anhang: Kurze Übersicht über die gerichtliche Voruntersuchung in den wichtigsten außerdeutschen europäischen Strafprozeßordnungen.

I. Nächst Deutschland dürfte vor allem die österreichische Strafprozeßordnung von 1873 zu berücksichtigen sein. Als wichtigster Unterschied gegenüber der deutschen Voruntersuchung ergibt sich hier, daß der Staatsanwalt über die Klage völlig freier Herr bleibt. Der Staatsanwalt nämlich hat das Recht, jederzeit die beantragte gerichtliche Voruntersuchung aufzuheben; auch nach beendeter Voruntersuchung ist es in das Ermessen des Staatsanwalts gestellt, ob er die Anklage erheben will oder nicht. Eine gerichtliche Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens findet in der Regel nicht statt; nur falls der Beschuldigte eine solche beantragt, ist dieselbe erforderlich; die Entscheidung des Gerichts ist aber auch in diesem Falle, wenn es dem Antrage des Angeschuldigten (Beschuldigten nach der österr. St.-P.-O.) Folge leistet, mehr eine Prüfung, ob der Einspruch des Angeschuldigten gegen die vom Staatsanwalt erhobene Anklage begründet ist, als eine Beschlußfassung über Eröffnung des Hauptverfahrens. — In Deutschland dagegen ist, wie bekannt, dem Staatsanwalt, sobald er die Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung beantragt hat, jede selbständige Verfügung über die Klage genommen. Das Gericht entscheidet über die Eröffnung des Hauptverfahrens, und an diese Entscheidungen ist der Staatsanwalt gebunden. Abgesehen von diesem prinzipiellen Unterschied stimmt die gerichtliche Voruntersuchung der österr. St.-P.-O. mit den Vorschriften der deutschen Strafprozeßordnung fast völlig überein;

so besonders hinsichtlich der Zulässigkeit der gerichtlichen Voruntersuchung, der Verteidigung des Angeschuldigten, des Rechts der Akteneinsicht, der Parteienöffentlichkeit usw. Als Abweichungen sind zu erwähnen, daß der Antrag des Staatsanwalts auf Eröffnung der gerichtlichen Voruntersuchung die Angabe aller Verdachtsgründe enthalten mufs (österr. St.-P.-O. § 92 II), was sich aus der deutschen Strafprozeßordnung (§ 177) nicht ergibt; ferner hat der Untersuchungsrichter nach österr. St.-P.-O. § 92 III das Recht, die Zulässigkeit des Antrags des Staatsanwalts nach allen Richtungen zu prüfen, während nach der deutschen Strafprozeßordnung (§ 178) die Prüfung des Untersuchungsrichters sich nur darauf erstreckt, ob der Antrag des Staatsanwaltes einigen einzeln aufgeführten Voraussetzungen entspricht. Bei der Vernehmung des Beschuldigten sind nach der österreichischen Strafprozeßordnung zwei Gerichtszeugen zuzuziehen; diese Vorschrift bezweckt eine Sicherstellung des Angeschuldigten vor Anwendung unerlaubter Zwangsmittel durch den Untersuchungsrichter. Immerhin zweckmäßiger dürfte es doch sein; dem Verteidiger des Angeschuldigten die Anwesenheit zu gestatten; die Anwesenheit des Verteidigers hat für den Angeschuldigten entschieden mehr Nutzen, als die zweier Gerichtszeugen.

In Ungarn gilt die Strafprozeßordnung von 1896. Die Vorschriften über die Voruntersuchung unterscheiden sich wenig von denen der deutschen Strafprozeßordnung. Zu erwähnen wäre nur: obligatorisch ist die gerichtliche Voruntersuchung („Untersuchung" genannt) bei allen Preßdelikten und bei den Verbrechen, die mit mehr als 5 Jahr Freiheitsstrafe resp. mit der Todesstrafe bedroht sind. Bei Ergreifung des Täters in flagranti ist eine gerichtliche Voruntersuchung nicht erforderlich. Bei der Vernehmung des Angeschuldigten sind wie in Österreich zwei Gerichtszeugen zuzuziehen, Parteienöffentlichkeit bei ihr wie bei den Zeugenvernehmungen ist in der Regel nicht gestattet.

II. Italien. Hier gilt augenblicklich noch der Codice di procedura penale von 1865. Dieser brachte aber keine Reform des Strafprozesses, sondern war lediglich eine Revision des Codice von 1859, der seinerseits ebenso wie die Strafprozeßordnung von 1897 nur eine getreue Nachbildung des Code d'instruction criminelle Frankreichs von 1808 ist. Es kann somit auf Frankreich verwiesen werden. Zu erwähnen ist allerdings noch, daß augenblicklich eine Reform des Strafprozesses in Italien vorbereitet wird[1]). Die für die

1) Vgl. v. Bar in Goltd. Archiv. 1901. S. 38ff.

gerichtliche Voruntersuchung hier geplanten Reformen bestehen in folgendem: Der Untersuchungsrichter soll bei der Vernehmung des Beschuldigten diesem die Beschuldigung und die gesammelten Beweise nebst Quellen kundtun, ihn außerdem darauf aufmerksam machen, daß er zu keiner Antwort verpflichtet sei. Falls der Angeschuldigte noch keinen Verteidiger hat, soll von Amts wegen der Untersuchungsrichter einen solchen bestellen. Nicht klar zu ersehen ist aus dem Entwurfe, ob bei der Vernehmung des Angeschuldigten Parteienöffentlichkeit herrschen soll, die im übrigen nur wie auch in Deutschland bei endgültigen Beweiserhebungen in der gerichtlichen Voruntersuchung zulässig ist. In Sachen, die vor die Gerichte mittlerer Ordnung gehören, ist die Eröffnung der Voruntersuchung in das Ermessen des Staatsanwaltes gestellt. Der Angeschuldigte und das Gericht können eine solche nicht beantragen, was sehr zu bedauern ist. Von zweifelhaftem Werte erscheint mir ferner die Vorschrift, daß die Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens mündlich erfolgen soll und bei einem Geständnis des Beschuldigten die Hauptverhandlung ausfallen kann. Im übrigen stellt der Entwurf für die gerichtliche Voruntersuchung ähnliche Vorschriften auf, wie sie die deutsche Strafprozeßordnung aufweist.

III. Spanien[1]): In Spanien sieht es mit der Strafgesetzgebung sehr schlecht aus. Bis 1872 war der ganze Prozeß völlig inquisitorisch und schriftlich. 1872 wurde ein Verfahren eingeführt, das sich vollkommen auf der Höhe der Gesetzgebungen der zivilisiertesten Staaten Europas bewegte. Bereits 1875 aber wurde das mündliche und öffentliche Verfahren der Hauptverhandlung wieder beseitigt und es herrscht bis heute noch der schriftliche Inquisitionsprozeß.

IV. England: Für England gilt noch heute das Verfahren, wie es in § 7 II dieser Arbeit geschildert ist. Es gibt in England noch immer keine Staatsanwaltschaft trotz vieler Wünsche, die auf Einführung einer solchen wie einer gerichtlichen Voruntersuchung abzielen[2]). Klage zu erheben ist in England Sache des Verletzten, der sich auch sein Anklagematerial selbst sammelt. Also ist für eine gerichtliche Voruntersuchung kein Platz. Es findet unter Umständen nur eine mündliche kontradiktorische Verhandlung statt, die man freilich „Voruntersuchung“ nennt, die in Wirklichkeit aber nichts

1) Thiersch, Anwendungsgebiet der Privatklage. Berlin 1901. (S. den § über „Spanien“.)

2) Vgl. Liepmann, Zeitschr. f. ges. St.R.W. VI. 413ff. Hahn, Materialien zur St.P.O. (2. Aufl. 1884.) 1. Bd. S. 156. Anm. 1.

anderes ist, als eine Beschlußfassung über die Eröffnung des Hauptverfahrens.

V. In Frankreich herrscht noch heute der Code d'instruction criminelle von 1808, durch einige Novellen geändert. Für die Voruntersuchung kommen in Betracht die Gesetze von 1856 (Aufhebung der Ratskammer) und besonders das Gesetz vom 8. Dezember 1897, welches erweiterte Parteienöffentlichkeit in der gerichtlichen Voruntersuchung gestattet, aber ein kontradiktorisches Verfahren in derselben mit Recht zurückweist. Über alles dies s. o. § 7 I. Das französische Verfahren ist im übrigen auch maßgebend für Belgien und Holland; es sind hier nur Abänderungsgesetze ergangen, so in Belgien ein Gesetz von 1852 und 1874; in Holland die Strafprozeßordnung von 1886 mit Novellen von 1886, 1887 und 1889. Alle diese Gesetze haben an dem Verfahren in der gerichtlichen Voruntersuchung so gut wie nichts geändert. In diesen Ländern herrscht also eine geheime, inquisitorische Voruntersuchung ohne Parteienöffentlichkeit, eine große Beschränkung des Verkehrs zwischen dem Angeschuldigten und seinem Verteidiger und beschränkte Akteneinsicht; es gelten somit ziemlich dieselben Vorschriften wie in Deutschland.

VI. Norwegen[2]): Das ältere norwegische Strafverfahren erinnert sehr an den alten germanischen Strafprozeß. Es galt ein öffentliches, mündliches Anklageverfahren vor den Gaugerichten, in denen jeder Gaugenosse ein Stimmrecht hatte; also das Volk gab den Richterspruch. Erst im 12. Jahrhundert kamen ordentliche Richter auf. Die Bestätigung des Urteils durch das Volk verschwindet mehr und mehr und beschränkt sich auf die „Lebens- und Ehrensachen". Allmählich bildete sich nun auch die Auffassung auf, daß der Staat als solcher zur Verfolgung der Verbrechen befugt sei. Eine Verpflichtung hierzu wurde erst im 17. Jahrhundert anerkannt. Die Verfolgung lag damals der Zivilobrigkeit (Amtsmänner) ob, eine Staatsanwaltschaft bestand nicht. Eine gerichtliche Voruntersuchung, die dem Anklageverfahren widersprach, gab es bis in diese Zeit nicht. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts drang dann aber der Inquisitionsprozeß in Norwegen ein, und das Gericht verfolgte nun die Verbrechen von Amts wegen, zu welchem Zwecke natürlich eine gerichtliche Voruntersuchung nötig erschien. Genau wie in Deutschland bildete mit der Zeit die gerichtliche Voruntersuchung den Mittelpunkt des Strafverfahrens, demgegenüber das Hauptverfahren in den Hintergrund trat. 1877 wurde für Norwegen eine Strafprozeßord-

1) Vgl. Hagerup, Zeitschr. f. ges. St. R. W. IX. 106ff. und daselbst Anhang: Norwegische Strafprozeßordnung von 1887.

nung erlassen, die dem Inquisitionsprozesse ein Ende bereitete. Seitdem herrscht ein akkusatorisches Verfahren mit einer gerichtlichen Voruntersuchung in den schwierigeren Fällen. Die Vorschriften des Gesetzes bringen uns dabei nichts Neues, da die norwegische Strafprozeßordnung sich die deutsche Strafprozeßordnung direkt zum Vorbild genommen hat.

VII. Schließlich möchte ich noch die gerichtliche Voruntersuchung in den Kantonen der Schweiz besprechen [1]).

A) Charakter der Voruntersuchung; ihre Stellung zum Hauptverfahren:

Eine gerichtliche Voruntersuchung in dem Sinne, daß von ihrer Eröffnung an das Gericht allein die weitere Verfügung über die Sache in Händen hat, ist vorhanden in Wallis, Graubünden, Glarus, Zug, Freiburg, Genf, Waadt, Solothurn, Neuenburg; St. Gallen, Luzern, Bern (Kriminaluntersuchung); zweifelhaft ist, ob auch Schwyz hierher gehört. Der Name für die gerichtliche Voruntersuchung ist verschieden; in den Kantonen mit akkusatorischem Verfahren führt sie den Titel Voruntersuchung (auch Untersuchung), während man in den Kantonen mit inquisitorischem Verfahren die Bezeichnung „Hauptuntersuchung" für sie findet. Eine gerichtspolizeiliche Voruntersuchung in dem Sinne, daß zwar das Gericht die Voruntersuchung führt, die Staatsanwaltschaft aber die Verfügung über die Klage behält, also über die Erhebung der Klage entscheidet, ist vorhanden in Uri, Ob- und Nidwalden, Appenzell, Schaffhausen, Tessin, Baselstadt. Baselland, Thurgau, Zürich, Aargau, sowie die korrektionelle Untersuchung in St. Gallen, Luzern, Bern. Hier haben wir also im eigentlichen Sinne keine gerichtliche Voruntersuchung, sondern nur ein staatsanwaltliches Ermittelungsverfahren; denn der Richter, der hier die Untersuchung führt, ist kein Richter, denn es fehlt ihm, da er den Anträgen des Staatsanwalts Folge zu leisten hat, ja vollkommen die dem Richter eigentümliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Er ist vielmehr nur ein Gehilfe der Staatsanwaltschaft. Charakteristisch für die gerichtliche Voruntersuchung der Kantone der erstgenannten Gruppe ist, daß dies Verfahren nicht die Erhebung der Anklage, sondern vielmehr Fundierung des Urteils bezweckt. Es hat sich in diesen Kantonen also der alte Inquisitionsprozeß erhalten, wo es auch Aufgabe der Voruntersuchung wurde, den Fall spruchreif zu machen.

---

1) Im Anschluß an die neuerdings erschienene Dissertation von C. Meyer: Kritische und vergleichende Darstellung der Voruntersuchung nach den kantonalen Strafprozeßordnungen. Zürich 1897.

An den alten Inquisitionsprozeß erinnert auch, daß das Gericht diese Voruntersuchung von Amts wegen eröffnen kann und nicht auf einen Antrag der Staatsanwaltschaft zu warten braucht. Nur wenn bereits ein polizeiliches Ermittelungsverfahren vorausgegangen ist, wird die Untersuchung auf Antrag des Staatsanwaltes eröffnet. Nach Schluß der Voruntersuchung entscheidet dann das Gericht über Versetzung in den Anklagezustand und es findet dann eine öffentliche Schlußverhandlung statt. In ihr wird das Urteil entweder auf Grund der Akten der Voruntersuchung gefällt, so daß das erkennende Gericht nicht einmal mehr neue Beweise erheben darf (so Uri, Schwyz, Unterwalden, Appenzell, Schaffhausen, Wallis), oder aber es findet eine öffentliche, mündliche akkusatorische Hauptverhandlung statt, in der das Gericht auf Grund eigener unmittelbarer Anschauung seinen Spruch fällt (so Graubünden, Glarus, Zug, Freiburg, Bern, Genf, Waadt, Neuenberg; St. Gallen und Luzern bei Kriminalfällen). Daneben aber besteht die Voruntersuchung fort, als ein Stadium der Beweiserbringung. Dies Verhältnis ist aber unhaltbar; es hätte hier die Voruntersuchung beschränkt werden müssen auf eine bloße Vorbereitung der Anklage und Hauptverhandlung, was aber in den Gesetzen dieser Kantone nicht geschehen ist; vielmehr haben wir eine inquisitorische Voruntersuchung mit voller Beweiserbringung und dazu eine akkusatorische Hauptverhandlung, die die Stellung einer Beweisreproduktion einnimmt. Die Hauptverhandlung ist also nur eine Wiederholung der Voruntersuchung. Die richtige Konsequenz haben nur Baselland, Baselstadt, Solothurn, Zürich, Aargau und Thurgau gezogen, wo es Zweck der Voruntersuchung ist, die Sache soweit aufzuklären, daß eine Anklage erhoben und die Hauptverhandlung ohne große Unterbrechung durchgeführt werden kann. — Von Bedeutung ist, daß die Voruntersuchung in den Kantonen durchweg heimlich ist; eine Ausnahme macht hierin nur Neuenburg (Art. 286), welches die Öffentlichkeit der Voruntersuchung in das Ermessen des Untersuchungsrichters stellt.

B) Voraussetzungen und Notwendigkeit der Voruntersuchung; Stellung des Staatsanwaltes in derselben.

Abgesehen von den Fällen, wo das Gericht von Amts wegen direkt ohne ein vorheriges Ermittelungsverfahren die Voruntersuchung beginnt, ist die Eröffnung derselben von einem Antrage des Staatsanwaltes abhängig. Notwendig ist die gerichtliche Voruntersuchung nach französischem Vorbild bei Verbrechen; bei Vergehen bildet ihre Abhaltung die Regel, polizeiliche Ermittelungen genügen jedoch in Tessin, Genf, Aargau, Baselstadt, Uri, Appenzell; unstatthaft ist die

Voruntersuchung in Polizeistraffällen, sowie bei der Amtsklage in Uri, wo Personen in amtlicher Eigenschaft durch Eid verpflichtet sind, gewisse Verbrechen, die ihnen zu Ohren kommen, einzuklagen. Sobald die gerichtliche Voruntersuchung eröffnet ist, hat das Gericht das weitere Verfahren allein in der Hand. Die Tätigkeit der Staatsanwaltschaft beschränkt sich darauf, den Untersuchungsrichter zu unterstützen und Anträge zu stellen; außerdem hat sie das Recht, allen Untersuchungshandlungen beizuwohnen. Eine Ausnahme bildet hier nur der Kanton Waadt, wo der Staatsanwalt in der Regel den Zeugenvernehmungen, sowie dem Verhör des Angeschuldigten nicht beiwohnen soll. Geschieht es dennoch, so ist auch der Verteidiger des Angeschuldigten zuzulassen.

C) Die Stellung des Angeschuldigten:

Für die Vernehmung des Angeschuldigten gelten ähnliche Vorschriften, wie in der deutschen Strafprozeßordnung. Ein Recht auf Kenntnisnahme der Akten und des Beweismaterials erkennen nur die Kantone mit vorwiegend akkusatorischem Verfahren an. Hier hat der Angeschuldigte resp. sein Verteidiger das Recht der Akteneinsicht schon während der Voruntersuchung. Tessin, Obwalden, Neuenburg, Glarus, St. Gallen, Graubünden gestatten die Akteneinsicht dem Verteidiger. Nicht gestattet ist sie in Wallis; fakultativ in Solothurn; Zürich und Aargau gestatten auch fakultativ dem Angeschuldigten die Akteneinsicht. Am weitesten in dieser Richtung geht Genf (Art. 63): en matière criminelle, la copie de toutes les pièces de la procédure est délivrée à l'inculpé, sans frais et sur papier libre, avec la signature du greffier, cinq jours au moins, avant que la chambre d'instruction ait à statuer. Teilnahme an Untersuchungshandlungen ist dem Angeschuldigten gestattet in Zürich und Aargau, sobald förmliche Verhandlungen vor dem Untersuchungsrichter erfolgen; in Genf nur, wenn der Angeschuldigte es verlangt.

Der Verteidiger darf an allen Untersuchungshandlungen teilnehmen in Zürich, Genf und Aargau. Waadt und Tessin beschränken die Gegenwart auf Augenscheinseinnahmen und Haussuchungen. Außerdem ist in Waadt der Verteidiger dann immer zuzulassen, wenn der Staatsanwalt zugegen ist bei der Vernehmung des Angeschuldigten resp. der Zeugen. Ausgeschlossen ist die Anwesenheit des Verteidigers wie die des Angeschuldigten selbst in Baselstadt, Thurgau, Solothurn und Neuenburg. Wie sich aus dem vorigen ergibt, ist eine Verteidigung des Angeschuldigten schon während der Voruntersuchung nur in einigen Kantonen gestattet, nämlich in Baselstadt, Waadt, Genf, Neuenburg, Tessin, Zürich, Solothurn und Aargau. Und auch diese gestatten die

Gegenwart des Verteidigers beim ersten Verhör des Angeschuldigten nirgends. Der Verkehr des Angeschuldigten mit seinem Verteidiger ist in der Regel frei und ungehindert. Nur in Solothurn besteht die Aufsicht durch eine Gerichtsperson. Außerdem kann der Verkehr des Angeschuldigten mit dem Verteidiger in einigen Kantonen auf gewisse Zeit verboten werden (sog. mise au secret), so in Aargau, Zürich, Waadt auf 14 Tage; in Neuenburg und Genf auf 8 Tage.

VIII. Résumé: Aus dem obigen ergibt sich, daß in allen Strafprozeßordnungen, die wir betrachtet haben, außer England, eine gerichtliche Voruntersuchung sich findet. Die Unterschiede und Abweichungen, die sich zeigen, sind keine fundamentalen, abgesehen von Spanien und dem Teil der Schweiz, wo noch der alte Inquisitionsprozeß in Übung ist. Diese fast durchweg ähnliche Behandlung der gerichtlichen Voruntersuchung in den Strafprozeßordnungen der einzelnen Länder zeigt schon, daß eine fundamentale Änderung der gerichtlichen Voruntersuchung der deutschen Strafprozeßordnung nicht am Platze ist. Vielmehr nehmen sich viele Länder die deutsche Strafprozeßordnung direkt zum Vorbilde, so Norwegen und der italienische Entwurf einer Strafprozeßordnung vom Jahre 1900. Wenn man in Deutschland eine radikale Änderung der gerichtlichen Voruntersuchung, die so vielfach verlangt wird, vornehmen wollte, könnte man sich auf das Verfahren anderer Länder nicht berufen, da hier gleiche oder ganz ähnliche Grundsätze herrschen wie in Deutschland [1]), sondern müßte ein in keinem Lande bisher geübtes Verfahren einführen. Ob dies zweckmäßig ist, erscheint mir sehr fraglich. Gerade die Tatsache, daß besonders in neuerer Zeit bei Reformen der gerichtlichen Voruntersuchung in anderen Ländern die deutsche Strafprozeßordnung mehrfach zum Vorbild gedient hat, scheint mir zu beweisen, daß unsere gerichtliche Voruntersuchung doch nicht ein so schlechtes und mangelhaftes Verfahren ist, wie vielfach behauptet wird.

1) England kann deshalb nicht zum Vorbilde dienen, weil es keine gerichtliche Voruntersuchung besitzt. Vgl. oben § 7, II am Ende und § 8, IV.

III.

Erfahrungen über einige wichtige Gifte und deren Nachweis.

Von

Prof. Dr. **Julius Kratter.**

Bearbeitet nach einem im Vereine der Ärzte in Steiermark am 23. Februar 1903 gehaltenen Vortrag mit angeschlossenen Demonstrationen.

Aus dem reichen Schatze meiner langjährigen gerichtsärztlichen und gerichtlich-chemischen Erfahrungen auf dem Gebiete der Vergiftungen einiges Neue und auch für weitere Kreise Wissenswerte darzustellen, ist der Zweck der folgenden Mitteilungen. Darum werde ich auch nicht gerade die Seltenheiten gewissermaßen als eine Art von Raritätensammlung vorführen, sondern einige neue Erfahrungen über altbekannte und häufig gebrauchte Gifte erörtern.

A. Anorganische Gifte.

I. Arsen.

Ich beginne mit dem König der Gifte — dem Arsen. Man darf dieses Gift wohl so bezeichnen, weil es wenigstens bei uns und den angrenzenden Ländern weitaus das verbreiteteste, bekannteste und meist gebrauchte Gift ist. Man könnte es mit Recht auch das Hausgift des Steirers nennen; denn es gibt Gegenden in Steiermark, z. B. im Koralpengebiet, wo es kaum in einem Bauernhause fehlen dürfte. Man kennt es hier fast nur in den zwei Formen als weißen und gelben Arsenik, weißer und gelber Hüttenrauch (Hüttrach) genannt. Der weiße Arsenik ist bekanntlich Arsentrioxyd (As_2O_3) oder arsenige Säure, der gelbe im chemisch reinen Zustande Arsentrisulfid (As_2S_3). Wegen seiner fast völligen Unlöslichkeit ist chemisch reines Arsentrisulfid ungiftig. Der in den Händen der Leute befindliche gelbe Arsenik ist aber ein künstlich durch Zusammenschmelzen von weißem Arsenik mit Schwefel dargestelltes Präparat, das zum geringsten Teile aus Arsentrisulfid, dagegen zum weitaus

größten Teile aus arseniger Säure besteht und daher in hohen Grade giftig ist.

Wir haben selbst in mehreren Fällen den Gehalt des gelben Arseniks an arseniger Säure quantitativ genau bestimmt und gefunden, daß die gebräuchlichsten Sorten 85—95 Proz. Arsentrioxyd enthalten. Dieser künstlich hergestellte gelbe Arsenik ist also gewissermaßen nur ein durch Schwefel gelb gefärbter weißer und scheint sich auch einer größeren Beliebtheit zu erfreuen als dieser. Ich kann es wenigstens nicht als einen Zufall betrachten, wenn etwa 3/4 meiner Fälle Vergiftungen mit dem gelben Arsenik betreffen.

Man muß sich mit Recht fragen, wie so es kommt, daß dieses Gift eine solche Verbreitung im Volke gefunden hat. Die Antwort glaube ich auch aus meinen Erfahrungen geben zu können. Für den Steiermärker ist der Arsenik eine Art von Universalmittel, das den verschiedenartigsten Zwecken dient. Der Pferdeknecht oder der Bauer selbst mischt ihn ab und zu zum Futter, damit die Pferde besser aussehen, feuriger und leistungsfähiger werden; er nascht selbst etwas mit, wenn er ihn den Pferden reicht und wird so zum Arsenesser. Er tut dies auf Grund der mystischen Vorstellung, daß der Arsenik dem Pferde nur dann nützt, wenn der Herr auch etwas davon genießt. Dem Arsenesser gilt der Arsenik als bestes Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, zur Verhütung von Krankheiten und zur Erreichung eines langen Lebens. Arsen hebt die geschwächte Manneskraft und regt die Geschlechtslust an, ist daher ein geschätztes Aphrodisiacum; es befreit aber auch von den Folgen des Geschlechtslebens und ist deswegen als Fruchtabtreibungsmittel beliebt. Man kann damit die Ratten und Mäuse im Hause vertilgen, aber auch dem Nachbar das Vieh „verfüttern“ (vergiften) und besitzt eine gewaltige Angriffswaffe, wenn es gilt den alternden Mann hinterlistig in das bessere Jenseits zu befördern, um den jungen Knecht freien zu können, oder wenn der Mann sein Eheweib „vergeben“[1]) will.

Für alle diese Verwendungsarten unseres Giftes besitze ich meist mehrfache kasuistische Belege, welche ich im folgenden zum Teile auszugsweise mitteilen werde.

In mancher Richtung sind auch die Darreichungsarten interessant, wofür ich in vorliegenden Präparaten lehrreiche Beispiele besitze: hier ein Stück Käse, in das von der Seite her Einschnitte

1) In Steiermark steht noch die uralte Form „vergeben“ für „vergiften“ beim Landvolke in Gebrauch. „Sie hat ihn vergeben“ = sie hat ihn vergiftet, ist eine oft gehörte Redewendung. Bekanntlich ist das Wort „Gift“ von „geben“ abgeleitet.

gemacht wurden, welche mit Arsenpulver bestreut sind, da ein Knödel, aus Kartoffeln, Kleie und Kohlblättern hergestellt, in dessen Mitte sich ein großes Stück gelben Arseniks befindet, bestimmt für die Schweine des Nachbars, die jedoch merkwürdigerweise den Leckerbissen unberührt liegen ließen, bis er aufgefunden wurde und zu Gerichtshanden kam. Klüger hat es jene Bäuerin gemacht, welche den in diesem Glase befindlichen Kukurutz in Wasser, dem Arsen beigemengt war, kochte und das so hergerichtete Lieblingsfutter der Hühner in den Hühnerhof des Nachbars warf. Als dessen Hühner plötzlich fast alle verendeten, sammelte der beschädigte Hühnerbesitzer sorgfältig die noch vorfindlichen Maiskörner und brachte diese sowie auch einige Hühnerkröpfe zu Gericht. Der in den vorliegenden Kröpfen befindliche Mais ist wie der aufgelesene Mais stark arsenhaltig gefunden worden.

Es ist jedenfalls die raffinierteste Art der Giftbeibringung, wenn, wie hier, die arsenige Säure durch längeres Kochen in Wasser, Suppe, Milch, Kaffee usw. in Lösung gebracht wurde; wegen seiner völligen Geruch- und Geschmacklosigkeit bleibt das Gift unerkannt, jeder von uns würde eine so zubereitete Speise essen, ohne etwas zu merken. Trotz der dadurch gewissermaßen verbürgten Möglichkeit der heimlichen und leicht unentdeckt bleibenden Beibringung ist diese Art doch nicht die häufigste; vielmehr ist die gewöhnliche Darreichungsart die, daß die fein oder grob gepulverte Substanz als solche auf eine Speise gestreut oder in ein Getränk gegeben wird. So ist hier ein Sterz aus Maismehl (das gewöhnliche Frühstück des Steirers) mit aufgestreutem weißem Arsenik, hier Mehl, da Salz mit beigemengtem gelben Arsen, hier ein Hustentee aus Eibischwurzel, Johannisbrod (sog. Bocks-Hörndl) und Zucker, dem, wohl in der frommen Absicht, den armen Huster baldigst von seinem Leiden zu erlösen, ein ansehnliches Stück gelben Hüttenrauchs, wie man es im Präparate sieht, beigemischt worden ist.

Erstaunen erweckt es zu erfahren, welch große Mengen des Giftes mitunter zur Verwendung kommen und wie große Mengen sich in den Händen der Leute befinden. Dafür nur einige wenige Belege: In einem jüngst chemisch untersuchten Falle von auswärts vorgekommenem Giftmord fanden wir im Magen ungelöst und durch Schlämmen isolierbar 1,6319 g weißen Arsenik, dazu noch im Magen und Darm bei der Oxydition 0,8994 g, somit im ganzen 2,5313 g arsenige Säure in den ersten Wegen. Diese Erfahrung hat deswegen eine besondere Bedeutung, weil im allgemeinen gewiß mit Recht gelehrt wird, daß große Giftmengen für Selbstmord sprechen. Ich habe

bei Selbstmördern allerdings auch schon bedeutend größere Mengen im Magen vorgefunden, Mengen, die man mit dem Löffel schöpfen konnte, wie in vorliegenden Präparaten zu ersehen ist; allein ich selbst hätte im angeführten Falle unbedenklich erklärt, die große Menge spreche weit mehr für eigene, wie für fremdhändige Beibringung, wenn letztere nicht unzweifelhaft sichergestellt gewesen wäre. Es steht fest, daß diese große Menge, die doch nur ein Bruchteil der wirklich eingeführten sein konnte, dem Manne von seinem Weibe in die Mehlsuppe gemischt wurde, die es ihm zum Frühstück bereitete und zwar in Form des sogenannten Giftmehls, das ist fein gepulverter weißer Arsenik.

In anderen Fällen sind 30, 50 und bis zu 100 g weißen oder gelben Arseniks in Stücken als Vorrat bei Hausdurchsuchungen aufgefunden worden; alle vorgewiesenen Objekte entstammen forensischen Fällen. Das schönste Stück meiner Sammlung gehört auch dahin. Im Jahre 1893 starb hier die Frau eines Fiakers an akuter Arsenvergiftung. Bei der wegen des Verdachtes, daß sie von ihrem Manne vergiftet worden sei, eingeleiteten Voruntersuchung wurde im Hause dieses prachtvolle Stück weißen Arseniks vorgefunden, das an einer Seite deutliche Schabespuren aufweist. Es wiegt nur um ein geringes weniger als ein halbes Kilogramm, reicht also, selbst wenn man die tödliche Gabe für arsenige Säure statt mit 0,1—0,2 g mit 0,5 g ansetzen wollte, zur tödlichen Vergiftung von wenigstens 1000 Menschen hin! Da die legale Erwerbung solcher Giftmengen sicher ausgeschlossen ist, so kann nur an ungesetzliche Wege der Beschaffung gedacht werden. Kenner der Landessitten lenken den Verdacht dieses ungesetzlichen Gifthandels auf fremdzuständige Hausierer.

Ich möchte noch eine nicht uninteressante Tatsache hervorheben. Das saure chromsaure Kali hat wenigstens für den Laien eine gewisse Ähnlichkeit mit hochgelb gefärbten Sorten des Arseniks; es gibt eine Sorte roten Arseniks, die im äußeren Ansehen dem genannten Chromate wirklich sehr nahe kommt. Wir haben nun schon mehrere Vergiftungsfälle (versuchte Giftmorde) zu untersuchen Gelegenheit gehabt, wo Kaliumbichromat zur Verwendung gekommen ist — und zwar, wie ich glaube sicher annehmen zu dürfen, — weil die betreffenden dieses Salz für gelben Arsenik hielten; die Anwendung des saueren chromsauren Kalis beruhte also auf einer — Verwechslung. Daß es sich so verhält, scheint mir zunächst durch die Art der Verwahrung des vermeintlichen Arseniks sichergestellt zu sein. Der Steierer verwahrt nämlich sein Hausgift in der Regel besonders sorgfältig. Vielfach in Papiere eingewickelt, vergräbt er seinen Schatz —

denn der Besitz des Giftes ist ihm ein wertvolles Gut — in der tiefsten Ecke seiner Truhe oder in einem Winkel oder verborgenen Ecke seines Kastens, zu dem er den Schlüssel stets bei sich trägt. Auch ein Fach des Geldtäschchens dient als Aufbewahrungsort oder ein Lederbeutelchen aus gefaltetem Leder mit Zugriemen verschließbar. In einem Falle war eine leere Patronenhülse, die mit einem Korkstoppel verschlossen wurde, zum Giftmagazin ganz sinnreich hergerichtet worden; der ganze Raum war mit Stücken von gelbem und weißem Arsenik gefüllt. Auch leere Zündholzschächtelchen wurden wiederholt dafür in Verwendung genommen. Genau ebenso sorgfältig und mitunter eigenartig verwahrt wurde in unseren Fällen das in Rede stehende falsche Arsen — das Kaliumbichromat. Als Beispiel diene aus meiner Sammlung ein echt steirisches Ledertäschchen der geschilderten Art, welches den rotgelben Schatz in Stücken enthält, die — saueres-chromsaueres Kali sind. Davon war eine beachtenswerte Menge einem Gerichte sauerer Rüben, die wir untersuchten, beigemischt worden. Auf eine Chromsäurevergiftung war es gewiß nicht abgesehen (!), sondern der Täter vermeinte wohl zweifellos den so bekannten gelben Hüttenrauch besessen und verwendet zu haben.

Dafs aber meine Ansicht, es liege diesen Fällen eine Verwechslung zugrunde, mehr als eine naheliegende Konjunktur ist, geht aus einem anderen hierfür beweisenden Falle hervor: Eine ältere Bäuerin kocht sich einen Kukurutzbrei und bemerkt dabei eine verdächtige Gelbfärbung des zur Zubereitung verwendeten Wassers. Da sie mit ihrem Schwiegersohne in stetem Unfrieden lebt, vermutet sie einen Vergiftungsversuch, begibt sich mit dem eben gar gekochten Sterz im Topf zum Bezirksgericht und erstattet dort die Anzeige über ihre Wahrnehmung. Bei der Hausdurchsuchung findet der Untersuchungsrichter eine mit verdächtigen Resten einer gelben Substanz verunreinigte Militär-Eßschale und mehrere andere ähnlich verunreinigte Gebrauchsgegenstände sowie das Mehl, welches zur Bereitung des oberwähnten Sterzes gedient hat. Die dortgerichtlichen Gerichtsärzte erklären über Befragen mit Bestimmtheit, daß die fraglichen Beimengungen und Verunreinigungen gelber Arsenik seien. Daraufhin werden die Grazer Gerichtschemiker ausdrücklich beauftragt an den ihnen eingesandten Corporibus delicti nur die quantative Arsenbestimmung auszuführen. Die Untersuchung ergab in sämtlichen Objekten völlige Abwesenheit von Arsen, — wohl aber überall die Anwesenheit von Kaliumbichromat u. zw. im Mehl in einer an die tödliche Dosis heranreichenden Menge. — Nach wenigen

Wochen erhielten die Sachverständigen das Aktenmaterial und ein weiteres Untersuchungsobjekt aus dem Besitze des Beschuldigten zur Bestimmung zugesandt. Es war ein wohlgereinigtes gläsernes Tintenfaß, in dem sich ein schönes Stück sauren chromsauren Kalis (beiläufig 12 g schwer) befand. Bei den Akten lag auch die Vernehmung des Beschuldigten, der eingestanden hatte, daß er seine Schwiegermutter mit Arsenik vergiften wollte; er habe das gelbe, im Tintenglas sorgfältig verwahrte Stück, von dem ein Teil zur Tat verwendet wurde, von einem Hirten als Arsenik gekauft und es immer dafür gehalten.

Aber nicht nur die Gifte werden verkannt und verwechselt, sondern auch die Vergiftungen. Eine vermutete Arsenvergiftung wird durch die Leichenöffnung nicht allzu selten als ein natürliches Geschehnis erkannt. Gewisse Bauchfellentzündungen, namentlich solche nach Darmdurchbrüchen, Darmverschlingungen und eingeklemmten Brüchen gleichen bekanntlich Vergiftungen, wie ein Ei dem anderen; sind sie doch auch, wie wir heute wissen, wirkliche Vergiftungen nur mit dem Unterschiede, daß in diesen schweren Krankheitsfällen das Gift im Körper selbst entsteht; sie sind endogene Intoxikationen zum Unterschiede von jenen, wo das Gift von außen in den Körper eingeführt wird, die man als exogene Intoxikationen bezeichnet. Aus einer solchen Verwechslung, auch mit gewissen Infektionskrankheiten, wie Cholera, Typhus, Sepsis usw. kann niemandem ein Vorwurf gemacht werden; die Erscheinungen während des Lebens machen eine sichere Unterscheidung oft unmöglich. Von diesen allgemein bekannten Dingen will ich hier nicht weiter handeln; ich möchte nur ein paar besondere Fälle solcher Verkennungen kurz schildern und dadurch das lehrreiche Gebiet der Vergiftungs-Irrungen durch neue Erfahrungen erweitern.

In einem Falle handelte es sich um die Frage, ob Arsen- oder Wurstvergiftung vorliege. Ein etwa 20jähriges Mädchen ist unter Vergiftungserscheinung gestorben. Die chemische Untersuchung hat in allen Organen die Anwesenheit von Arsen ergeben. Es war auf den Gesamtkörper eine Menge von 0,2175 g als arsenige Säure berechnetes Arsen, somit mehr als die kleinste tödliche Dosis vorgefunden worden. Da die Untersuchung weder einen Anhaltspunkt für Mord, Selbstmord oder beabsichtigte Fruchtabtreibung ergab, wohl aber die Möglichkeit einer zufälligen Vergiftung mit einer alten Wurst vorzuliegen schien, so wurde uns die Frage gestellt, ob eine Verwechslung der durch Wurstgift oder durch Arsen herbeigeführten Vergiftungserscheinungen ausgeschlossen sei?

Wir beantworteten sie folgendermaßen:

„Die Wurstvergiftung (Botulismus oder Allantiasis) beruht, wie heute wissenschaftlich festgestellt ist, auf einem Gemisch organischer Basen (Fäulnisbasen), unter denen das Ptomatropin, welches sich bei unzweckmäßiger Darstellung der Würste leicht bildet, das Wichtigste ist. Nach Falck ist die Verwendung alten Fleisches, das Mischen des gehackten Fleisches mit Hirn, Semmel, Milch, das Einfüllen in sehr dicke Darmabschnitte u. dgl. unzweckmäßiges Zubereiten der Würste, sowie zu schwache Räucherung, zumeist die Ursache der Bildung des Wurstgiftes. Die Wurstvergiftung tritt daher fast ausnahmslos als Massenvergiftung auf und ist selbst als solche selten. Einzelfälle mit tödlichem Ausgang sind nur sehr spärlich in der Literatur verzeichnet.

Das Wurstgift ist vorwiegend ein Nervengift und äußert sich zunächst in Ohrensausen, Schwindel, Eingenommenheit, Kopfschmerz, Gehörtäuschungen, Pupillenerweiterung und Reaktionslosigkeit der Pupillen, Ptosis, Doppelt- und Farbensehen. Dazu von Seite des Verdauungskanales: weiße, später rissige Zunge, Röte der Rachenschleimhaut, Aufhören der Speichelsekretion, Aufstoßen, Erbrechen, Durchfall mit hartnäckiger Stuhlverstopfung abwechselnd, Schmerz bei Palpation des Leibes, zuweilen Kolik. Der Herzschlag nimmt nach vorübergehender Steigerung an Frequenz ab, er wird klein, schwach, kaum fühlbar. Die Stimme rauh, heiser, aphonisch. Der Tod erfolgt in der Regel innerhalb von 4—8 Tagen unter zunehmendem Kräfteverfall (Collaps).

Vergleicht man damit die bekannten Erscheinungen der gastrointestinalen Form der Arsenvergiftung, welche bei subakutem Verlauf in derselben Zeit zum Tode führt, so kann nicht verkannt werden, daß eine Reihe von Symptomen sich bei beiden Vergiftungen findet, wenn auch andere wesentlich verschieden sind und das Gesamtbild der einen Vergiftung von dem der andern wohl unterscheiden läßt. Bemerkt sei, daß in der vorliegenden Krankengeschichte auch nicht ein Symptom angegeben erscheint, welches ausschließlich einer Wurstvergiftung zugeschrieben werden müßte, während andererseits alle beobachteten Krankheitserscheinungen einer Arsenvergiftung wohl entsprechen. Immerhin ist es schwierig, solche Differenzialdiagnosen am Lebenden zu stellen.

Wir beantworten sohin die Frage dahin, daß eine Verwechslung der durch Wurstgift mit den durch Arsen herbeigeführten Vergiftungserscheinungen durchaus nicht ausgeschlossen erscheine."

In derselben Sache stellte das Gericht noch eine zweite immerhin

etwas seltsame Frage dahingehend, ob (die Annahme einer Wurstvergiftung vorausgesetzt) der Giftstoff „Arsen“ der Wurst schon von Anfang an beigemischt sein mußte oder aber sich aus faulem Fleisch auch originär bilden könne?

Wir beantworteten diese Frage wie folgt:

„Arsen ist ein Grundstoff (Element) und kann niemals und unter gar keinen Bedingungen aus etwas Anderem entstehen; er kann sich absolut nicht erst in einer Wurst bilden, sondern muß, wenn er in derselben vorhanden war, in diese von außen gebracht worden sein. Erwiesen ist es jedoch (da eine Wurst oder ein Rest davon zur Untersuchung nicht vorlag) durch nichts, daß die M. Z. nur durch die Wurst das Gift „Arsen“, das nun einmal in ihren Organen unzweifelhaft vorhanden war, sich einverleibt haben könne. Wie dies tatsächlich geschah, entzieht sich natürlich vollständig unserer Beurteilung. Wir müssen nur noch bemerken, daß auch die Leichenbefunde, namentlich die Veränderungen im Magen und Darmkanal, für die Arsenvergiftung sprechen.“

Die interessanteste Vergiftungsirrung lag im folgenden Falle vor: Auf einem Gutshofe in der Umgebung von Graz war plötzlich ein so großes Sterben unter dem Geflügel aufgetreten, daß der Verdacht einer absichtlichen böswilligen Vergiftung entstand. Man vermutete, da die Tiere unter Durchfällen akut verendeten, eine Abfütterung mit Arsen, was in Steiermark nicht allzu selten vorkommt. Eine verendete Gans war behufs Untersuchung an die k. k. Untersuchungsanstalt für Lebensmittel gesandt, von dieser jedoch abgelehnt und dem gerichtlich-medizinischen Institute übermittelt worden.

Die von uns vorgenommene Obduktion des Tieres hat nun das überraschende Ergebnis der Anwesenheit eines interessanten Darmparasiten geliefert. Der Darm war, wie dies noch schön an Präparaten zu sehen ist, gespickt mit zahlreichen, in die Wand eingebohrten, 3—5 mm langen, wurmähnlichen Parasiten, deren fachmännische Bestimmung sie als sog. „Kratzer“ (Echinorhynchus polymorphus) erwies. Dieser Parasit wird im Darme von Gänsen, Enten und anderen Wasservögeln geschlechtsreif. Als Zwischenwirt fungiert der in Tümpeln lebende Flohkrebs (Gammarus pulex). Diesen fressen die Wasservögel und so gelangt die im Flohkrebs befindliche Larve des Echinorhynchus in den Verdauungskanal der Vögel, wo sie sich zum geschlechtsreifen Tiere entwickelt. Der Parasit veranlaßt, indem er sich in die Darmwand einbohrt, Darmentzündung (Enteritis) und, indem er bis zum Bauchfell vordringt und auch dieses durchbohrt, Bauchfellentzündung (Peritonitis). Bei Masseninfektion kann

er auch Endemieen hervorrufen, was im gedachten Wirtschaftshofe der Fall war.

Man sieht aus diesen Beispielen, daß das Gebiet der möglichen Vergiftungsirrungen noch keineswegs erschöpft ist.

Ich kann diese Erörterung nicht schließen, ohne zu erwähnen, daß es auch noch eine andere und zwar absichtliche Täuschung, eine simulierte Arsenvergiftung gibt, d. h. es gibt Fälle, wo jemand aus Bosheit oder Rachsucht behauptet, es sei ihm Gift von einer bestimmten Person in einer Speise beigebracht worden. Er übermittelt dem Gerichte oder dem Gendarmen ein Gefäß mit einem Speiserest und siehe — obenauf, so recht auffällig hingestreut, liegen größere und kleinere Stückchen gelben Arseniks mit ganz frischen Bruchflächen, im Innern des Objektes keine Spur des Giftes! Ich habe durch eine sorgfältige Untersuchung einen derartigen Fall aufzudecken vermocht, der durch das nachträgliche Geständnis bestätigt wurde, und einen anderen Fall begutachtet, wo eine Person, die allerdings erbrochen hat, zur Vortäuschung eines an ihr verübten Mordversuches ebenfalls gelben Arsenik auf das Erbrochene streute und dann den erhebenden Gendarmen mit auffälliger Eindringlichkeit auf die gelben Körner aufmerksam machte.

Bevor ich auf die Erörterung des Arsennachweises übergehe, möchte ich noch kurz bemerken, daß sich bei den Hausdurchsuchungen mitunter verschiedene, einzeln verwahrte oder auch gemengte Gifte, sowie eigenartige Zubereitungen finden. So sahen wir Gemenge von weißem und gelbem Arsenik, von Arsen und Eisenvitriol, Arsen und Kupfervitriol, Arsen mit verschiedenen getrockneten Wurzeln vermengt u. dergl. Die seltsamste Komposition ist aber unzweifelhaft die folgende: In einem Marburger Vergiftungsfall, wobei ein Mensch an akuter Arsenvergiftung zugrunde gegangen war, fand man bei der Suche nach Gift in einem verschlossenen Glasgefäße dies Gemenge aus Schnaps, ordinärem Rauchtabak, grobgepulvertem, weißem Arsenik und einer grünen Eidechse vor. Da ich mir nur vorstellen kann, daß bei dieser Zubereitung irgendein Aberglaube mitspielte, bezeichnete ich diese seltsame Giftmischung, die in der Tat eine Merkwürdigkeit meiner Sammlung darstellt, als „Zaubertrank“ [1]).

---

1) Anmerkung des Herausgebers. Es dürfte sich hier um ein Volksmittel gegen Wechselfieber handeln; solche kommen häufig durch Soldaten, die im malariareichen Ungarn gedient haben, nach Österreich und von da auch nach Deutschland; sie sind sehr verschieden, stimmen aber darin überein, daß sie: 1. etwas Arsen, 2. etwas sehr Scharfes (Pfeffer, Capsicum, Asche, Tabak) und 3. etwas recht Ekelhaftes enthalten. Als letzteres werden empfohlen: 7 lebende

Der chemische Nachweis des Arsens in einem Objekte ist, wenn Körnchen isoliert werden können, leicht, wenn das Gift jedoch ausschließlich in den Organen deponiert ist, nur durch eine mühevolle und außerordentliche Sorgfalt erfordernde Arbeit, unter allen Umständen aber, wenn es überhaupt vorhanden ist, mit absoluter Sicherheit zu erbringen. Leider gilt dies nicht von jedem anderen Gifte.

Es ist hier nicht der Platz die Methoden des Arsennachweises im einzelnen zu schildern und die verschlungenen Wege, die für den Ungeübten nur allzu leicht auch Irrwege werden können, zu verfolgen, welche erforderlich sind, um aus einem Stück Leber oder Niere, aus Erbrochenem oder Kot, aus der Magen- oder Darmwand das Arsen heraus zu entwickeln, bis es endlich hinter der Glühstelle im Gasableitungsrohre des Marshschen Apparates als spiegelnder Metallbelag im chemisch reinen Zustande erscheint oder sich als das Doppelsalz der arsensauren Ammon-Magnesia in feinen, weißen Kristallnadeln am Boden und den Wänden eines Glasbechers ausscheidet, um in dieser Form der Wägung zugeführt zu werden, sondern es sollen nur die Grundzüge kurz erörtert und einige Erfahrungen von praktisch-forensischem Belange mitgeteilt werden.

Das Endziel jedes forensisch-chemischen Giftnachweises ist die Darstellung des Giftes aus dem Objekt im reinen Zustande. Es muß also jeder Giftkörper zunächst isoliert, aus den Organen und aus den im Organismus eingangenen Verbindungen frei gemacht und der rein dargestellte Körper durch entscheidende Reaktionen sichergestellt (identifiziert) werden. In jedem Falle sind also zwei Operationen erforderlich: die Isolierung und die Identifizierung.

Die Isolierung eines Giftes aus Leichenteilen beruht auf der genauen Kenntnis seiner physikalischen und chemischen Eigenschaften und auf einer entsprechenden Anwendung derselben zur Abtrennung des in den Körpergeweben befindlichen Giftes. Wie der Waidmann den Spuren des Wildes oft stunden- und selbst tagelang folgen muß, bis er es zur Strecke bringt, so verfolgt der Chemiker das gesuchte

Läuse oder 49 Kellerasseln auf nüchternen Magen, zerquetschte Spinnen auf Butterbrot, Schlangenexkremente usw. Dazu wird Schnaps getrunken, der mit Paprika, Pfeffer, Asche, Tabak und etwas Arsen angesetzt ist. Alle drei Remedien finden sich im „Zaubertrank". Zu bemerken ist, daß Arsen tatsächlich (Tinct. Fowleri) gegen Wechselfieber verwendet wird, namentlich wenn der Kranke Chinin nicht verträgt; daß heftiger Ekel in vielen Fällen gewaltig einwirken kann, ist bekannt, allerdings kann er aber nicht Bakterien töten.

Hans Groß.

Gift durch die oft verschlungenen Pfade zahlreicher Einzeloperationen hindurch bis zu dem Punkte, wo er am chemisch reinen Körper die Identitätsreaktionen ausführen kann. Und wie der erfahrene und des Revieres kundige Jäger rascher, leichter, sicherer und häufiger zu Schusse kommt als der unkundige, so kann auch nur der kundige Gerichtschemiker die volle Gewähr eines zuverlässigen Ergebnisses bieten, während forensisch-chemische Untersuchungen in der Hand des auf diesem Gebiete ungeübten, wenn auch theoretisch noch so wohlbewanderten Chemikers nicht nur diesem selbst mitunter ungeahnte Schwierigkeiten bereiten, sondern auch nicht immer eine genügend sichere Unterlage für die Rechtsprechung bieten werden.

Die forense Chemie ist eben eine auf ein bestimmtes praktisches Ziel gerichtete, daher angewandte Chemie. Sie hat deswegen auch ihrem Sonderzwecke dienende besondere Methoden und Untersuchungsgänge ausgebildet, wie dies bei anderen angewandten chemischen Disziplinen, der Nahrungsmittelchemie, Agrikulturchemie, der chemischen Technologie usw. auch der Fall ist. Nur die volle Kenntnis des Endzweckes, die Vertrautheit mit den forensischen Aufgaben und Zielen, eine reiche Erfahrung und nicht zum wenigsten dem Zwecke entsprechende besondere Laboratoriumseinrichtungen können die Gewähr vollkommen zuverlässiger Untersuchungsergebnisse liefern und solcher bedarf die Rechtspflege unbedingt. Die Sache ist von so hoher Bedeutung, so ernst und wichtig, daß ich mich als dermalen ältester Vertreter der forensischen Medizin in Österreich einer Pflichtverletzung schuldig fühlen würde, wenn ich es nicht ungescheut sagte, daß nach meinem Dafürhalten diesen Voraussetzungen nur ein chemisch ausgebildeter Arzt und ein den forensischen Zwecken ausschließlich dienendes Laboratorium zu entsprechen vermögen.

Dieses mir vorschwebende Ideal einer gerichtlich-chemischen Untersuchungsstelle suchte ich beim Neubau des Institutes zu verwirklichen. Die chemische Abteilung des neuen Grazer forensischen Institutes besitzt an Einrichtungen, Apparaten und Gerätschaften alles, was zur raschen, kunstgerechten Ausführung von toxiologischen Untersuchungen notwendig ist, und vermag, weil nur dem einen Zwecke dienend, auch großen Anforderungen zu genügen. Noch immer wird an seiner inneren Ausgestaltung und Vervollkommnung gearbeitet und hat mich in dieser Tätigkeit vor allem mein lieber Freund und Schüler, Dr. Fritz Pregl, Assistent am physiologischen Institut unserer Universität und Privatdozent für Physiologie, in außerordentlicher Weise mit Rat und Tat unterstützt. Seit einer Reihe von

Jahren als beeideter Gerichtschemiker mein pflichtgetreuer und unermüdlicher Mitarbeiter auf dem Gebiete der forensen Chemie ist er, vom praktischen Bedürfnis getrieben, Erfinder neuer Apparate und zahlreicher Modifikationen von alten geworden, welche dem Sonderzwecke angepaßt, uns vorzügliche Dienste leisten. Ich erwähne unter anderem besonders konstruierte Wasserbäder, neue Extraktionsapparate für Zwecke der Alkaloiduntersuchungen, einen neuen Vakuumtrockenschrank, eine neue Form des Marshschen Apparates, die den Vorteil großer Zeitersparnis bietet, eine höchst zweckmäßige Titrirvorrichtung, einen Desarsenierungsapparat und vieles andere. Einiges von dem genannten hat Dr. Pregl auf der Karlsbader Naturforscherversammlung (1902) ausgestellt und demonstriert. Außer bei uns stehen diese äußerst zweckmäßigen und den forensischen Aufgaben besonders angepaßten Einrichtungen kaum noch irgendwo in Verwendung.

Unser chemisch-forensisches Laboratorium ist eine Sache für sich, d. h. in diesem Raume werden nur gerichtlich-chemische Untersuchungen ausgeführt. Schüler betreten ihn niemals. Hier haben nur die mit der Untersuchung Beauftragten und ihr Gehilfe, der Laborant des Institutes, Zutritt. Die Untersuchungsgegenstände stehen unter Sperre. Hier befindet sich auch unser größter Schatz — die chemisch reinen Reagentien, deren meist von uns selbst durchgeführte Herstellung einen sehr großen Aufwand von Zeit und Mühe erforderte.

Kehren wir nach dieser, vielleicht doch nicht für überflüssig erachteten Abschweifung zum Arsennachweis zurück, so besteht die Schwierigkeit hier hauptsächlich in der Beschaffung absolut arsenfreier Reagentien. Von Haus aus sind fast in allen bei der Isolierung des Arsens zur Verwendung kommenden Prüfungsmitteln Spuren von Arsen enthalten, so in der Salzsäure, Schwefelsäure, im Kaliumchlorat, Ammoniak, Zink usw. Der aus Schwefeleisen erzeugte Schwefelwasserstoff enthält neben diesem Gas auch Arsenwasserstoff — kurz aus der fast unbegrenzten Allgegenwart des Arsens in der Natur (wenigstens spurweise), sowie aus der Überempfindlichkeit der Marshschen Reaktion, welche hundertstel Teile eines Milligramms mit erschreckender Deutlichkeit wahrnehmen läßt, erwachsen Gefahren für die Richtigkeit des Endergebnisses, gegen welche der forensische Chemiker unausgesetzt anzukämpfen hat. Wir eröffnen beispielsweise zur Untersuchung einlangende Pulver, welche möglicherweise Arsenik sein oder enthalten könnten, grundsätzlich nicht in diesem sakrosankten Raume, sondern an einem anderen Orte, weil wir uns vor der Verstäubung fürchten. Ich kann in der Tat als das Ergebnis einer vierteljahrhundertjährigen Erfahrung sagen, es ist keine so besondere

Kunst, auch noch eine minimale Spur von Arsen aus einem Objekte, in dem es vorhanden ist, als Arsenspiegel zu erhalten; es ist dagegen ein Beweis wirklichen Könnens eines forensen Chemikers, wenn er bei Objekten, die kein Arsen enthalten, auch vollkommen blanke Röhren bekommt. Hier liegen solche als Beweis der absoluten Reinheit der von uns bereiteten arsenfreien Reagentien in größerer Zahl vor.

Auf die Schwierigkeit, auch der geringsten Arsenspur in den Reagentien sicher auszuweichen, ist es wohl zurückzuführen, wenn heute noch nicht sichergestellt erscheint, ob Arsen als normaler Bestandteil in menschlichen Organen vorkommt oder nicht. An der Schwelle des 20. Jahrhunderts konnte Armand Gautier[1]) noch vor der Pariser Akademie der Wissenschaften die Behauptung aufstellen, daß in der Schilddrüse, Brustdrüse, Thymusdrüse und im Gehirn des Menschen normalerweise Arsen enthalten sei, in geringsten Spuren auch noch in Haaren, Haut, Milch, Knochen, während die übrigen Organe davon frei wären und Ziemke[2]) in Berlin (gegenwärtig in Halle a. S.) sowie Hödlmoser[3]) in Wien konnten bald darauf als Ergebnis besonderer Untersuchungen den Satz aussprechen, daß Arsen nicht zu den integrierenden Bestandteilen des menschlichen Körpers gehört. Gautier hält auch jetzt noch an seiner Behauptung fest und stützt sich außer auf seine eigenen auf Untersuchungsergebnisse von Lapierre, Pagel, Imbert, Abenius und Bertrand[4]). Daß ein solcher Streit heute noch möglich ist, beweist mehr als alles andere die Schwierigkeit eines exakten Nachweises oder Ausschlusses geringster Arsenspuren[5]). Wer recht hat, kann hier nicht entschieden werden, es sei nur bemerkt, daß die Gautierschen Arsenspuren, auch wenn sie tatsächlich vorkommen, toxikologisch belanglos sind, da auch er die zur gerichtlich-chemischen Untersuchung gelangenden Organe des Menschen: Magen, Gedärme, Leber, Milz, Nieren eventuell Herz, Lungen arsenfrei gefunden hat. Eine gegen-

---

1) Gautier, Sur l'existance normale de l'arsenic chez les animaux et sa localisation dans certains organes. Compt. rend. de l'acad. des scienc. 129. Bd. S. 989.

2) Ziemke, Über das Vorkommen von Arsen in menschlichen Organen und seinen Nachweis auf biologischem Wege. Vierteljahrsschr. f. ger. Med. 3. F. XXIII. 1902. 1. Heft. S. 51.

3) Hödlmoser, Enthalten gewisse Organe des Körpers physiologischerweise Arsen? Zeitschr. f. phys. Chemie. 33. Bd. 1901. Heft 3 u. 4. S. 329ff.

4) Gautier, Arsenik kommt normalerweise im tierischen Organismus vor Zeitschr. f. phys. Chemie. 36. Bd. 1902. Heft 4. S. 391.

5) Derselbe, Genauigkeitsgrad des Nachweises von Spuren von Arsen in den organischen Substanzen. Bull. Soc. Chim. Paris 29. Bd. S. 639—643. Nach Chem. Zentralblatt 74. Jahrg. 1903. II. S. 524.

teilige Behauptung würde allerdings auch durch unsere Erfahrungen auf das bestimmteste widerlegt werden; denn die zuletzt genannten und in Vergiftungsfällen ausschließlich untersuchten Organe des Menschen sind normalerweise bestimmt arsenfrei. So haben wir sie hundertfältig gefunden.

Das angebliche (oder wirkliche?) normale Vorkommen von Arsen in einzelnen menschlichen Organen wird also niemals zu einer Trübung des Untersuchungsergebnisses führen können; diese Gefahr ist viel größer seitens der nicht vollkommen gereinigten Reagentien.

Es könnte sich nun die Vorstellung aufdrängen, daß es mit dem chemischen Nachweis einer Arsenvergiftung überhaupt schlecht bestellt und die forense Toxikologie nicht in der Lage sei, eine vollkommen gesicherte Unterlage für die Rechtsprechung zu schaffen. Zu dieser Meinung könnte man um so leichter kommen, als zu alledem auch noch die Gefahr des Antimonspiegels vorhanden ist. Antimon liefert bekanntlich einen ähnlichen spiegelnden Belag im Ableitungsrohr des Marshschen Apparates wie Arsen. Antimon und Arsen kommen sehr häufig gemeinsam in der Natur vor und es sind daher viele Reagentien nicht nur arsen- sondern auch antimonhältig. Je geringere Spuren vorhanden sind, desto schwerer ist ohne weiteres Verfahren der Arsenspiegel von Antimonspiegel zu unterscheiden. Diese Gefahr besteht aber für wirklich Sachkundige nur theoretisch, obgleich gerade das Antimon in der Geschichte der Arsenvergiftungen schon wiederholt eine sehr verhängnisvolle Rolle gespielt hat, so unter anderem in dem berühmt gewordenen Korneuburger Vergiftungsprozeß[1]. Wir trennen durch die sogenannte Meyersche Schmelze das Antimon als wasserunlösliches Natriumpyroantimoniat vom Arsen ab, bevor dieses in den Marshschen Apparat kommt, und leiten überdies die Gase aus der Entbindungsflasche zunächst durch ein mit Chlorkalcium und Kaliumhydroxyd beschicktes U-Rohr, wo Antimonwasserstoff zerlegt und das Metall gebunden wird. Spiegel, die bei diesem Verfahren entstehen, können überhaupt nur Arsenspiegel sein.

Es ergibt sich demnach, daß bei sachkundiger und sorgfältiger Durchführung der chemischen Untersuchung wohl jeder Irrtum ausgeschlossen und eine vollkommen sichere Unterlage für die Rechtsprechung gewonnen werden kann; es ist andererseits aber auch klar, wie schwer den Bedingungen einer unanfechtbaren chemischen Analyse zu genügen ist.

---

1) Der Korneuburger Vergiftungsprozeß (1857—1859), dargestellt von einem prakt. Juristen, nach den Akten und den nicht zur Verhandlung gelangten med. chem. Gutachten von Fresenius, Delffs, Schneider, Schauenstein, Schlager und Dole und der Wiener med. Fakultät. Wien 1860.

Allerdings besteht noch eine sehr ins Gewicht fallende Sicherung, die Mengenbestimmung des Giftes — der quantitative Arsennachweis. Hierüber will ich mich an dieser Stelle nur ganz summarisch äußern. Wir haben, wenn wirklich eine akute Arsenikvergiftung vorlag, stets wägbare Mengen aus den Organen erhalten. Solche Mengen sind aber auch fällbar. Man erhält also, bevor die Marshsche Schlußreaktion angestellt wird, schon einen sichtbaren Niederschlag, der je nachdem entweder arsensaure Ammon-Magnesia oder auch Schwefelarsen ist, und nach dem analytischen Gange gar nichts anderes sein kann. So hat man das Arsen schon sicher erkannt, bevor die Marshsche Probe angestellt wird. Diese hat nur noch den Wert der Bestätigung einer bereits festgestellten Tatsache. Oft ist dann der Marshsche Apparat überflüssig, weil der dem Gerichte als Belegstück zu übergebende Spiegel viel rascher auf trockenem Wege durch Schmelzen der gewogenen arsensauren Magnesia mit einem Gemenge von Cyankalium und Soda erhalten werden kann. Wir haben manchen Vergiftungsfall mit positivem Ergebnis untersucht, ohne den Marshschen Apparat zu verwenden. Unerläßlich wird seine Verwendung überhaupt erst, wenn eine wägbare Arsenmenge nicht vorhanden ist. Dann kann es sich aber nur mehr um Spuren handeln, also um kleinste Bruchteile von Milligrammen.

Ob und in wie weit solche aus chemisch untersuchten Organen erhaltene Arsenspuren toxikologisch verwertet werden können, das zu beurteilen ist nicht Aufgabe des Gerichtschemikers, sondern Sache des Gerichtsarztes. Dieser hat nicht nur bei der Arsenvergiftung, sondern in einem jeden Vergiftungsfalle das Ergebnis der chemischen Analyse mit den beobachteten Krankheitserscheinungen und den aufgenommenen Leichenbefunden sorgfältig zu vergleichen. Erst aus einer sachlichen gerichtsärztlichen Darlegung, welche sich auf die ganze Beweistrias (Krankheitserscheinungen, Leichenbefunde und chemischen Giftnachweis) erstreckt und stützt, kann sich der für die Rechtsprechung unbedingt erforderliche Schluß ergeben: N. N. ist an dieser oder jener Vergiftung gestorben.

Die chemische Untersuchung vermag sonach auch bei einem positiven Ergebnis niemals den Bestand einer Vergiftung zu erweisen, sondern sie kann nur dartun, daß in den Organen Gift und wieviel davon vorhanden war. Damit, daß in den Leichenteilen eines Menschen Arsen gefunden wurde, ist noch lange nicht erwiesen, daß dieser Mensch auch an einer Arsenvergiftung gestorben sei. Denn er kann entweder ein Arsenesser gewesen sein oder vor seinem Tode medizinale Mengen von Arsen bekommen haben oder

das Arsen ist als eine zufällige Verunreinigung von außen in den Leichnam gekommen, z. B. durch arsenhältige, künstlich gefärbte Blumen, Kränze und anderen Leichenschmuck, oder durch arsenhältige Friedhoferde. Für alle diese Möglichkeiten besitze ich kasuistische Belege, die im einzelnen hier mitzuteilen, viel zu weit führen würde. Nur beispielshalber erwähne ich einige mir besonders wichtig erscheinende Erfahrungen.

Wir haben in Steiermark ziemlich viel Arsenesser. Wiederholt ist es nun vorgekommen, daß im Verlaufe der Untersuchung oder Verhandlung die Behauptung auftauchte, der verstorbene N. N. war ein Arsenesser. Diese Behauptung kann natürlich wahr oder unwahr sein, gleichviel, es entsteht die Frage, ob sich auch unter der Annahme, daß der Verstorbene ein Arsenesser gewesen, noch behaupten läßt, daß eine (kriminelle) akute Arsenvergiftung vorliege, und es ergibt sich für den beurteilenden Gerichtsarzt weiter die Frage, ob die forense Chemie Anhaltspunkte zu bieten vermöge, um etwa auch die akute Arsenvergiftung eines Arsenessers zu beweisen.

Zunächst ist klar, daß bei einem Arsenesser alle Organe arsenhaltig sind. Arsen reichert sich aber bei habituellem Genusse auch im Organismus an, da es wegen seiner Affinität zu den Eiweißkörpern, namentlich zum Zellprotoplasma, auch schon bei einmaliger Einverleibung lange zurückgehalten und fixiert wird. Es wird beim Arsenesser daher in den sogenannten zweiten Giftwegen, besonders in der Leber, diesem Giftfilter des Organismus, ziemlich viel Arsen vorhanden sein, wenig dagegen in den ersten Wegen (Magen und Darmkanal), wenngleich auch diese nicht völlig frei sind, da Arsen sowohl durch die Galle, wie die Magen- und Darmdrüsen abgeschieden wird. Soll ein an Arsen Gewöhnter akut vergiftet werden, so muß er große Giftmengen erhalten, denn er verträgt unter Umständen ohne Schaden tödliche Gaben. Wir finden also dann neben großen Mengen von Arsen in den ersten Wegen auch auffallend viel Gift in den zweiten, namentlich der Leber vor, und es kann auf Grund eines solchen chemischen Befundes mit voller Sicherheit die akute tödliche Arsenvergiftung eines mutmaßlichen Arsenessers behauptet werden. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß jemand Arsenesser war, wenn die zweiten Giftwege nur spärliche Mengen von Arsen enthielten, denn je kürzer die Vergiftung dauerte, um so weniger Gift ist in den zweiten Wegen abgelagert. Sind jedoch reichliche Mengen von Arsen in der Leber, dagegen nur Spuren oder weit geringere Mengen im Magen und den Gedärmen nachgewiesen worden, so ist das Arsenessen wahrscheinlich, die akute Vergiftung dagegen unwahrscheinlich, ja sogar höchst zweifelhaft.

Dies gilt auch für jene Fälle, wo die Einverleibung des Giftes nicht durch den Mund, sondern anderswie geschieht, z. B. durch Einführen von Arsen in die Scheide, was mir zweimal vorgekommen ist. Auch in diesen Fällen entsteht Brechdurchfall und es wird von dem zirkulierenden Gifte, das von der Scheidenschleimhaut aus resorbiert wurde, verhältnismäßig viel durch die Drüsen der Magen- beziehungsweise Darmschleimhaut in die Höhlungen dieser Organe mit den massigen wässerigen Ausscheidungen abgegeben. Magen und Gedärme samt ihrem Inhalt sind also unter Umständen auch dann, wenn sie nicht als erste Giftwege sondern als Ausscheidungswege bei anderweitiger Einverleibung dienten, die wichtigsten Untersuchungsobjekte bei akuter Arsenvergiftung.

Solchergestalt konnten wir mehrmals auf Grund des Ergebnisses der quantitativen chemischen Analyse die kriminelle Vergiftung eines mutmaßlichen Arsenessers behaupten und umgekehrt auch die Behauptung des Arsenessens als unwahrscheinlich zurückweisen.

Es sind uns aber auch Fälle vorgekommen, wo trotz des Auffindens von Arsen in den Organen die Vergiftung nicht angenommen werden konnte. Eine solche Zurückhaltung ist besonders bei Spätexhumierten dann geboten, wenn gleichzeitig die Friedhoferde arsenhaltig gefunden wurde. Es liegen schon alte Versuche von Orfila u. a. vor, welche beweisen, daß in den uneröffneten Leichnam von außen keine Gifte, namentlich nicht Arsen, gelangen können.

Von der Richtigkeit dieser Versuchsergebnisse haben wir uns vor einigen Jahren in einem Ernstfalle zu überzeugen Gelegenheit gehabt. In den Organen einer wegen Verdacht des Giftmordes nach 14 Monaten exhumierten Leiche ist keine Spur von Arsen gefunden worden, obwohl die Friedhoferde stark arsenhaltig war.

Ist also die Verwesung der Leiche noch nicht so weit vorgeschritten, daß die Körperhöhlen eröffnet sind, so kann der Magen, die Leber usw. niemals durch Eindringen von der Friedhoferde her arsenhaltig geworden sein. In solchen Fällen liegt nur die eine Gefahr vor, daß etwa die Ärzte mit von arsenhaltigem Erdreich beschmutzten Händen die Eingeweide anfassen! Wenn diese grobe Verunreinigung ausgeschlossen werden kann, beweist der Befund von Arsen bei einer ausgegrabenen Leiche mit noch geschlossenen Körperhöhlen, daß es von außen in den noch lebenden Körper eingeführt wurde.

Ganz anders hat man zu urteilen, wenn die Körperhöhlen schon eröffnet waren, wobei ich bemerke, daß ein gewöhnlicher Sarg keinen

Schutz gegen das Eindringen von aus der Friedhoferde in die Niederschlagswässer übergegangenen Arsen zu bieten vermag. Wird in solchen Fällen nur wenig Arsen in den menschlichen Überresten gefunden, dann kann im Höchstfalle die Möglichkeit einer Vergiftung zugegeben werden, ein Gutachten, das in der Regel für die Begründung einer Anklage als unzureichend betrachtet werden dürfte. So war es in einem unserer Fälle, wo eine Aufhebung der über 5 Jahre im Grabe gelegenen Leiche stattfand. Die Leichenreste und die Graberde enthielten Arsen. Das chemische Gutachten gelangte auf Grund von eigens angestellten Versuchen über die Fortbewegung des Arsens im Boden zu folgenden Ergebnissen:

1. Es kann nicht sicher ausgeschlossen werden, daß überhaupt Arsen von außen in die Leiche des J. S. gelangt ist.

2. Es kann mit der größten, der Gewißheit nahekommenden Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden, daß die ganze Menge von Arsen, welche in den Resten der inneren Organe des J. S. aufgefunden worden ist (37,2 Milligramm als arsenige Säure berechnetes Arsen) von außen dahin gelangt sei.

Bei diesem Falle wurden von uns Gerichtschemikern umfängliche Untersuchungen über die Bedingungen des Übertrittes von Arsen aus der Friedhoferde auf Leichen angestellt, deren Ergebnisse von mir veröffentlicht worden sind[1]). Den Interessenten verweise ich auf das Original, wo die ganze Frage auch nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt ist. Hier möchte ich als neues Ergebnis unserer damaligen Versuche nur kurz hervorheben, daß verschiedene Erdarten das Arsen auch in verschiedenartiger Bindung enthalten, so daß es nicht genügt, bloß den Arsengehalt eines Friedhofes zu bestimmen, sondern es muß in jedem Falle die Löslichkeit des Arsen in der betreffenden Erdart und das Absorptionsvermögen der Erdart für Arsen bestimmt werden. Von diesen beiden Faktoren hängt vor allem der Übertritt in den Leichnam ab.

Es gibt arsenhaltige Erden, deren Arsen weder durch kaltes, noch durch siedendes, noch durch ammoniakalisches Wasser gelöst werden kann und wo die Aufschließung der Verbindung nur durch Säuren gelingt: das Arsen ist in einer für die Grabwässer vollkommen unlöslichen Verbindungsform in der Erde vorhanden. Es gibt aber auch im kochenden Wasser und in Ammoniakwasser lösliche Verbindungs-

---

1) Kratter, Über das Eindringen von Arsen aus der Friedhofserde in den Leichnam. Wiener klin. Wochenschr. 1896. Nr. 47.

schon am Vorabende der letzten Zündholzvergiftung stehen, wage ich gleichwohl zu bezweifeln.

Im Gegensatz zum Arsen und sämtlichen übrigen Giften kommt die deletäre Wirkung dem Phosphor selbst zu. Der Grundstoff, das Element, und noch die ihm nahestehenden Wasserstoffverbindungen sind giftig, nicht aber seine Sauerstoffverbindungen; im Gegenteile ist die Gefahr der Vergiftung vorüber, wenn der Organismus den Phosphor auch nur bis zu unterphosphoriger Säure oxydiert hat. Aber diese Oxydation geht viel langsamer von statten, als man denken sollte. Der Entgiftungsarbeit des Organismus, d. h. seinem Bestreben, den einverleibten Phosphor in ungiftige Oxydationsstufen überzuführen, erliegt er selbst in einer sehr großen Zahl von Fällen oder erleidet schwerste Störungen in lebenswichtigen Organen. Alle Krankheitserscheinungen sind reaktive Vorgänge des Organismus behufs Entgiftung, ein wütender Kampf der Teile im Organismus gegen ein fremdes Agens, in welchem Millionen von Zelleichen das Kampffeld bedecken.

Innerhalb der mir in dieser Arbeit gesteckten Grenzen kann es nicht meine Aufgabe sein, bekanntes wiederzukauen und eine Darstellung der Vergiftungserscheinungen zu geben. Diese sind hundertfältig beschrieben worden und Gemeingut des ärztlichen Wissens. Der Häufigkeit des Vorkommens halber hat wohl jeder Arzt ein- oder das anderemal gerade diese Vergiftung schon als Student zu sehen Gelegenheit gehabt. Es gibt gewiß viel mehr Ärzte, die keine Arsen-, als solche, die keine Phosphorvergiftung gesehen haben. Ich möchte nur auch über diese Vergiftung einige forensisch belangreiche Erfahrungen bezüglich ihrer Erkennung am Leichentische und des chemischen Nachweises mitteilen.

Die wichtigsten organischen Veränderungen sind bekanntlich allgemeiner Ikterus (Gelbsucht), fettige Entartung der Leber, der Nieren, des Herzens und der gesamten Muskulatur, endlich Blutungen an den allerverschiedensten Stellen des Körpers in Form von größeren und kleineren subkutanen, subserösen und submukösen Blutpunkten und -flecken, hervorgegangen aus der fettigen Degeneration der Kapillargefäße. Die Blutungen der Haut können mitunter auch zu recht großen blauen Flecken gedeihen. Ein solcher Mensch sieht dann wie geprügelt aus. Ich sah Blutunterlaufungen der Augenlider, wie man sie in der Regel nur nach schweren Schädelverletzungen zu finden pflegt. Zu ernstlichen Täuschungen können diese trotzdem für den einigermaßen erfahrenen Arzt wohl nicht Anlaß geben.

Da diese multiplen Blutaustritte für die Diagnose der Phosphor-

vergiftung von großer Bedeutung sind, ist es sehr wichtig, ihre Lieblingssitze zu kennen. Diese Stellen sind das Brustfell, wo sie namentlich im hintern Mittelfellraum längs der Körperschlagader zu umfänglichen Blutflecken gedeihen können, dann das Zwerchfell, Netze und Gekröse, Achselhöhlen und Schenkelbeugen. Man soll es nie unterlassen, bei vermuteter Phosphorvergiftung gerade an diesen Stellen nach Blutungen zu fahnden. In manchen Fällen sind sie so zahlreich, daß die serösen Häute und die von ihnen überzogenen Organe wie getigert aussehen, in anderen Fällen dagegen kommen sie recht spärlich vor oder sie fehlen wohl auch ganz. Und gerade darauf möchte ich kurz zu sprechen kommen, weil ich diesen Umstand in den gebräuchlichen Lehrbüchern nirgends mit genügender Schärfe hervorgehoben finde.

Der Arzt findet überall das Bild der sogenannten klassischen Phosphorvergiftung beschrieben. Dieses Bild trifft aber nur für eine beschränkte Zahl der Fälle zu. Findet er dann einmal die typischen Befunde nicht, so kommt er begreiflicherweise mit seinem Urteil ins Schwanken, woraus ihm auch gar kein Vorwurf erwachsen kann, da ihm in der Schule die dogmatische Anschauung beigebracht wurde, so und nur so sieht eine jede Phosphorvergiftung aus. In Wirklichkeit aber verhält es sich anders.

Die Leichenbefunde hängen ganz wesentlich von der Dauer der Vergiftung ab. Sie sind andere, wenn die Vergiftung 10—20 Stunden, andere, wenn sie 3 Tage, und wieder andere, wenn sie 5—8 Tage angedauert hat. Und dies alles kommt vor. Phosphorvergiftungen können in weniger als 24 Stunden zum Tode führen, oder in 3—4 Tagen, oder sie dauern eine Woche und darüber an. Während des ganzen Vergiftungsverlaufes schreiten die Veränderungen der Organe fort und es ist daher selbst für den Laien einsichtig, daß ein bis dahin völlig gesundes Organ, beispielsweise die Leber, anders aussehen wird und muß, wenn sie weniger als 24 Stunden als wenn sie 3 oder 4mal 24 Stunden oder gar 10 Tage unter der Giftwirkung stand. Sie ist im ersten Falle für die Beobachtung mit freiem Auge kaum merklich verändert, im zweiten stark vergrößert, plump, brüchig, fettreich, kurz vom Aussehen der Leber einer geschoppten Gans mit hochgradig gespannter Kapsel, im letzten endlich selbst kleiner als normal, schlaff, erfüllt mit Zerfallsprodukten der untergangenen Zellen, die Kapsel gerunzelt. Ganz ähnlich verschieden gestalten sich die Veränderungen des Herzens, der Nieren, der Muskeln und vor allem auch der Blutgefäße nach der Dauer des Prozesses. Infolgedessen gibt es Phosphorvergiftungen ohne jede Blutung, solche mit wenig zahl-

reichen oder nur ganz vereinzelten Blutaustritten und endlich welche mit unzählbaren großen und kleinen Blutextravasaten in nahezu allen Organen des Körpers.

Dieser flüchtige Hinweis auf die Variabilität der Leichenbefunde dürfte genügen zur Erkenntnis, daß die anatomische Diagnose der Phosphorvergiftung keineswegs immer leicht und sicher ist; sie kann sich im Gegenteile mitunter so schwierig gestalten, daß die Frage an die Chemie unerläßlich wird, auch wenn es sich gar nicht um eine kriminelle Vergiftung handelt. Die Schwierigkeit der Leichendiagnostik wird noch wesentlich erhöht durch den Umstand, daß keine einzige Organveränderung der Phosphorvergiftung ausschließlich zukommt und daß andere Prozesse ganz ähnliche Veränderungen erzeugen. Ich verweise nur auf die akute gelbe Leberatrophie und gewisse Formen der Blutvergiftung (Sepsis), ohne hier auf eine Erörterung der mitunter recht schwierigen Differenzialdiagnose einzugehen. Auch beim Bestande chronischer Fettdegeneration der Leber, des Herzens und der Nieren, die so häufigen Organentartungen durch Alkoholmißbrauch, kann die Diagnose der Phosphorvergiftung am Leichentische auf Schwierigkeiten stoßen und kann es sich nötig erweisen die Chemie zu Rate zu ziehen.

Um sich über die Möglichkeit und die Aussichten des chemischen Nachweises eine klare Vorstellung machen zu können, bedarf es zunächst einer kurzen Betrachtung der Schicksale des Phosphors im lebenden Organismus und in der Leiche. Der in den tierischen Körper eingeführte Phosphor beginnt sofort durch Sauerstoffaufnahme sich zu oxydieren. Erst werden die niedrigen Oxydationsstufen unterphosphorige Säure und phosphorige Säure gebildet, die aber auch bald durch weitere Angliederung von Sauerstoffatomen in die höchste Oxydationsstufe des Phosphors, in Phosphorsäure, übergeführt werden. Diese und deren Salze sind normale Bestandteile des Tierkörpers und kommen daher phosphorsaure Salze sowohl im Harne immer vor als sie auch aus den Geweben erhalten werden. Der Phosphor ist also nur so lange als ein von außen eingeführter Giftstoff nachweisbar, als er noch unoxydiert im Blute kreist oder noch als niedrige Sauerstoffverbindung in den Organen vorhanden ist. War schon während des Lebens die Oxydation bis zur Bildung von Phosphorsäure vorgeschritten oder ist dieselbe nach dem Tode, wo der Chemismus keineswegs stille steht, soweit gediehen, dann besteht keine Möglichkeit mehr, ihn chemisch nachzuweisen.

Wie schon oben bemerkt vollzieht sich die Oxydation des Phosphor im Organismus nicht sehr rasch. Wir finden daher selbst bei subakutem

Verlauf der Vergiftung, da in tödlichen Fällen immerhin größere Mengen genommen werden mußten, in der Regel noch unoxydierten Phosphor auf, mindestens aber unterphosphorige oder phosphorige Säure. Mit der fortschreitenden Fäulnis aber wird der zur Zeit des Todes noch vorhandene Phosphor weiter umgewandelt und daher sein Auffinden um so unsicherer, je längere Zeit vom Tode an verstrichen ist. Rascher geht dieser Umwandlungsprozeß vor sich bei sezierten als bei ganzen Leichen, weil bei ersteren der Luftzutritt zu den Organen ein weitaus leichterer ist. Gleichwohl sind Fälle bekannt geworden, wo er sich in exhumierten Leichen noch nach 8 Wochen nachweisen ließ. Nach 10—12 Wochen findet man ihn nur mehr als phosphorige Säure und nach höchstens 16 Wochen überhaupt nicht mehr, das heißt nur noch als Phosphorsäure, was eben die Vergiftung nicht mehr beweisen kann.

Das sind also die von der Natur gezogenen Grenzen der Nachweisungsmöglichkeit des Phosphors. Sie sind recht enge im Vergleich zu anderen Giften. Ihre Kenntnis ist beim Arzt, Untersuchungsrichter und Staatsanwalt von auf der Hand liegender Bedeutung. Wie viel unnütze Arbeit, Zeit und Geld mögen für verspätete Leichenausgrabungen und chemische Untersuchung zu weit verwester Leichenteile bei vermuteter Phosphorvergiftung wohl schon verausgabt worden sein? Außerhalb der oben angegebenen, gewiß äußersten Grenzen, gibt es keinen chemischen Phosphornachweis mehr. Im Vergleich zur zeitlichen Nachweisungsmöglichkeit des Arsens kann ich getrost sagen: *Phosphor ist in Leichen kaum so viele Wochen lang sicher nachweisbar als Arsen Jahre.*

Aus dieser Erkenntnis folgt aber noch eine andere Lehre. Bei vermuteter Phosphorvergiftung ist es auch im Gegensatz zur Arsenvergiftung für die Erbringung des objektiven Beweises ganz und gar nicht gleichgültig, ob rasch oder langsam amtsgehandelt wird. Einige Tage Verzögerung in der Anordnung der Exhumierung können hier sehr viel bedeuten. Da liegt aber noch die geringere Gefahr. Die viel größere besteht in der üblichen Behandlung des Untersuchungsmaterials. Die bei der Exhumierung und Leichenzergliederung etwa noch vorhandenen Spuren von Phosphor werden in den zerschnittenen Organen, zu welcher der Luftsauerstoff fast unbehinderten Zutritt hat, nun rasch oxydiert. Es ist also dringend geboten, daß sie mit größter Eile und so verpackt, daß nur wenig freier Raum in den Glasgefäßen vorhanden ist, zur chemischen Untersuchung gelangen, und der Chemiker hinwiederum muß sich klar sein, daß jede Stunde mehr, die das bereits in seiner Hand befindliche Objekt bis zur Inangriffnahme der Arbeit weiter fault, das Resultat der ganzen Untersuchung gefährden kann. Nach meinen

schlimmen Erfahrungen in dieser Richtung herrscht bei allen beteiligten Faktoren, namentlich auch bei den Ärzten, die ja die sachkundigen Berater des Juristen sein sollen, völlige Verständnislosigkeit für die Bedeutung dieser Sache. So kommt es, daß nicht selten eine, aber auch zwei und mehr Wochen vergehen, bis die chemische Untersuchung angeordnet oder das zur Untersuchung bestimmte Objekt, welches nach dem gegenwärtigen Geschäftsgange leider nur allzuviel Hände zu passieren hat, in Arbeit genommen wird.

Meines Erachtens sollte Vorsorge getroffen sein, daß von der Leichenzergliederung oder -Ausgrabung an bis zur Inangriffnahme der chemischen Arbeit jede weitere Zersetzung ausgeschlossen ist. Einzig die „Instruktion für das Verfahren der Ärzte im Königreich Bayern bei den gerichtlichen Untersuchungen menschlicher Leichen" vom 9. Dezember 1880 enthält meines Wissens eine dieses Ziel anstrebende Bestimmung im § 21, welche lautet: „Die Gefäße sollen zur Konservierung der in sie aufzunehmenden Organe samt Inhalt reinen Weingeist enthalten. Wenn sie gefüllt sind, werden sie luftdicht mit dem Pfropfen und darübergelegter Blase oder Pergamentpapier verschlossen" . . . Speziell bei Phosphorvergiftungen hat zwar dieses Verfahren den Nachteil, daß dadurch eine wichtige Reaktion, das Leuchten der Dämpfe, verhindert wird, allein, da wir Phosphor auch anderweits sicher nachzuweisen vermögen, so fällt dieser Nachteil praktisch nicht ins Gewicht und es bleiben die großen Vorteile der sofortigen Sistierung jeder weiteren Zersetzung.

Der chemische Nachweis strebt zunächst die Abtrennung etwa noch vorhandenen freien Phosphors an. Die Isolierung aus den Leichenteilen oder anderen Objekten erfolgt wegen seiner Flüchtigkeit durch Destillation aus dem mit Weinsäure angesäuerten Organbrei. Enthalten die übergehenden Dämpfe auch nur noch geringste Spuren von Phosphor, so leuchten sie im dunkeln Raume; es ist dies schöne Spiel der Phosphoreszenz im Kühlrohre zu beobachten. Die Reaktion ist nicht nur absolut beweisend, sondern auch glücklicherweise so empfindlich, daß sie den Nachweis minimalster Giftmengen gestattet. Nach Fresenius zeigte 1 Milligramm Phosphor in 200000facher Verdünnung eine halbe Stunde lang das Leuchten, eine Beobachtung, die ich oft zu bestätigen Gelegenheit hatte. Bringt man ein Zündhölzchen, das auch nur ein halbes Milligramm oder noch weniger Phosphor enthält, in einen Destillierkolben mit schwach angesäuertem Wasser, so ist starke und andauernde Phosphoreszenz zu sehen. Leider wird das Leuchten der Dämpfe durch die gleichzeitige Anwesenheit von Alkohol, Äther, Kupfervitriol, Sublimat, Terpentinöl, Wasserstoffsuperoxyd,

Karbolsäure, Petroleum, Benzin, Chloroform, Fette und Fettsäuren, und durch manche Fäulnisprodukte, wie Schwefelwasserstoff, verhindert.

Während also der positive Ausfall dieser Reaktion ein absoluter Beweis für das Vorhandensein des Giftes ist, kann aus dem negativen Ausfall nicht im entferntesten auf die Abwesenheit desselben geschlossen werden. Ein Gerichtschemiker, der sich damit begnügte, würde sich eines Kunstfehlers schuldig machen.

In jedem Falle ist daher auch das Destillat zu untersuchen. Salpetersaures Silberoxyd (Höllensteinlösung) wird durch die geringsten Mengen von Phosphor zu schwarzem Phosphorsilber reduziert (Scherersche Reaktion). Wir benutzen daher eine Vorlage von Silberlösung auch zur quantitativen Bestimmung, indem wir das gesamte von ihr aufgenommene Destillat durch Oxydation in Phosphorsäure überführen und diese als Magnesiumpyrophosphat bestimmen.

Zur ungestörten Beobachtung der Phosphoreszenz besteht im Grazer forensischen Institute eine besondere Einrichtung. Eine als chemischer Herd hergerichtete Nische ist matt schwarz austapeziert; eigene Abblendungsvorrichtungen schließen jeden täuschenden Reflex der Glasröhren des Mitscherlichschen Apparates aus. Diese Nische für die Phosphordestillation befindet sich in dem mit einer Verdunkelungs-Einrichtung versehenen Hörsaal, womit unter einem dem Lehrzwecke Rechnung getragen erscheint.

Wenn aber überhaupt kein freier Phosphor mehr vorhanden ist, dann führt noch das Verfahren von Dusart-Blondlot zum Ziele, welches den Nachweis der niedrigen Sauerstoffverbindungen des Phosphors mit großer Sicherheit gestattet. Unterphosphorige Säure und phosphorige Säure werden im Wasserstoffentwicklungsapparat in Phosphorwasserstoffgas übergeführt, welches beim Durchleiten durch eine Silbernitratlösung unter Abscheidung von Silber und Phosphorsilber und gleichzeitiger Bildung von Phosphorsäure zersetzt wird. Phosphorsilber liefert mit nascierendem Wasserstoff wieder Phosphorwasserstoff, welcher der Flamme eine smaragdgrüne Färbung erteilt. Dies sind die verhältnismäßig einfachen Grundlagen eines Verfahrens, dessen Ausführung viel Zeit und technisches Geschick in Anspruch nimmt. Ich begnüge mich hier nur mit der Feststellung, daß diese schöne aber schwierige Methode eine kleine Kunstleistung darstellt, welche nur der Hand des besonders Geübten gelingt.

Man ersieht aus alledem, daß der Nachweis des Phosphors in Leichenteilen oder andren Objekten keineswegs eine so glatte und einfache Sache ist, sondern daß auch hier nur eine kunstgeübte Hand ein sicheres Resultat zu verbürgen vermag. Und gerade bei einer

fraglichen Phosphorvergiftung ist der chemische Nachweis und selbst schon der qualitative alles; denn auch schon die kleinste Spur von freiem Phosphor in den Organen beweist die Vergiftung.

Phosphor wird selten zur Ausführung von Morden verwendet. Die heimliche Beibringung des Giftes ist wegen seiner auffälligen widrigen Eigenschaften, namentlich des knoblauchartigen Geruches, schwierig. Der Versuch wird leicht entdeckt, und es bleibt bei demselben. Anstandslos auszuführen ist der Mord gewiß nur an ganz kleinen Kindern und an nicht vollsinnigen Erwachsenen. Ich habe als ein Unikum die Vergiftung eines drei Tage alten Kindes durch die Mutter mit sieben Zündholzköpfchen gesehen und beschrieben[1]). Die Vergiftung verlief sehr rasch, in etwa 10—12 Stunden, die Leichenbefunde lieferten keine Anhaltspunkte für eine Phosphorvergiftung, bei der chemischen Untersuchung fanden sich noch Zündholzköpfchen in den Gedärmen!

Um so häufiger findet Phosphor für Selbstmordzwecke und vor allem zur Fruchtabtreibung Verwendung. In der angeführten Arbeit habe ich vollgültige Beweise für letztgedachte Veranlassung der Phosphorvergiftung erbracht. Aus einer daselbst mitgeteilten Statistik der Phosphortodesfälle in Graz innerhalb von 17 Jahren ergibt sich, daß von 52 Fällen 45 oder 86,5 Proz. auf das weibliche und nur 7 oder 13½ Proz. auf das männliche Geschlecht fallen. Im gleichen Zeitraume kamen in Graz 26 Todesfälle an Arsenvergiftung vor, davon betrafen 17 Männer, 9 Frauen, somit Männer 65,4 Proz., Weiber 34,6 Proz. Ich hielt mich daher für berechtigt, den auch noch heute gültigen Satz auszusprechen:

Phosphor ist vorwiegend ein Weibergift, Arsen mehr ein Männergift. Alle Frauen meiner Zusammenstellung standen im fortpflanzungsfähigen Alter, nur sechs hatten dasselbe überschritten; die meisten waren bei Beginn der Vergiftung schwanger oder hatten kurz vor der Aufnahme in die Krankenanstalt abortiert.

Phosphor ist, wie ich ebenfalls nachgewiesen habe, ein ebenso gefährliches als unverläßliches und gleichwohl immer wieder angewendetes Fruchtabtreibungsmittel. In meiner Kasuistik finden sich folgende typische Fälle: die Schwangere stirbt, ohne daß Abortus zustande kam oder der Abortus ist eingetreten, und darnach stirbt sie infolge des einverleibten Giftes, oder sie abortiert und bleibt am Leben (positiver Erfolg) oder sie abortiert nicht und stirbt auch nicht, sondern übersteht die Vergiftung nach vielwöchentlicher Krank-

1) Kratter, Über Phosphor und Arsen als Fruchtabtreibungsmittel. Vierteljahrsschr. f. ger. Med. 3. Folge. Bd. 23. 1902. 1. Heft.

heit, kommt am normalen Ende der Schwangerschaft nieder, bringt ein lebendes Kind zur Welt und wird dann, wenn sie aus den Wochen ist — wegen versuchter Fruchtabtreibung abgeurteilt (A. o. O. 7. Beob.).

In den letzten drei Jahren haben sich die Fruchtabtreibungen durch Phosphor mit tödlichem Ausgang sehr bedeutend vermehrt, so daß man den Eindruck empfängt, als näherten wir uns einem Zustande, von dem dasselbe gilt, was Kobert[1]) in seinem ausgezeichneten Lehrbuche der Intoxikationen von Schweden behauptet: „In Schweden war vor der zwangsweisen Einführung der phosphorfreien Zündhölzer der Phosphor geradezu Modemittel zur Fruchtabtreibung, freilich meist mit letalem Ausgang."

Interessant ist die zunächst von meinem Schüler D. A. Wassmuth[2]) neuerdings experimentell festgestellte Tatsache des Überganges unseres Giftes auf die Frucht. Dadurch wird diese im Mutterleibe vergiftet, und es entsteht ein typisches anatomisches Vergiftungsbild der Frucht. Bei einer arbortierten menschlichen Leibesfrucht habe ich diese Veränderungen als die Phosphorvergiftung einer Frucht erwiesen, eine Tatsache, die zur Entdeckung der Verbrecherin führte, welche in einer Heilanstalt an den unverkennbaren Erscheinungen einer Phosphorvergiftung nach Abortus krank darniederlag. Das Geständnis bestätigte die wissenschaftliche Beweisführung.

III. Quecksilber.

Das Quecksilber und seine Verbindungen werden vielfach für gewerbliche, technische, kosmetische und besonders auch für medizinische Zwecke verwendet. Dadurch ist nicht allzu selten Gelegenheit zu absichtlichen und fahrlässigen Vergiftungen geboten, die teils als leichtere oder schwere akute Intoxikationen verlaufen, teils zu chronischen Vergiftungen führen. Selbstmorde, aber auch Mordversuche mit Sublimat, dem fast ausschließlich in Betracht kommenden giftigstem Quecksilbersalze, sind uns mehrfach vorgekommen.

Schon das metallische Quecksilber wirkt giftig, wenn es in feiner Verteilung als sog. Quecksilberdampf eingeatmet wird, wozu namentlich bei der Verhüttung in Quecksilberwerken und bei gewissen technischen Betrieben Anlaß geboten ist, oder wenn es, wie dies auch wiederholt vorkam, als graue Salbe namentlich von Quacksalbern verständnislos angewendet wird. Hierbei entsteht eine chronische Vergiftung, die als Merkurialismus wohlbekannt ist. Davon soll hier nicht weiter gesprochen werden.

---

1) Kobert, Lehrbuch der Intoxikationen. Stuttgart 1893. S. 416.

2) Dr. Anton Wassmuth, Übertritt des Phosphors auf menschliche und tierische Früchte. Vierteljahrsschr. f. ger. Med. 3. Folge. Bd. 26. 1903. Heft 1. S. 12 ff.

Akute Vergiftungen, welche bei stürmischem Verlaufe ausnahmsweise schon in wenigen Stunden zum Tode führen können, in der Regel aber erst in einigen Tagen töten, werden nur durch Verbindungen des Quecksilbers hervorgerufen. Dieselben sind nach dem Grade ihrer Löslichkeit starke oder schwächere Gifte, so daß man von diesem Gesichtspunkte aus mit Recht von starken und milden Quecksilberpräparaten sprechen kann. Unter ersteren versteht man solche Quecksilberverbindungen, welche in Wasser und verdünnter Salzsäure leicht löslich sind, unter letzteren solche, welche dadurch nicht gelöst werden. Von den zwei Verbindungsreihen, welche Merkur bildet, sind im allgemeinen die Oxyd- oder Merkuriverbindungen die starken, die Oxydul- oder Merkuroverbindungen die schwachen Gifte.

Die am allerhäufigsten schwere akute Vergiftungen hervorrufende Quecksilberverbindung ist das Quecksilberchlorid ($Hg\,Cl_2$), der sog. Sublimat; es wird daher in den Lehrbüchern vielfach pars pro toto nur von der Sublimatvergiftung gehandelt. Der Zinnober, eine besondere Form des Schwefelquecksilbers, kann wegen seiner gänzlichen Unlöslichkeit wohl als ungiftig betrachtet werden.

Die Leichenbefunde gestalten sich, wie bei der Phosphorvergiftung, verschieden nach der Dauer des Krankheitsverlaufes. Zunächst besteht nur Anätzung der Schleimhäute in den ersten Wegen, Mundhöhle, Speiseröhre, Magen und Zwölffingerdarm mit reaktiver Entzündung. Tiefergreifende, ausgedehnte Verschorfung ist in der Regel nur im Magen infolge der hier länger andauernden Einwirkung des Giftes zu beobachten. Sie kommt zustande durch die Verbindung des Zellprotoplasmas mit dem Quecksilber zu Quecksilberalbuminat, wodurch die vom Gifte berührten Zellen ertötet werden. Dabei wird die Säure des eingeführten Metallsalzes frei, beim Sublimat also Salzsäure, welche ihrerseits ebenfalls Eiweiß angreift und so die Ätzwirkung des Metalles verstärkt. Ein Metallsalz wirkt daher um so stärker ätzend, je stärker seine Säure ist. Die schwefelsauren, salzsauren und salpetersauren Salze sind deshalb stärkere Ätzgifte, als etwa die kohlensauren oder essigsauren desselben Metalles. Der Grad der Verschorfung der ersten Wege ist demnach bei ein und demselben Metallgift verschieden einmal nach der Menge und Konzentration der Lösung, dann aber auch nach der Stärke[1]) der Säure des verwendeten Salzes.

---

1) Es würde hier zu weit führen die besprochenen Wirkungen der Hg-Salze im Lichte der elektrischen Dissociationstheorie von Arrhenius zu betrachten. Ich ziehe es daher vor, an dieser Stelle lieber noch den älteren Anschauungen zu folgen und verweise nur auf Dreser: „Zur Pharmakologie des Quecksilbers." Arch. f. exp. Pathol. u. Pharmakol. 1893. 32. Bd. S. 456.

Von der Stärke der Ätzwirkung einerseits und der Dauer der Vergiftung andererseits hängt hinwiederum der Grad der reaktiven Entzündung der verätzten Gewebe ab. So ist schon die Primärwirkung, das primäre Verätzungsbild, bei den Einzelfällen graduell oft recht wesentlich verschieden: Die Verschorfung ist je nach Umständen mehr oberflächlich oder tiefdringend, ausgebreitet oder örtlich beschränkt.

Der Endeffekt ist aber keineswegs ausschließlich von dem Grade der Verätzung der ersten Wege abhängig, sondern wesentlich bedingt von den Wirkungen, die das resorbierte und zirkulierende Gift in den entfernteren Organen, die wir die zweiten Giftwege nennen, erzeugt. Hier treten neue Sekundärerscheinungen auf. Im gewissen Sinne ist die Verschorfung sogar ein Schutzmittel der Natur gegen die verderblichen Sekundärwirkungen. Sie behindert und verlangsamt wesentlich die Aufsaugung und Verbreitung des Giftes im übrigen Organismus.

Frühzeitig entwickeln sich bei der Sublimatvergiftung die Ärzten wohlbekannten Veränderungen in den Nieren, wo bald nach der Einführung des Quecksilbers auch dessen Ausscheidung anfängt. Sie bestehen in akuter Entzündung derselben (Nephritis), Fettdegeneration und schließlich selbst Ablagerung von Kalksalzen, manchmal in dem Grade, daß sie beim Durchschneiden knirschen, — wenn diese letzte Veränderung der Mensch erlebt. Jedenfalls sind die oft und eingehend beschriebenen Nierenerscheinungen kaum charakteristisch genug, um für sich die anatomische Diagnose einer Sublimatvergiftung zu sichern; denn ganz gleiche Veränderungen treten auch bei zahlreichen anderen Vergiftungen in den Nieren auf und ist der Zustand dieses Organes wesentlich von der Dauer der Vergiftung abhängig. Sie stützen aber als wichtige Teilerscheinung des gesamten Vergiftungsbildes die Diagnose, die allerdings auch hier oft genug erst durch die chemische Untersuchung zur Evidenz erhärtet werden kann.

Charakteristischer ist schon der schwarze Quecksilbersaum am Zahnfleisch und, bei Einverleibung des Giftes durch den Mund, die eigenartige schiefergraue Farbe der Mundschleimhaut, der Speiseröhre und auch noch des Magen. Als besonders wertvoll für die Diagnose gelten mit vollem Recht die sekundären Veränderungen im untersten Dünndarm (Ileum) und im Dickdarm. Sie bestehen in Geschwüren des Dünndarmes und in diphtheritischer Verschwärung des Dickdarmes. Es entwickelt sich eine toxische Dysenterie (Quecksilberdysenterie). Sie gleicht so sehr der gewöhnlichen Dysenterie, daß Virchow erklärte, er könne keine anatomischen Unterschiede zwischen diesen beiden

Prozessen angeben. Hier muß wieder die Chemie entscheiden — denn in der toxisch erkrankten Darmwand ist Quecksilber abgelagert. Weil das Quecksilber auch durch die Darmdrüsen ausgeschieden wird, entstehen eben die geschwürigen Prozesse — sie sind die Wirkung einer Sekundärätzung wie es auch die mercurielle Nephritis ist.

Man hat sich nun vorzustellen, daß in einem rasch tödlich gewordenen Falle diese diagnostisch wichtigen Sekundärerscheinungen vollständig fehlen oder geringgradig entwickelt sind, da zu ihrer vollen Ausbildung die Zeit mangelte. In den letzten Jahren habe ich bald nacheinander drei solche sehr akut verlaufene Selbstmordfälle durch Sublimat seziert, wo keine oder nur ganz geringfügige Darmveränderungen vorhanden waren. Der Tod war bei allen dreien innerhalb der ersten drei Tage eingetreten; bis zu dieser Zeit ist also Sublimat-Dysenterie noch nicht vorhanden. Wir finden in solchen Fällen nur Veränderungen der ersten Wege vor.

Andererseits gibt es auch Fälle, wo diese fehlen und nur Sekundärerscheinungen vorhanden sind — dies dann, wenn die Einverleibung des Giftes nicht vom Munde aus erfolgt ist. So war es in einem sehr interessanten Falle von Sublimatvergiftung bei einer auf der hiesigen Gebärklinik laparotomierten Frauensperson. Es mußte wegen eines absoluten Geburtshindernisses der Kaiserschnitt ausgeführt werden. Die Frau starb unter klinisch nicht klar ausgeprägten Erscheinungen am sechsten Tage nach der Operation. Die von Prof. Eppinger vorgenommene Obduktion ergab, wie mir von seiten der Klinik mitgeteilt wurde, Nekrosen an der Naht des Bauches und der Gebärmutter und eine Gastroenteritis necroticans von solchem Aussehen, daß der erfahrene pathologische Anatom den dringenden Verdacht einer vorliegenden Sublimatvergiftung auszusprechen sich veranlaßt sah. Ich wurde ersucht, die chemische Untersuchung der Leichenteile vorzunehmen. Sie fiel positiv aus; in den Organen wurde Quecksilber nachgewiesen, und es lag somit tatsächlich eine Sublimatvergiftung vor.

Das Sublimat konnte nur von den in einer Sublimatlösung gewaschenen und während der Operation oft in Sublimatlösung abgespülten Händen des Operateurs an das Peritoneum und die Eingeweide gekommen sein! Man wird mir gewiß zustimmen, wenn ich ohne jeden weiteren Kommentar diesen Fall als einen sehr lehrreichen bezeichne.

Damit darf ich wohl die Erörterung über das Leichenbild der Sublimatvergiftung schließen.

In Bezug auf den chemischen Nachweis ist nur wenig zu bemerken. Die einschlägigen Methoden sind so ausgearbeitet und

erprobt, daß noch minimalste Mengen von Quecksilber in den Organen aufgefunden werden können. Das auch von uns stets geübte Verfahren, das durch energische Oxydation nach Babo-Fresenius in Lösung gebrachte und durch Schwefelwasserstoff gefällte Quecksilber elektrolytisch abzuscheiden — es schlägt sich in sauren Lösungen am Kupferpole als Metallbelag nieder — und dann in einer einseitig geschlossenen Glasröhre durch Entwicklung von Joddämpfen in das scharlachrote Quecksilberjodid überzuführen, gestattet noch bis zu $^1/_{100}$ Milligramm sicher zu erkennen. Dies ist auch die zweckmäßigste Methode, um Quecksilber im Harn und im Erbrochenen nachzuweisen. Ist mehr als eine Spur vorhanden, was bei Vergiftungen immer zutrifft, so kann es nicht selten in der, wenn nötig etwas eingeengten Flüssigkeit (Harn, Mageninhalt) direkt nachgewiesen werden. Man säuert die zu untersuchende Flüssigkeit an, filtriert und taucht in die klare Lösung einen Streifen von blankem Kupferblech. Soweit das Kupfer benetzt wird, bildet sich ein Belag von metallischem Quecksilber, ein vereinfachtes Verfahren, das bei akuten Vergiftungen, wenn noch lösliche Quecksilbersalze im Magen vorhanden sind, selbst am Leichentische angewendet werden kann.

Ich muß nur auch an dieser Stelle wieder hervorheben, daß natürlich das Auffinden einer Spur von Quecksilber in einem Objekte oder auch in Leichenteilen an sich noch nicht zu beweisen vermag, daß eine Quecksilbervergiftung vorliegt. Es kann sich auch um zufällige Verunreinigungen handeln. So fanden wir einmal im Erbrochenen eines mit gelben Arsenik vergifteten und an Arsenvergiftung gestorbenen Mannes regulinisches Quecksilber, für dessen Herkunft eine Erklärung nicht gefunden werden konnte. In den Organen war keine Spur davon aufzufinden.

In einem anderen Falle, der uns auch nicht ganz eindeutig zu sein schien, sahen wir uns sogar veranlaßt, im chemischen Gutachten Bedenken auszusprechen, welche den Zweck hatten vor einer möglicherweise irrigen Deutung eines chemischen Befundes zu schützen. Der Fall ist folgender:

Am 20. Dezember 1902 erkrankte Mitzi K. in Leoben nach dem Genuß von Wein, der ihr von ihrem Liebhaber gereicht worden war, unter Erscheinungen, welche eine Vergiftung vermuten ließen. Sie wurde ins Spital gebracht, wo der Magen mit 5 Liter Wasser ausgespült wurde. 280 cm^3 des ersten Spülwassers kamen zur chemischen Untersuchung. Wir fanden Quecksilber in Spuren darin, die wir nur mehr abschätzen konnten; es waren etwa einige Hundertstel Milligramm. Dies veranlaßte uns nachstehende Bemerkungen anzufügen:

„Man könnte demnach an eine Vergiftung mit einem Quecksilbersalz (Sublimat, weißer Präzipität u. dergl.) denken. Allein wir halten uns für verpflichtet darauf hinzuweisen, daß der chemische Befund wohl nur mit größter Vorsicht im Sinne einer Vergiftung wird forensisch verwertet werden können u. z. a.) wegen der sehr geringen (unwägbaren) Spuren des im Magenspülwasser vorgefundenen Giftes; b) weil nicht ausgeschlossen werden kann, daß es sich um eine zufällige Verunreinigung handelt, nachdem möglicherweise in der offenbar nicht neuen, aus dem Krankenhause stammenden Flasche sich einmal Sublimatlösung befunden haben konnte, noch mehr aber, weil die Flasche unzweckmäßigerweise mit direkt aufgeträufeltem rotem Siegellack verschlossen war. Da die roten Siegellacke Zinnober, also eine Quecksilberverbindung, enthalten, ist auch die Möglichkeit nicht sicher auszuschließen, daß dadurch eine Spur von Quecksilber ins Objekt gelangen konnte."

IV. Blei.

Die forense Toxikologie hat vorwiegend mit den akuten Vergiftungen zu tun, in dem Maße, daß der Gerichtsarzt, wenn er von einer Vergiftung schlechtweg spricht, ausschließlich nur die akute meint. Das rührt davon her, weil die forensisch bedeutsamen, kriminellen und nicht kriminellen Vergiftungen fast ausnahmlos einen akuten Verlauf nehmen, während die gewerblichen, technischen und ökonomischen Vergiftungen, sowie die durch den Mißbrauch von Genußmitteln erzeugten, vorwiegend Zustandsbilder einer chronischen Intoxikation hervorrufen. Trotzdem empfinde ich es als einen zu beklagenden Mangel, wenn die Darstellungen der Giftlehre selbst in den besten Lehrbüchern der gerichtlichen Medizin sich fast ganz auf die akuten Vergiftungen beschränken. Die einer solchen Beschränkung wohl zugrunde liegende Meinung von der Bedeutungslosigkeit der chronischen Vergiftungen für die gerichtliche Medizin vermag ich nicht zu teilen. Selbst vor dem Kriminalforum kommen chronische Intoxikationen zu beurteilen, wie ich sogleich an einem Beispiele zeigen werde. Allein die Bedürfnisse der Strafrechtspflege sind noch nicht das Um und Auf der berechtigten Ansprüche der gesamten Rechtspflege an die Heilkunde. Dem Gesamtumfange dieser zu genügen ist nach meiner Meinung Aufgabe der forensen Medizin. Sie wird also auch den Ansprüchen, welche aus der modernen Sozialgesetzgebung mit Einschluß des Lebensmittelgesetzes entspringen, gerecht werden müssen.

Von dieser höheren Warte aus betrachtet kommt der Gerichtsarzt nicht gar zu selten in die Lage auch über chronische Vergiftungen

pro foro urteilen zu müssen, namentlich bei Unfallbegutachtungen und Lebensmittelfälschungen.

Ein Gift nun, das nur sehr selten zu akuten, um so öfter aber zu chronischen Vergiftungen Anlaß gibt, ist Blei. Und gerade deshalb glaubte ich es in den Kreis dieser Betrachtungen einbeziehen zu sollen.

Das reine Metall, welches keine akuten Störungen hervorruft, vermag selbst in geringen Mengen fortgesetzt einverleibt nach längerer oder kürzerer Zeit chronische Bleivergiftung hervorzurufen. Im Altertum hat das metallische Blei dadurch, daß man es zu Kesseln und Trinkgeschirren verwendete, sehr oft zu Vergiftung geführt. Heute meidet man Bleigeschirre, nur bleierne Wasserleitungsröhren stehen noch wie vor 2000 Jahren in Verwendung, allein von ihnen droht wenig Gefahr, weil die heutige Technik sie so herzustellen versteht, daß kein Blei gelöst wird. Ich habe dies in einem, für den tirolischen Landes-Sanitätsrat erstatteten, veröffentlichten Fachgutachten näher ausgeführt[1]. Dagegen haben Bleikämme, Bleipapier, der Bleiüberzug von Nähseide, der Bleigehalt der Lettern usw. zu Bleivergiftungen geführt.

Die Verbindungen des Bleies sind alle giftig. Praktisch kommen vorwiegend in Betracht: Das Bleioxyd (PbO) unter den Namen Bleiglätte, Silberglätte, Goldglätte, Massicot, vielfach als Farbe verwendet, das Bleisuperoxyd (PbO_2), welches in den letzten Jahren in der Technik besonders für die Herstellung von Akkumulatoren in großen Mengen Verwendung findet und somit Anlaß zu Vergiftungen gibt, die als rote Malerfarbe bekannte Mennige oder Pariser Rot (Pb_3O_4), das Bleikarbonat ($PbCO_3$), welches als basische Verbindung unter dem Namen Cerussa, Bleiweiß, eine ausgedehnte Verwendung als weiße Farbe hat. Kremserweiß, Perlweiß, Hamburger-, Venetianerweiß sind sämtlich bleiweißhaltige Farben. Endlich wären noch Bleizucker, d. i. essigsaures Bleioxyd, und Bleiessig, ein basisches Bleiacetat, zu nennen.

Akut tödlich verlaufende Bleivergiftungen sind recht große Seltenheiten wohl schon deswegen, weil im Vergleich zu andern Giften große Mengen dazu gehören, um einen Menschen oder ein Haustier zu töten. Es werden in der Literatur 20 g Bleiessig, über 25 g Bleiweiß und über 50 g Bleizucker als tötliche Gaben für den Menschen angegeben, wobei wohl bemerkt werden muß, daß viel größere Mengen schon genommen wurden, ohne den Tod zu erzeugen.

---

1) Kratter, Über die Verwendbarkeit verzinkter Eisen- und verzinnter Bleiröhren für Wasserleitungen. Der österr. Sanitätsbeamte. 1889. Nr. 6.

Es entsteht bei der Einverleibung größerer Gaben zunächst eine in der Regel nicht tödlich verlaufende akute Bleiintoxikation, deren vorwiegende Symptome in Metallgeschmack, Speichelfluß, Brennen, Würgen, Erbrechen, Magenkrämpfen, Kolik und blutigem Durchfall, manchmal auch Verstopfung, dann Schwindel, Kopfschmerz, Mattigkeit, Unempfindlichkeit, schließlich Bewußtlosigkeit und Krämpfen bestehen. Tritt nicht akut innerhalb von 1—2 Tagen der Tod ein, so entwickelt sich nach einiger Zeit das typische Bild der chronischen Bleivergiftung.

Diese Erscheinung, nämlich Ausgang der akuten Vergiftung in chronische, auch dann, wenn nur eine einmalige Einverleibung statthatte, teilt das Blei mit dem Arsen, dem es überhaupt toxikologisch nahesteht. Wie nach einem mißlungenen Selbstmordversuch durch Arsen, und zwar erst wochenlang nach scheinbarer Genesung das schwere Krankheitsbild des chronischen Arsenicismus, das man auch als Tabes arsenicalis bezeichnet hat, sich entwickeln kann, um dann monatelanges, wenn nicht immerwährendes Siechtum zu erzeugen[1], so endet eine nicht tödliche akute Bleivergiftung wohl ausnahmslos nach einem kurzen Intervall scheinbarer Genesung mit der chronischen Vergiftung, die selbst wieder eine Lebensgefahr bedeutet. Man wird meiner Meinung nach mitunter nach einem halben Jahre noch nicht sicher bestimmen können, ob ein solcher Mensch nicht etwa doch noch an den Folgen der Vergiftung zugrunde geht.

Von den typischen Störungen, die im Verlaufe der chronischen Bleivergiftung auftreten, hebe ich nur den Bleisaum, die Gelbsucht (Icterus saturninus), die Anämie und den recht oft progressiven Marasmus als Störungen des allgemeinen Befindens hervor. Charakterisch sind gewisse Empfindungsstörungen, die als Bleikolik, Gliederschmerz, Amblyopie und Amaurose (Unempfindlichkeit der Netzhaut) in die Erscheinung treten, sowie die bekannten Bleilähmungen. Es kann endlich sogar zur Entwicklung von Geistesstörungen kommen; ein nicht seltener Ausgang ist Schrumpfniere.

Fast alles das konnten wir in einem Straffalle aus neuerer Zeit beobachten.

Der Anstreicher Johann L. in Wildon bei Graz suchte sich seiner

---

1) Einen Fall dieser Art habe ich vor mehr als 20 Jahren beobachtet. Ein Bauer von der Sprachgrenze hatte suicidii causa ein Stück gelben Arsenik genommen. Er überstand die akute Vergiftung und fing wieder zu arbeiten an. Nach einigen Wochen stellten sich Lähmungen aller Extremitäten ein und 3 Monate später bot er noch das klassische Bild der typischen Arsenlähmungen. Er genas später vollständig.

alternden Ehegattin um so mehr zu entledigen, als er in leidenschaftlicher Liebe zu einer jungen Frauensperson entbrannt war, die für ihn nur durch die Ehe erreichbar schien. Er mischte daher wiederholt Bleiweiß, in dessen Besitze er sich natürlich befand, den Speisen bei, welche seine Frau genoß. Es ließen sich mehrere solche Attacken durch plötzlich auftretende akute Vergiftungserscheinungen nachweisen. Endlich zeigte sich das unverkennbare Bild der chronischen Bleivergiftung. Die Kranke wurde nun nach Graz auf die Klinik gebracht, wo sie monatelang Gegenstand ärztlicher Beobachtung und wiederholter gerichtsärztlicher Untersuchung war. Fast ein halbes Jahr nach dem Auftreten der ersten Vergiftungserscheinungen konnten wir erst ein Gutachten erstatten, welches, obschon auch jetzt die Möglichkeit eines tödlichen Ausganges nicht sicher auszuschließen war, doch als Grundlage für die Anklage auf versuchten Meuchelmord dienen konnte.

Es gipfelte in den im Texte eingehend begründeten Schlußsätzen:

1. Marie L. ist an chronischer Bleivergiftung schwer erkrankt.

2. Diese Vergiftung ist veranlaßt durch höchstwahrscheinlich wiederholte Einverleibung einer Bleiverbindung in der Zeit wenige Wochen vor dem 31. August bis zum 13. September (1900).

3. Das im Milchtopf (aus dem M. L. trank) und im Besitze des Joh. L. gefundene Bleiweiß ist hierfür vollkommen geeignet und konnte auch den Tod der Marie L. herbeiführen.

4. Die dadurch bewirkte Erkrankung der M. L. ist einer an sich schweren und lebensgefährlichen Verletzung mit Folgen von weit mehr als 30 Tagen gleichzustellen.

5. Die Erkrankung wird, wenn sie nicht noch tödlich endet, jedenfalls immerwährendes Siechtum zur Folge haben.

Über den chemischen Nachweis des Bleies eine Bemerkung zu machen, sehe ich mich nicht veranlaßt. Es ist in Organen und Auswurfstoffen nach Zerstörung der organischen Substanzen auf dem Wege des schulgemäßen Ganges der zusammengesetzten Analyse jederzeit sicher aufzufinden.

V. *Kupfer.*

Auch die Gifte unterliegen im Wechsel der Zeiten der Mode. Sie tauchen auf, verbreiten sich, erfreuen sich einige Zeit einer großen Beliebtheit, um dann der Vergessenheit anheimzufallen und anderen Volksgiften Platz zu machen. Nur Heroen unter denselben, wie das wegen seiner Eignung für kriminelle Zwecke noch nicht übertroffene Arsen, überdauern die Jahrhunderte.

Phosphor ist eine Modegift oder wenigstens auf dem besten Wege, es zu werden, seine Beliebtheit nimmt noch immer zu — Kupfer war ein solches, wenigstens in einigen Ländern, heute hat es seine Rolle fast ausgespielt, wenngleich auch in neuerer Zeit hie und da einzelne Kupfervergiftungen vorgekommen sind[1]). In der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts war es in Frankreich ein vielverwendetes Volksgift. Nach Tardieu kamen dort unter 617 verbrecherischen Vergiftungen in den Jahren 1857—62 110 Kupfervergiftungen vor und auch Orfila teilt in seinem klassischen Lehrbuch der Toxikologie (deutsch von Krupp, Braunschweig 1854) eine reiche Kasuistik mit.

Reines Kupfer ist ungiftig; als Gifte wirken nur seine Salze, voran der bekannte Kupfervitriol = schwefelsaures Kupferoxyd und der Grünspan = essigsaures Kupferoxyd. Die anderen Kupfersalze, die fast nur Laboratoriumsartikel sind, dürften gar keine praktische Bedeutung haben. Der unzweifelhafte Rückgang der Kupfervergiftungen ist um so auffälliger, als heute Kupfersalze, namentlich der Vitriol, ausgedehnte Verbreitung in der Landwirtschaft finden. Es konnte uns daher gar nicht wundern, wenn sich unter den uns zur Untersuchung übermittelten verdächtigen Gegenständen, welche in Häusern gefunden wurden, öfters größere Mengen von Kupfervitriol befanden. Man staunt nur darüber, daß trotzdem das Volk nicht zu diesem Gifte greift. Die giftigen Eigenschaften des Körpers sind ihm vollbewußt.

Ich glaube der Verwendung der Kupfersalze für kriminelle Zwecke und auch als Selbstmordmittel stehen zwei Dinge im Wege: Die auffällige Farbe (sie sind sämtlich dunkelblau oder grünblau), die eine heimliche Beibringung unmöglich macht und die geringe Giftigkeit gegenüber von Phosphor und Arsen. Phosphor ist fast 1000 mal, Arsenik etwa 100 mal giftiger wie ein Kupfersalz. 10—20 g Kupfervitriol töten einen Menschen viel weniger sicher als 0,1—0,2 g arsenige Säure oder 0,05 g Phosphor.

Ich hätte daher wegen der geringen praktisch-toxikologischen Bedeutung des Kupfers in der Gegenwart hier gar nicht davon gesprochen, wenn ich nicht doch einige mir nicht ganz belanglos erscheinende Beobachtungen mitzuteilen hätte.

Eine ganze Reihe besonders schön grüner Farben, die verschiedene Bezeichnungen tragen, wie Schweinfurtergrün, Parisergrün,

---

1) Über 3 Fälle tödlicher Kupfervergiftung in neuer Zeit berichtet Stefan v. Horoszkiewicz aus dem Krakauer gerichtsärztlichen Institut. Vierteljahrsschr. f. ger. Med. 3. Folge. 25. Bd. 1903. 1. Heft. S. 1.

Mitisgrün, Kaisergrün u. a. sind teils reine Kupfersalze der arsenigen Säure (Kupferarsenit) oder Gemenge von Kupferarsenit mit Grünspan (Kupferacetat). Diese sind sehr heftig wirkende Gifte und als Farben leicht erhältlich. Ihre Giftigkeit ist bekannt. Schweinfurtergrün wird daher auch als Rattengift verwendet. Diese giftigen Farben, die früher auch noch häufiger wie gegenwärtig zum Zimmeranstrich, zur Herstellung von Tapeten, zur Färbung von Kleiderstoffen u. dgl. verwendet wurden, haben wiederholt zu ökonomischen und gewerblichen Vergiftungen geführt; sie wurden und werden aber auch zu Selbstvergiftungen und sogar zu kriminellen Vergiftungen verwendet.

Sie erzeugen allerdings keine reine Kupfervergiftung, ihre große Gefährlichkeit liegt vielmehr im Arsen. Wir haben dann eine Abart der Arsenikvergiftung vor uns, wobei dem Kupfer eine untergeordnete Rolle zukommt. Die grüne Farbe des Erbrochenen und der Stuhlentleerungen läßt die Schweinfurtergrün-Vergiftung leicht erkennen. Im letzten Jahrzehnt hatte ich zwei Selbstmorde dieser Art zu beobachten Gelegenheit. In dem einen Falle, der am dritten Tage tödlich endete, fanden sich noch als diagnostisch entscheidende Merkmale dieser Vergiftung grüngefärbte Schleimmassen im Dickdarm vor, während der Magen und die dünnen Gedärme das gewöhnliche Bild der akuten Gastroenteritis arsenicalis darboten.

Kupfer ist in Leichenteilen und allen sonstigen Objekten beim üblichen Untersuchungsgange auf Mineralgifte sicher und auch noch in Spuren nachweisbar. Gerade den Spuren von Kupfer möchte ich noch ein Wort widmen. Uns ist es schon seit langer Zeit aufgefallen, daß man solchen bei der Untersuchung von Leichenteilen recht häufig begegnet. Wir fanden sie neben anderen Giften und auch, wenn sonst kein Gift vorhanden war. Fast regelmäßig ist eine Spur von Kupfer in der Leber vorhanden. Es sind zumeist nur unwägbare Mengen. In spät exhumierten Leichenteilen (Ausgrabung nach Jahren) haben wir schon öfters auch eine größere Menge vorgefunden. Im letzteren Falle liegt eine meist leicht nachweisbare Verunreinigung vor. Das Kupfer ist beim Zerfall des Leichnams von außen in die Organe gelangt. Seine Quelle sind die Messingkreuze, Rosenkranzdrähte, Knöpfe u. dgl., deren Reste wir wiederholt in dem zur Untersuchung vorliegenden Organbrei aufgefunden haben. Daß dieser Befund einmal eine falsche Deutung im Sinne einer vorliegenden Vergiftung fände, ist zwar nicht leicht anzunehmen, gleichwohl glaubte ich meine bezüglichen Erfahrungen zur Warnung mitteilen zu sollen.

Schwerer verständlich erscheint das sonst regelmäßige Vorkommen von Kupferspuren in der Leber auch von frischen Leichen. Diese wird allerdings niemand als Beweis einer Vergiftung ansprechen, da doch die ersten Wege davon frei sind. Es entsteht aber gleichwohl die Frage, woher die Spuren stammen? Die Antwort liegt auch ganz nahe. Erwiesenermaßen führen wir uns Spuren von Kupfer sozusagen regelmäßig, jedenfalls aber sehr häufig zu. Kupferspuren enthalten sehr viele Pflanzen, darunter die Cerealien, deren Mahlprodukte wir im täglichen Brot und anderen Speisen genießen. Die Pflanzen beziehen das Kupfer aus dem Boden, in dem es weit verbreitet vorkommt. Auch Fleisch und Blut mancher Tiere wurde kupferhaltig gefunden. Die Kupfersalze finden ausgebreitete Verwendung zur künstlichen Kupferung von Nahrungs- und Genußmitteln und als Bekämpfungsmittel pflanzlicher Parasiten, namentlich jener der Weinreben. So kommt Kupfer auch in den Wein. Aus der noch immer vorkommenden Verwendung kupferner Kochgeschirre entspringt eine weitere Möglichkeit der Aufnahme von Kupfer in unseren Körper[1]). Die Leber ist das Organ, wo dem Körper fremde Substanzen vornehmlich deponiert und aufgespeichert werden, bis sie durch die Galle wieder allmählich zur Ausscheidung gelangen.

Angesichts aller dieser Tatsachen ist es nicht zu verwundern, wenn wir Kupferspuren in der Leber bei unseren forensischen Untersuchungen geradezu regelmäßig begegnen. Wir bestätigen damit nur eine alte Erfahrung von Gerichtschemikern und Toxikologen[2]), die Sonnenschein[3]) in den Satz gefaßt hat: „Ich habe fast bei jeder Untersuchung von Leichenteilen Spuren von Kupfer gefunden," und wir können mit Tschirch[4]) uns nur wundern, daß bei dieser Lage der Sache unsere Leber nicht mehr Kupfer enthält.

1) Kratter, Über die Zulässigkeit kupferner Kochkessel. Der österr. Sanitätsbeamte. 1889. Nr. 7.

2) Sarzeau war der erste, welcher das Vorhandensein von Kupfer in gewissen Vegetabilien und im Blute positiv behauptete (1830). Seither ist diese Tatsache zwar wiederholt bestritten (Flandin, Danger u. a.) aber auch immer wieder vielseitig bestätigt worden (vgl. Orfila, Lehrbuch der Toxikologie, 1854 und Taylor, Die Gifte. Deutsch von Seydeler. Köln 1862).

3) Sonnenschein, Handbuch d. ger. Chemie. 1869. S. 85.

4) Tschirch, Das Kupfer vom Standpunkte der gerichtlichen Chemie, Toxikologie und Hygiene. Stuttgart 1893. Dazu meine kritische Besprechung in Wiener klin. Wochenschr. 1893.

(Fortsetzung über organische Gifte folgt.)

IV.

Ein Beitrag zur Kasuistik der Schlaftrunkenheit.

Von

Dr. v. **Mackowitz** in Innsbruck.

In das Kapitel der für den Kriminalisten und Psychiater gleich wichtigen transitorischen Bewußtseinsstörungen gehört auch der Zustand der Schlaftrunkenheit oder Somnolenz. Man begreift darunter den eigentümlichen Übergang zwischen Schlafen und Wachen, „welcher entsteht, wenn, statt daß wie beim normalen Erwachen das Selbstbewußtsein und die davon abhängige Besonnenheit sofort wiederkehren, durch aus dem Traumleben herübergenommene Traumvorstellungen und Sinnestäuschungen oder durch verfälschte Apperzeptionen aus der, noch nicht zum Bewußtsein gekommenen realen Welt die Wiedergewinnung des Selbstbewußtseins und der Besonnenheit verzögert wird" [1]).

Als besonders wichtige Merkmale führt Krafft-Ebing in der zitierten Schrift an, daß dieser Zustand stets nur kurze Zeit, höchstens einige Minuten andauert, daß die Erinnerung an die Erlebnisse während der Schlaftrunkenheit sehr summarisch zu sein pflegt und nur den subjektiven Inhalt des Traumbewußtseins, nicht aber den objektiven Sachverhalt in sich begreift. Als Vorbedingungen gelten in erster Linie abnormal tiefer Schlaf (der z. B. durch vorangegangene Strapazen oder lange Entbehrung des Schlafes verursacht sein kann) ferner reichlicher Alkohol- oder Speisengenuß, fremde Umgebung, plötzliches Erwachen zu ungewohnter Zeit; eine gewisse individuelle Disposition sowohl des einzelnen Individuums als auch ganzer Familien dürfte nach den bisher gemachten Beobachtungen durchaus nicht von der Hand zu weisen sein. Die wichtigste Rolle spielen aber jedenfalls die Traumvorstellungen, welche den Schläfer zuletzt umfangen hielten, und mit denen er, halb erwacht, seine Umgebung verknüpft,

1) Krafft-Ebing, Ein Beitrag zur Lehre vom transitorischen Irresein. Erlangen 1868. S. 7.

ohne daß irgendeine korrigierende Aktion des Denkens platzgreifen könnte, sei es nun, daß lebhafte Traumbilder das spontane Aufschrecken erzeugen, sei es, daß die unvermittelte, von außen bewirkte Unterbrechung des Schlafes zufällig in eine Reihe vorüberziehender Traumvorstellungen fällt, oder sei es endlich, daß, wie meistens, der Traum erst durch die weckende Tatsache ausgelöst wird.

Diese kritiklose Verbindung der noch nicht völlig entschwundenen Traumbilder und der plötzlich auftauchenden äußeren Sinneswahrnehmungen zeigt sich nicht selten in wirren Reden oder in reflexartigen Handlungen, die im Momente des Erwachens gesetzt, und falls überhaupt eine Erinnerung an sie übrig bleibt, sofort als widersinnig empfunden werden, sobald der rauschartige Dämmerzustand verklingt, die Reminiszenz an die Traumvorstellungen sich verflüchtigt und das Bewußtsein der Persönlichkeit mit ihren Beziehungen zur Umgebung vollständig erwacht ist. Auf solche Art erklärt es sich, wenn ein plötzlich Erweckter Personen, die neben seinem Lager stehen, verkennt, in scheinbar wachem Zustand sinnloses Zeug schwatzt, mit den Zeichen heftigster Erregung einen ihm erreichbaren Gegenstand an sich reißt oder beiseite wirft und ähnliche ungefährliche Handlungen unternimmt; auf dieselbe Grundlage ist es aber auch zurückzuführen, wenn der Schlaftrunkene einen vermeintlichen Angriff mit Notwehrhandlungen beantwortet und hierbei einen zufällig in seiner Nähe befindlichen Menschen verletzt oder tötet.

Wie Hoche[1]) hervorhebt, befaßt sich hauptsächlich die ältere Literatur[2]) mit der Kasuistik von objektiv strafbaren Handlungen, welche im Zustand der Schlaftrunkenheit begangen wurden und es ist der modernen Forschung gewiß ohne weiteres einzuräumen, daß gar mancher von diesen Fällen von der heutigen Wissenschaft in das Gebiet der epileptischen Krankheitsformen gewiesen würde; kurze, sich in wirren Reden oder Ansätzen zu Handlungen erschöpfende Schlaftrunkenheit ist aber im täglichen Leben so häufig zu beobachten, daß man mit der Möglichkeit folgenschweren aktiven Vorgehens um so eher wird rechnen müssen, als es sich hierbei nur um graduelle Unterschiede, um anscheinend kleine Zeitintervalle, um mehr oder

---

1) Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie. Herausgegeben von A. Hoche. Hirschwald, Berlin 1901. S. 474ff.

2) Diese ist zusammengestellt in Krafft-Ebing op. cit. S. 5 und in desselben Verfassers „Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie“. Enke, Stuttgart 1900. S. 338; vgl. aus den angeführten Schriften, insbesondere: Krügelstein, Über die im Zustand der Schlaftrunkenheit verübten Gewalttätigkeiten. Henkes Zeitschrift für Staatsarzneikunde. 1853. 65. Bd. S. 183 u. 454.

minder tiefen Schlaf, um die Beschaffenheit der Traumvorstellungen und um die stärker oder geringer ausgesprochene Neigung einzelner Personen zur impulsiven Reaktion auf tätliche oder wörtliche Angriffe handelt.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient die Schlaftrunkenheit noch immer das Interesse des Kriminalisten und jeder forensische Fall, der möglicherweise darauf zurückzuführen ist, genaueste Untersuchung durch psychiatrische Sachverständige.

Die Schwierigkeiten, mit denen Richter und ärztliche Experten hier zu kämpfen haben, liegen einerseits gerade in den charakteristischen Merkmalen des Zustandes — Kürze der Zeit, Aufhebung der Erinnerung, Mangel an objektiven Symptomen — andererseits im berechtigten Mißtrauen, mit dem man einer darauf abzielenden Verantwortung entgegentritt. Krafft-Ebing weist die ärztlichen Sachverständigen hauptsächlich auf die nachfolgenden Punkte, um die sich die Untersuchung zu drehen hat:

a) bezüglich der Individualität: ob ähnliche Zustände oder abnormale Nervenerscheinungen beim Explorandeu oder in dessen Familie beobachtet wurden und ob die Vorbedingungen für die Schlaftrunkenheit vorliegen;

b) bezüglich der Zeit: wie lange der schlaftrunkene Zustand dauerte und ob die Tat in die Zeit des gewöhnlichen Schlafes fiel;

c) ob die Tat den Charakter einer unbewußten, zufälligen an sich trägt;

d) ob sie unmittelbar in den Moment des Erwachens oder Erwecktwerdens fällt, oder ob zwischen Erwachen und Tat Umstände konstantierbar sind, die das Wiederkehren des Selbstbewußtseins, — damit aber auch das Nichtvorhandensein der Schlaftrunkenheit beweisen, — endlich welchen Zeitraum und welche Punkte die Erinnerung umfaßt.

Die Beantwortung der Frage, wie sich dieser Zustand entwickelt, die Analyse seiner einzelnen Phasen, seines Zusammenhängens mit dem gesamten Geistesleben eines Individuums, muß dem Psychiater und dem Psychologen überlassen bleiben; zweifellos steht fest, daß während des Andauerns der Schlaftrunkenheit der hievon Befallene in seinen Beziehungen zur Außenwelt gestört und seines Selbstbewußtseins beraubt ist, daß auf die Tat weder treibende noch hemmende Momente einwirken können, welche unter normalen Verhältnissen die Handlungen bestimmen. Hiermit ist aber für den praktischen Juristen bereits die Bedeutung dieses Zustandes gekennzeichnet: lautet nämlich das ärztliche Gutachten dahin, daß eine inkriminierte Handlung in Schlaftrunkenheit begangen wurde und vermag der erkennende Richter

dieser Ansicht beizupflichten, so ergibt sich für ihn die Konsequenz, diese Tat deshalb für straflos zu erklären, weil sie „in einer Sinnesverwirrung, in welcher der Täter sich seiner Handlung nicht bewußt war, begangen worden ist" (§ 2c österr. St.-G.), bezw. „weil sich der Täter zur Zeit der Begehung der Handlung in einem Zustand von Bewußtlosigkeit befand (§ 51 deutsch. St.-G.-B.). In analoger Weise, nämlich aus dem Gesichtspunkt der Bewußtlosigkeit, muß die Somnolenz auch nach anderen europäischen Strafgesetzen als Strafausschließungsgrund angesehen werden (Art. 71. belg. St.-G. Art. 41 bulgar. St.-G. § 38 dänisch. St.-G. Art. 64 franz. St.-G. § 46 ital. St.-G. § 44 norweg. Entwurf. Art. 43 port. St.-G. § 5 schwed. St.-G. Art. 11 des schweiz. Entwurf 1896. § 78 ungar. St.-G.)[1])

Der Fall, welcher nach diesem kurzen Überblick über die Grundzüge der Lehre von der Schlaftrunkenheit und ihre Bedeutung für die Strafjustiz erzählt werden soll, spielte sich im Gebiete eines ländlichen tiroler Bezirksgerichtes ab und dürfte für die Kasuistik der Somnolenz von Wert sein, wenngleich das Vorleben des Beschuldigten viel zu wenig erhoben und die Frage der Schlaftrunkenheit überhaupt nicht gestreift wurde.

Am Sonntag 17. November 1901 vormittags begab sich der 41 Jahre alte, ledige Tischler Johann T. von seinem Wohnorte N. nach dem etliche Stunden entfernten T., woselbst er Geschäfte zu besorgen hatte; teils bei Bekannten, teils in Gasthäusern trank er bis gegen 7 Uhr abends zirka 2 oder 2½ Liter Wein und war infolgedessen ziemlich angeheitert. Im Gasthaus, in welchem er sich zuletzt befand, geriet er mit ihm unbekannten Bauernburschen in Streit, erhielt von ihnen Schläge und wurde endlich zur Tür der Wirtsstube hinausgeworfen, bei welchem Anlaß er einige leichte Verletzungen im Gesicht davontrug. Der Wirt besorgte eine Wiederholung der Rauferei und führte deshalb den T., der ohnedies im Gasthaus zu übernachten gedachte, in ein Zimmer des oberen Stockwerkes, in welchem zwei Betten standen. Über die erlittenen Mißhandlungen aufgebracht, fügte er sich nur widerwillig dieser Maßregel, beruhigte sich aber auf Zureden des Wirtes, zog einen Teil der Kleider ab und legte sich zu Bett. Als der Wirt etwa eine Viertelstunde später nachschaute, hatte T. das Licht bereits gelöscht und war eingeschlafen.

Zwei Stunden nachher, etwa um 9 oder ½10 Uhr wies man einen italienischen Arbeiter, der sich schon seit langen Jahren im Orte aufhielt, dem T. aber ganz unbekannt war, in dasselbe Zimmer

---

1) Zusammenstellung der bezüglichen Gesetzestexte siehe Hoche op. cit. S. 73 ff.

zum Schlafen, doch wurde er nur bis zur Tür begleitet, weshalb nicht feststeht, ob T. sein Kommen wahrnahm. Gewiß ist, daß der Italiener sich nicht in der Wirtsstube befand, als der Streit mit T. vor sich ging. Einige Minuten später führte dann die Wirtin einen anderen Gast zu Bett und ging bei dieser Gelegenheit an der Kammer des T. vorüber; hierbei will sie gehört haben, daß drinnen gesprochen wurde, vermag aber sicheres nicht zu behaupten, weil sie darauf nicht achtete und weil gerade damals in der Nachbarschaft gelärmt und gesungen wurde. Kaum hatte sie sich wieder ins Erdgeschoß verfügt, als T. vom Gange des ersten Stockwerkes um Hilfe schrie und den hinaufeilenden Leuten ganz verwirrt zurief, er müsse ein Unglück angerichtet haben und kenne sich nicht mehr aus. Im Zimmer und zwar auf dem nicht benutzten Bett lag rücklings, halb angekleidet, der Italiener; er war tot und die Leiche wies an der linken Brustseite eine Stichwunde auf. Spuren eines Kampfes fanden sich nicht, nur lag das Nachtgeschirr, das unter dem Bette T.'s gestanden war, umgestürzt auf dem Boden und sein Inhalt hatte sich über die Dielen ergossen. T. selbst zeigte sich ganz vernichtet; er beteuerte, er wisse nicht, was vorgefallen sei, wie sich das Unglück habe zutragen können; er schlug immer wieder die Hände vor den Kopf, begann zu weinen, kniete an der Leiche nieder und ließ sich dann willig abführen.

Die gerichtliche Obduktion der Leiche ergab, daß gegen den Getöteten von vorn ein Stich mit großer Kraft geführt wurde, der das Herz durchbohrte und den Tod beinahe sofort zur Folge gehabt haben mußte. Bereits am Tage nach der Tat fand das erste gerichtliche Verhör T.'s statt. Er erzählte die Vorgeschichte ganz analog mit der gegebenen, durch Zeugen erwiesenen Darstellung und fügte bei, er habe, nachdem er ins Schlafzimmer gekommen, das Nachtgeschirr benützt, sich dann halb entkleidet ins Bett gelegt und sei sofort eingeschlafen. Plötzlich, so lautete seine weitere Erzählung, schreckte er auf; ein ihm Unbekannter stand vor seinem Bett, sprach etwas vom Nachtgeschirr, das er ihm aufsetzen wolle und von einem Stuhl, mit dem er ihn erschlagen werde. Zugleich hörte er vor dem Zimmer lärmen und schreien und glaubte, die Burschen, die ihn früher in der Wirtsstube mißhandelten, wollten eindringen, um ihm ein Leid anzutun; im selben Augenblick griff der Unbekannte nach einem Stuhl und nun sprang T., in der Meinung es gelte einen Angriff abzuwehren, aus dem Bett, riß sein Taschenmesser aus dem Hosensack und stach es dem Fremden mit aller Wucht in den Leib. Dieser taumelte ächzend zum zweiten Bett, sank rücklings hinein und blieb, nachdem er sich selbst das

Messer aus der Wunde gezogen, liegen. Jetzt kam T. — nach seiner Erzählung — erst zu sich; er sah ein, daß die gefürchteten Burschen gar nicht in der Nähe waren, daß er sich wegen ihres Lärmens getäuscht hatte, er bemerkte aber auch mit Entsetzen, daß der ihm völlig unbekannte vermeintliche Angreifer bereits tot im Bette lag. Er eilte sofort auf den Gang, rief Leute herbei und benahm sich, wie der an dieser Stelle wieder einsetzende Zeugenbeweis dartut, gleich einem, der sich plötzlich vor etwas ganz Unfaßbares gestellt sieht.

Sei es nun, daß dem Erhebungsrichter und den Landärzten, die als Sachverständige bei der Obduktion intervenierten, die Schlaftrunkenheit als ein die Strafbarkeit ausschließender Umstand weniger geläufig war, sei es, daß sie die Notwendigkeit nicht für gegeben erachteten, den Fall von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten, Tatsache ist, daß das ganze Untersuchungsmaterial die Frage gar nicht berührt. T. blieb bei seiner Verantwortung, die darin gipfelt, er könne sich für seine Tat selbst keine Rechenschaft geben, motivierte aber die behauptete Unzurechnungsfähigkeit zur Zeit der Handlung mit der Berauschung infolge Genusses von alkoholischen Getränken, von der er sich erst aus Schrecken über den Erfolg seines Vorgehens ernüchtert habe; parallel hiermit läuft der Gang der gerichtlichen Erhebungen; es wurde die Menge der genossenen Getränke festgestellt, die Zeugen über den Eindruck vernommen, den ihnen T. vor und nach dem Unglück bezüglich seiner Trunkenheit machte und das Ergebnis schloß im Satz, der Beschuldigte sei am kritischen Abend und zwar zur Zeit, als er ins Schlafzimmer geführt wurde, ziemlich stark angeheitert, aber durchaus nicht vollberauscht gewesen, habe sich jedoch nach der Tat derart ernüchtert gezeigt, daß man an seiner Zurechnungsfähigkeit nicht zweifeln könne.

Auf Grund dieser Beweise erhob die Staatsanwaltschaft Anklage wegen Verbrechens des Totschlages (§ 140 österr. St.-G.), indem sie von der Annahme ausging, zwischen dem Beschuldigten und dem Getöteten sei ein Streit entstanden, in dessen Verlauf T. zum Messer griff. Ein Hauptargument in der staatsanwaltlichen Begründung lieferte die Zeugenaussage der Wirtin, welche, wie schon erwähnt, sich zu erinnern glaubte, im Zimmer des T. unmittelbar vor Bekanntwerden des Unglücks sprechen gehört zu haben. Die über diese Anklage anberaumte Verhandlung vor dem Schwurgericht lieferte keine neuen wichtigen Momente; die Geschworenen waren in ihrem dunklen Drange sich zwar nicht des rechten Wegs bewußt, aber doch davon überzeugt, daß etwas zugunsten des Angeklagten geschehen müsse. So fällten sie ein Verdikt, demzufolge T. wegen Überschreitung der Not-

wehr zu einer kurzen Arreststrafe verurteilt wurde (§ 2 Schlußsatz bezw. § 335 ö. St.G.)

Versuchen wir es nun, den dargelegten Fall für die Kasuistik der Schlaftrunkenheit in Anspruch zu nehmen, so begegnen wir vor allem dem Hindernis, daß das Vorleben des Beschuldigten zu wenig klargelegt wurde. Es erscheint nur konstatiert, daß er in früheren Jahren einmal wegen Wachebeleidigung und einmal wegen Bettel abgestraft worden war; sein Leumund ist sonst ungetrübt, insbesondere wird er als gutmütig und zu Gewaltakten nicht hinneigend geschildert; in früheren Zeiten scheint er dem Alkohol gehuldigt zu haben und stand vor einigen Jahren wegen eines Anfalles von Delirium tremens in Spitalsbehandlung, er hat sich aber nach seiner Behauptung seit der Zeit das übermäßige Trinken abgewöhnt. Über allfällige erbliche Belastung sowie über seine Familie stehen leider keine Daten zur Verfügung, doch gab er selbst an, nie krank gewesen zu sein; auf Grund dessen wird man bezüglich der Epilepsie als erwiesen hinnehmen können, daß er offenbare klassische Anfälle nicht mitgemacht hat, weil solche Zustände in der ländlichen Bevölkerung wegen ihres plötzlichen Auftretens und wegen des tiefen Eindruckes, den sie auf die Umgebung des Kranken zurücklassen, sehr bekannt und gefürchtet sind.

Sieht man aber von diesem Mangel subjektiver Feststellungen ab, so zeigt sich eine ganze Reihe von Umständen, die ein gewichtiges Wort für die Annahme sprechen, daß T. im Zustande der Somnolenz gehandelt habe. Zweifellos liegt alles das vor, was als Bedingung für das Auftreten der Schlaftrunkenheit bereits angeführt wurde. Der Schlaf T.'s dürfte etwa 1 1/2—2 Stunden gedauert haben, hatte also bezüglich seiner Tiefe den Kulminationspunkt erreicht und war außerdem durch den vorangegangenen Alkoholgenuß gefestigt. Da es sehr unwahrscheinlich ist, daß der Italiener den T. absichtlich geweckt habe, kann man wohl annehmen, er sei infolge des Geräusches, das der Eintretende und sich Entkleidende verursachte, plötzlich erwacht: er sah sich in fremder Umgebung, bemerkte, daß ein ihm völlig Unbekannter vor ihm stand — alles dies Momente, die einem, aus tiefstem Schlaf Auftauchenden, vom Wein noch Halbberauschten, die Orientierung ungemein erschweren.

In hohem Grade über die Mißhandlungen erregt, die ihm in der Gaststube zugefügt wurden, hatte sich T. über Zureden des Wirtes zu Bett gelegt. Nun, plötzlich erwachend und für den Augenblick außer stande, die Beziehungen zur Außenwelt nach Zeit und Raum zu finden, hört er das Lärmen und Lachen in der Nachbarschaft (das

durch die Angabe der Wirtin erwiesen ist) und lokalisiert es fälschlich auf den Hausgang vor seine Zimmertür. Das können — so knüpft sein Denken an die letzte Erinnerung vor dem Einschlafen an — nur die Burschen sein, die ihn früher geschlagen, die ihm jetzt neuerdings ein Leid antun wollen und der vor ihm stehende Unbekannte ist einer von ihnen; es gilt also, sich gegen einen ernsten Angriff zu verteidigen, sich zu retten, ehe es zu spät wird: so geschieht das Unglück.

Während aber der tödlich Getroffene aufs Bett sinkt und stirbt, hat sich der Täter zurecht gefunden; die Bahnen des Überlegens, des richtigen Verarbeitens äußerer Eindrücke sind jetzt wieder eingeschaltet und entsetzt steht er vor „dem Unfaßbaren", weil ihm nicht zum Bewußtsein kommt, daß er im Dämmerzustand der Schlaftrunkenheit falsch apperzipiert, aber auf Grund falscher Apperzeption folgerichtig gehandelt hat. — Es erübrigt noch, den Haupteinwand zu entkräften, der dieser Deduktion entgegensteht und den die Staatsanwaltschaft als Hauptargument für die Anklage ins Feld führt: den angeblichen Streit zwischen T. und dem Italiener. Der letztere hielt sich, wie oben bemerkt, schon viele Jahre lang in der Gegend auf, hatte infolgedessen seine Muttersprache beinahe ganz vergessen, vermochte sich aber auch im Deutschen kaum auszudrücken; er hatte außerdem einen starken Sprachfehler, welcher es auch den Leuten, die tagtäglich mit ihm verkehrten, nur schwer möglich machte, ihn zu verstehen. Ist es schon aus diesem Grunde kaum anzunehmen, daß sich zwischen den beiden in der kurzen Zeit ihres Beieinanderseins ein Streit entwickelt hätte, so wird dies um so unwahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß der Italiener ein gutmütiger Mensch war, der von allen wohl gelitten, mit seiner ganzen Umgebung in Frieden gelebt hat. Möglich ist, daß er sich zum Bette T.'s begab und sich um das darunterstehende Nachtgeschirr bückte, vielleicht hat er hierbei dem Erwachenden etwas zugerufen, — fast sicher aber konnte dieser die lallenden Laute des ihm ganz Unbekannten nicht verstehen, sondern g l a u b t e nur das herauszuhören, was er, wie früher erzählt, vernommen haben will. Fehlt also die Voraussetzung zu einem ernsten Streit, weil T. mit dem Italiener gar nicht sprechen konnte, so vermißt man vollkommen das Motiv zur Tat. Der Beschuldigte ist ein robuster starker Mann, der seines waffenlosen schwächlichen Gegners leicht auf andere Weise Herr geworden wäre, als durch einen blind geführten Stich, selbst wenn man annehmen wollte, daß er wirklich mit einem Stuhl bedroht worden sei. Was die Wirtin beim Vorübergehen an der Zimmertür hörte, läßt sich nicht aufklären; vielleicht sprach der Italiener, viel-

leicht redete T. im Erwachen, vielleicht beruhte ihre Wahrnehmung überhaupt nur auf Täuschung.

Die zwei wichtigsten Punkte aber für die Annahme einer nicht zuzurechnenden Handlung sind psychologischer Natur und liegen in der Verantwortung des Beschuldigten.

Wäre die Behauptung des Staatsanwaltes begründet, hätte es sich wirklich um einen Streit zwischen T. und dem Italiener gehandelt, warum beruft sich der Beschuldigte nicht darauf? Es ist doch jedermann, auch dem weltabgeschiedensten Bauern geläufig, daß die Notwehr erlaubt, daß Notwehrüberschreitungen unter Umständen straflos bleiben, die ganze Bevölkerung der Gegend, in der sich das Faktum abspielte, weiß, daß die Geschworenen fast jeden von Schuld und Strafe loszählen, der in etwas angeheitertem Zustand seinem angreifenden Gegner eine besonders schwere Verletzung beibringt, oder ihn im Raufhandel tötet! Und T. war ja mit dem Fremden allein; er hätte keinen Zeugen zu fürchten brauchen, der vortritt und seine Behauptung widerlegt, kein objektives Indiz wäre zu finden gewesen, das die Erzählung von Streit, Kampf und Notwehr abschwächt oder entkräftet! Die Art und Weise, in der sich T. verteidigte, ist aber ganz anders. Während er den Leuten, die ihn gleich nach dem Unglück zu sehen bekamen, mit keinem Worte von einem aggressiven Vorgehen oder von Drohungen des Italieners erzählte, sondern sich darauf beschränkte, immer aufs neue zu versichern, er verstehe den Vorfall nicht, schleicht sich in die gerichtlichen Verhöre die Andeutung von Drohungen, von Anstalten zu einem Überfall ein; sie ist aber so wenig präzis, beschränkt sich so sehr auf die Angabe: „mir kam vor“ oder „ich glaubte“ und dergl., daß man sie, abgesehen von ihrer objektiven Unwahrscheinlichkeit, ja Unmöglichkeit, wohl zu gleichen Teilen als das Ergebnis der unbewußt suggerierenden Verhörstechnik und der lückenhaften, stückweise aufdämmernden Erinnerung an die Traumvorstellungen deuten muß, die zur kritischen Zeit die Handlungen des Beschuldigten bestimmten. Gerade der Umstand, daß T. das Hilfsmittel, einen ernsten Streit für sich zu verwerten, unbenützt läßt, zeigt zur Evidenz, daß er, wie er stets beteuerte, nur die Wahrheit sagen wollte, daß also ein Streit überhaupt gar nicht stattfand, daher auch jeder Grund für die Tat fehlte.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann vom Bildungsniveau des Beschuldigten nicht in der Lage ist, den Zustand, in dem er die inkriminierte Handlung beging, als Schlaftrunkenheit zu bezeichnen und daß er infolgedessen auch unmöglich einzelne Details hiefür namhaft machen oder dagegen sprechende entkräften kann, wie dies

ja so häufig von Personen versucht wird, die volle Berauschung als Strafausschließgrund für sich in Anspruch nehmen wollen. Man kann also unbesorgt an die Würdigung der subjektiven Indizien herantreten, ohne Gefahr zu laufen, einer geschickten Simulation zum Opfer zu fallen.

Treffender aber, als es T. getan, ist der Zustand der Schlaftrunkenheit von einem ungebildeten Laien gar nicht mehr zu schildern. Unter dem ersten tiefen Eindruck, den der Erfolg seiner Handlungsweise auf ihn machte, äußert er sich nur, er habe ein Unglück angerichtet, er kenne sich nicht mehr aus: kein Wort von einem Streit, keine Silbe der Erklärung, was ihn zur unseligen Tat bewogen — er kann sie eben nicht erklären; beim gerichtlichen Verhör gibt er an, er sei erst zu sich gekommen, als der Italiener gerade gestorben war: nun suchen Richter und Beschuldigter nach dem Grund, der den hiemit behaupteten Zustand der Unzurechnungsfähigkeit verursacht haben könnte und einigen sich, dem Alkoholexzeß die Schuld zu geben. Der angetretene Beweis der Volltrunkenheit, — die T. ernstlich niemals behauptet hat, — mißlingt, wie vorauszusehen war, der Richter hat das seinige getan, die Folgen muß der Beschuldigte tragen. Und er nimmt sie auf sich, resigniert und wohl in der dumpfen Überzeugung, einer so schweren Tat müsse die gerichtliche Sühne folgen; vor seinem Gewissen aber ist er schuldlos und diesem Gefühl verleiht er ehrlichen aber unbeholfenen Ausdruck: seine sich im Grunde stets gleichbleibende Verteidigung will, ins Hochdeutsche übersetzt, nur besagen, er habe die Selbstbestimmung erst im Augenblick wiedererlangt, als das Unglück bereits geschehen war, die Tat selbst also im bewußtlosen Zustand begangen.

Ich verkenne durchaus nicht, daß mein Versuch, den Fall T. für die spärliche Kasuistik der Somnolenz zu retten, gar manche Lücke aufweist, deren empfindlichste in der unzulänglichen Erhebung der persönlichen und Familienverhältnisse des Beschuldigten besteht; es ist daher nur auf das lebhafteste zu bedauern, daß nicht auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehende Sachverständige in die Lage kamen, die gerichtlichen Erhebungen ergänzen zu lassen und ihr Gutachten darüber abzugeben, ob die behauptete Bewußtlosigkeit überhaupt anzunehmen und bejahendenfalls ob sie als Symptom irgend eines krankhaften Zustandes zu deuten sei.

Eine vollkommen schließende Beweiskette wird sich aber in keinem derartigen Fall finden lassen, da es die Natur der Sache mit sich bringt, daß Zeugen beinahe nie vorhanden sind und in viel ausgesprochenerem Maße als sonst die rein subjektiven Empfindungen des

Täters und seine darauf gegründeten Aussagen für das gerichtsärztliche Parese und für das richterliche Urteil verwendet werden müssen. Jedoch auch dieses Material wird stets ein schwankendes sein, da die Erinnerung an die im halbwachen Zustand ausgelösten Vorstellungen, welche zum Teil in die Traumwelt zurückreichen, zum Teil durch falsch aufgefaßte, zeitlich und räumlich nicht lokalisierte äußere Eindrücke bedingt sind, jedenfalls nur dämmerhaft und verschleiert, häufig aber ganz verblaßt und rudimentär erhalten bleibt. Mit mehr oder minder empfindlichen Lücken muß daher jedes Gutachten über Schlaftrunkenheit rechnen und es bedarf nur eines Blickes in die zitierte Literatur, um die Überzeugung wachzurufen, daß auch die in den stets erwähnten Fällen „Schmidmaizig“ und „Gutsbesitzer B.“ [1]) abgegebenen, in wichtigen Stücken auf Vermutungen aufgebaut sind. Dem Gerichtsarzt, der einen solchen Straffall zu beurteilen hat, liegt ja auch nicht die Frage nach einer exakten klinischen Diagnose vor, sondern er ist mehr als sonst nur Berater des Richters, weil die Somnolenz in ihrer praktisch-forensischen Bedeutung in das Gebiet fällt, das zur Hälfte wohl dem Psychiater, zur Hälfte aber dem psychologisch gebildeten Juristen gehört.

Die moderne Wissenschaft ist bis heute nicht imstande gewesen, die Geheimnisse des Schlafes und Traumes zu durchdringen, alle Faktoren, die hierbei im Spiele sind, klar herauszuschälen. Solange aber diese Schleier nicht vollständig gelüftet sind — und bis dorthin hat es noch gute Wege — solange also für alle, die an der Strafjustiz mitwirken, auch auf diesem Gebiet der Satz Geltung hat, daß im Zweifel das Mildere anzunehmen sei, wird sich kein Sachverständiger und kein Richter besinnen, im einzelnen so seltenen Fall über Beweislücken hinwegzugehen, wenn große Wahrscheinlichkeit für die Straflosigkeit unter der Voraussetzung vorhanden ist, daß man den durch nichts widerlegten Angaben des Beschuldigten Glauben schenkt; ein Parere, das im Fall T. Schlaftrunkenheit konstatiert hätte, wäre vor dem Richterstuhl strenger Wissenschaft nicht schwerer zu verantworten gewesen, als die Gutachten, die in den bisher beobachteten Fällen abgegeben wurden und von diesem Gesichtspunkt aus darf ich wohl auch die dargestellte Strafsache für die forensische Kasuistik der Somnolenz ansprechen, da als Folge eines Fehlschlusses für uns höchstens die Möglichkeit in Betracht kommen könnte, daß ein Schuldiger der sühnenden Gerechtigkeit entgangen wäre.

---

1) Krafft-Ebing, Gerichtliche Psychopathologie. Beobachtung 137 u. 138.

V.

Der Nachweis der Gewerbs- oder Gewohnheitsmäfsigkeit als Tatbestandsmerkmal und zur Überführung insbesondere des gewerbsmäfsigen Spielers.

Von

Landrichter **Haufsner** in Zwickau.

Wer als Staatsanwalt Anklage zu erheben und zu vertreten hat, weiß, wie schwer oft der Beweis der Gewerbs- oder Gewohnheitsmäßigkeit in allen den Fällen zu führen ist, in denen sie als Tatbestandsmerkmal erfordert wird.

Ganz besondere Schwierigkeiten aber bietet die Durchführung einer wegen gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen Hehlerei erhobenen Anklage, weil hier die Gerichte, da mildernde Umstände ausgeschlossen sind, die unvermeidliche Zuchthausstrafe nur dann verhängen, wenn der Nachweis der Gewerbs- oder Gewohnheitsmäßigkeit in dem Maße erbracht ist, daß die Anwendung des § 260 StGB. überhaupt nicht zu umgehen ist.

Für den zum Nachweise der Gewerbs- oder Gewohnheitsmäßigkeit der Hehlerei erforderlichen Beweis, daß der Beschuldigte eine auf einen in Vermögensvorteilen bestehenden fortgesetzten Erwerb gerichtete Tätigkeit entwickelt hat, ist aber wertvoll, wenn möglichst eine Mehrzahl von Fällen erwiesen wird, in denen der Verdacht der Hehlerei hervorgetreten ist.

Dieser Nachweis ist recht oft schwer zu führen.

Gewöhnlich liegt nämlich der Fall so, daß in Verbindung mit der die Haupttat meldenden Anzeige auch die Beschuldigung der Hehlerei erhoben worden ist, daß aber die eingeleiteten Ermittelungen zwar Verdacht, aber keinen zur Überführung ausreichenden Beweis für die Hehlerei erbracht haben.

In solchen Fällen wird dann wegen der Hehlerei eingestellt oder freigesprochen.

Das kann sich öfters wiederholen, ohne daß überhaupt, obschon eine Mehrzahl von Anzeigen einfacher Hehlerei vorgelegen haben, der Verdacht gewerbs- oder gewohnheitsmäßiger Hehlerei zum Ausdrucke gebracht wird.

Die eingehenden Anzeigen werden nämlich in der Regel bei den Staatsanwaltschaften unter die einzelnen Staatsanwälte nach Art der Beschuldigung oder nach Buchstaben, und zwar dem Anfangsbuchstaben des Namens des an erster Stelle Beschuldigten, das ist aber gewöhnlich der der Haupttat Bezichtigte und nicht der Hehler, verteilt und es ist deshalb schon Zufall, wenn mehrere Anzeigen mit gegen denselben Hehler erhobenen Beschuldigungen an denselben Staatsanwalt gelangen, so daß nun auf diesem Wege bei der Staatsanwaltschaft sich die Überzeugung bildet, der mitbeschuldigte Hehler sei verdächtig, die Hehlerei auch gewerbs- oder gewohnheitsmäßig zu betreiben.

Es dürfte sich deshalb wohl empfehlen, die Staatsanwaltschaften anzuweisen, in allen den Fällen, wo der Verdacht der Hehlerei oder überhaupt eines Verbrechens, bei dem Gewerbs- oder Gewohnheitsmäßigkeit Tatbestandsmerkmal ist, gegeben erscheint, wenn es Mangels hinreichenden Beweises zur Einstellung des Verfahrens oder zur Freisprechung gekommen ist und im übrigen der Fall auch dazu angetan erscheint, für die Bildung der Überzeugung von der Gewerbs- oder Gewohnheitsmäßigkeit in der Zukunft von Nutzen zu sein, unter Bezugnahme auf die Tatsache der Einstellung oder Freisprechung und unter Mitteilung des Aktenzeichens einer Zentralstelle, vielleicht der Strafregisterbehörde oder dem von mir an anderer Stelle vorgeschlagenen Fahndungsamte Nachricht zu geben, so daß, dafern das später erforderlich werden sollte, von dieser Zentralstelle aus ohne weiteres in Erfahrung zu bringen ist, ob, weshalb und wo der Beschuldigte bereits im Verdachte der Verübung des Verbrechens gestanden hat, wegen dessen seine abermalige Verfolgung eingeleitet worden ist.

Die Notwendigkeit der Schaffung einer solchen Zentralstelle zur Sammlung solcher Tatsachen ist mir klar zum Bewußtsein gekommen gelegentlich der Erörterungen, die ich als Staatsanwalt gegen gewerbsmäßige Spieler zu führen hatte und die mir wegen des Mangels einer solchen Zentrale ganz unendliche Mühe und außerordentliche Zeit gekostet haben.

In der Anzeige war Gewerbsmäßigkeit des Spiels zwar nicht behauptet.

Die Vergleichung der Persönlichkeiten der beim Spiele Betroffenen

legte aber nahe, daß allem Anscheine nach keine anderen Beziehungen wie die des Spiels sie zusammengebracht hatten. Das rechtfertigte eine genauere Prüfung derjenigen Persönlichkeiten, die nicht als völlig einwandsfrei ohne weiteres zu erkennen waren.

Die nach Ermittelung ihres Geburtstags und Geburtsorts herbeigezogene Strafliste ergab bei einigen bereits Vorstrafen wegen gewerbsmäßigen Glücksspiels.

Die hierüber ergangenen, aus der Strafliste erkennbaren Vorakten schafften weiteres Belastungsmaterial, insofern aus ihnen zu ersehen war, von welchen Polizeibehörden die Abgabe der Anzeige an die Staatsanwaltschaft seinerzeit erfolgt war und wer früher die Mitspieler gewesen waren.

Mit Herbeiziehung der Anzeigen, die das frühere Verfahren veranlaßt hatten, gewann man aber auch Einblick in die Polizeiakten, die eine reiche Fundgrube für weiteres Belastungsmaterial boten.

Zahlreiche Anfragen anderer Polizei- und Strafverfolgungsbehörden ließen erkennen, daß auch in ihrem Bezirke der Beschuldigte sich aufgehalten hatte oder in Untersuchung gewesen war.

Die nach den auf den Ersuchen zu lesenden Aktenzeichen darauf herbeigezogenen Akten jener Behörden ergaben regelmäßig, daß die Beschuldigten auch anderwärts gespielt hatten und deshalb in Untersuchung gewesen waren.

Aus den herbeigezogenen Akten der Strafverfolgungsbehörden war dabei in ganz auffallend zahlreichen Fällen zu ersehen, daß die eingeleitete Untersuchung — die sich allerdings nur auf die Erörterung der in der Anzeige mitgeteilten Tatsachen beschränkt hatte — offenbar eben nur deshalb erfolglos gewesen und die Überführung des Spiels nicht gelungen war.

Ganz auffällig war auch die aus der Vergleichung von Akten sich ergebende Tatsache, daß Personen, die des gewerbsmäßigen Spiels verdächtig, früher mit anderen Spielern in Untersuchung sich befunden und nach deren Abschluß die Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit verlassen hatten, dann an ihrem neuen Wohnsitze die Schlepper für ihre dort als Spieler unbekannten früheren Genossen gemacht hatten, sofern sie sie in Kreise, zu denen sie selber Beziehungen erlangt hatten und in denen gegen sie kein Mißtrauen gehegt wurde, einführten und zum Spiele zuzogen, wobei dann die von auswärts Gekommenen, deren Eigenschaft als gewerbsmäßige Spieler nicht bekannt war, Gelegenheit bekamen, unter der Maske harmloser, nur zum Vergnügen spielender Leute wieder vertrauensselige Opfer zu plündern, um sich selbst so den Lebensunterhalt zu schaffen.

Unschätzbaren Stoff zur Überführung boten die so mühsam herbeigezogenen Akten ferner auch dadurch, daß sich aus ihnen regelmäßig ein klares Bild der Entwicklung des Spielers zu solchem und seiner Vermögens- und Erwerbsverhältnisse gewinnen ließ.

Ganz offenbar nur zur Verschleierung ihrer im Spielgewinne bestehenden Erwerbsquelle hatten Spieler, die wegen gewerbsmäßigen Spiels schon früher in Untersuchung gewesen waren und dabei alsbald erkannt hatten, wieviel Gewicht in ihr darauf gelegt wurde, ihnen den Mangel einer ehrbaren Erwerbsquelle oder einer geschäftlichen Tätigkeit nachzuweisen, für die Zukunft einem üblen Ausgange einer Untersuchung dadurch vorzubeugen gesucht, daß sie irgendein Gewerbe, einen Handel mit Zigarren, Futter, Juwelen, Pferden oder dergleichen sich zulegten, der gar nicht dazu bestimmt war, ihnen die Mittel für ihren oder ihrer Familie Unterhalt zu schaffen, sondern lediglich dazu dienen sollte, den aus dem Spiele gezogenen Gewinn erforderlichenfalls als Gewinn aus einem solchen Handel hinzustellen.

Die sehr mühsame Untersuchung, daß die Einnahmen der Beschuldigten im wesentlichen im Spielgewinne bestanden hatten und die Beschuldigten durchaus nicht, wie sie Glauben machen wollten, nur zum Vergnügen gespielt hatten, war, wie die Akten ergaben, gegen dieselben Beschuldigten an den verschiedensten Stellen und fast durchweg erfolglos geführt worden und doch hätte, wenn der einen Untersuchung führenden Stelle die Ergebnisse der Untersuchung der anderen bekannt gewesen wäre, recht wohl der Nachweis erbracht werden können, daß das angeblich vom Beschuldigten betriebene Gewerbe nicht seine wahre Erwerbsquelle sein könne.

So war an verschiedenen Stellen derselbe Beweis mit großem Aufwande von Mühe und Kosten und noch dazu erfolglos versucht worden, weil an der einen Stelle zwar gelungen war, das Vorbringen des Beschuldigten über seine Erwerbsverhältnisse zu widerlegen, aber der einzelne, zur Kenntnis der die Untersuchung führenden Behörde gelangte Fall des Spiels im Mangel weiterer belastender Tatsachen doch nicht zum Nachweise der Gewerbsmäßigkeit ausreichend erschien, während der anderen Stelle zwar eine Mehrzahl von Fällen bekannt war, in denen der Beschuldigte gespielt hatte, aber von ihr nicht hatte widerlegt werden können, daß der Beschuldigte nur zum Vergnügen gespielt habe, auch gewerbsmäßiges Spiel nicht brauche, weil er einen ihn ausreichend nährenden Handel habe.

Würde in den Fällen, wo zwar der Verdacht einer Tat, die als gewerbs- oder gewohnheitsmäßige unter besonderer Strafe steht, gegeben ist, aber zur Überführung des Beschuldigten nicht gelangt wer-

den konnte, von der erfolgten Einstellung des Verfahrens oder der Freisprechung unter Mitteilung des Aktenzeichens einer Zentralstelle Nachricht gegeben, so könnte die Strafverfolgungsbehörde durch ein einmaliges, etwa in Form der Strafliste zu erledigendes Ersuchen alle die Akten kennen lernen, aus denen sie Tatsachen und Zeugen ermitteln könnte, die für den Beweis der Gewerbsmäßigkeit von Bedeutung sind.

Damit würde mit weniger Mühe und Zeit eine sehr wirksame Waffe gewonnen werden gegen alle gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrecher, und insbesondere gegen die Spieler, die in zahlreichen Untersuchungen nicht nur nicht ausreichend überführt werden, sondern auch noch in ihnen lernen, wie sie der gesetzlichen Strafe entgehen können.

Auch würde, wenn wirklich trotz allem der Schuldbeweis in der einen Untersuchung nicht erbracht werden könnte, das in ihr gesammelte Material doch nicht vergeblich zusammengetragen sein, sondern in der Zukunft noch nutzbar gemacht werden können.

Dazu aber wird es regelmäßig kommen, denn kaum ein Verbrecher wird so leicht rückfällig, wie der gewerbsmäßige Spieler.

Das kann nicht Wunder nehmen, denn das Spiel schafft ihm reichen, mühelosen Gewinn und angenehmes Leben, selten aber Strafe, da seine Überführung gewöhnlich sehr schwer ist.

Nicht unerwähnt mag schließlich bleiben, daß die Mehrzahl der gewerbsmäßigen Spieler auch Falschspieler ist oder doch sonst unter anständigen Spielern verpönter Nachhilfen sich bedient, um sich den Erfolg zu sichern.

Diese Mittel muß aber eine gründliche Untersuchung in Erfahrung zu bringen suchen, denn gelingt ihr Nachweis, dann kann der als Falschspieler erkannte gewerbsmäßige Spieler auch wegen Betrugs und gegebenenfalls auch wegen Rückfallsbetrugs mit erheblich härteren Strafen belegt werden, als sie § 284 St.-G.B. zuläßt.

Solche Spielerkniffe und betrügerischen Handlungen sind oft schon Gegenstand der Erörterung gewesen, und hat man sie aus den über den Beschuldigten ergangenen Vorakten in Erfahrung gebracht, so kann man bei der Untersuchung sie stets mit im Auge behalten.

Dadurch gewinnt man vielleicht auch die Aufklärung über die ahnungslosen Mitspielern unerklärlich gebliebene Tatsache, daß gerade der Beschuldigte beim Spiele so vom Glück begünstigt war.

Kleinere Mitteilungen.

1.

Alkohol und Zeugenaussagen. Von Medizinalrat Dr. P. Näcke in Hubertusburg. In den „Dresdner Nachrichten" vom 1. Juli d. J. sind in einem interessanten Leitartikel („Unwahrhaftigkeit gegen die Justiz") die verschiedenen Momente hübsch zusammengestellt, die ungünstig auf die Zeugenaussagen wirken können. Es wird dann aufgeführt, wie die Zeugen bis zum Erscheinen oft freie Zeit, eine Extraeinnahme haben, für die man sich etwas zu gute tun kann. In der Nähe des Gerichtes gibt es mancherlei Restaurationen und Schänken, wo man sich den Genuß auch im voraus verschaffen kann. „Da sitzt dann der klassische Zeuge und trübt sich durch Alkoholgenuß seinen Geist, den er alle Ursache, sich klar zu erhalten, hätte ..." Dieser Punkt ist, glaube ich, noch wenig hervorgehoben worden und ich gestehe, daß er mir völlig neu war. Daß auch nur durch ein Glas Bier die Klarheit des Kopfes schon leiden kann — nicht muß — ist klar, zumal dazu noch fördernde Momente zutreten. Der Zeuge hat nicht selten eine weitere Reise, wohl auch zu Fuß gemacht, ist also einigermaßen abgespannt. Sehr viele werden auch seelisch affiziert, durch die ungewöhnte Alteration, in der sie sich befinden. Dann kommt im Gerichtssaale noch Hitze, eingeschlossene Luft, der Eindruck der fremden Szenen hinzu und das alles kann sehr wohl die Zeugenaussagen schädigen. Man wird dem freilich kaum steuern können und der Rat, vor der Zeugen-Ablegung lieber Kaffee usw. statt Alkohols zu sich zu nehmen, wird stets ein frommer Wunsch bleiben. In einer kleinen Stadt, wo nur eine Eisenbahnlinie verläuft, ließe sich durch Ansetzen des Termins gleich nach Eintreffen des Zuges viel erreichen. In einer großen Stadt mit mehreren Eisenbahnen ist dies unmöglich. Nicht zu vergessen ist auch, daß der Reisende das Bedürfnis haben kann sich zu stärken und dabei geht es ohne Getränk nicht gut ab, wofür aber leider gewöhnlich Alkohol genommen wird. Der gute Rat endlich, sich diesen Genuß für später aufzubewahren, wird in den Wind gesprochen sein.

2.

Internationale Kongresse. Von Medizinalrat Dr. P. Näcke in Hubertusburg. Ein willkommenes Zeugnis für das, was ich wiederholt über das Überflüssige internationaler Kongresse sagte, findet sich im Korrespondenzblatte der ärztlichen Kreis- und Bezirksvereine im Königreich Sachsen vom 1. Juli 1903. Es heißt dort nämlich folgendermaßen:

Die internationalen medizinischen Kongresse. Es wäre nun bald an der Zeit, die Ära der internationalen Kongresse zu schließen, schreibt das „Korrespondenz-Blatt für Schweizer Ärzte", 11, 1903. Seit Jahren stellen dieselben nur noch eine lächerliche Parodie der Wissenschaft dar. Für die medizinische Wissenschaft sind sie ohne jeden Wert. Während die Kongresse von Genf, London und Kopenhagen Marksteine in den Annalen der Medizin darstellen, sind seit 15 Jahren die internationalen medizinischen Kongresse für die Wissenschaft völlig belanglos gewesen. Dafür sind sie immer mehr zu großen Belustigungsreisen degeneriert; die Städte und Regierungen, welchen die Ehre zufiel, den Kongreß zu empfangen, überboten sich in prachtvollen Festlichkeiten und Gewährung von aller Art Reiseerleichterungen, sodaß schließlich die Reise die Hauptsache, der Kongreß eine zu vernachlässigende Nebensache wurde.

Was hier von den internationalen medizinischen Kongressen gesagt wird, hat auch von vielen andern zu gelten. Der Nutzen ist ein sehr minimaler und das Wertvolle der Vorträge wird meist auch ohne Kongresse veröffentlicht. Nur internationale Kongresse zur Besprechung resp. Entscheidung von ganz speziellen Fragen, wie z. B. über gemeinsame Maße, Münzen, Kalender usw. haben einen Zweck und hier sind wirklich die maßgebenden Autoritäten auf den betreffenden Spezialgebieten meist alle oder in der Mehrzahl gegenwärtig, was von den andern Kongressen gewöhnlich nicht gilt. Auch spielt die Schwierigkeit der Sprachen dann eine geringere Rolle, weil gewöhnlich Promemoria in den verschiedenen Sprachen schon vorher gedruckt den Kongreßmitgliedern vorliegen.

3.

Die Gepflogenheit als Schuldausschließungsgrund. Von Ernst Lohsing. Unter dem Titel „Einfluß irriger Rechtsanschauungen bei der Begehung von Verbrechen" hat Mothes im 12. Bd. dieses Archivs, S. 229 ff. eine interessante Abhandlung veröffentlicht, in der er verschiedene Erscheinungen des täglichen Lebens unter dem Gesichtspunkte des Rechtsirrtums behandelt.

Da wir nicht in der Lage sind, den Ausführungen von Mothes in jeder Hinsicht zuzustimmen, seien uns einige Bemerkungen zu seinen Ausführungen gestattet. Mothes bringt eine Reihe von Beispielen normwidriger Handlungen und faßt sie alle als Folgen irriger Rechtsanschauungen auf. Bei einigen dieser Fälle trifft die Ansicht von Mothes zu, so z. B. hinsichtlich der Abtreibung, die im Volke vielfach für nichts Unsittliches gehalten wird, oder hinsichtlich der weitverbreiteten Ansicht, es könne eine Äußerung innerhalb der eigenen vier Mauern niemals ein Verbaldelikt (z. B. Majestätsbeleidigung) begründen. Aber ganz anders liegen doch die Dinge bei den von Mothes erwähnten Stein- und Pflanzensammlern, so wie bei den Leuten, die in fremden Wäldern ohne Zustimmung der Eigentümer Pilze und Beeren sammeln. Mothes sucht das damit zu begründen, daß in nichtjuristischen Kreisen die Meinung weit verbreitet sei, die Wegnahme einer wertlosen Sache sei kein Diebstahl. Zunächst sei die Bemer-

kung gemacht, daß es auch Kriminalisten gibt, die dieser Ansicht sind, vergl. z. B. Merkel in Holtzendorffs Hdb. d. Str.-R., 3. Bd., S. 634 (. . . „auch nach dem R.-St.-G. schlechthin wertlose Gegenstände hier ausgeschlossen") und Lammasch, Grdr. d. St.-R., S. 53 („Diebstahl ist widerrechtliche, gewinnsüchtige Entziehung einer fremden beweglichen nicht völlig wertlosen Sache aus dem Gewahrsam eines anderen"). Aber sehen wir hiervon ganz ab; so liegen doch hier Handlungen vor, die auch Angehörige „juristischer Kreise" vornehmen, und zwar ganz frank und frei, weil sie nichts Strafbares darin erblicken, da es einmal Sitte ist, Pilze und Beeren zu sammeln. Dieser Gewohnheit muß eine schuldausschließende Kraft zugeschrieben werden. Würde hier die Gepflogenheit nicht schuldausschließend wirken, so gäbe es fast nur Diebe auf der Welt. Es gäbe im Amt nur Amtsveruntreuer; welcher Beamte hat noch nicht einen Privatbrief geschrieben und dazu Amtstinte verwendet?

Zur Bekräftigung dieser Ansicht sei auf eine mit dieser Frage sich befassende Entscheidung des österreichischen Kassationshofes (F. 17403 vom 16. Dezember 1902, veröffentlicht im laufenden Jahrgange der „Gerichtshalle", S. 326 in Nr. 32) verwiesen, deren Gründe hier wörtlich Platz finden mögen:

Mit dem Erkenntnisse des Bezirksgerichtes Spalato vom 12. September 1902 wurde Ante M. und Genossen der Übertretung des Diebstahls nach §§ 171, 460 St.-G. schuldig erkannt, begangen dadurch, daß sie am 23. Juni 1902 aus dem Weingarten des Karl D. ohne dessen Einwilligung und um ihres Vorteils willen eine Quantität Rebenreiser im Werte unter 10 K. entwendeten, und wurde über dieselben hierfür Arrest und Kostenersatz verhängt. Die wider den Ausspruch über Schuld und Strafe eingebrachte Berufung blieb erfolglos. Das Kreis- als Berufungsgericht Spalato bestätigte mit Entscheidung vom 18. Oktober 1902 das erstrichterliche Urteil aus dessen Gründen. Die zuerkannte Strafe wurde von sämtlichen Verurteilten bereits abgebüßt. Die erwähnten Strafurteile können indes schon wegen der Rechtsfolgen nicht ohne weiteres aufrecht belassen werden. Aus der kargen Begründung des Urteils erster Instanz ergibt sich, daß die Angeklagten die Wegnahme der Rebenholzabfälle zugaben, zugleich jedoch erklärten, dieselben nicht um des eigenen Vorteiles willen entwendet zu haben, sondern nur, um ein Brennmaterial für das landesübliche Johannisfeuer zu beschaffen. Diese Verteidigung überging das Bezirksgericht Spalato ebenso mit Stillschweigen wie die weitere im Vorverfahren, und nach den dürftigen Aufzeichnungen des Verhandlungsprotokolls auch in der Hauptverhandlung vom 12. September 1902 vorgebrachte Rechtfertigung der Angeklagten, es sei Ortsbrauch, daß man für das Johannisfeuer Rebenreiser nehme, wo man solche finde. Niemandem falle es ein, deshalb zu klagen, da doch die Feuer zu Ehren Gottes und des heiligen Johann angezündet werden; vor der Entziehung der Rebenreiser seien übrigens die Angeklagten übereingekommen, dem Karl D. die Reiser zu bezahlen, wenn er Ersatz verlangen sollte. Diese Verantwortung läßt immerhin die Deutung zu, daß die Angeklagten die Zustimmung des D. zur Wegnahme der Reiser voraussetzten und somit unter dem Einflusse eines Irrtums handelten, welcher, da er ein Tatbestandselement des Diebstahls betrifft, die Zurechnung nach § 2e St.-G. auszuschließen geeignet ist. Daß D. hinterher seine Einwilligung

weder zur unentgeltlichen noch zur entgeltlichen Wegnahme der Rebenreiser erteilte, kommt selbstverständlich für die Frage des Dolus im Zeitpunkte der Tat nicht in Betracht. Es zeigt sich somit, daß beide unterinstanzlichen Erkenntnisse nach den §§ 281, Z. 5, und 468, Z. 2, der St.-P.-O. nichtig sind, weil sie sich über die Verantwortung der Angeklagten stillschweigend hinwegsetzten.

4.

Kriminelle Imitation. Mitgeteilt von E. Lohsing. Daß der Nachahmungstrieb im menschlichen Leben eine große Rolle spielt, ist eine längst bekannte Tatsache. In seiner „Kriminalpsychologie“ (S. 566 ff.) hat Groß darauf hingewiesen, daß auch die Strafrechtspflege der „Imitation der Fälle“ nicht entbehre und der Ansicht Ausdruck gegeben, daß manches Verbrechen oder die Art seiner Begehung nur unter Würdigung des Nachahmungstriebes erklärt werden könne. In Prag haben sich in der letzten Zeit zwei Fälle ereignet, von denen der zweite in gewissem Sinne als eine Nachahmung des ersten gelten kann. Am 14. Mai 1903 wartete der 22 Jahre alte Schüler der 5. Klasse einer Prager (tschechischen) Realschule, Alois V., auf eine 18 Jahre alte Näherin. Als diese — um 9 Uhr abends — erschien, sprach er sie an. Sie erwiderte nichts; da zog Alois V. einen Revolver und feuerte aus diesem dreimal gegen das Mädchen, verletzte es jedoch nur leicht am Halse. Sodann richtete er die Waffe gegen sich, ohne sich jedoch schwer zu verletzen. — Das geschah, wie erwähnt, am 14. Mai 1903. Am 16. Mai 1903, also kaum zwei Tage später, stach der 18jährige Realschüler Franz K. (7. Klasse) die ihm bekannte 14½ Jahre alte Elisabeth H. mit einem Zirkel in den Rücken, nachdem sie auf die Liebeserklärung des K. erwidert hatte, zu solchen Dingen noch zu jung zu sein. K. nahm nach dem Angriffe auf die H. eine Antimonlösung in selbstmörderischer Absicht zu sich. — Die Ähnlichkeit dieser Fälle tritt klar zutage, die Annahme, Franz K. habe den Alois V. zu imitieren gestrebt, könnte eine Stütze in der Tatsache finden, daß K. und V. dieselbe Realschule (wenn auch verschiedene Klassen) besuchten. Sonst freilich sind K. und V. verschiedene Naturen. Während K. von seinen Lehrern als ruhiger und braver Schüler geschildert wird, ist V. alles andere eher als dieses. Doch mag diese Erwägung nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, daß sie den Nachahmungstrieb ausgeschlossen erscheinen ließe. Dieser dürfte vielmehr vorliegen.

Besprechungen.

a) Bücherbesprechungen von Ernst Lohsing.

1.

Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nebst dem Einführungsgesetz. Herausgegeben und erläutert von Dr. Reinhard Frank, Professor der Rechte in Tübingen. 3. und 4. neubearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 1903.

Eine Besprechung des Frankschen Strafgesetzkommentars ist eigentlich eine überflüssige Sache. Er hat die Theorie gefördert, in der Praxis sich bewährt und der Umstand, daß jetzt eine Doppelauflage erscheint, spricht für die Beliebtheit dieses ganz vorzüglichen Werkes weit deutlicher, als es die wohlwollendste Kritik vermag.

In der Tat ist der Franksche Kommentar eine Perle der kommentierenden Literatur und kann, selbst wenn wir davon absehen, daß er vermöge der eingehenden Berücksichtigung der Rechtsprechung und sorgfältiger Auswahl in der Literatur auf der Höhe der Zeit steht, entschieden als die beste Ausgabe des Deutschen Strafgesetzbuches gelten. Eine Ausgabe des Strafgesetzbuchs! Das ist vorliegendes Buch. Kriminalhistorik wie Kriminelpolitik sind gänzlich gemieden, nur das geltende Recht hat Berücksichtigung gefunden, aber dafür voll und ganz. Insbesondere ist es dem Verfasser als ein Verdienst um die Strafrechtspflege anzurechnen, daß die monographische Literatur nicht nur mit der größten Vorsicht dargestellt, sondern stets die Stelle der von Fall zu Fall herangezogenen Schrift deutlich bezeichnet worden ist, wodurch tatsächlich den Bedürfnissen der Praxis vollauf Rechnung getragen erscheint. Damit sei aber nicht gesagt, daß das Franksche Werk als Lehrbuch nicht in Betracht käme. Auch mit der Doktrin hat sich Frank eingehend befaßt und insbesondere die verschiedenen Theorien über Kausalität, Versuch usw. klar zur Darstellung gebracht. Insbesondere der Beachtung wert erscheint uns die u. E. richtige Ansicht, die Frank über den sogenannten untauglichen Versuch entwickelt, womit er diesem vielbestrittenen Kapitel neue Bahnen weist; nach seiner Ansicht ist der Versuch am untauglichen Objekt straflos, der mit untauglichen Mitteln strafbar und nur in dem Falle straflos, „wenn die Anwendung eines bestimmten Mittels zum Tatbestande gehört."

Aus dem Streben, der Praxis in jeder Beziehung dienlich zu sein, erklärt sich die eingehende Behandlung auch solcher Materien, die sonst verhältnismäßig dürftig behandelt werden, wie z. B. das internationale Straf-

recht und die Lehre vom Strafvollzug. Daß seine Ansichten durchweg einwandfrei sind, soll gerade in bezug auf die Lehre vom Strafvollzug nicht behauptet werden. Daß — de lege lata — ausländische Ämter, Würden, Titel, Orden und Ehrenzeichen nicht entzogen werden können, wird wohl nicht jedem selbstverständlich vorkommen. Auch scheint uns die Ansicht, daß der Ausländer auf höchstens 5 Jahre ausgewiesen werden könne, im Widerspruch zu stehen mit Franks eigenen Worten: „Daß der Ausländer ohne weiteres ausgewiesen werden kann, ist schon völkerrechtlicher Grundsatz".

Was die Abgrenzung von Notwehr und Notstand betrifft, steht Frank auf dem Standpunkt, es gehöre (bei der Notwehr) zur Natur des Angriffs, daß er von einem belebten Wesen ausgehe, während eine Gefährdung durch ein unbelebtes Wesen Notstand begründe. Dieser Standpunkt hat insofern sehr viel für sich, als er der objektiven Notwehrtheorie Rechnung trägt, welche bekanntlich nicht danach fragt, ob dem Angreifer in subjektiver Hinsicht Verschulden zugerechnet werden kann, wie dies die subjektive Theorie behauptet, derzufolge im Falle eines Angriffs von seiten eines Zurechnungsunfähigen oder eines Tieres nicht Notwehr, sondern Notstand vorliegt. Wenn also ein zurechnungsfähiger Mensch jemanden angreift, darf jeder zu dessen Rettung Notwehr üben; wenn aber ein Irrsiniger jemanden überfällt, müßte derjenige, der dem Angegriffenen beizustehen beabsichtigt, erst § 52 Abs. 2 R.St.G. sich vergegenwärtigen und, falls er zu dem Ergebnisse käme, daß der Angegriffene kein „Angehöriger" ist, ihn seinem Schicksal überlassen. Wenn Frank zu dieser Ansicht sich nicht bekennen will, sondern objektive Rechtswidrigkeit annimmt, so hat er vollkommen Recht. In dieser Hinsicht möchte ihm doch endlich einmal Theorie und Praxis zustimmen.

Franks Buch ist entschieden das Werk eines Mannes von Erfahrung, der den verschiedensten Situationen, vor die sich der Kriminalist gestellt sehen kann, in prägnanter Weise Rechnung trägt und wohl nur wenige (z. B. Hypnotismus) nicht berücksichtigt hat.

2.

Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit besonderer Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie und Geschichtsforschung. Unter Mitwirkung von E. Bernheim, Greifswald, G. Heimans, Groningen, A. Meinong, Graz, W. Rein, Jena, Chr. Ufer, Altenburg; H. Groß, Prag; C. v. Lilienthal, Heidelberg; F. v. Liszt, Berlin; A. Cramer, Göttingen; A. Delbrück, Bremen; R. Sommer, Gießen u. a. Herausgegeben von L. William Stern. 1. Heft. Leipzig 1903. Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Dem in seiner Wichtigkeit für die Strafrechtspflege, insbesondere von der Kriminaiistik erkannten Thema der Würdigung der Aussage hat vor Jahresfrist der bekannte Breslauer Psycholog L. William Stern eine interessante Abhandlung gewidmet, deren Inhalt allerdings den psychologisch gebildeten Kriminalisten nicht weiter überraschte, dennoch aber in der leider

noch zum geringsten Teile psychologisch erfahrenen Juristenwelt das größte Aufsehen und Interesse erregte, wie die vielen Abhandlungen und Vorträge in juristischen Vereinen des In- und Auslands über die Sternsche Schrift „Zur Psychologie der Aussage" genugsam dartun.

Wer sich jedoch mit Kriminalistik und nicht in letzter Hinsicht mit Kriminalpsychologie — von Groß im „Raritätenbetrug" treffend „psychische Kriminalistik" genannt — befaßt hat, hat allerdings in der erwähnten Abhandlung nicht ein neu entdecktes Gebiet gefunden, sondern lediglich ein noch nicht zur Genüge erforschtes, trotzdem an dessen Erforschung schon seit langen Jahren gearbeitet wird. Aber diejenigen, die zur Erforschung der Materie am meisten beitragen könnten, haben sich bis vor kurzem ziemlich passiv verhalten, mit anderen Worten, die Männer der Rechtspflege haben die Bedeutung des in Rede stehenden Kapitels der Psychologie für ihre ureigenste Domäne unterschätzt, wenn nicht geradezu ignoriert. An sie hat sich nun Stern zunächst gewendet, sie hat er zur Mitarbeit eingeladen.

Nun ist Stern selbst einen bedeutsamen Schritt weitergegangen durch Gründung der „Beiträge zur Psychologie der Aussage", eines zwanglos erscheinenden Archivs, das laut Titelblatt und Prospekt den Problemen verschiedener Wissensgebiete Rechnung su tragen verspricht, unter denen — wohl nicht zufällig — an erster Stelle die Rechtspflege genannt ist. In diesen „Beiträgen" gelangen zur Veröffentlichung einschlägige Abhandlungen und Gutachten, Eigenberichte von Autoren, die in anderen Zeitschriften einschlägigen Themen Abhandlungen gewidmet haben, und Berichte und Mitteilungen.

Das erste Heft, das eine Stärke von 129 Seiten hat, enthält zunächst unter dem Titel „Zur Einführung" eine kurze Darlegung der Zwecke und Ziele der „Beiträge". Daran reihen sich zwei Abhandlungen aus der Feder ihres Herausgebers, nämlich „Angewandte Psychologie", in welcher Stern seinen Standpunkt, dessen wissenschaftlicher Vertretung seine „Beiträge" dienen sollen, näher auseinandersetzt und insbesondere auf die Wichtigkeit der Experimentalpsychologie hinweist, und „Aussagestudium", worin in der Hauptsache die Ideen seiner Schrift „Zur Psychologie der Aussage" wieder aufgenommen werden.

Einen gerade für den Kriminalisten interessanten, im Wege der Experimentalpsychologie gewonnenen Beitrag zur Würdigung der Aussage bietet Jaffa mit seiner Abhandlung „Ein psychologisches Experiment im kriminalistischen Seminar der Universität Berlin", einen abgekarteten kriminellen Vorfall behandelnd, der von den verschiedenen Zeugen in verschiedener Weise dargestellt wird, die Jaffa zum Gegenstand kriminalpsychologischer Untersuchung macht. Die Lektüre gerade dieses Schulfalles (in mehrfacher Hinsicht des Wortes) und die Beherzigung seiner hochinteressanten Ergebnisse kann nicht warm genug empfohlen werden. Aus dem sonstigen Inhalte des ersten Heftes sei noch hervorgehoben der Bericht von Groß über seine im Kohlerschen Archiv erschienene Abhandlung „Das Wahrnehmungsproblem und der Zeuge im Strafprozeß", deren Wichtigkeit auch für den Zivilprozeß Kohler in der Neuausgabe der v. Holtzendorffschen Enzyklopädie hervorhebt.

Ein mit dem Kapitel der Psychologie der Aussage eng verwandtes,

bis jetzt ziemlich ignoriertes Thema ist die Psychologie der Verschweigung seitens Zeugen und Angeklagter; wer halbwegs die Verhältnisse kennt, wird wissen, daß manches, was für die rechtliche Beurteilung des Falles von Belang ist, verschwiegen wird, und gerade der Angeklagte schweigt oft, wo ihm das Reden nichts schaden, ja sogar nützen könnte. Wie oft mag es vorkommen, daß ein Angeklagter sich schämt, seine Volltrunkenheit zuzugeben; Duellanten schießen manchmal absichtlich in die Luft, setzen also einen Vorgang, der überhaupt als Zweikampf nicht strafbar ist, mangels der gesetzlich erforderlichen Absicht; werden aber die beiden in öffentlicher Verhandlung spontan oder auf diesbezügliche Fragen hin dies zugeben? Solche und ähnliche Fälle mögen öfter vorkommen, sind aber bis heute nicht nach Genüge gewürdigt worden. Vielleicht fällt diese Anregung auf fruchtbaren Boden, und die „Beiträge“ scheinen uns in erster Linie berufen, auch dieser Erscheinung ihr Augenmerk zuzuwenden.

3.

Res judicata und Justizirrtum. Von Prof. Dr. Rosenblatt in Krakau. Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft. Dreiundzwanzigster Band. 1902.

Ein in Theorie und Praxis des Strafprozesses erfahrener Mann, wie Professor Rosenblatt, vertritt in dieser kleinen, psychologisch fein durchgeführten Arbeit den Gedanken, es solle zur Entscheidung der Frage der Wiederaufnahme eines Strafverfahrens ein anderes Gericht als dasjenige, dessen Urteil angefochten wird, zuständig sein und der Entscheidung dieser Frage solle eine mündliche Verhandlung vorangehen. Zur Begründung dieser Postulate verweist Rosenblatt auf etliche Fälle von Justizirrtümern, in denen die Wiederaufnahme des Verfahrens auf Schwierigkeiten seitens des Gerichtes, das das angefochtene Urteil gefällt und im Sinne der bestehenden Gesetzgebung über den Wiederaufnahmeantrag zu entscheiden hatte, stieß. Die von Rosenblatt mitgeteilten Fehlurteile, insbesondere aus neuerer Zeit, sind geradezu klassische Dokumente für die Bedeutung der Kriminalistik; denn bei Vertrautheit mit den Lehren der Kriminalistik wäre vielleicht mancher Fall gleich das erstemal anders entschieden worden.

Wie gerechtfertigt Rosenblatts Postulate sind, möge an einem nach Erscheinen der in Rede stehenden Abhandlung in Wiener Blättern mitgeteilten Falle ersehen werden, den Referent jetzt aus dem Gedächtnis wiedergibt, weshalb auf Einzelheiten verzichtet werden muß. Ein junges Mädchen ist zu einer Kerkerstrafe verurteilt worden und hat sie bereits abgebüßt. Da stellt sie einen Wiederaufnahmeantrag durch einen Wiener Verteidiger; der Wiederaufnahmeantrag wird abgelehnt. Dagegen ergreift der Verteidiger Beschwerde und bewirkt, daß das Wiener Oberlandesgericht das angefochtene Urteil aufhebt und das Mädchen freispricht. Ein Bedenken strafprozessualer Natur kann ich allerdings hierbei nicht unterdrücken. Wenn auch § 360 der österr. St.P.O. dem Gerichte, das einen Wiederaufnahmeantrag zugunsten des Beschuldigten stattgibt, das Recht einräumt, bei Zustimmung des Anklägers sofort mit Freispruch oder Anwendung eines milderen Strafgesetzes vorzugehen, so glaube ich, konnte dabei nur an das

Gericht erster Instanz gedacht sein. Niemals kann u. E. ein Gerichtshof zweiter Instanz ein Urteil in Strafsachen fällen. Ganz abgesehen davon, daß, wie Mitterbacher ad § 360 St.P.O. richtig hervorhebt, sich dies „aus dem nach dem System des Strafprozesses dem Gerichtshof zweiter Instanz angewiesenen Wirkungskreise ergibt", scheint ein derartiger Vorgang auch im Widerspruch zu dem Schlußsatz des § 231 St.P.O. zu stehen, der die ausnahmslose Norm aufstellt: „Die Verkündung des Urteiles [aber] muß jederzeit öffentlich geschehen." Daß ein Gericht öffentlich sein Urteil verkündet, ist jedoch nur dann möglich, wenn bei einem Gerichte öffentliche Verhandlungen stattfinden, mag auch in concreto die Öffentlichkeit ausgeschlossen sein. Eine öffentliche Verhandlung bei einem Gerichtshof zweiter Instanz in Strafsachen gibt es jedoch nicht. Aus diesem Grunde scheint der Vorgang nicht im Sinne des Gesetzes zu sein. Schwerlich dürfte diese Auslegung auch der Absicht des Gesetzgebers entsprechen. Denn den Fall, daß die 1. Instanz einen Wiederaufnahmeantrag a limine abweist, während die 2. Instanz ihn so gerechtfertigt findet, daß sie ihm nicht nur stattgibt, sondern auch in merito mit Freispruch erledigt, dürfte wohl schwerlich der Gesetzgeber vor Augen gehabt haben. Aber gerade das ist es, was dem erwähnten Fall angesichts der Abhandlung von Rosenblatt ein besonderes Interesse verleiht und andererseits auch seine Abhandlung aktuell erscheinen läßt, trotzdem, wie bereits erwähnt, der Fall erst nach Erscheinen der Rosenblattschen Arbeit sich zugetragen hat.

4.

Über Annahmen. Von A. Meinong. Leipzig 1902. Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Eine neue Schrift des berühmten Grazer Philosophen bedeutet unter allen Umständen eine Bereicherung einer Wissenschaft, die der im „Archiv" vertretenen Richtung mehrfach nahesteht, weshalb eine Erwähnung des Werkes vollauf berechtigt ist, wenngleich eine eingehendere Besprechung immerhin Sache der Fachpresse bleibt.

Annahmen nennt Meinong alle Tatsachen, die dem Zwischengebiete zwischen Urteilen und Vorstellen angehören, d. i., wenn wir uns des Sprachgebrauchs des täglichen Lebens bedienen, alle Tatsachen, die sich sprachlich formulieren lassen in Sätze, denen sich ein „Angenommen, daß..." oder „Gesetzt den Fall, es wäre ..." voranstellen läßt. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß man bei allen Tatsachen, die Meinong zu den Annahmen rechnet, dies tun wird. Spricht ja Meinong selbst von Annahmen, „die ihren Charakter gleichsam an der Stirne tragen"; er nennt sie explizite Annahmen und ihr Gebiet ist die Mathematik. Jedoch auch in Spiel und Kunst, im Lügen, in Fragen und Begehrungen sowie in der Suggestion sind Annahmen auf Schritt und Tritt anzutreffen.

Dieser interessanten Erscheinung widmet Meinong eingehende Erörterungen, die nicht nur in das Gebiet der Logik, sondern auch das der Psychologie einschlagen und insofern auch das Interesse des Kriminalisten in Anspruch zu nehmen verdienen.

5.

Die Strafrechtsreform in Deutschland und der Schweiz. Gedanken und Erfahrungen von Dr. Plazid Meyer von Schauensee, Oberrichter in Luzern, gewesenes Mitglied der Expertenkommission für ein schweizerisches Strafgesetz. Berlin 1903. Puttkammer & Mühlbrecht, Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaften.

Der Inhalt der Schrift entspricht in mehrfacher Hinsicht ihrem Titel nicht. Ganz abgesehen davon, daß deutsche Verhältnisse fast gar nicht besprochen sind, tritt auch der Gedanke der Strafrechtsreform sehr stark in den Hintergrund gegenüber dem Bestreben, einer Polemik sich zu befleißigen, die viel zu sehr den Charakter des Persönlichen an sich trägt. Die Grundsätze des Schweizerischen Strafgesetzentwurfes haben vorwiegend Billigung gefunden, ohne daß freilich Gegner nicht ausgeblieben sind.

Dr. Meyer von Schauensee polemisiert in ungemein heftiger Weise gegen Stooß, Forel, Zürcher u. a., hauptsächlich, weil er in der Frage der Zurechnungsfähigkeit anderer Ansicht ist als die Genannten. Er verfällt dabei in einen Ton, den man für den Ausdruck der Leidenschaft halten müßte, wenn der Verfasser nicht zum Schluß selber sagen würde, daß er ohne Leidenschaft geschrieben habe.

---

b) Bücherbesprechungen
von Rechtspraktikant Hans Schneickert.

6.

Dr. Hans Fischer. Homosexualität eine physiologische Erscheinung? J. Gnadenfeld & Co. Berlin 1903, 15 Seiten, 50 Pf.

Die Broschüre ist, wie so viel andere, dem Beweise der Berechtigung des Homosexualismus und dem Kampfe gegen den wohlbekannten § 175 R.-Str.-G.-B. gewidmet Es sieht ja auch der streng auf dem Standpunkt des Strafgebuches Stehende, daß in diesem § 175 nicht alles in Ordnung ist, daß er insbesondere zur Wahrung und Förderung der Sittlichkeit nichts taugt, da es so und so viele andere Unsittlichkeiten, die nichts weniger als „natürlich“ sind, nicht umfaßt. Eigentlich verdienen Beweise der Berechtigung des Homosexualismus, die sich mehr oder weniger derselben Belege bedienen, jetzt nicht mehr so sehr die Beachtung, die sie selbst erheischen, da ja niemand mit Gegenbeweisen auftritt. Der einzige Hauptgegner ist der § 175 selbst, und diejenigen als dessen Vertreter nennen zu wollen, die pflichtmäßig zu seiner Anwendung berufen sind, wäre widersinnig. Solange der § 175 durch eine Reform des Strafgesetzes noch nicht entfernt oder abgeändert ist, kann man dem Richter doch keinen Vorwurf machen, wie es Verfasser auf Seite 5 tut, indem er den im Volke nur zu sehr eingebürgerten und bei jedem Unbequemlichkeitsgefühle gegen bestehende Gesetzesnormen ausgesprochenen Satz erwähnt, daß „der gesunde Menschenverstand leider nur zu oft im grellsten Widerspruch zu den Anschauungen der Juristen“ stehe. Sobald ein Wort, das eigentlich der Reform einer mit

dem Volksbewußtsein nicht mehr übereinstimmenden Gesetzesnorm gewidmet sein sollte, gegen die angeblich widersinnige Anschauung der das Gesetz pflichtmäßig anwendenden Juristen gewidmet ist, ist es am unrichtigen Platze und kann eine Beachtung nicht beanspruchen.

Das Neue, was Verfasser in seiner Schrift bringt, ist der Versuch, den Homosexualismus als Naturnotwendigkeit hinzustellen, als ein Korrektionsmittel der Natur gegen Übervölkerung. „Mir scheint," sagt Verf. auf Seite 12, „die Homosexualität eine Selbsthilfe der Natur gegen die Übervölkerung in solchen Gegenden, in denen die Dichtigkeit der Menschen eine solche befürchten läßt." Er nennt diesen Ausspruch selbst eine Hypothese und muß bei der mangelhaften Statistik über die Häufigkeit des Homosexualismus auf einen exakten Beweis verzichten. Daraus, das der Homosexualismus in stark bevölkerten Gegenden — namentlich in Großstädten — häufiger vorkommt als in weniger bevölkerten Gegenden, z. B. auf dem platten Lande, wird man aber doch noch nicht schließen dürfen, daß ihn die Natur dort als Gegengewicht gegen die Übervölkerung schuf. Dieser Auffassung widersprechen schon die unbestrittenen Tatsachen, daß ein homosexuell veranlagter Mensch auch in einsamen Gegenden seinen Trieben nachgehen, und daß in stark bevölkerten Gegenden der Homosexualismus vielfach auch durch die Gelegenheit und nicht zum mindesten durch eine libido variandi bedingt sein wird. Es wäre wohl besser gewesen, wenn Verfasser seine versuchte Begründung des Homosexualismus nur als neues Beweismittel für die notwendige Straflosigkeit derselben erklärt und seine Hypothesen vielleicht in den nicht schwer zu begründenden Satz gekleidet hätte: Der Homosexualismus ist geeignet, eine schädlich wirkende Übervölkerung zu verhindern; darum soll er nicht mit Strafe bedroht sein [1]).

In der Tat erscheinen mir die Ausführungen des Verfassers, die er auf Seite 13 und 14 zum Beweise der stetig zunehmenden und soziale Schäden hervorrufenden Übervölkerung in Mitteleuropa [2]) gibt, bemerkenswert, und daß Betrachtungen über die Bekämpfung dieses wachsenden nationalen Übels recht zeitgemäß sind. Daß der Reform des Strafrechts auch in mancher Beziehung die Aufgabe der Bekämpfung dieses Übels zukommt, dürfte nicht bezweifelt werden.

Mit Einwendungen, daß schon durch zeitweilige, aber schreckliche, die Menschheit dezimierende Regulierungsmittel, wie Krieg, Seuchen, Hungersnot, einer lästigen Übervölkerung vorgebeugt werde, kann man sich heute ernstlich nicht mehr zufrieden geben. Man muß, wenn es in des Menschen Gewalt liegt, auch hier von zwei Übeln das kleinere wählen. Es sei hier z. B. erinnert an den mit dem Volksbewußtsein nicht mehr übeinstimmenden

---

1) Der eigentliche Grund der Straflosigkeit kann aber gleichwohl nicht hier gesucht werden, da wir mit M. Hirschfeld annehmen müssen, daß die Homosexualität stets angeboren ist.

2) Es sei bei dieser Gelegenheit auf die Bevölkerungszunahme in Deutschland während eines Menschenalters hingewiesen:

1816	24,8	Millionen Einwohner.
1855	36,1	„ „
1871	41,1	„ „
1900	56,4	„ „

übertriebenen Schutz des keimenden Lebens durch den Staat. Die Verbrechen und Vergehen gegen das keimende Leben wurden in früherer Zeit viel härter bestraft als heutzutage. Unser Reichstrafsgesetzbuch von 1871 hat im Vergleich zu den früheren Strafgesetzen der Einzelstaaten für derartige Delikte mildere Strafen eingeführt[1]). Bei einer Revision unseres R.-St.-G.-B. wird eine weitere Milderung der heute als zu hart erkannten Strafen für solche Fälle von verschiedenen Gesichtspunkten aus begründet erscheinen. Die an vielen, namentlich stark bevölkerten Orten auftretende große Kindersterblichkeit, die erfahrungsgemäß nicht immer durch die Mutter Natur als Nothelferin verursacht wird, lehrt nur zu gut, wie das Volk es versteht, corriger la fortune! Um wie viel scheußlicher ist dieser das Strafgesetz umgehende Notbehelf gegenüber einer Abtreibung! Wie empört wird aber auch andererseits das Volksbewußtsein, wenn man mit Hilfe des § 51 R.-St.-G.-B. für gewisse Fälle einen Notweg schafft, um die Härte des Gesetzes auszugleichen! Es sei z. B. an jenen Fall erinnert, in dem kürzlich eine Baronesse in Deutschland von einem Verbrechen der Kindestötung auf Grund des § 51 R.-St.-G.-B. freigesprochen wurde. Wird man bei der künftigen Reform des Strafgesetzbuches nicht den Grundsatz von dem kleineren Übel hier befolgen, wohin sollen dann solche Zustände führen?

7.

Derselbe. Beitrag zum Kapitel der Erkennung der verschiedene Berufsarten in foro: Der Musiker. Separatabdruck aus Friedreichs Blättern für gerichtliche Medizin 1902, 12 Seiten.

Die durch den Beruf, insbesondere das Handwerk, entstehenden physischen Veränderungen am menschlichen Körper und dessen einzelnen Teilen hat man in der Kriminalistik schon lange als wichtige Identifikationsbehelfe erkannt. Ich verweise hier auf Groß' Handbuch für Untersuchungsrichter Seite 279. Der Verfasser hat in obiger Abhandlung eingehend die Veränderungen namentlich an den Fingern von Musikern (Schwielen- und Blasenbildung) besprochen unter Berücksichtigung der einzelnen Musikinstrumente und damit einen anerkennenswerten Beitrag zur forensischen Identifizierungslehre geliefert.

8.

Albert Behr. Ärztlich-operativer Eingriff und Strafrecht. Würzburger Dissertation 1902, 78 Seiten.

Bei der schon vielfach unternommenen Ventilierung dieser Frage ist

---

1) Vergleiche z. B. folgende Strafbestimmungen: Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern von 1813: Geringste Strafe für die Abtreibung durch die Mutter selbst: 4 Jahre Arbeitshaus (Art. 172). Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern von 1861: Geringste Strafe für die Abtreibung durch die Mutter selbst: 3 Jahre Gefängnis (Art. 243, Abs. 1). Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich von 1871: Geringste Strafe für die Abtreibung durch die Mutter selbst: 1 Jahr Zuchthaus, bei mildernden Umständen, wie solche heutzutage hier regelmäßig angenommen werden, ½ Jahr Gefängnis.

es eigentlich schwer, ihr noch neue Seiten abzugewinnen. So mußte sich der Verfasser auf eine Besprechung und Kritik der über diese Frage von Medizinern und Juristen geäußerten Ansichten beschränken. Objektiv betrachtet wird der ärztlich-operative Eingriff als Körperverletzung beurteilt. Als Strafausschließungsgründe werden in der Wissenschaft hingestellt: 1. das ärztliche Berufsrecht, 2. das Gewohnheitsrecht, 3. die Einwilligung des Patienten, 4. der sittliche Zweck des Eingriffes. Verfasser glaubt als Strafausschließungsgrund die „ärztliche Norm“ annehmen zu müssen, unter der zu verstehen sei, die Summe aller derjenigen Regeln, welche auf Grund medizinisch-wissenschaftlicher Überzeugung und Übung gewissenhafter und gebildeter Ärzte die Richtschnur für ein objektiv richtiges Handeln jedes Arztes bilden sollen.“ Ob diese „ärztliche Norm“ im einzelnen Falle beobachtet wurde, wird allerdings eine von den gerichtlichen Sachverständigen jeweils zu beantwortende Hauptfrage bilden; ob sie aber in so ausschlaggebender Weise als „der Strafausschließungsgrund bei „ärztlich-operativen Eingriffen“, wie Verfasser meint, in Betracht kommt, ist zu bezweifeln. Der Strafausschließungsgrund ist ein Umstand, der, ohne den Deliktscharakter der Handlung zu berühren, der Strafbarkeit derjenigen Person entgegensteht, bei welcher er gegeben ist[1]). (Dem Wesen der Strafausschließungsgründe hat Verfasser sonderbarerweise keine weitere Beachtung geschenkt.) Ist die „ärztliche Norm“ ein solcher Umstand? Auf Seite 68 zitiert Verfasser einige Aussprüche maßgebender Autoren, die ihn zu der Begriffsbildung der „ärztlichen Norm“ bewogen haben. So spricht z. B. Oppenheim[2]) (S. 23) von „medizinisch-wissenschaftlicher Überzeugung“, (S. 25) von „wissenschaftlicher Überlegung“, (S. 26) von „zweckentsprechenden Mitteln“; Stooß[3]) von „kunstgemäßem Eingriff“, von einer „Behandlung, die dem Zustand des Patienten angemessen ist“, „die sein Zustand erfordert“, „die sachlich geboten ist“. Der zutreffendste und alle anderen genannten Ausdrücke umfassende Begriff ist „wissenschaftliche Überzeugung“. Auch nur dieser Begriff kann der „ärztlichen Norm“ zugrunde gelegt werden, ja, dieser neu gebildete, aber nicht eng genug begrenzte Begriff kann durch den Begriff der „wissenschaftlichen Überzeugung“ vollständig ersetzt werden. Übrigens ist dieser Begriff uns schon längst geläufig, und wir verstehen darunter etwas ganz Bestimmtes, ein Beweis dafür, daß er gut und nicht ersatzbedürftig ist. Bei Abgabe eines Sachverständigengutachtens spielt die wissenschaftliche Überzeugung bekanntlich auch eine grosse Rolle. Es kommt nicht selten vor, daß ein Sachverständiger unter Eid eine objektive Unwahrheit[4]) sagt; bei widersprechenden Gutachten muß mindestens das eine objektiv falsch sein. Eine Bestrafung

---

1) So z. B. Frank, Kommentar zum R.-St.-G.-B., Vorbemerkung zu § 51.

2) Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen an Kranken und Gesunden. Basel 1892.

3) Operativer Eingriff und Körperverletzung. Berlin 1893.

4) Selbstverständlich ist hier die objektive Unwahrheit nicht als eine offenkundige Unwahrheit aufzufassen, da wir aus dem Widerspruche zweier Urteile ja nur schließen können, daß das eine wahr und das andere falsch sein muß, nicht aber, welches falsch ist, und zwar wegen unseres in manchen Dingen unzureichenden Erkennungsvermögens.

wegen Eidesverletzung erfolgt aber nicht, sobald der Sachverständige nach seiner wissenschaftlichen Überzeugung begutachtet hat.

Hier ist also im Hinblick auf die unter Eid ausgesagte objektive Unwahrheit die „wissenschaftliche Überzeugung" der Strafausschließungsgrund; nicht minder auch bei ärztlichen Eingriffen. Wo aber eine eigene wissenschaftliche Überzeugung bezüglich der Behandlung eines bestimmten Krankheitsfalles nachzuweisen ist oder wenigstens deren Vorhandensein glaubhaft erscheint, ist die wissenschaftliche Überzeugung und Übung anderer Fachmänner ganz gleichgültig, denn niemand kann angehalten werden, von seiner Überzeugung abzuweichen und sich einer anderen anzuschließen. Daher kann die „Übung gewissenhafter und gebildeter Ärzte" wohl als „Richtschnur für ein objektiv richtiges Handeln" eines Arztes Bedeutung haben, nie aber kann sie als eine allgemein aufzustellende und bindende „ärztliche Norm" den alleinigen Strafausschließungsgrund bei ärztlichen Eingriffen bilden. Daher ist der Begriff der „ärztlichen Norm" zu reduzieren auf die „wissenschaftliche Überzeugung" des Handelnden. Und diese muß in der Tat als ein Strafausschließungsgrund auch bei ärztlichen Eingriffen anerkannt werden, nicht aber als der einzige; denn der Strafausschließungsgrund der „wissenschaftlichen Überzeugung" ist nur ein Notbehelf, er kann nur dann in Betracht gezogen werden, wenn andere konkrete Strafausschließungsgründe fehlen. Als solche sind hervorzuheben: einmal die Einwilligung des Patienten, sodann die Amts- und Berufspflicht des eingreifenden Arztes. Können diese Umstände als Strafausschließungsgründe nicht in Betracht kommen, z. B. bei Unmöglichkeit der Einholung einer Einwilligung, dann bedingt einzig und allein der Nachweis der die ärztliche Handlungsweise begründenden „wissenschaftlichen Überzeugung" die Straflosigkeit des Arztes. Verfasser zählt auf S. 26 drei hierher gehörige Fälle auf: 1) den Fall der Bewußtlosigkeit, verbunden mit der Notwendigkeit sofortigen ärztlichen Eingreifens; 2) den Fall der Minderjährigkeit oder mangelnden Geistesfähigkeit, verbunden mit dem Fehlen eines Vertreters des Patienten; 3) den Fall schwerer Erkrankung und damit verbundener Unmöglichkeit der Mitteilung möglicher schwerer Folgen eines ärztlichen Eingriffes, wegen der dem Patienten dadurch verursachten schädlichen Aufregung. Mit dem Gewohnheitsrecht und dem sittlichen Zweck als Strafausschließungsgründe wird die Praxis wohl kaum zu rechnen haben. Welcher der drei konkreten Strafausschließungsgründe jeweils die Straflosigkeit des eingreifenden Arztes bedingen, die Einwilligung des Patienten, die Amts- und Berufspflicht oder die wissenschaftliche Überzeugung des Arztes, muß der jeweilige Tatbestand ergeben; irrig aber wäre es, einen einzigen derselben von vornherein als den allein maßgebenden hinstellen zu wollen.

Trotz der Bezeichnung der „ärztlichen Norm" als Grund der Straflosigkeit (S. 69) glaubte doch Verfasser im Schlußsatz seiner Beobachtungen (S. 75), auch die Einwilligung des Patienten als sehr maßgebenden Faktor bei der Beurteilung der Straflosigkeit ärztlicher Eingriffe nicht ausser acht lassen zu dürfen, indem er sie der „ärztlichen Norm" gewissermaßen koordinierte mit den Worten: „Jeder nach Maßgabe der ärztlichen Norm nicht gegen den ausdrücklichen Willen des Patienten vorgenommene ärztliche Eingriff ist straflos."

Eine streng logisch durchgeführte Konstruktion der „ärztlichen Norm“ als Strafausschließungsgrund bei ärztlich-operativen Eingriffen ist dem Verfasser also nicht gelungen. Abgesehen von mehreren bei der Untersuchung wissenschaftlicher Fragen sehr entbehrlichen Phrasen verdient die Dissertation als Fleißarbeit Anerkennung.

Berichtigung.

Kürzlich habe ich die Memoiren einer Sängerin besprochen. Am Ende habe ich in Parenthese hinzugefügt, daß dies Werk angeblich von der berühmten Corona Schröter herrührt. Ich werde nun von auswärts darauf aufmerksam gemacht, daß hier ein fataler lapsus calami vorliegt. Und dem ist in der Tat so. Es handelt sich um eine andere berühmte Sängerin: Wilhelmine Schröder, die später als die sittenreine und von all ihren Zeitgenossen wegen ihrer trefflichen menschlichen Eigenschaften hochgeachteten Corona Schröter, der Freundin von Goethe und Schiller, lebte. Schon daß die Verfasserin jener Memoiren Wagners Opern kennt, spricht gegen die Corona Schröter.

Dr. P. Näcke.

VI.

Zur Psychologie der Zeugenaussagen.

Beitrag zur psychologischen Analyse der Stimmung, insbesondere der Suggestion in ihrer forensischen Bedeutung.

Von

Hans Schneickert, Rechtspraktikant in München.

„Stimmung“, deren Bedeutung in foro wir hier näher zu untersuchen uns vorgenommen haben, ist ein durch besondere Umstände hervorgerufener momentaner psychischer Zustand eines Menschen oder einer Menschengruppe, dessen Erkennbarkeit unserer Aufmerksamkeit unterliegt. Es scheiden mit dieser Begrenzung von vornherein alle jene Fälle der Stimmung aus, die der Möglichkeit unserer Beobachtung und Beurteilung entrückt sind, z. B. die psychische Erregung beim Lesen eines spannenden Romans (insbesondere vor dem Nachtschlaf), die Seelenqualen eines unrettbar dem Tode geweihten Menschen; in engerer Beziehung aber auch alle jene Fälle der Stimmung, die der Erkennung und Beurteilung in foro entzogen sind.

Bei der Stimmung haben wir zunächst zwei ihrem Entstehungsgrund entsprechende Seiten zu unterscheiden: eine aktive und eine passive Seite. Jene bedeutet das „Stimmung machen“, diese das „Gestimmtwerden“. Die Stimmung untersteht als Seelenzustand dem Gefühlsvermögen; je nach der Beschaffenheit eines Objektes oder einer gegenständlichen Tätigkeit werden angenehme oder unangenehme Gefühle in der menschlichen Seele geweckt. Letzterenfalls spricht man von „Verstimmung“. Beide Arten der Gefühle können sich bis zu einem gewissen Grade einander nähern, ohne sich aber zu berühren und einen Gegensatz hierdurch erkennbar zu machen; das inzwischen liegende, die beiden Gegensätze scheidende Gebiet ist der indifferente Gefühlszustand, der sich andererseits wieder unterscheidet von dem Zustand eines sogenannten gemischten Gefühls. Dieser ist aber nicht als selbständiger, eigentlicher Seelenzustand aufzufassen, da er nur durch den unbewußten raschen Wechsel von angenehmen und unangenehmen Gefühlen erzeugt wird.

I. Die passive Seite der Stimmung.

Die Stimmung, die durch die bewußte oder unbewußte Tätigkeit eines anderen verursacht wird, soll bei der Untersuchung der aktiven Seite der Stimmung ihre Beachtung finden. Hier dagegen soll ein Wort der Stimmung als einer unmittelbaren Folge des Selbstdaseins gewidmet werden. Die Gefühle sind dem Grade sowohl wie der Art nach verschieden; je nach den mehr oder weniger lebhaften Gefühlszuständen unterscheidet man hier wieder Anwandlungen und Affekte. Während die Anwandlungen kaum noch ins Bewußtsein treten, sind die Affekte, wie Freude, Schmerz, Furcht, Angst, Schrecken, Ärger, Zorn auch der Außenwelt erkennbar. Diese sind es daher auch, die uns mehr interessieren. Unser Forschen hat sich weniger auf das Dasein als auf den Ursprung, die Ursache der Affekte zu richten, um den Grad und die Wirkungen derselben zu erkennen und richtig beurteilen zu können. Während die Grade des Gefühls, insbesondere die Affekte, eine unzweifelhafte Stimmung im Menschen hervorzurufen vermögen, ist dies keineswegs immer der Fall bei der Empfindung, einer Art des Gefühls. Die Empfindung, das Innewerden der mannigfaltigen, den leiblichen Lebenszustand begründenden Lebenstätigkeiten, ist in gesundem Zustande an die Tätigkeit des Nervensystems gebunden. Bewußt wird aber die Empfindung nur dann, wenn die Lebenstätigkeiten, die Funktionen der Lebensorgane gestört werden, in krankhaftem Zustande sind oder überhaupt von der Regel abweichen. So kommt es, daß nur die bewußten Empfindungen geeignet sind, eine gewisse Stimmung der Seele hervorzurufen. So beispielsweise Kopfweh, Zahnweh, Unregelmäßigkeiten in der Herztätigkeit, Menstruation, Klimakterium, Schwangerschaft. Nicht minder als die Empfindung ist auch noch eine andere Art der Gefühle, das sittliche Gefühl, das Gewissen mit seinen Abarten des Ehr-, Rechts- und Pflichtgefühls stimmungserzeugend, zumal wenn seiner normalen Funktion Hindernisse entgegentreten. Man denke z. B. an eine kriminelle Verdächtigung, den Vorwurf der Lüge, der Ungerechtigkeit, der Pflichtverletzung. Wohnt dem Menschen ein sittliches Gefühl inne, so wird nicht bloß bei offenkundigem Abweichen von der Wahrheit, d. h. der Übereinstimmung der Gedanken mit der Wirklichkeit, die Stimmung des ertappten Lügners geändert, sondern auch die Stimmung des nicht ertappten Lügners. Wir erkennen diese Änderung der Stimmung in erster Linie durch ein zögerndes Anwortgeben, verbunden mit psychologisch zu erklärenden Reflexbewegungen und -Wirkungen

(Augenniederschlagen, scheuer Blick, Erröten usw.). Ein solcher Mensch muß, um Widersprüche zu vermeiden, jede Antwort zuerst überlegen, sie prüfen, ob sie den eingeschlagenen Weg der Lüge nicht kreuzt; daher die auffallende, plötzlich eintretende Vorsicht und Schüchternheit beim weiteren Verlauf des Verhörs.

Erwähnt mag hier noch werden, daß auch die Artung des Temperaments einen unbewußten Wechsel der Stimmung bringen kann, wie auch Witterung, schlechter Schlaf, Träume, Musik usw. eine gewisse, aber für uns mehr bedeutungslose Stimmung im Menschen herrufen können [1]).

Während die Erforschung dieser stimmungerzeugenden Umstände schon lange als Aufgabe der Kriminalanthropologie angesehen werden kann und auch schon zu bestimmten Resultaten geführt hat, kann es nicht Aufgabe dieser Abhandlung sein, im einzelnen näher auf sie einzugehen. Ich wende mich daher zu der zweiten Gruppe der stimmungerregenden Umstände, deren Erforschung in mancher Beziehung recht lückenhaft ist.

II. Die aktive Seite der Stimmung.

Eine nicht geringere Bedeutung als jene hauptsächlich durch die innere Beschaffenheit des Menschen bedingte Art der Stimmung hat die durch äußere Umstände verursachte Stimmung. Welches sind nur diese äußeren Umstände?

1. Die Suggestion. Suggestion ist die bewußte oder unbewußte Beeinflussung des Denkens oder Tuns eines Menschen seitens dritter Personen. Da das Tun selbst eine stimmungerzeugende Kraft in sich tragen kann, wie alle die auf die Befriedigung eines sinnlichen oder geistigen Genusses gerichtete Betätigungen, z. B. Essen, Trinken, Rauchen, Baden, Singen, Pfeifen, Lesen, Musizieren usw., ist auch die Suggerierung einer solche Betätigungen begleitenden Stimmung, sowie die Suggerierung einer solchen Betätigung selbst leicht denk-

---

1) Vgl. Groß, Kriminalpsychologie, S. 510 f.; ferner Näcke, Archiv XII, S. 269. Wenn zwischen der Wahrnehmung und der Vernehmung des Zeugen ein Zeitraum von mehreren Tagen oder gar Wochen liegt, dürfte eine Erforschung der Stimmung am Tage der Wahrnehmung durch Befragen des Zeugen, ob er in der vorausgegangenen Nacht gut oder schlecht geschlafen habe, wie Näcke a. a. O. vorschlägt, keineswegs anzuraten sein, da man nur zu leicht eine neue Fehlerquelle so schaffen könnte. Wenn wir nicht selbst in der Lage sind, die Ursache und Wirkung eines Stimmung erzeugenden Faktors unmittelbar zu erforschen bezw. zu beobachten, so hat das Urteil eines Laien hierüber für uns gar keinen Wert, im Gegenteil, es kann für uns selbst eine Fehlerquelle werden.

bar. Doch mehr als diese Art der Beeinflussung muß uns in krimineller Hinsicht die Beeinflussung des Denkens eines Menschen interessieren, besonders wenn wir die psychologische Zergliederung der Zeugenaussagen im Auge behalten sollen [1]). Von der suggestiven Beeinflussung der Richter und Geschworenen durch Staatsanwalt und Verteidiger, von den an Zeugen und Angeklagte gerichteten Suggestivfragen haben wir schon viel gehört und brauchen uns hier auch nicht mehr näher darauf einzulassen, da dieser Art der — größtenteils bewußten und gar aggressiven — Suggestion eine andere Bedeutung zukommt als der Suggestion einer Stimmung, mit der wir uns hier vornehmlich beschäftigen wollen.

Zum ersten Male hat die Frage der Suggestion in foro eine große Rolle gespielt in dem bekannten Czynski-Prozesse [2]) im Jahre 1894, noch eine viel bedeutendere Rolle aber in dem zwei Jahre darauf in München durchgeführten Berchtold-Prozesse [3]). Ohne die in den erwähnten beiden Arbeiten besprochenen Einzelheiten dieser Prozesse zu berühren, wollen wir uns die Frage vorlegen: was hat uns der Berchtold-Prozeß in Beziehung auf die Suggestion gelehrt? Die zusammenfassende Antwort lautet: Je sensationeller die Verbrechertat und deren Folgen sind, desto vorsichtiger muß die Voruntersuchung [4]) geführt werden, um die Beweise zu sichern, inbesondere die heillose Wirkung der Suggestion und Erinnerungsfälschung möglichst zu verhindern. Tatsächlich sind in diesem Prozesse viele Beweise — und zwar die wichtigsten — durch die unvorsichtig geführte Voruntersuchung wenigstens verdunkelt worden [5]). Als Gründe dieser Verdunkelung der Beweise und zwar durch Suggestion wurden

1) Trotzdem glaube ich auf die kriminelle Bedeutung der Suggerierung einer Tätigkeit hinweisen zu müssen, indem ich an die — volkstümlich ausgedrückt — „ansteckenden Beispiele“ berühmt gewordener Verbrecher erinnere: Jack, der Aufschlitzer; Verrohung der Jugend durch die Lektüre der Indianergeschichten, die unsere jugendlichen Raubmörder vorbildete; Kneißl, der zweite bayerische Hiesl, u. a.

2) Vgl. die diesen Prozeß behandelnde Schrift von W. Preyer, Ein merkwürdiger Fall von Faszination. Stuttgart 1895.

3) Vgl. die diesen Prozeß kritisch behandelnde Arbeit von Dr. v. Schrenck-Notzing, Über Suggestion und Erinnerungsfälschung im Berchtold-Prozeß. Leipzig 1897.

4) Wie lehrreich ist der Berchtold-Prozeß für die Gegner der Voruntersuchung! (Über letztere Frage vgl. Groß, Archiv XII, S. 191ff.)

5) Der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. v. Pannwitz, erhob in einer Rede — a. a. O. S. 78 u. 86 — den Vorwurf, daß die Voruntersuchung geradezu öffentlich geführt worden sei und zwar unter den Auspizien und inauguriert durch die königl. Polizeidirektion München.

von seiten des Verteidigers wie des psychiatrischen Sachverständigen v. Schrenck-Notzing hervorgehoben:

a) Die Beeinflussung der Zeugen durch die Presse und Polizeiberichte [1]).

b) Die Aushändigung zweier Porträts des beschuldigten Mörders durch die Polizeibehörde an die Presse und die Ausstellung derselben sowie Verbreitung von schlechten Reproduktionen durch Tageszeitungen [2]).

c) Die Äußerung des Ministers des Innern gelegentlich einer Interpellation in der Kammer der Abgeordneten [3]).

d) Die zu spät erfolgte Aussetzung einer Prämie von 1000 Mark für die Überführung des Mörders [4]).

e) Die Art der Konfrontation der auf die Aufforderungen in der Presse hin sich meldenden Zeugen mit dem Beschuldigten [5]).

Zu all diesen Suggestivfaktoren kam dann noch die Sensation des Falles, die außerordentliche Erregung und Beängstigung des Publikums, die durch die Tatsache, daß von den in der letzten Zeit in Bayern vorgekommenen Mordtaten nur die wenigsten — der Verteidiger sprach sogar von 100 Prozent! — aufgedeckt worden sind, recht erklärlich ist [6]).

Zur Kritik dieser als Suggestivfaktoren erkannten Umstände noch einige Worte. Daß die soeben aufgezählten Faktoren geeignet sind, dem Publikum, insbesondere den als Zeugen etwa in Betracht kom-

---

1) Vgl. die Ausführungen von Schrenck-Notzing a. a. O. S. 14ff., 61, 105, 107 und die Rede des Verteidigers ebendort. S. 85 u. 86.

2) Vgl. a. a. O. S. 21, 71, 84, 86, 97ff. Auch der Staatsanwalt mußte zugestehen, daß die Photographie „eminent suggestiv" sei (a. a. O. S. 89).

3) A. a. O. S. 67, 86, 89, 90.

4) A. a. O. S. 19, 83, 86, 89, 96. Der dreifache Mord wurde am 14. Februar 1896 ausgeführt, die amtliche Ausschreibung der Prämie erfolgte am 28. Februar 1896 in der Presse.

5) A. a. O. S. 74, 80, 84, 86, 77. Nicht mit Unrecht tadelten Verteidiger und Sachverständiger v. Schrenck-Notzing den bei der Voruntersuchung begangenen Fehler, daß unter den obwaltenden Umständen den Zeugen nicht mehrere Mannspersonen vorgeführt, nicht mehrere Photographien verschiedener Mannspersonen und nicht mehrere Kleidungsstücke zur Rekognoszierung vorgelegt wurden, da doch ein ganz wichtiger Teil des Schuldbeweises auf dem psychologischen Problem des Wiedererkennens beruhte.

6) A. a. O. S. 33, 62, 63, 73, 84, 85, 107. Es lassen sich, wie v. Schrenck-Notzing a. a. O. S. 107 meint, auch Zustände von Angst, Schrecken, sensationeller Aufregung, sobald sie das Publikum oder auch nur einen Teil desselben ergreifen, recht wohl als psychische Epidemien auffassen. Vgl. auch die hier einschlägigen Auslassungen des Verteidigers a. a. O. S. 85.

menden Personen eine verhängnisvolle Stimmung zu suggerieren, braucht hier nicht erst bewiesen zu werden, der Berchtoldprozeß hat dies ja schon getan. Soll nun, fragt v. Schrenck-Notzing a. a. O. S. 106, „angesichts der brutalen Logik solcher Tatsachen die Rechtspflege ihre alten Wege weiter wandeln, ohne sich um die Errungenschaften der neueren Psychologie zu kümmern? Wenn irgendetwas die Rechtssicherheit gefährdet hat oder gefährden kann, dann ist es das konservative Beharren an veralteten Einrichtungen und der Widerstand gegen die fortschreitende Erkenntnis, dagegen ganz gewiß nicht eine praktische Nutzbarmachung der Suggestionslehre!"

Nun darf man aber ja nicht denken, daß der Berchtold-Prozeß oder der ihm vorausgehende Czynski-Prozeß vom Jahre 1894 die Geburtsstätte der „Suggestion" uns enthüllte. Man sollte es aber geradezu meinen, wenn man einige Äußerungen von Medizinern und Juristern aus jener Zeit sich vergegenwärtigt. So sagt z. B. Prof. Dr. Moritz [1]), daß mit dem Schlagworte „Suggestion" ein unnötiger Terminus in den Gerichtssaal gebracht werde, der den Geschworenen — (warum denn nur diesen?!) — nicht geläufig sei, hinter dem sie etwas Unbekanntes, in seiner Wirkung nicht Abschätzbares vermuten, wodurch die Klarheit ihres Urteils beeinträchtigt werden könne. Fast unglaublich ist die durch folgende Äußerung eines Juristen über die Suggestion bezeugte Unwissenheit in diesem Punkte.

„... Die neue Bezeichnung mit dem vornehm klingenden Fremdwort ‚Suggestion' ist aber gefährlich; sie erweckt die Vorstellung von etwas Pathologischem (!) an der Person, die der Suggestion unterlegen sein soll; nun mag es ja sein, daß in 50 oder 100 Jahren der Psychiater mit Hilfe von Röntgenstrahlen (!) oder anderen Mitteln unserm Auge den Vorgang der Beeinflussung durch andere sichtbar (!) macht. Zur Zeit aber ist die Psychiatrie noch nicht so weit." [2]) (!)

Es scheint fast, als wollte v. Schrenck-Notzing selbst die Suggestion als ein Produkt der Neuzeit auffassen, wenn er a. a. O. S. 104 sagt: „... Mit der Einbürgerung des Ausdrucks („Suggestion") selbst folgt, wenn auch langsamer, doch schließlich auch der richtige Begriff, das richtige Verständnis des damit bezeichneten Vorganges".

Glaubt man etwa, daß unser Strafprozeßrecht vor 100 Jahren nichts von Suggestion gewußt hat? Oder sind es nicht vielmehr die neu auftauchenden, aber verkannten Suggestionsfaktoren unseres modernen Verkehrslebens, welche Leute das Wesen der Sug-

---

1) Die Suggestion im Prozeß Berchtold. Münchner med. Woch. 1896. Nr. 43.
2) Mitgeteilt von Schrenck-Notzing, a. a. O. S. 103. Note 1.

gestion so vielen unverständlich macht? Die Suggestivkraft der Presse konnte unseren Vorfahren freilich nicht bekannt sein, da jene in alten Zeiten gewiß nicht den Ansprnch auf „Mithilfe“ bei der Voruntersuchung erhoben haben wird. Die Photographie ist auch erst durch die Erfindung Daguerres im Jahre 1839 praktisch verwertbar geworden. Kurz, die ganze Art unseres früheren Strafprozesses war der aus der Öffentlichkeit herrührenden Beeinflussung von Zeugen durch Suggestion hinderlich. Aber gleichwohl wußte man schon damals, was Suggestion ist, und daß sie eine verderbliche Wirkung bei den Zeugenaussagen haben muß; daher war sie auch den richterlichen und Untersuchungsbeamten verboten. Als Beweis für meine Behauptungen brauche ich nur einige Vorschriften des Strafgesetzbuches für das Königreich Bayern aus dem Jahre 1813, das ja in der Entwicklung unseres heutigen Strafrechtes bekanntlich eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, hier wörtlich zu zitieren.

Zweiter Teil. Von dem Prozeß in Strafsachen.

I. Buch, 2. Titel, 2. Kapitel: Artikel 213.

Die einem Zeugen vorzulegenden besonderen Fragen müssen:

1. rücksichtlich aller näher zu erörternden Umstände erschöpfend,
2. bestimmt und deutlich abgefaßt,
3. nur auf einen einzigen Tatumstand gerichtet, überhaupt
4. unverfänglich sein, und
5. keine bestimmte Vorhaltung des fraglichen Umstandes selbst (Suggestion), zumal keines Hauptumstandes der Tat, in sich enthalten.

Was die Vernehmung des Angeschuldigten anlangt, kommen folgende sehr bezeichnende Artikel in Betracht.

Zweiter Teil. Unerlaubte Mittel zur Erlangung eines Geständnisses.

I. Buch, 3. Titel, 1. Kapitel, Ziff. V.

1. Betrügliche Versprechungen Art. 181.

Der Untersuchungsrichter, welcher durch das Versprechen der Ungestraftheit, oder anderen Betrug, ein Bekenntnis der Schuld zu erlangen sucht, ist von dem Obergericht in Strafe zu ziehen. Auch ist ein dadurch veranlaßtes Bekenntnis unwirksam.

2. Verfängliche Fragen: Art. 182.

Desgleichen soll sich der Untersuchungsrichter aller verfänglichen Fragen enthalten.

Dahin gehören alle unbestimmten, vieldeutigen, verschiedene Umstände zugleich umfassenden Artikel, wie auch solche Fragen, wobei vorausgesetzt wird, als habe der Inquisit bereits etwas anderes gestanden, was von ihm entweder geleugnet oder wenigstens noch nicht eingestanden worden ist.

3. Unerlaubte Suggestionen: Art. 183.

Abs. I. Fragen, welche dem Inquisiten den besonderen Umstand, den man von ihm eingestanden haben will, zur bloßen Bejahung oder Verneinung bestimmt vorsagen, sind in der Regel verboten.

Aus dem Nachlasse dieses bayerischen Strafgesetzbuches wurden leider derartige Bestimmungen nicht anerkannt und übernommen, so daß es scheint, daß der Begriff der Suggestion im Laufe der Zeit ganz in Vergessenheit geraten ist, bis ihm die beiden Sensationsprozesse der 90er Jahre als unverständliches, „gefährliches" Neugebilde wieder zum Vorschein brachte. Unsere Strafprozeßordnung glaubte das richtige Maß anzuwendender List und psychischen Zwanges dem Taktgefühl der mit der Vernehmung von Zeugen und Beschuldigten betrauten Personen überlassen zu können. Ein sonderbarer Fortschritt! Ob man bei der Reform unseres Strafprozeßrechts auf die überaus schädlichen Wirkungen der Suggestion wird Rücksicht nehmen, ist nach unseren heutigen Erfahrungen gewiß keine überflüssige Frage mehr!

Wir wollen uns hier nicht weiter in den Untiefen unserer heutigen St.P.O. verlieren, sondern wieder zurückkehren zur Kritik der modernen Suggestionsmittel.

Die Voruntersuchung ist nach unserer St.P.O. geheim zu führen. Selbstverständlich kann dies nicht geschehen, ohne daß die Außenwelt etwas davon erfährt; denn die Polizeiorgane haben als Gehilfen der Staatsanwaltschaft Recherchen zu pflegen, es werden einzelne Personen aus dem Publikum zeugenschaftlich vernommen, und so kommt es, daß die Verbrechenstat mit ihren Einzelheiten zum Tischgespräch, zum täglichen Unterhaltungsstoff dient. Dagegen läßt sich auch nichts Bedenkliches einwenden; denn wenn man von verderblicher Suggestion redet, müssen immer einflußreiche Faktoren die „Stimme führen". Der Gescheitere beeinflußt den weniger Gescheiten, der Kräftigere den Schwächeren, sagte mit Recht der Sachverständige Prof. Dr. Grashey[1]). Es wurde in erster Linie die Presse als mächtiger Suggestivfaktor bezeichnet. Daß sie Einzelheiten einer Verbrechenstat berichtet, soweit sie von jedermann zu erfahren sind, ist ein unbestreitbares Recht der Presse. In dieser Richtung dient sie der Allgemeinheit, dem öffentlichen Verlangen. Scharf zu tadeln ist es dagegen, wenn sie in einer ihr durchaus nicht zukommenden Weise in den Gang der Voruntersuchung eingreift und sich eine Mithilfe hierbei anmaßt, von der sie auch noch glaubt, „daß sie von maßgebender Seite gern anerkannt" werde[2]), die aber, wie die Erfahrung heute schon lehrt, von einer recht verderblichen Wirkung ist. Es ist

1) Vgl. Schrenck-Notzings mehrfach zitierte Abhandlung. S. 61.

2) Ebenda, S. 18.

ein höchst merkwürdiges Gebaren einer Presse, wenn sie, wie es in neuerer Zeit zur Mode geworden ist, Reporter aussendet, die zu „recherchieren", insbesondere die Hauptzeugen einer Verbrechenstat zu „verhören" haben, um so täglich ihren Lesern interessante Mitteilungen erzählen zu können. Und erst die Konkurrenz der zahlreichen Tagesblätter, von denen jedes aus erklärlichem Interesse auf die Priorität des Berichtes bedacht ist! Wenn man im allgemeinen wie auch im besonderen die mit der Voruntersuchung beauftragten Beamten jeweils zur Vorsicht zu mahnen Gelegenheit nimmt [1]), damit sie ja nicht bei den Vernehmungen und den sonstigen das Hauptverfahren vorbereitenden Handlungen die Beweise verdunkeln, zu was müßte man dann erst die bezüglich ihrer kriminalistischen Kenntnisse und Zuverlässigkeit durchaus unkontrollierbaren Reporter ermahnen? Hier kann nur ein unnachsichtiges hands off! das richtige Mahnwort sein! Bedenkt man aber, daß eine solche „Mithilfe" der Presse vor der Voruntersuchung von maßgebender Seite keinen energischen Protest erfährt, vielmehr stillschweigend mit angesehen wird, so kann man sich die Schlußfolgerung der Presse auf die „Anerkennung ihrer Mithilfe" durch die „maßgebenden" Personen eigentlich leicht erklären.

Der Tagespresse wurde bezüglich ihrer genauesten Informierung des Publikums über Verbrechertaten von kriminalistischer Seite noch nichts Gutes nachgerühmt, dagegen nannte man sie schon mit Recht den „Katechismus des Verbrechertums" [2]). Welchen Nutzen soll es andererseits für die Voruntersuchung bringen, Leute, die irgendwelche Anhaltspunkte zu der Verbrechenstat geben können, aus eigener Initiative aufzufordern, der Redaktion einer Tageszeitung hiervon Mitteilung zu machen bei Zusicherung strengster Diskretion?! [3]) Dazu kommt dann noch die jedes Maß übersteigende Kritik und Beurteilung der erhobenen Tatsachen und Zeugenaussagen! Was muß es auf die Zeugen für einen Einfluß ausüben, wenn sich eine Tageszeitung, die 16 Tage lang seit der Verbrechertat ohne jede Beanstandung seitens der Untersuchungsbehörde täglich das Ergebnis ihrer Nachforschungen den Lesern berichtet, auf einmal die „Kette der Indizienbeweise" für geschlossen erklärt und geradezu apodiktisch behauptet: „Es dürfte nunmehr jeder Zweifel ausgeschlossen sein, daß Berchtold der Mörder ist" [4]). Die in Betracht kommenden Hauptzeugen konnten nun nichts Besseres tun, als,

---

1) Vgl. Hans Groß, Handbuch f. Untersuchungsrichter. 3. Aufl. S. 231 ff.

2) v. Schrenck-Notzings zitierte Abhandlung. S. 76, 105, 106.

3) Ebenda, S. 18, 19.

4) Ebenda, S. 20.

sich auf die Hauptverhandlung vor dem imposanten Schwurgericht vorbereitend, ihre so oft wiederholten, aber bisher noch durch manche Zweifel getrübten Aussagen zu „präzisieren“, um nicht durch unbestimmte und widerspruchsvolle Depositionen den Gang der Verhandlung zu stören, und um andererseits dem positiven Ergebnisse der Voruntersuchung, das ja nach der Ansicht der allwissenden Presse zweifellos war, gerecht zu werden. —

Am 14. April, also etwa am 58. Tage der Voruntersuchung, hat die Polizei endlich selbst diesem Treiben der Presse Einhalt getan, indem sie ein Schreiben an die Tagesblätter richtete, sie möchten Einhalt tun [1]). Daß dies jetzt schon zu spät war, ist selbstverständlich, wie es auch nicht von Belang ist, daß einige kleinere Tagesblätter schon vor diesem Termine Gegenansichten brachten; denn „der Gescheitere beeinflußt den weniger Gescheiten, der Kräftigere den Schwächeren“, daher wird sich der suggestible Mensch auch gewiß nicht mehr von einer weniger verbreiteten, „weniger gut unterrichteten“ Tagespresse nachträglich beeinflussen lassen. Je verbreiteter, je besser unterrichtet, je intensiver die „Mithilfe“ einer Tagespresse ist, um so mehr behält sie als Suggestivpresse die Oberhand.

Wie wäre hier Abhilfe zu schaffen? Der Verteidiger äußerte die Meinung [2]), daß der Gesetzgeber nach diesem Prozesse die Pflicht habe, hier einzugreifen, und begründete dies damit: Wenn es verboten sei, vor der Hauptverhandlung aus der Anklageschrift Notizen in die Öffentlichkeit zu bringen [3]), dann könne man auch verbieten, daß über die Voruntersuchung etwas veröffentlicht werde. Es verbietet der § 17 R.-P.-G. allerdings nur die vorzeitige Veröffentlichung von amtlichen Schriftstücken eines Strafprozesses. Die Presse umgeht nun aber dieses Verbot, indem sie sich den Inhalt dieser Schriftstücke auf privatem Wege aneignet, nämlich durch die Vernehmung der Zeugen mit Hilfe der Reporter, bezw. durch die Aufforderung der Zeugen, über ihre Wahrnehmungen ihr Mitteilung zu machen. Dagegen muß freilich energisch Stellung genommen werden, wenn nicht jener § 17 ganz illusorisch gemacht werden soll [4]). So lange aber auf dem Wege des Gesetzes

1) A. a. O. S. 86.

2) Ebenda, S. 85.

3) Vgl. hierzu § 17 des Reichspreßgesetzes.

4) Auch v. Schrenck-Notzing fühlt, daß hier etwas geschehen müsse, indem er sagt (a. a. O. S. 105): „... Eine sorgfältige Würdigung der Sache müßte schließlich die gesetzgebenden Faktoren und Sicherheitsorgene veranlassen, den allerdings in seiner gefährlichen Wirkung noch immer weit unterschätzten Ein-

eine Abhilfe nicht geschaffen wird, muß es den mit der Voruntersuchung betrauten Behörden überlassen bleiben, einer eigenmächtigen Mithilfe der Presse rechtzeitig Einhalt zu gebieten.

Die Presse war es auch, welche die amtliche Aussetzung einer hohen Belohnung für die Überführung des Mörders in Aussicht stellte [1]). Drei Tage später wurde eine solche in der Tat auch amtlich bekannt gegeben; ob auch hier eine Suggestion durch die Presse stattgefunden hat, kam im Prozesse zwar nicht zum Ausdruck, wohl aber mußte auch diese erfolgreiche „Mithilfe" der Presse auf das Publikum einen gewissen Einfluß ausüben.

Was die amtliche Aussetzung einer Prämie für die Ergreifung oder Überführung eines Deliquenten anlangt, so dürften noch folgende Betrachtungen hierüber am Platze sein. Jedenfalls ist dieses Institut schon sehr alt, auch das bayerische Strafgesetzbuch (von 1813 II. Teil Art. 87) kennt es bereits. Man kann aber auch überzeugt sein, daß es heute ein veraltetes Institut ist. Wer für die Eruierung eines Deliquenten eine Geldbelohnung aussetzt, bekennt gleichzeitig, daß er nicht selbst in der Lage oder allein zu schwach ist, die Spuren einer Untat bis zur Ergreifung ihres Verursachers zu verfolgen. Es ist ein bei Privatpersonen sehr beliebtes Mittel, auch andere Leute für ihr Mißgeschick zu interessieren und sie zur Ausfindigmachung des Missetäters zu ermuntern. In sehr vielen Fällen aber ist die Aussetzung einer Prämie der einzige Schritt, den eine Privatperson zur Eruierung eines Deliquenten unternimmt. Je nach der Höhe der ausgesetzten Prämie werden sich stets mehr oder weniger Personen zur Erlangung derselben reizen lassen. Doch werden die „Konkurrenten" nie außerhalb eines gewissen Milieus zu finden sein. Es wird daher nicht schwer sein, die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit dieser Spekulanten richtig zu beurteilen. Der Staat, der es in der Hand hat, seine Kriminalorgane tüchtig zu schulen, wie es die fortschreitende Zeit erheischt, sollte sich also dieses Hilfsmittels von recht zweifelhaftem Werte nicht bedienen. Auch der Berchtold-Prozeß hat uns wieder gezeigt, daß die Aussetzung einer Prämie viel mehr schlimme als gute Wirkungen im Gefolge hat. v. Schrenck-Notzing hat es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, indem er, a. a. O. S. 19, bei seiner trefflichen Registrierung der so unerwartete Wirkungen ausübenden Zeitungsberichte, sagt: „Von diesem Moment (scil. der Prämienaus-

---

fluß der Presse auf die Kriminalität einzuschränken, wie das auch bereits auf dem letzten internationalen Kongreß für Kriminalanthropologie vorgeschlagen und befürwortet ist."

1) A. a. O. S. 17.

setzung) an fließen die Nachrichten (scil. an die Presse) reichlicher", wie dies auch die Presse selbst bestätigte. Es ist hier auch u. a. auf einige sehr bezeichnende Äußerungen der Zeugen hinzuweisen (a. a. O. S. 59, 83), die auf den Gewinn der 1000 Mark spekulierten, wenn sie nur „was Gewisses" sagen könnten! Kann es dann ausbleiben, daß in einem Prozesse Zeugen auftreten, die trotz aller Unwahrscheinlichkeit ihrer Wahrnehmung „etwas Gewisses" aussagen? Welchen Aufwand an Zeugen kostet es dann wieder, das pro et contra dieser Unwahrscheinlichkeit zu untersuchen! Es ist andererseits aber auch noch in Betracht zu ziehen, wie wenig eine Prämienaussetzung von positiver Wirkung ist, indem vielfach gerade diejenigen, die etwas Gewisses aussagen könnten, sich zum Schweigen verpflichtet fühlen! Teils scheuen sie sich, als Zeugen vor Gericht zu erscheinen, weil sie leicht in den Verdacht der Mittäterschaft oder Begünstigung kommen könnten, teils werden sie durch psychischen Zwang (Bestechung, Bedrohung) direkt abgehalten, Zeugnis zu geben; man vergegenwärtige sich nur einmal die Kneißlaffäre in Bayern (1901)! In solchen Fällen hat die Aussetzung einer noch so hohen Belohnung gar keine positive Wirkung.

Unter solchen Verhältnissen bleiben nur ganz wenige Fälle übrig, in denen die Prämienaussetzung durch den Staat eine günstige Wirkung haben kann, die aber keineswegs zu einer Verteidigung dieses veralteten Instituts hinreichen.

Steht es mit der Ausstellung des Deliquentenporträts viel besser? Wenn das bei größeren Polizeibehörden zu führende Verbrecheralbum Vorzüge hat, wollen wir sie nicht verkennen. Es ist ja vielfach nicht zu umgehen, einen Zeugen mit dem Deliquenten zu konfrontieren, bezw. jenem ein Porträt des verdächtigten Deliquenten zum Zwecke des Wiedererkennens vorzulegen. Es ist aber in zweifelhaften Fällen ein großer Fehler, dem Zeugen nur eine Person gegenüberzustellen, nur eine Photographie vorzulegen, was oben S. 197, Note 5 schon erwähnt wurde. Wer kann ernsthaft behaupten bezw. glaubhaft machen, daß er eine Person, die er vor Tagen, Wochen oder gar Monaten einmal flüchtig gesehen hat, durch Vorzeigen in persona oder en portrait wieder erkenne? Doch höchstens derjenige, der ein gutes Physiognomiegedächtnis hat. Nun findet sich dieser Vorzug des Gedächtnisses weit seltener, als man gemeinhin behaupten hört, da doch unbestreitbar nur derjenige längere Zeit ein Menschenbildnis im Geiste festhalten kann, der es aufmerksam beobachtet hat. Wie lückenhaft aber die Beobachtung selbst gebildeter Leute ist, wissen wir erst sicher

durch angestellte Experimente nach dieser Richtung[1]). Aus den hierbei erlangten Erfahrungen läßt sich feststellen, daß neben einer gewissen Beobachtungsgabe eine fleißige Übung zu einer möglichst richtigen Wahrnehmung erforderlich ist. Was speziell das Physiognomiegedächtnis anbetrifft, so bin ich der Meinung, daß es am sichersten und vorzüglichsten bei denjenigen zu finden ist, die den Menschen als ein Problem der Natur ansehen, das sind in erster Linie die Psychologen, deren Hauptaufgabe es ja ist, sich eine umfassende Menschenkenntnis anzueignen. Diesen ist jeder Mensch von Interesse; wenn sie ihn betrachten, tun sie es stets aufmerksam, sie wissen Nebensächliches vom Wichtigen zu unterscheiden und werden nie mit Bestimmtheit behaupten, einen Menschen wiederzuerkennen, wenn sie nicht dessen Gesichtszüge aus der Nähe gesehen haben. Was traut man nun alles dem gewöhnlichen Menschen aus dem Publikum zu, wenn er bezeugen soll, ob er eine Person „wiedererkenne", die er nur ganz flüchtig, von hinten oder von oben, gesehen haben will, wie dies im Berchtold-Prozesse wiederholt vorkam.

Wenn man an eine zuverlässige Beobachtung eines Menschen seitens einer Person aus dem Volke glauben kann, so muß mindestens eine gewisse Vorbedingung gegeben sein, nämlich das Interesse an jenem Menschen, das durch mancherlei Umstände geweckt werden kann, z. B. durch auffallende Häßlichkeit oder Schönheit, durch sichtbare Mißbildungen des Körpers, durch auffallendes Benehmen (Aufdringlichkeit, Schimpfen usw.), kurz, durch äußerliche, leicht erkennbare Umstände, die eine gewisse, die Beobachtung fördernde Stimmung erzeugen. Im übrigen dürfen wir aber den eine Wiedererkennung bezeugenden Aussagen kein zu großes Vertrauen schenken. Es ist daher ganz unzweckmäßig, einem schlecht beobachtenden Zeugen Photographien und Kleidungsstücke des verdächtigten Deliquenten zum Zwecke der Rekognoszierung vorzulegen, ganz abgesehen von der Gefahr der Suggestion. Will man aber prüfen, ob der Zeuge genau beobachtet hat, so kann man dies doch höchstens daraus schließen, daß er unter verschiedenen Porträts und verschiedenen Kleidungsstücken die richtigen mit Bestimmtheit herausfindet. Dies wäre aber auch dann wieder unzuverlässig, wenn das Porträt des verdächtigten Deliquenten öffentlich ausgestellt oder in der Presse verbreitet und die Kleidungsstücke desselben in der

---

1) Näheres hierüber bei Groß, Kriminalpsychologie. S. 236 ff. u. Handbuch für Untersuchungsrichter. 3. Aufl. S. 225.

Presse genau beschrieben wurden. Daher sind solche Hilfsmittel zur Unterstützung des Rekognoszierungsvermögens nicht nur zweckwidrig, sondern wegen ihrer großen Suggestionsfähigkeit durchaus verwerflich, und nie sollte sich eine Untersuchungsbehörde solcher verfänglicher Hilfsmittel bedienen oder deren Gebrauch durch andere, ganz Unberufene, z. B. die Presse, gestatten, bezw. unbeanstandet lassen.

Zu alledem tritt noch die Gefahr der Suggestion bei mehrfach wiederholten Vernehmungen eines Zeugen hinzu. Soll es da etwa anders sein als im täglichen Leben, wo viele Köche den Brei verderben? Ein Zeuge, der bei der ersten Vernehmung doch noch am ehesten ein ziemlich unverfälschtes Bild seiner Wahrnehmung reproduzieren könnte, wird durch die häufigen Wiederholungen seiner Vernehmung, bei denen die Suggestion eine nicht leicht kontrollierbare aber traurige Rolle spielt, so trainiert, daß er oft Vorgesagtes und Nachgesagtes bald selbst glaubt und am Schlusse, wenn er, der schon durch die Presse — als Hauptzeuge — ganz populär geworden ist, im Verhandlungstermin vor dem mit eigenartigem Nimbus umgebenen Schwurgerichtshof öffentlich auftritt und seine „Rede" zu halten hat, bei der Hauptprobe seine „Rolle genau kennt", wie sich v. Schrenck-Notzing so treffend ausdrückt[1]). Und er wird sie auch genau kennen, da er ja oft genug „vor seiner Tochter und den Richtern" die Geschichte hat wiederholen müssen; hier hat v. Schrenck-Notzing leider die Reporter noch zu nennen vergessen![2]).

Für eine sensationsbegierige Person ist es außerordentlich verlockend, in einem größeren Prozeß als Zeuge zu fungieren. „Der Trieb zum Lügen äußert sich bei ihnen bald mehr in Form harmloser Renommisterei, bald kommt er gerade in der eigentlichen Berufstätigkeit derselben zum Ausdruck. Sie erregen Aufsehen; es gelingt ihnen, eine Menge Menschen zu täuschen, weil sie nicht nur andere, sondern sich auch selbst betrügen. Es handelt sich dabei nicht um wohlüberlegten Betrug oder Heuchelei, sondern um den wirklichen Glauben an jene Scheinwahrheiten. Oder auch man ertappt solche Personen auf einem Gemisch von Lüge, Selbstüberhebung und Irrtum. Auch im Affekte, bei besonderer Erregung, lügen manche Personen[3]).

Welchen Wert eine richtig geleitete und durchgeführte Voruntersuchung für einen Prozeß hat, wurde erst neuerdings wie-

---

1) A. a. O. S. 102.

2) A. a. O. S. 102.

3) Delbrück, Die pathologische Lüge. S. 122. Zit. nach v. Schrenck-Notzing, vgl. auch dessen übereinstimmende Ansicht auf S. 73 a. a. O.

der von Prof. Groß[1]) in überzeugender Weise dargelegt. Insbesondere verweise ich hier auf seine Ausführungen über die Art und den Wert der Zeugenvernehmungen durch den Untersuchungsrichter in der Amtsstube und durch den Vorsitzenden im Gerichtssaal (a. a. O. S. 195 bis 198). Aus diesen und den obigen Erwägungen ergibt sich, daß der von der Polizei „eruierte" Zeuge sobald als möglich vom Untersuchungsrichter zu vernehmen ist. Allerdings hängt der Wert und die Treue einer Zeugenaussage nicht in letzter Linie von der Tüchtigkeit und Geschicklichkeit des Untersuchungsrichters selbst ab. Groß hat auch hier wieder die Gelegenheit ergriffen, ein maßloses Selbstvertrauen des Untersuchungsrichters auf seine als Minimum verlangten Kenntnisse ohne Beachtung der mit der Zeit fortschreitenden Wissenschaft scharf zu verurteilen[2]). Ehe nicht die offensichtlichsten Fehler bei dem Voruntersuchungsverfahren vermieden werden, kann man die Befolgung von Vorsichtsmaßregeln subtilerer Art kaum erwarten.

Im Jahre 1896, das uns einen Blick in das ganze Triebwerk eines modernen Kriminalprozesses werfen ließ, sahen wir, daß manches gefährliche Schwungrad aufsichtslos arbeitete. Ob heute die Aufsicht eine zuverlässigere ist? Ich möchte es bezweifeln. Und was die Suggestion in foro anlangt, so glaube ich, das, was v. Schrenck-Notzing im Jahre 1896 hierüber gesagt hat, auch heute noch als zeitgemäß wiederholen zu können: „Leider hat gerade dieser Prozeß bewiesen, wie wenig Verständnis bis jetzt die Richter und die Polizei für das Wesen der Suggestion, für die Gefahr der absichtlosen Suggerierung besitzen!" (a. a. O. S. 104) ... „Nur unrichtiges Verständnis und einseitige Deutung des Wesens der Suggestion könnte in praxi Nachteile zur Folge haben. Dagegen kann nach der Meinung aller kompetenten Beurteiler die Rechtssicherheit nur gewinnen durch richtige Erkenntnis der strafrechtlichen Bedeutung der Suggestion. Die Zahl der Justizirrtümer würde sich vermindern, wenn der Richter in der Lage ist, das Produkt der Suggestionswirkung in einer Zeugenaussage[3]) von dem wirklichen Tatsachenkern zu unterscheiden, er würde nicht Gefahr laufen, die suggerierte Erinnerungsfälschung und Phantasielügnerei mit dem Meineid in einen Topf zu werfen, er würde sich in dem Verhör von Zeugen größere Zurückhaltung auferlegen, um keine

1) Archiv XII. S. 191 ff.

2) A. a. O. S. 213 u. 214.

3) Aber auch bei Sachverständigengutachten kann dies vorkommen (vgl. auch Dr. Berzes Ansicht im Archiv XII, S. 145 ff.). Daher ist darauf zu achten, daß die Sachverständigen nicht gemeinschaftlich ihre Untersuchungen anstellen, sondern unabhängig voneinander ihr Gutachten vorbereiten.

Details hineinzuexaminieren, und viel eher die Wahrheit von einem Phantasieprodukt unterscheiden können" (a. a. O. S. 105)... „Die Kenntnis der durchschnittlichen Leistungsfähigkeit unseres Gedächtnisses, seine im täglichen Leben sich äußernden Fehlerquellen, sowie die Psychologie der Suggestion sollten allerdings zu dem geistigen Instrumentarium des Richters gehören!" (a. a. O. S. 107)

2. Nachdem wir uns mit der Suggestion als häufigsten und gefährlichsten Stimmungserreger eingehend befaßt haben, sei ein weiterer stimmungerzeugender Faktor Gegenstand unserer Betrachtung. Ich meine die Pflicht zur Zeugenaussage. Darüber sind wir uns ja klar, daß die Mehrheit des Volkes „nichts mit dem Gerichte zu tun haben mag". Niemand macht gern einen Zeugen, weil er oft genug schon gehört und gesehen hat, „wie man bei Gericht behandelt wird". Wie oft kommt es vor, daß der Richter vom Sachverständigen eine Begutachtung des Geisteszustandes eines Zeugen verlangt, oder daß er eine Reihe Zeugen über die Glaubwürdigkeit bezw. Unglaubwürdigkeit jenes Zeugen vernimmt. Daß diese Tatsachen von keinem guten Einfluß auf die Zeugnispflicht sein können, ist wohl sehr erklärlich; und welchen Eindruck werden sie auf den betreffenden Zeugen selbst machen? Wenn er einigermaßen ein Bewußtsein von seinem Dasein hat — Stolz oder Erregbarkeit brauchen gar nicht einmal in Betracht zu kommen —, so wird er zum wenigsten innerlich aufgebracht sein über den vom Gericht deutlich genug ausgedrückten Zweifel über die Zuverlässigkeit seiner Aussagen. Er kommt in eine sehr schlechte Stimmung, wird trotzig und verstockt, seine weiteren Aussagen werden kaum mehr der sachlichen Aufklärung dienen; er wird seine Aussagen erheblich einschränken, zurückhaltend sein und stereotyp antworten: „Ich weiß nicht"; — „ich kann mich nicht mehr darauf erinnern". Man hat auch im Berchtold-Prozeß erkannt, daß die Begutachtung des Geisteszustandes eines Zeugen sicher eine „unbequeme Belästigung" involviere, daß sie insbesondere „die Zeugnispflicht erschwere" [1]). Wodurch könnte man die erhebliche Wirkung eines solchen Verfahrens hemmen? Wenn sich die Richter den Besitz der notwendigen psychologischen Kriterien aneigneten, sagt mit Recht v. Schrenck-Notzing [2]). Oder glaubt man, daß der psychologische Sachverständige, der auch nur während der regelmäßig kurzen Vernehmung den Zeugen beobachten kann, in einer besseren Lage sei als der Richter, sich ein Urteil über die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu bilden? Ein

1) A. a. O. S. 108. 2) Ebenda, S. 109.

Richter aber, der bei zweifelhafter Glaubwürdigkeit von Zeugen erst vom Sachverständigen zu erfahren wünscht, ob man ihnen glauben könne, bekennt seine Unwissenheit oder zum wenigsten seine Unselbständigkeit im psychologischen Urteilen. Die persönliche Erfahrung kann die hier noch bestehenden Lücken nicht ausfüllen; denn auch die Psychologie hat ihr System, das nicht a priori erkannt und erfaßt werden kann!

Kommen wir wieder zurück auf die Zeugnispflicht. Um die jeweilige Stimmung eines zu vernehmenden Zeugen zu erkennen, ist es erforderlich, zu erforschen, welche Rolle er bei der Sache spielt, ob er über indifferente oder über heikle, für ihn selbst unangenehme Punkte zu vernehmen ist, ob er Freunden oder Feinden gegenübersteht, ferner ob er sich freiwillig als Zeuge gemeldet hat[1]), ob er zum ersten Male als Zeuge vor Gericht steht, ob der Eid für ihn eine heilige oder bloß eine formale, leere Sache ist, ob schon Zwang gegen ihn als Zeugen angewendet werden mußte[2]), u. a. m. Unsere Strafprozeßordnung hat zum Teil auf solche Umstände Rücksicht genommen; ich verweise besonders auf die §§ 51 und 52 (Zeugnisverweigerungsrecht), auf § 54 (Auskunftsverweigerungsrecht), auf §§ 56, 57 (Unzulässigkeit der Beeidigung), auf § 64 (Gebrauch gewisser, durch die Verschiedenheit der Konfessionen bedingter Beteuerungsformeln an Stelle des Eides; der Zeuge der darauf Gewicht legt, wird die Beeidigung nicht für gleichgültig halten!), ferner auf § 67 (Beziehungen des Zeugen zu dem Beschuldigten oder Verletzten), endlich auf § 68, Abs. 2 (Erforschung des Grundes, auf welchem die Wissenschaft des Zeugen beruht). Rein psychologische Bedeutung hat der letztgenannte Paragraph sowie § 264, der die zeitweise Entfernung des Angeklagten anrät, wenn zu befürchten ist, daß ein Mitangeklagter oder ein Zeuge bei seiner Vernehmung in Gegenwart des Angeklagten die Wahrheit nicht sagen werde. Es sollte sich der Richter nicht bloß die Beachtung der streng formellen Gesetzesvorschriften über das Verfahren bei der Zeugenvernehmung zur Pflicht machen, sondern auch in gleichem Maße die Beachtung der übrigen mehr eine psychologisch-richtige Behandlung der Zeugen bezweckenden Gesetzesvorschriften.

---

1) Die Sensationsbegierde spielt nicht selten hier mit, wie oben schon erwähnt, nicht minder aber auch die Spekulation auf Zeugengebühren.

2) Man denke z. B. auch an jenen Fall, in dem ein Zeuge ein eigenes Entschuldigungsschreiben vor dem Gerichtsgebäude einem Dienstmanne übergab, damit dieser es dem Vorsitzenden bei der Gerichtsverhandlung aushändige, worauf aber der Zeuge sofort sistiert wurde. In welcher Gemütsstimmung wird er ankommen? Wie wird die Zuredestellung durch den Vorsitzenden wirken?

Es kann aber auch vorkommen, daß die Gegenwart eines bereits vernommenen Zeugen einen andern erst zu vernehmenden Zeugen befangen macht, oder daß dieser durch jenen in irgendwelcher Weise direkt suggeriert wird (z. B. durch Blicke, Winke, Dazwischenreden usw.). Hier ist also eine besondere Vorsicht geboten. Auch gibt der § 247 St.-P.-O. dem Richter Gelegenheit, den etwa in Frage kommenden verdächtigen Zeugen während der Vernehmung des anderen aus dem Gerichtssaal abtreten zu lassen, um jede Beeinflussung von seiten des verdächtigen Zeugen hintanzuhalten. Die vorübergehende Entfernung eines Zeugen, über dessen Geisteszustand oder Glaubwürdigkeit Sachverständige oder Zeugen zu vernehmen sind, wird nur vorteilhaft sein können im Hinblick auf unsere früher schon erwähnten Bedenken über die Erschwerung der Zeugnispflicht.

Daß die Art des richterlichen Verhörs sehr stimmungserzeugend sein kann, hat ein Fall im Berchtold-Prozeß gelehrt. Ein Zeuge wurde auf seinen Eid gefragt, ob er nicht etwa durch die Zeitung beeinflußt sei in seinen Aussagen, worauf er in große Verlegenheit geriet, so daß der Sachverständige v. Schrenck-Notzing den Eindruck gewann, der Mann würde anders ausgesagt und die Widersprüche in seinen Angaben aufgeklärt haben, wenn ihn nicht die Furcht vor dem Meineid abgehalten hätte, seine unter Eid abgegebenen Angaben noch einmal zu modifizieren. Es war dies einer jener Momente im Prozesse, wie der genannte Sachverständige sagt[1]), in welchem die suggestive Gewalt des richterlichen Verhörs zur Geltung kam.

Der § 252, Abs. 2 St.-P.-O. bietet dem Richter die Gelegenheit, Widersprüche in den Aussagen der Zeugen festzustellen. Wenn dies geschieht, dann darf die dadurch erzeugte Wirkung (Stimmung) nicht übersehen werden; es muß in zurückhaltender Weise die Ursache des Widerspruches erforscht werden, wenn derselbe gehoben werden soll. Denn leicht kann es vorkommen, daß dem Zeugen das Gespenst eines Meineidsverfahrens vor Augen tritt, ohne daß ihm dies — und zwar meistens unnötigerweise — auch noch in schwarzen Farben ausgemalt wird. Der Zeuge wird dadurch seine ruhige Gemütsstimmung verlieren, was dem weiteren Verhör, insbesondere der Aufklärung des Widerspruches, gewiß nicht förderlich ist. Man ertappt ihn vielleicht auf einer unbewußten Erinnerungsfälschung und macht ihm dann ungerechte Vorwürfe, die in dem Zeugen eine heillose Ver-

1) A. a. O. S. 100.

wirrung anrichten. Daher ist hier, wenn überhaupt, nur eine psychologische Erforschung des Widerspruches ratsam.

3. Schließlich können auch noch andere, mehr unvorhergesehene Umstände nachteilig auf die Stimmung eines Zeugen einwirken, z. B. ein ordnungswidriges Verhalten eines Zuhörers, eines Zeugen, des Angeklagten, Angriffe desselben auf die Richter, Fesselung des Angeklagten, aufregende Auseinandersetzungen zwischen Verteidiger und Staatsanwalt und zwischen anderen Beteiligten, sofortige Verhaftung eines Zeugen wegen Eidesverletzung u. a. m. Solche aufregende Szenen im Gerichtssaal dürfen bei der nachträglichen Vernehmung von hierbei anwesend gewesenen Zeugen nicht unbeachtet bleiben.

Die bewußte und unbewußte Beeinflussung von Zeugen im und außerhalb des Gerichtssaales ist, man kann fast sagen ebenso mächtig als verkannt. Es sind keine theoretischen Ratschläge, die hier zu geben versucht wurden; es ist alles vorhanden, nur sieht man es nicht, es ist auf vieles schon aufmerksam gemacht worden, nur beachtet man es nicht, wenn es nötig wäre, nur schwer will man sich belehren lassen. Wenn auch ältere Juristen auf ihrem aus Erfahrungen gebildeten „System" der Zeugenvernehmung beharren zu müssen glauben, so soll das keineswegs die jüngeren Juristen abhalten, durch das Studium der Kriminalpsychologie rechtzeitig dafür Sorge zu tragen, daß sie wenigstens von den ihnen drohenden schlimmen Erfahrungen möglichst verschont bleiben. Der Vorwurf der Vernachlässigung psychologischer Studien geschieht in wohlmeinender Absicht.

VII.

Internationale kriminalistische Vereinigung.

Bericht über die 9. Landesversammlung der Landesgruppe Deutsches Reich.

Von

Staatsanwalt Dr. **Wulffen** in Dresden.

Die Landesgruppe Deutsches Reich der Internationalen kriminalistischen Vereinigung hat in den Tagen vom 4. bis 6. Juni 1903 zu Dresden ihre neunte Landesversammlung abgehalten. In dem großen Saale des städtischen Ausstellungspalastes, in dessen Räumen gleichzeitig die große deutsche Städteausstellung stattfand, erfolgte am 5. Juni unter dem Vorsitze des Unterstaatssekretärs z. D. Professor Dr. von Mayr-München die offizielle Eröffnung. Zur Versammlungsleitung wurden auf Antrag Dr. von Liszts gewählt die Herren Unterstaatssekretär Professor Dr. von Mayr als Vorsitzender, Geheimer Rat Generalstaatsanwalt Geßler-Dresden als stellvertretender Vorsitzender, Oberjustizrat Oberlandesgerichtsrat Baumbach-Dresden als Beisitzer, Professor Dr. Heimberger-Bonn, Landgerichtsdirektor Dr. Becker-Dresden und Staatsanwalt Dr. Dürbig-Dresden als Schriftführer. Als offizielle Vertreter hatten am Vorstandstische Platz genommen die Herren Staatsminister Dr. Otto, Exzellenz (königlich sächsisches Justizministerium), Geheimer Oberregierungsrat Dr. von Tischendorf (Reichsjustizamt), Admiralitätsrat Professor Dr. Köbner und Oberrichter Ziegler (Auswärtiges Amt, Kolonialabteilung), Wirklicher Admiralitätsrat Dr. Felisch (Reichsmarineamt), Ministerialrat Zindel (württembergisches Justizministerium), Regierungsrat Dr. von Engelberg (badisches Justizministerium), Ministerialrat Stadler (Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen), Senator Hertz (Hamburg) und Bürgermeister Hetschel (Dresden).

Nach einleitenden Begrüßungsworten seitens des Vorsitzenden, welche insbesondere auch den ausländischen, den österreichischen und russischen Freunden galten, hielt der sächsische Justizminister Dr. Otto

eine warm empfundene, allseitig mit freudigem Dank aufgenommene Ansprache. Der Minister hieß die Versammelten im Namen der königlich sächsischen Regierung von Herzen willkommen, hob hervor daß Se. Majestät König Georg von Sachsen die Verhandlungen mit lebhaftem Interesse verfolge und es sich nicht versagen werde, einige Herren des Vorstandes in Person zu empfangen, und gab dem Wunsche Ausdruck, daß die diesmalige Tagung eine reiche und innige Verbindung und Verschmelzung auch mit den kriminalistischen Praktikern Sachsens zur Folge haben möchte. „Klar vor aller Augen — fuhr der Minister fort — liegen Ihre Bestrebungen. Sie sind eminent praktischer Art, sie sind die edelsten, die besten, die es geben kann. Sie wollen nicht nur die verbrecherische Tat sühnen und das Verbrechen und den Verbrecher bekämpfen, Sie wollen den Verbrecher in seiner ureigensten Persönlichkeit verstanden und demnach behandelt wissen, Sie wollen ihn zugleich nachhaltiger und sicherer als bisher bessern und zurecht lenken und Sie wollen mit verstärkten Mitteln vorbeugend wirken zur Bekämpfung des Verbrechens.“ Und die Schlußworte des Ministers lauteten: „Ihren Tagungen bleibt es vorbehalten, immer mehr die festen Konturen und die allgemein gefälligen Linien herauszuarbeiten, die wir brauchen, um die Herzen für Ihre Bestrebungen zu gewinnen, denn es ist in Wahrheit eine Herzenssache, für die Sie arbeiten. Auch Ihre Tagung in Dresden — davon bin ich überzeugt — wird einen bedeutsamen Schritt darstellen auf der Bahn, die Sie sich gesteckt haben, und ich wünsche Ihnen im voraus dazu Glück. Möge die Tagung von dem besten Gelingen begleitet sein zum Segen für die gute Sache, für die Sie kämpfen, zugleich zum Heile für unser gefeiertes deutsches Vaterland.“ Der Geheime Oberregierungsrat Dr. von Tischendorf überbrachte die Grüße und Wünsche des Reichsjustizamtes, welches den Bestrebungen der Kriminalistischen Vereinigung, vor allen den aktuellen Fragen des Strafrechts, des Strafprozesses und Strafvollzugs, das größte Interesse entgegenbringe. Er könne mitteilen, daß dank der freiwilligen Mitarbeit der Wissenschaft, namentlich auf den Kongressen der Kriminalistischen Vereinigung, es möglich gewesen sei, die vorwärtsschreitenden Vorarbeiten für eine Reform des Strafgesetzes auf eine möglichst breite Basis zu stellen. Deshalb wünsche er auch den diesmaligen Verhandlungen des Kongresses den glücklichsten Verlauf!

Nachdem auch die übrigen offiziellen Vertreter sich ihrer Aufträge und Wünsche entledigt hatten, wurde in die Verhandlungen eingetreten. Zu dem ersten Thema „Die Reform der Vorunter-

suchung“ ergriff zunächst Hofrat Professor Dr. Zucker aus Prag das Wort und führte im wesentlichen folgendes aus:

Das Strafverfahren bedarf einer dem Stadium des Erkenntnisverfahrens vorangehenden, vorbereitenden Prozeßtätigkeit, welche sich ihrem Wesen nach stets anders zu gestalten haben wird als das der Urteilsfällung unmittelbar zugrunde liegende Verfahren. In letzterem wird das kontentiöse Moment hervortreten, in ersterem dagegen der einseitigen Parteitätigkeit ein größerer Spielraum zu gewähren sein. Dieser genügt die Wahrscheinlichkeit des künftigen Erfolges, sie bedarf eines raschen energischen Vorgehens, ihr dürfen nicht jene Hindernisse in den Weg gelegt werden, wie sie in der kontentiösen Gestaltung des Verfahrens von Natur aus liegen müssen. Wir können daher nur jenes Prozeßsystem billigen, das die vorbereitende Sammlung des Prozeßmaterials vollständig in die Hände des öffentlichen Anklägers legt.

Die Notwendigkeit der gerichtlichen Voruntersuchung wird in der Hauptsache aus folgenden Gründen verteidigt. Dem Gerichte soll die Sammlung des Prozeßstoffes überantwortet bleiben, um eine zuverlässige Grundlage für die Hauptverhandlung zu gewinnen. Aber je gründlicher und ausführlicher das Vorverfahren durchgeführt wird, desto natürlicher ist es, daß sich der die Hauptverhandlung leitende Richter über den Straffall informiert und sich schon vor der Hauptverhandlung seine Meinung über die Entscheidung aus den Akten bildet. Die Findung eines gerechten Urteils wird unter der Leitung eines solchergestalt beeinflußten Vorsitzenden erfahrungsgemäß nicht verbürgt. Auch dadurch wird die Objektivität des erkennenden Gerichtes gefährdet, daß es eine „richterliche“ Untersuchung ist, über deren Ergebnisse es zu befinden hat. Sobald die Untersuchung von der Anklagebehörde durchgeführt würde, wird das Gericht seine volle Freiheit der Beurteilung zu wahren wissen.

Weiter behauptet man, daß die durch den Richter geführte Untersuchung die Berücksichtigung der den Beschuldigten entlastenden Momente verbürge, während eine solche Bedachtnahme von der parteimäßigen, untersuchenden Tätigkeit des Staatsanwaltes nicht zu erwarten sei. Hierbei vergißt man aber, daß der Untersuchungsrichter nur den Namen des Richters trägt, vielleicht die hierarchische Stellung eines solchen hat, aber seiner Wirksamkeit nach kein Richter ist, weil das Suchen und Sammeln des Prozeßstoffes in einem natürlichen und offenen Gegensatze zur Entscheidung über eine Strafsache steht. Der Untersuchungsrichter als solcher ist ein Organ der staatlichen Verfolgung. Er wird oft sogar minder geneigt sein, den entlastenden

Momenten nachzugehen, als der Staatsanwalt, weil zwar diesem, nicht aber jenem das schließliche Schicksal der Anklage am Herzen liegen muß. Zu dem Irrtum, daß im vorbereitenden Verfahren nur die gerichtliche Voruntersuchung das Gleichgewicht zwischen Verfolgung und Verteidigung herzustellen vermag, hat offenbar eine verfehlte Anschauung des englischen Rechtes nicht unwesentlich beigetragen.

Das Hauptgewicht legen die Verteidiger der gerichtlichen Voruntersuchung auf den durch dieselbe dem Beschuldigten zu gewährenden Schutz vor Zwangsmaßregeln, wie der Verhaftung, der Personal- und Hausdurchsuchung, der Beschlagnahme usw. Aber aus der Notwendigkeit eines angemessenen Schutzes des Beschuldigten gegen den Mißbrauch der erwähnten Zwangsmaßregeln folgt nicht, daß die Untersuchung selbst in die Hand des Richters gelegt werden müsse. Der Untersuchungsrichter ist ja selbst Organ der staatlichen Verfolgung, er erläßt den Haftbefehl und ordnet Zwangsmaßregeln in dieser Eigenschaft, also als Partei, an. Im Untersuchungsrichter geht der „Richter“ allzumeist im „Untersuchenden“ auf. Die verfehlte Anschauung, daß zur Verhängung einer längeren Untersuchungshaft der Regel nach nur der Untersuchungsrichter berufen sein könne, hat einen Zusammenhang zwischen gerichtlicher Untersuchung und ungebührlicher Ausdehnung der Untersuchungshaft geschaffen. Eine richterliche Untersuchung begründet übrigens nach der Volksmeinung im Gegensatze zu dem Parteivorgehen des Staatsanwaltes allzuleicht einen bleibenden Makel für den Beschuldigten, der oft auch durch eine spätere Freisprechung nicht völlig getilgt zu werden vermag. Man ist geneigt, eine derartige richterliche Untersuchung als einen bereits erbrachten Schuldbeweis anzusehen.

Endlich wird zugunsten der gerichtlichen Voruntersuchung geltend gemacht, daß man derselben bei verwickelten Straffällen benötigt, um das Geschehene hinreichend und geordnet aufzuklären. Es scheint uns aber, als ob bloße Rücksichten auf die Bequemlichkeit, auf den Mangel geeigneter Hilfskräfte usw. den Staatsanwalt in solchen Fällen zu bestimmen pflegen, Voruntersuchung zu beantragen. Aus derartigen Opportunitätsrücksichten kann aber ein Grund für die Aufrechterhaltung der gerichtlichen Voruntersuchung nicht hergeleitet werden.

Wir treten also für vollständige Beseitigung der gerichtlichen Voruntersuchung ein, weil sie im Widerspruch zu der bereits sonst so vielfach sanktionierten Anklageform des Strafverfahrens steht, für die Zwecke desselben vollkommen entbehrlich und der weiteren rationellen Entwicklung des modernen Strafprozesses hinderlich ist. In diesem

Sinne entwickelt sich auch, besonders in Österreich und in Deutschland, die Praxis. Die Zahl der gerichtlichen Voruntersuchungen geht nach der Statistik rasch und entschieden zurück. Diese Tendenz wird auch im Königreiche Sachsen von der Justizverwaltung gefördert, welche in der Geschäftsordnung für ihre Behörden ausführt, der Staatsanwalt habe grundsätzlich davon auszugehen, daß eine Voruntersuchung zu vermeiden, vielmehr der Beweisstoff von ihm selbst zu sammeln sei. Mit der allmählichen Verdrängung der gerichtlichen Voruntersuchung in der Praxis kann man sich aber nicht zufrieden geben. Es bedarf einer neuen Regelung des vorbereitenden Verfahrens, das sich nach Ansicht des Referenten folgendermaßen zu gestalten hätte.

Zunächst haben die Polizei- und Sicherheitsbehörden in Tätigkeit zu treten. Die strafprozessualen Befugnisse dieser Organe müssen zum Schutze des Beschuldigten und zur Wahrung der Interessen der Strafverfolgung im Prozeßgesetze selbst ausgestaltet und normiert werden. Bei der Sammlung der Beweise ist die Sicherheitspolizei naturgemäß bei jedwedem Vorfalle allen übrigen Organen voran zunächst zur Hand. Unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehenen ist der Verdächtige am ehesten geneigt, freiwillige Geständnisse abzulegen. Solange der Zeuge von der Wahrnehmung anderer nicht unterrichtet ist, wird er seine Aussagen unbefangen erstatten. Auch die Einnahme des Augenscheins, die nicht zeitig genug erfolgen kann, sollte den Polizeibehörden gestattet werden. Die Verpflichtung, der nachforschenden Sicherheitsbehörde wahrheitsgemäße Auskünfte zu erteilen, muß strafrechtliche Regelung erfahren. Die Aufzeichnungen der Polizei sollen aber nicht als beweiswirkend gelten, sondern nur den Zweck haben, den Staatsanwalt zu informieren.

In kleineren und sich einfach gestaltenden Straffällen wird man sich hinsichtlich der Entscheidung, ob die Einstellung des Verfahrens oder die Erhebung der Anklage zu erfolgen habe, mit den von der Sicherheitsbehörde gesammelten Beweisen bescheiden können. In schwereren und verwickelteren Fällen wird der Staatsanwalt eintreten, der natürlich jede Untersuchung sofort an sich ziehen kann. Auch seinen Aufzeichnungen kann keine Beweiskraft beigemessen werden. Will er sich einen Beweis für das Hauptverfahren sichern, so wird er um dessen Erhebung den örtlich zuständigen Richter ersuchen. Der „ersuchte" Richter ist objektiver als der „untersuchende" Richter, weil er nicht, wie dieser, Partei ist. Ob die Verfolgung einzustellen oder Anklage zu erheben sei, soll der Staatsanwalt nur auf Grund von ihm selbst gewonnener Anschauung und Überzeugung von der Sachlage,

nicht aber, wie gerade bei schwereren Delikten in dem gegenwärtigen Verfahren, nach den von anderen Organen vorgenommenen Aufzeichnungen entscheiden. Deshalb legen wir auch die Anwendung der prozessualen Zwangsmittel, wie der Durchsuchung, Beschlagnahme und der Verhaftung, unbedenklich in die Hand des Staatsanwalts. Wir wünschen aber, daß jede solche Zwangsmaßregel einer unbefangenen richterlichen Prüfung, die auf Verlangen des Betroffenen sofort zu erfolgen hat, unterworfen werde. Endlich wird die gesetzlich festzulegende staatliche Entschädigungspflicht bei Mißgriffen dem Staatsanwalt ziffernmäßig nahelegen, nicht über das Ziel zu schießen, ohne daß die Besorgnis aufzutauchen braucht, die Staatskasse werde auf diesem Wege zu sehr in Anspruch genommen werden.

Gegenüber dieser freieren Stellung des Staatsanwalts müssen aber auch die Rechte des Verteidigers im Vorverfahren neu normiert werden. Für ein staatliches Verteidigungsamt und eine Kooperation des Verteidigers in kontradiktorischer Voruntersuchung können wir nicht eintreten. Aber dem Beschuldigten muß freistehen, sofort einen Verteidiger anzunehmen, der zu seiner Information den Beschuldigten, Zeugen und Sachverständige hören und einen Augenschein einnehmen, auch die Erhebung von Beweisen für die Hauptverhandlung beantragen darf. Hierbei müssen sich allerdings die Verteidiger ihres wahren Berufes bewußt sein und unlauterer Machenschaften streng enthalten. Endlich gebührt dem Staatsanwalt auch das Dispositionsrecht über die eingeleitete Verfolgung und die Befugnis zur Erhebung der Anklage. Das heutige Verfahren ist in sich widerspruchsvoll und nicht zweckmäßig. Weiß der Staatsanwalt, daß seine Anklage noch vor der Hauptverhandlung eine richterliche Bestätigung zu finden hat, so wird er dieselbe unbedenklich erheben, und andererseits nimmt wieder erfahrungsgemäß auch das Gericht meist keinen Anstand, einem solchen Antrag des Staatsanwalts Folge zu geben. Bei einer solchen wechselseitigen Zuschiebung der Verantwortung ist für das Interesse des Beschuldigten nicht gut gesorgt. Gegen die Anklage des Staatsanwaltes könnte ja auch ein Rechtsmittel für zulässig erklärt werden.

Professor W. Mittermaier-Gießen, welcher für den ursprünglich in Aussicht genommenen Professor Rosenfeld-Münster als zweiter Referent eintrat, wünscht die gerichtliche Voruntersuchung in der Hauptsache aus den nämlichen Gründen wie sein Vorredner beseitigt zu sehen. Er ergänzt in dieser Beziehung die Ausführungen desselben in einzelnen Punkten. Auch hinsichtlich der übrigen Postulate, Disposition des Staatsanwalts über die Anklage, freie Stellung

der Verteidiger, Mitwirkung der Polizeibehörde im vorbereitenden Verfahren, stimmen beide Referenten überein. Bei der praktischen Ausgestaltung des künftigen Verfahrens befürwortet Mittermaier, daß möglichst bald das Verfahren vor dem urteilenden Gerichte eröffnet werde. Es sei nicht nötig, daß wir stets eine ununterbrochene Hauptverhandlung haben. Er halte eine unterbrochene Hauptverhandlung mit frischem Beweismaterial vor dem erkennenden Gerichte für wertvoller als eine schön zugerüstete, nach langer Dauer mit wohl vorbereitetem Zeugenmaterial ununterbrochen abgehaltene. Stelle sich vor Gericht heraus, daß langwierige Untersuchungen nötig seien, sowie immer dann, wenn der Beschuldigte damit einverstanden sei, könne ein Voruntersuchungsrichter eingesetzt werden, vor dem eine kontradiktorische Verhandlung stattfinde, aber nicht im Sinne des heutigen französischen Rechts, sondern derart, daß die Parteien die Beweismittel beibringen und nur vor dem Untersuchungsrichter, ähnlich wie bei dem vorbereitenden Verfahren im Zivilprozesse, zusammentragen. Unsere Hauptverhandlung müsse den modernen Grundsätzen der Mündlichkeit, Unmittelbarkeit und Parteienmitwirkung mehr, als dies bisher der Fall sei, angepaßt werden, dann könne das Vorverfahren ohne Schwierigkeit seine natürliche Gestaltung erhalten. Nicht ganz einfach sei die Sache, soweit in der Hauptverhandlung Nicht-Berufsrichter mitwirken. Führe man überall Schöffengerichte ein, so werde es wohl möglich sein, dieselben Schöffen auch für eine zweite und dritte Sitzung zu gewinnen. Hinsichtlich der vor die Geschworenen zu bringenden Straffälle schlage er selbst eine eingehende Vorbereitung unter Gerichtsmitwirkung vor.

Professor Mittermaier stellt zum Schluß folgende Thesen auf:

1. Die Sammlung des Prozeßmaterials und die Erhebung der Anklage sind dem Ankläger selbständig zu überlassen; die Mitwirkung des Richters hat sich im Laufe des Vorverfahrens auf die Feststellung jener Beweise, die in der Hauptverhandlung nicht wiederholt werden können, auf die Bestätigung der Zwangsmaßregeln, sowie nach Antrag des Beschuldigten auf die Prüfung der etwa erhobenen Anklage zu beschränken.

2. Eine gerichtliche Voruntersuchung kann in Fällen mit besonders ausgedehnten Feststellungen vom Staatsanwalt oder dem Beschuldigten beantragt werden. Hier ist der Verteidigung volles Mitwirkungsrecht zu sichern.

3. Die Möglichkeit der Sorge für die Verteidigung muß in erster Linie dem Beschuldigten selbst zugesichert und bei seiner Verhaftung voll gewährleistet werden.

4. Der Verteidigung ist im Vorverfahren zur Beweissammlung polizeiliche und richterliche Hilfe zur Verfügung zu stellen. Die Fälle der notwendigen Verteidigung sind bedeutend auszudehnen; ihr Eintritt ist schon für das Vorverfahren zu sichern.

Der Korreferent Landgerichtsrat Kulemann-Braunschweig stellte sich zu den Referenten folgendermaßen. Die Reform der Voruntersuchung, führte er aus, ist schon im vorigen Jahr in Barmen Gegenstand unserer Beratungen gewesen; wir haben uns aber überzeugt, daß der Stoff in mehrere Teile zerlegt werden müsse. Deshalb ist das Thema nochmals auf die Tagesordnung gesetzt worden. Zucker will die zu beseitigende Voruntersuchung mit dem vorbereitenden Verfahren verschmelzen, Mittermaier schlägt vor, ihre Aufgaben auf das Hauptverfahren zu übernehmen. Ich billige die Tendenz auf Abkürzung des Verfahrens, halte aber an der Kontinuität der Hauptverhandlung fest. Bei der Überlastung des Staatsanwalts mit zum Teil minderwertigen Geschäften ist es richtiger, die Untersuchungen, die wegen ihrer Schwierigkeit die konzentrierte Arbeit eines nur für sie verantwortlichen Mannes fordern, einem besonderen Untersuchungsbeamten zu überweisen. Die Hauptfrage, ob die Voruntersuchung beizubehalten oder aufzuheben sei, kann meiner Meinung nach nicht eher beantwortet werden, als bis man sich über die Gestalt, die man ihr eventuell geben will, geeinigt hat. Die gerichtliche Voruntersuchung, dies macht man ihr zum Vorwurf, sei von den drei großen Grundsätzen des modernen Verfahrens: Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Anklageform unberührt geblieben. Die Frage, ob man diese Prinzipien auch auf die Voruntersuchung übertragen solle, scheint mir deshalb zunächst gelöst werden zu müssen, und deshalb schlage ich vor, sich heute auf sie zu beschränken. Über Öffentlichkeit, Mündlichkeit und Anklageprinzip in Anwendung auf die Voruntersuchung beziehe ich mich auf meinen Barmer Vortrag. Heute beschränke ich mich darauf, den Hauptinhalt meiner Ausführungen in einigen Leitsätzen niederzulegen.

I. Öffentlichkeit.

1. Von der Mitwirkung der Bevölkerung an der Entdeckung einer Straftat ist im allgemeinen eine Förderung des Untersuchungszweckes zu erwarten. Deshalb ist die Beschränkung auf die bloße Parteiöffentlichkeit zu verwerfen.

2. Das einzige gegen die Öffentlichkeit zu erhebende Bedenken besteht in der Kenntnisnahme des Untersuchungsmaterials durch den Angeklagten und die ihm nahestehenden Personen. Dieses Bedenken

ist aber nicht ausreichend, um die Vorteile der Öffentlichkeit aufzuwiegen.

3. Die Rücksicht auf die Verteidigung des Angeklagten erfordert, daß das gesamte Belastungsmaterial vor der Hauptverhandlung zu seiner Kenntnis gebracht wird. Dies geschieht am besten durch die Öffentlichkeit der Voruntersuchung.

4. Hiernach ist die Öffentlichkeit der Voruntersuchung als Regel zu fordern.

II. Mündlichkeit.

1. Der Grundsatz der Unmittelbarkeit, der das Hauptverfahren beherrscht, ist auch für die Voruntersuchung als maßgebend anzuerkennen, indem alle Personen, die auf sie als Erkenntnisquelle angewiesen sind, an ihr unmittelbar beteiligt werden.

2. Protokolle sind nur da zu führen, wo die Beweiserhebung in der Hauptverhandlung nicht vorgenommen werden kann. Im übrigen ist das Beweisergebnis in kurzen Notizen niederzulegen, deren Hauptzweck darin besteht, einerseits dem Vorsitzenden für die Leitung der Hauptverhandlung einen Anhaltspunkt zu bieten und andererseits eine Unterlage für die Beurteilung darüber zu gewähren, ob der Zeuge zu der Hauptverhandlung zu laden ist.

3. Der Eröffnungsbeschluß ist zu beseitigen. Die Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens ist dem Untersuchungsrichter zu übertragen.

III. Anklageverfahren.

Für die Voruntersuchung ist ebenso, wie es für die Hauptverhandlung gilt, das Anklageprinzip zu verwerfen, aber die Anklageform einzuführen.

In der Debatte trat Justizrat Amtsgerichtsrat Dr. Weingart-Dresden für Beibehaltung der Voruntersuchung ein. Wer Änderung gesetzlicher Einrichtungen verlange, müsse den Beweis erbringen, nicht nur daß Mängel vorliegen, sondern auch, daß diese im Gesetze und nicht bloß in seiner unzweckmäßigen Handhabung ihren Grund haben. Man werfe dem Institut der Untersuchungsrichter vor, daß es das Verfahren verlangsame. Aber auch der Untersuchungsrichter könne, wenn er das nötige Geschick habe, die Erörterungen schnell zum Abschluß bringen, wenn er gleich bei Beginn seiner Tätigkeit sich einen Plan mache, was alles zu tun sei, und sofort in allen Richtungen gleichzeitig vorgehe, wenn er weiter möglichst am Tatorte selbst seine Erhebungen vornehme und seine Protokolle kurz fasse. Man erhebe weiter den Vorwurf, daß die Voruntersuchung das Interesse des Angeschuldigten nicht hinreichend wahre, daß der Unter-

suchungsrichter auch schließlich nur ein Gegner des Angeschuldigten sei. Aber der Untersuchungsrichter, welcher kein Interesse am Sachausgange habe, werde die Untersuchung am unbefangensten führen. So werde auch seine Stellung im Volke allgemein aufgefaßt. In schwierigen und verwickelten Fällen biete die Voruntersuchung das beste und oft einzige Mittel, den Verbrecher zu überführen. Der Tag, an dem das Institut der Voruntersuchung abgeschafft werde, würde ein Freudentag für raffinierte Verbrecher sein.

Kammergerichtsrat Kronecker-Berlin bittet von einer Beschlußfassung über den Beratungsgegenstand abzusehen, da er nicht genügend geklärt sei. Dem schließt sich Professor Dr. von Lilienthal-Heidelberg mit dem Antrage an, eine Kommission zu ernennen, die einen Gesetzentwurf über die Umgestaltung des Vorverfahrens innerhalb des Rahmens der Strafprozeßordnung für die nächste Versammlung vorlegen soll. Diesem Antrage gemäß beschloß die Versammlung die Einsetzung einer Kommission, in welche folgende Herren gewählt wurden: Professor Dr. von Lilienthal, Justizrat Dr. Weingart, Landgerichtsrat Kulemann, Staatsanwalt Rosenberg-Straßburg, Rechtsanwalt Heinemann-Berlin. Hiermit schloß der erste Verhandlungstag.

Am 6. Juni referierte zunächst Oberlandesgerichtsrat Professor Dr. Harburger-München über das Thema: „Behandlung der Teilnahme am Verbrechen“, und führte im wesentlichen aus:

Auszugehen sei davon, daß der Umfang des Begriffes „Teilnahme“, wie er dem deutschen Reichsstrafgesetzbuche zugrunde liege, nämlich einerseits neben Anstiftung und Beihilfe auch die Mittäterschaft umfassend, und andererseits auf vorsätzliche Mitwirkung beschränkt, beizubehalten sei. Es sei aber trotz vieler Versuche seit Jahrhunderten noch niemandem auf dem Gebiete der Gesetzgebung oder der Wissenschaft gelungen, die Grenzlinie zwischen Mittäterschaft und Beihilfe in einer Weise festzusetzen, die sich des Beifalls weiterer Kreise zu erfreuen gehabt hätte. In der neueren Zeit ließen sich drei Hauptrichtungen unterscheiden. Nach der sogenannten objektiven Anschauungsweise setze der Gehilfe nur eine Bedingung, der Täter die oder eine Ursache des rechtswidrigen Erfolges; der Gehilfe beteilige sich in minderwertiger, der Mittäter in gleichwertiger Weise an der Tat. Diese Anschauung leide daran, daß sich eine feste Grenze zwischen Gehilfentätigkeit und Urhebertätigkeit sowohl allgemein als namentlich in den einzelnen praktischen Fällen nicht finden lasse, und daß ihre Anwendung unüberwindlichen Schwierigkeiten begegne, wenn

die beabsichtigte Straftat im Versuchsstadium stecken geblieben sei oder wenn zwei Personen mit einem bestimmten Plane über die Ausführung sich zur Verübung eines Verbrechens aufgemacht, es aber den Verhältnissen des Ortes und des Augenblickes der Tat überlassen haben, die Rollen unter sich zu verteilen. Nach der zweiten, der sogenannten subjektiven Anschauungsweise, die in den Motiven zum Reichsstrafgesetzbuche zum Ausdrucke komme, wolle der Gehilfe lediglich die fremde Absicht des Täters fördern, dieser aber seine eigene Absicht verwirklichen. Die Durchführung dieser Anschauung sei insbesondere dann erschwert, wenn einer der Beteiligten in der Absicht, nur fördernd einzugreifen, in Wirklichkeit eine Ausführungshandlung betätige, so daß demjenigen, der als Täter auftreten wolle, nichts mehr zu tun übrig bleibe. Und wer mit Urheberabsicht nur unwesentliche Handlungen vornehme, also weniger zum Zustandekommen des Verbrechens leiste als derjenige, der mit Gehilfenabsicht Ausführungshandlungen vornehme, werde gleichwohl härter bestraft als der letztere. Nach den dritten, vermittelnden Ansichten beteilige sich der Gehilfe an der Verübung der Tat lediglich in einem nach subjektiver und objektiver Richtung geringerem Maße, und lasse so wiederum die Grenze zwischen Mittäterschaft und Beihilfe unbestimmt. Da so die Vielgestaltigkeit des realen Lebens es einfach als unmöglich erscheinen lasse, Mittäterschaft und Beihilfe in klarer Weise auseinanderzuhalten, da beide eben nicht absolut feststehende, sondern nur relative Begriffe seien und ihren Inhalt und ihre Bedeutung jeweils erst aus den Umständen des einzelnen Falles erhielten, da endlich auch die Grenze zwischen Anstiftung und intellektueller Beihilfe flüssig sei, so erübrige nichts als die Lehre von der Teilnahme durch eine möglichst allgemein gehaltene Formel zu regeln, die es offen halte, im einzelnen Falle die Beteiligten je nach dem Maße ihrer Schuld mit Strafe zu belegen.

Hierauf teilte Referent seine noch zu erwähnenden Thesen mit und erläuterte dieselben kurz.

Der Korreferent Professor Dr. Heimberger-Bonn gab nachstehende Ausführungen.

Für die Stellungnahme in der Teilnahmelehre ist unmittelbare Voraussetzung die Auffassung in der Frage des Ursachenbegriffs. Im wesentlichen scheiden sich zwei Kausalitätstheorien. Die eine hebt aus den verschiedenen Bedingungen des Erfolges eine heraus und bezeichnet sie als die Ursache des Erfolges. Welches diese eine Bedingung sei, darüber ist man nicht einig. Die andere Theorie macht unter den verschiedenen Bedingungen des Erfolges keinen Unterschied,

stellt sie vielmehr einander gleich und folgert: Jede Handlung ist Ursache des Erfolges, wenn der Erfolg ohne die Handlung nicht eingetreten wäre. Jeder also, der eine Bedingung des Erfolges gesetzt hat, verursacht den Erfolg, wenn ohne die von ihm gesetzte Bedingung der Erfolg ausgeblieben wäre. Bedingung ist also gleich Ursache. Wer nun Ursache und Bedingung für etwas Verschiedenes ansieht, wer unter den verschiedenen Bedingungen des Erfolges eine, zum Beispiel mit Birkmeyer die wirksamste, herausgreift und als Ursache bezeichnet, die anderen nur als Bedingungen gelten läßt, der hat damit eine objektive Grundlage für die Unterscheidung von Mittäterschaft und Beihilfe. Wer die Ursache setzt, bezw. mitsetzt, ist ihm Täter bezw. Mittäter; wer bloß Bedingungen setzt, ist Gehilfe. Wer dagegen einen Unterschied zwischen Ursache und Bedingung nicht anerkennt, wer also in der wirklichen Bedingung des Erfolges auch eine Ursache desselben sieht, der kann den Unterschied zwischen Mittäter und Gehilfen nicht in der stärkeren oder schwächeren Beteiligung an der Vollbringung der Tat finden und sieht sich, weil der Gesetzgeber einmal durch die verschiedene Strafandrohung gegen Mittäter und Gehilfen zu deren Unterscheidung zwingt, unmittelbar dazu gedrängt, sie in dem Willen, in dem subjektiven Interesse der Beteiligten zu suchen. Meines Erachtens muß von der letzteren Kausalitätstheorie ausgegangen werden. Ein Erfolg kann nicht eintreten, wenn nicht alle Bedingungen desselben vorliegen. Der Täter, der Mittäter, der Gehilfe und der Anstifter, sie alle setzen Bedingungen, sie alle sind demgemäß Ursachen des Erfolges. Deshalb soll mir der Gesetzgeber das Recht einräumen, auf sie alle als Beteiligte an der gleichen Tat die gleiche Strafandrohung anzuwenden, und mich nicht zwingen zu unterscheiden, wo mir das Unterscheidungsvermögen fehlt. Weil aber nicht alle Bedingungen gleichwertig sind, muß ich die verschiedenen an der Tat Beteiligten innerhalb des gleichen Strafrahmens verschieden behandeln, ja sogar unter den gewöhnlichen Strafrahmen bis zu einem gewöhnlichen Mindestmaße heruntergehen können. Ich empfehle die Annahme der drei Thesen.

Nach einer lebhaften Debatte, in welcher die Herren Professor Dr. Finger-Halle, Landgerichtsrat Kulemann, Professor Dr. v. Liszt-Berlin und Privatdozent Dr. Mayer-Straßburg hervortraten, wurden die Thesen des Referenten in nachstehender Fassung mit großer Mehrheit angenommen: 1. Wenn zur Verübung einer strafbaren Handlung mehrere Personen vorsätzlich zusammenwirken, so trifft die auf die Handlung angedrohte Strafe jeden Teilnehmer (Täter, Mittäter, Anstifter, Gehilfen). 2. Die Gerichte sind je-

doch zu ermächtigen, die Strafe derjenigen Teilnehmer, deren Schuld sich als eine geringere herausstellt, in einem gesetzlich zu bestimmenden Maße herabzusetzen. 3. Mißlingt die Anstiftung oder kommt es ohne Zutun desjenigen, der die Anstiftung unternommen hat, nicht zur Ausführung der Tat, zu der angestiftet wurde, so tritt Strafe nur in den gesetzlich vorgesehenen Fällen ein; es ist jedoch zu wünschen, daß eine solche Bestimmung in Ansehung aller schweren Verbrechen getroffen werde.

Den nächsten Beratungsgegenstand bildete das Kolonialstrafrecht. Als erster Referent sprach Admiralitätsrat Professor Dr. Köbner-Berlin.

Er ging von dem Grundgedanken der Internationalen kriminalistischen Vereinigung aus, daß die Kriminalität eines Volkes im Zusammenhang mit seiner Kulturentwicklung beurteilt werden müsse. Dieser Zusammenhang zeige sich nirgends so charakteristisch als in den modernen Kolonien, wo die europäische Zivilisation mit den gänzlich verschiedenen Rechtskulturen der einheimischen Rassen zusammenstoße, und gerade auf strafrechtlichem Gebiete die Rechtsgewohnheiten der Eingeborenen vielfach mit uralten religiösen und verwandten Anschauungen verquickt seien. Dem Kolonialstrafrechte sei also der Entwicklungsgang vorgeschrieben.

Für die deutsche und die sonstige weiße Bevölkerung in den Kolonien richte sich die Strafrechtspflege im wesentlichen nach der Normen des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit. Die koloniale Gerichtsbarkeit habe aber im Laufe der letzten Jahre in zahlreichen wichtigen Einzelheiten reichere und ausgebildetere Formen gefunden, als die konsulare. Diese Entwicklungstendenz sei weiter zu verfolgen, weil es für die Rechtsordnung der Schutzgebiete darauf ankomme, die Abhängigkeit von dem Konsulargerichtsbarkeitsgesetze mehr und mehr abzustreifen und ein selbständiges, in sich geschlossenes deutsches Kolonialrecht für die Europäerbevölkerung daselbst zu schaffen.

Bei Besprechung des in den Kolonien geltenden materiellen Rechtes hebt Referent hervor, daß der Gouverneur der Schutzgebiete das Strafverordnungsrecht besitze, während es mit Recht, um die richterliche Funktion von der gesetzgebenden zu trennen, seit 1901 dem Richter genommen sei. Als Korrelat sei aber zu fordern, daß der Gouverneur seinerseits aus der Rechtsprechung gänzlich ausscheide. In den meisten Kolonien sei dies bereits durchgeführt. Eigene richterliche Beamte als Oberrichter besitzen Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun und Togo gemeinsam. In Neuguinea einschließlich der Karolinen, in Samoa und auf den Marschallinseln nehmen noch die Gouverneure

die Geschäfte der Oberrichter wahr. Nur für das Kiautschougebiet bestehe noch kein besonderes Obergericht.

Referent ging zum Schluß auf die Rechtsordnung für die einheimische Bevölkerung in Kiautschou besonders ein. In China sei die Rechtskultur gerade auf dem Gebiete des Strafrechts erstaunlich entwickelt. Kriminalistische Fragen, mit denen sich die modernste europäische Strafrechtswissenschaft beschäftige, zum Beispiel über Versuch, Teilnahme am Verbrechen, Behandlung jugendlicher Verbrecher und anderes mehr, seien im chinesischen Strafrechte bereits mit größter kasuistischer Zuspitzung behandelt. Dieser hohen theoretischen Ausbildung entspreche freilich die arg verrottete Praxis der einheimischen chinesischen Gerichte sehr wenig.

Redner besprach dann die eigenartige Gerichtsorganisation für die einheimische Bevölkerung im Kiautschougebiete, und schloß seine Ausführungen mit dem Hinweis auf die mannigfachen Aufgaben, die für die Fortbildung des jungen deutschen Kolonialrechts noch zu lösen bleiben.

Der zweite Referent, Kaiserlicher Oberrichter von Deutsch-Ostafrika Dr. Ziegler, sprach über die Eingeborenenrechtspflege in den afrikanischen und Südseeschutzgebieten. Er gab einen kurzen Überblick über die für die verschiedenen Kolonien bestehenden Bestimmungen der Eingeborenen-Strafrechtspflege und entwarf dann ein Bild von dem Rechtszustande in Ostafrika. Die Kolonialverwaltung habe durch die Reichskanzlerverfügung vom 22. April 1896, deren Inhalt Referent kurz anführte, zunächst nur dem ersten praktischen Bedürfnis abhelfen und in Rücksicht auf die unentwickelten und ungeklärten Verhältnisse einer freien Entfaltung der Praxis vollen Spielraum lassen wollen. Dieses Verfahren entspreche dem Bedürfnis am besten. Von Zeit zu Zeit würden generelle Anweisungen erlassen, in denen die gemachten Erfahrungen verwertet werden. Das Gouvernement sammle als Aufsichtsbehörde das Material für eine spätere Kodifikation. Vor einer übereilten Kodifikation könne er aber nicht genug warnen; dazu müsse erst genügend Material geliefert werden und erst völlige Klarheit über die den Kolonien zu gebende Gestaltung und die den Eingeborenen zu gewährende Rechtsstellung bestehen. Als Richtschnur für die Beurteilung der Straffälle dienen die Begriffsbestimmungen des Reichstrafgesetzbuchs, die landesüblichen Gewohnheiten und Überlieferungen sowie Anweisungen des Gouverneurs. Der heimische Grundsatz: nulla poena sine lege und das Legalitätsprinzip hätten keine zwingende Geltung. Rücksichten der Strafpolitik und der allgemeinen Politik seien für das Einschreiten von Bedeutung. Die

Strafrechtspflege müsse zur Zeit noch von dem obersten Gesichtspunkte beherrscht werden, daß die Eingeborenen, welche nach Abstammung, Sitten und Religion voneinander sehr verschieden seien, erst zu einer höheren Kultur erzogen werden müßten.

Über den letzten Beratungsgegenstand, „Die verminderte Zurechnungsfähigkeit“ sprach zuerst Dr. Delbrück, Direktor der Irrenanstalt in Bremen. Er hat bereits auf der vorjährigen Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung in Bremen einen Vortrag über „Die vermindert Zurechnungsfähigen und deren Verpflegung in besonderen Anstalten“ gehalten. Daraufhin ist das Thema auf der diesjährigen Versammlung zur Diskussion gestellt worden. Delbrück stellt drei prinzipielle Forderungen auf. Erstens verlangt er eine Abänderung des Paragraphen 51 des Strafgesetzbuchs in dem Sinne, daß neben der völligen Unzurechnungsfähigkeit auch eine verminderte Zurechnungsfähigkeit im Gesetze Berücksichtigung finde für alle diejenigen Individuen, die auf der Grenze zwischen geistiger Krankheit und Gesundheit stehen. Delbrück fordert weiter gesetzliche Bestimmungen darüber, was mit den vermindert Zurechnungsfähigen zu geschehen habe. Sie sollen in der Hauptsache anders behandelt werden, als die zurechnungsfähigen Verbrecher. Die Möglichkeit einer Umwandlung der Strafe in andere Maßnahmen, der Gefängnisstrafe in Zwangserziehung, in Unterbringung in ein Trinkerasyl oder in eine andere passende Anstalt, ja sogar die Füglichkeit, Gemeingefährliche über die ihnen zuerkannte Freiheitsstrafe hinaus in den betreffenden Anstalten festzuhalten, müßten dem Richter durch das Gesetz gegeben werden. Drittens fordert Referent, daß die Bestimmungen über die vermindert Zurechnungsfähigen möglichst allgemein gehalten werden, und betont deren große Verschiedenartigkeit. Viele seien milder zu bestrafen, andere in Trinkerheilanstalten zu kurieren, dritte in Anstalten für Epileptische oder in Irrenanstalten zu versorgen. Für einen großen, kriminell wichtigen Rest aber, die moralisch Defekten, seien besondere Anstalten zu fordern, weil sie wegen ihrer spezifisch verbrecherischen Neigungen nicht in die gewöhnlichen Irrenanstalten und wegen ihrer spezifisch pathologischen Eigenschaften nicht in die Zuchthäuser und Gefängnisse paßten.

Professor Dr. v. Liszt als zweiter Referent erklärte sich mit den Leitsätzen Delbrücks im wesentlichen einverstanden und stellte seinerseits nachstehende Thesen auf, die sich an die von der Dresdner forensisch-psychiatrischen Vereinigung im Jahre 1898 gefaßten Beschlüsse anschließen.

1. Es gibt zahlreiche Fälle, in denen die Verantwortlichkeit für

begangene strafbare Handlungen zwar nicht ausgeschlossen, aber doch wesentlich vermindert ist. Es ist wünschenswert, daß diese Fälle sowie die in diesem Zustande am häufigsten begangenen Verbrechen möglichst vollständig gesammelt und systematisch dargestellt werden. Die Erfüllung dieser Aufgabe muß der Jurist dem Mediziner überlassen.

2. Der vermindert Zurechnungsfähige ist mit einer milderen Strafe zu belegen; die Vollstreckung der Freiheitsstrafe erfolgt in besonderen Anstalten oder Räumen und unter Berücksichtigung der medizinischen Grundsätze.

3. Erscheint der vermindert Zurechnungsfähige nach dem Gutachten der Sachverständigen als gemeingefährlich, so hat der Strafrichter auf Verwahrung des Verurteilten in einer Heil- oder Pflegeanstalt zu erkennen. Die Durchführung dieser Anordnung ist Aufgabe der zuständigen Verwaltungsbehörde.

4. Ist der Verurteilte straffähig, so tritt die Verwahrung nach Verbüßung der Strafe ein. Andernfalls gilt der Aufenthalt in der Verwahrungsanstalt als Strafverbüßung.

5. Die Verwahrung hat so lange zu dauern, als der Zustand der Gemeingefährlichkeit es erfordert. Die Entlassung aus der Verwahrung wird auf Grund des Gutachtens der Sachverständigen von dem Strafrichter ausgesprochen.

An der Debatte beteiligten sich die Herren Landgerichtsdirektor Becker, der über das Zustandekommen der Dresdner Beschlüsse berichtete, von ihm seit 3 Jahren über gemindert Zurechnungsfähige gesammeltes statistisches Material mitteilte und auf Sammlung amtlichen Materials hinzuwirken beantragte, Geheimer Rat Dr. Weber (Pirna-Sonnenstein), Justizrat Dr. Weingart, der die Entschließung über Unterbringung der gemindert Zurechnungsfähigen und die Dauer der Unterbringung nicht dem Strafrichter, sondern dem Vormundschaftsrichter zu übertragen empfahl, Medizinalrat Dr. Leppmann (Berlin), Professor Aschaffenburg (Halle) und Rechtsanwalt Freund (Berlin).

Die Thesen von Delbrück und v. Liszt wurden angenommen.

Im unmittelbaren Anschlusse hieran ergriff Geheimer Justizrat Professor Dr. v. Liszt das Wort zu seinem Thema, Die Reform des Strafgesetzbuchs. In einem einstündigen fesselnden Vortrag führte er aus:

Das Ziel, nach dem die Internationale kriminalistische Vereinigung und speziell unsere deutsche Landesgruppe Jahre hindurch gerungen hat, ist in absehbare Nähe gerückt, und der Schulstreit zwischen den

Kriminalisten der verschiedenen Richtungen haben einem Friedensschlusse Platz gemacht. Männer, welche der klassischen und welche der modernen Schule angehören, haben sich zusammengefunden, um in gemeinsamer Arbeit die rechtsvergleichende Grundlage zu legen, auf der seinerzeit der Entwurf des neuen deutschen Strafgesetzbuchs wird aufgebaut werden können. Da liegt die Frage nahe, ob denn unsere Vereinigung, speziell die deutsche Landesgruppe mit Erreichung dieses Zieles ihre Existenzberechtigung verloren hätte? Aber dem ist nicht so.

Nachdem von den Dresdener Freunden über die gesamten Bestrebungen der kriminalistischen Vereinigung und meine eigenen Ziele ein eingehender Aufsatz (von Staatsanwalt Dr. Wulffen-Dresden) an die Teilnehmer unserer Versammlung im Druck verteilt worden ist, auf welchen ich im allgemeinen Bezug nehmen kann, möchte ich einzelne wichtige Daten aus unsererer Entwicklung und einige der wichtigsten unserer Forderungen hervorheben.

In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts war auf einen langen Ruhezustand ein Stadium leidenschaftlichen Kampfes um das Strafrecht gefolgt. Es erschien Lombrosos Buch über den Verbrecher mit der Lehre vom delinquento nato, dem „geborenen" Verbrecher; es erschien die Streitschrift des Reichsgerichtsrats Mittelstädt wider die Freiheitsstrafe, und dann die Schrift Kräpelins, der die Abschaffung des Strafmaßes forderte. In den 80er Jahren entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. In diesem Streite eine Sammlung Gleichdenkender zu bilden, entstand im Januar 1889 die Internationale kriminalistische Vereinigung. Es waren nicht bloß radikale Reformer, die sich da zusammenfanden; unter unseren ersten Mitgliedern waren Männer wie Tessendorf, Olshausen, Vierhaus, Holtzendorff. In unserem Programm wurde ausgesprochen, daß die Vereinigung ausgehe von der Überzeugung, daß Verbrechen und Strafe ebensosehr vom soziologischen wie vom juristischen Standpunkte aus ins Auge gefaßt werden müßten; die Vereinigung stellte sich zur Aufgabe, diese Ansicht in Wissenschaft und Gesetzgebung zur Anerkennung zu bringen. Wir leugnen selbstverständlich nicht die Notwendigkeit juristischer Dogmatik; wir behaupten aber, daß daneben das Verbrechen als soziale Erscheinung, die Strafe als soziale Reaktion ins Auge gefaßt werden müsse. Wir stellen uns die Aufgabe, eine Ätiologie des Verbrechens zu schaffen als einzig mögliche wissenschaftliche Grundlage für eine zweckentsprechende Kriminalpolitik.

Im ersten Anfang sind es zwei Grundfragen gewesen, von denen wir ausgegangen sind: die Kriminalität der Jugendlichen und die der Rückfälligen. Die Tatsache, daß die Kriminalstatistik hinsichtlich beider

die bedenklichsten Züge aufweist, führte uns zur Kritik des herrschenden Strafensystems. Hier kamen wir vor allem zu dem Resultat: es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere kurzzeitige Freiheitsstrafe nicht abschreckt, nicht bessert, die Gesellschaft in keiner Weise sichert und keine Sühne ist für das Verbrechen. Im weiteren Verlaufe dieser Gedanken gelangten wir zur Frage der Behandlung der Jugendlichen, und es gehört zu unseren stolzesten Erinnerungen, daß wir auf diesem Gebiete neuen Gedanken die Bahn gebrochen haben. Ich nenne die Worte: bedingte Verurteilung!

Was haben wir nun weiter zu tun? Vor allem ist unsere erste Aufgabe, die Untersuchung der Ursachen des Verbrechens, noch nicht gelöst, wenn wir auch ein gutes Stück vorwärts gekommen sind. Mit einem Standpunkt freilich, der die absolute Herrschaft der Denkform der Kausalität leugnet und demgemäß lehrt, daß das Verbrechen als aus freier Willensentschließung hervorwachsend niemals in seinen Ursachen erkannt werden könne, ist keine Auseinandersetzung möglich. Wenn sich das Verbrechen jeder Berechnung entzieht, dann ist jede psychologische Einwirkung einfach unmöglich. Wir hoffen aber zuversichtlich, daß auch hinsichtlich dieses Punktes überzeugte Anhänger, insbesondere auch aus den Kreisen der praktischen Kriminalisten, immer mehr in unser Lager herübertreten werden.

Weiter müssen wir es aber klar aussprechen, daß wir von dem künftigen Reichsgesetzgeber verlangen, unseren Mindestforderungen zu entsprechen. Wir arbeiten gern mit und sind auch zu Opfern an unseren Überzeugungen bereit, aber wir stehen nur auf ganz bestimmter Grundlage zur Verfügung. Wir werden mit Entschiedenheit gegen den Entwurf ankämpfen, wenn er diesen Grundlagen nicht entspricht. Unsere Mindestforderungen sind nun folgende. In erster Linie verlangen wir die reichsrechtliche Einführung der bedingten Verurteilung im Sinne des belgisch-französischen Rechts. Zwar darf ich gerade hier in Dresden die Gelegenheit ergreifen, uns alle daran zu erinnern, daß die Königlich Sächsische Justizverwaltung als erste vor allen andern deutschen, auch vor der preußischen, es gewesen ist, welche unser Hauptziel, die bedingte Verurteilung, als berechtigt anerkannt und in einer modifizierten Form eingeführt hat. Dafür gebührt der sächsischen Justizverwaltung unser aufrichtigster Dank. Denn die bedingte Begnadigung durch Strafaufschub ist eine Vorstufe der richterlichen bedingten Verurteilung. Aber ebenso aufrichtig müssen wir bekennen, daß wir auf der Vorstufe nicht stehen bleiben können, sondern weiter emporsteigen wollen. Nicht bedingte Gnade, sondern einen bedingten Richterspruch erstreben wir!

Unsere zweite Hauptforderung betrifft die Heraufsetzung des Mindestalters der Zurechnungsfähigkeit vom 12. auf das 14. Lebensjahr. Es muß endlich auch im Gesetze anerkannt werden, daß Kinder nicht auf die Anklagebank gehören.

Wir verlangen, daß auf jeden Fall diese Forderungen im künftigen Strafgesetzbuche berücksichtigt werden. Wir fordern, daß unsere ethischen Anschauungen, von denen wir behaupten, daß sie die Anschauungen des deutschen Volkes von heute sind, hineinkommen in unser neues deutsches Strafgesetzbuch; und darin sind wir auch einig mit den Vertretern der klassischen Schule. Wir leben im Zeitalter der Sozialpolitik. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ist das Zeitalter, wo die Individualethik ersetzt worden ist durch die Sozialethik, die dem einzelnen sagt: Du sollst der Gesamtheit dienen, nicht dir. Die Bedeutung von Friedrich Nietzsche ruht gerade darauf, daß er uns die Reaktion darstellt gegen diese Gedanken und das Individuum wieder sich selbst erretten will. Jedes Zeitalter mit ausgesprochenen ethischen Anschauungen hat auch seine besondere Strafgesetzgebung.

Unser Reichsstrafgesetzbuch hängt noch zum Teil an der veralteten Anschauung; die moderne Anschauung hat in unsere Paragraphen noch nicht eindringen können. Ihr dazu zu verhelfen, sind wir gerüstet. Der ganze Schulstreit um die Grundgedanken des Strafrechts interessiert uns wenig. Wir lehnen die Vergeltung ab als einen alttestamentlichen Gedanken, der sich mit dem Christentume nicht verträgt. Wir begreifen den Streit über Vergeltung und Gerechtigkeit gar nicht. Wir sagen: soziale Pflicht der Gesellschaft, soziale Pflicht des einzelnen ist es, seinem Nebenmenschen die rettende Hand zu reichen, so lange es irgend geht; alle Maßregeln auszuarbeiten, durch die der Einzelne, der auf die Bahn des Verbrechens gekommen ist, wieder zum nützlichen Gliede der Gesellschaft wird; und soziale Pflicht ist es andererseits dort, wo wir Rettung nicht mehr sehen, schützend und sichernd einzugreifen. Ich glaube, es wird unser künftiges Strafgesetzbuch nicht aus den Theorien der Professoren geboren werden, sondern es wird seinen Inhalt aus den Bedürfnissen und den sittlichen Anschauungen unseres deutschen Volkes empfangen!

Lebhafter allseitiger Beifall lohnte den Ausführungen des glänzenden Redners, dessen Worte zugleich einen würdigen Abschluß der Beratungen und Vorträge bildeten.

Den geschäftlichen Beschluß der Tagung bildeten die Wahlen. Auf Antrag des Admiralitätsrates Prof. Dr. Köbner wird der bisherige Vorstand (Vorsitzender Prof. Dr. v. Mayr) in corpore durch Akklamation wiedergewählt. Als neues Mitglied wird auf Vorschlag des

Vorsitzenden noch Geheimer Rat Generalstaatsanwalt Geßler in den Vorstand aufgenommen. Mit Worten des Dankes an alle, die zum Gelingen der Tagung beigetragen haben, schließt darauf der Vorsitzende, welchem Geheimer Rat Geßler für die vorzügliche Leitung des Kongresses den Dank der Versammlung zum Ausdruck bringt die diesjährige Landesversammlung.

Wenn an dieser Stelle noch ein Nachwort zu der hinter uns liegenden Tagung am Platze ist, so darf folgendes gesagt werden. Man mag über den Wert der bei wissenschaftlichen Kongressen unmittelbar an Ort und Stelle gewonnenen Ergebnisse für die Wissenschaft urteilen wie man will. Es trifft zu und liegt wohl in der Natur solcher Sitzungen, daß es sich bei ihnen in der Hauptsache um allseitigen Vortrag zu Hause, am Studiertisch oder in der Amtsstube, gefundener Ansichten und Sätze und um gegenseitigen Meinungsaustausch darüber handeln wird, daß dagegen der Abstimmung über die Thesen und ihrer hierdurch zum Beschlusse erhobenen Fassung nicht zu viel Bedeutung beigelegt werden kann. Aber eben in dem unmittelbaren, mündlichen Austausch der Gedanken, der im Wege der Schrift keineswegs ersetzt werden kann, ergibt sich der hohe Wert der wissenschaftlichen Kongresse. Ihm gleich steht endlich die große Anregung, welche solche jedes Jahr an einem anderen Orte tagende Versammlungen den räumlich getrennten Kreisen der Berufsgenossen geben. Und gerade von dieser fachlichen Anregung darf hinsichtlich der Dresdener Tagung das günstigste berichtet werden. Wie der Herr Justizminister in seiner Begrüßungsansprache betonte, gehörten bislang zu den Mitgliedern der internationalen kriminalistischen Vereinigung ganz wenige sächsische Juristen. Das nächste Mitgliederverzeichnis wird nun ausweisen, daß sich durch die Dresdener Versammlung eine recht erfreuliche Zahl sächsischer Kriminalisten zum Beitritte hat werben lassen. Es kann nicht gesagt werden, daß bisher die Gedanken der Internationalen Vereinigung, die Gedanken der Kriminalpolitik, der Kriminalanthropologie, der Kriminalstatistik und der Reform des Strafensystems mit ihren Ersatzmitteln für die kurze Freiheitsstrafe, bei den sächsischen Praktikern auf fruchtbaren Boden gefallen wären. Wenn wir auch als die ersten den bedingten Strafaufschub hatten, so wurde diesem Institute doch zunächst von Alten und Jungen mit Mißtrauen begegnet, welches sich auch im Laufe der Jahre noch nicht ganz verloren hat. Wir stecken noch tief in der alleinseligmachenden juristischen Dogmatik. Wir fühlen uns beglückt im Aufbauen kühnster Konstruktionen von Tatbeständen und beten die Judikatur der höchsten Gerichtshöfe an. Es war sozusagen hohe Zeit,

daß die Internationale kriminalistische Vereinigung unmittelbar ihre Gedanken in das Herz unseres Bundesstaates trug und in ihm überzeugte Anhänger und Freunde suchte. Und es darf mit Freuden bekannt werden, daß sie solche gefunden hat! Gerade jetzt, wo einige Monate über die Vorträge und Debatten dahingegangen sind und eine gewisse Befremdung gegenüber den ganz neuen Gedanken und Bestrebungen einer ruhigeren Erwägung und Klärung derselben in dem Einzelnen Platz gemacht hat, können wir versichern, daß auch wir unsern Mann stellen werden in dem Ringen um die Umgestaltung des Strafrechtes. Wenn man uns Sachsen auch auf der einen Seite eine gewisse Schwerfälligkeit in der Entschließung nachsagt, so werden doch auf der andern Seite die Gründlichkeit und Innerlichkeit anerkannt, mit der wir alles, was wir billigen, alsbald erfassen und erfüllen. Und da es sich, wie der Herr Justizminister sagte, im vorliegenden Falle gerade um eine Herzenssache handelt, so zweifeln wir nicht, daß wir als ebenbürtige Mitkämpfer unter den übrigen Reformern erscheinen werden. Das möge die Zukunft erweisen!

VIII.

Zur Selbstmordfrage.

Von

Dr. Buschan in Stettin.

Über den Selbstmord in den Vereinigten Staaten Amerikas hat William B. Bailey in der Mainummer der Yale Review interessante Erhebungen veröffentlicht, die allerdings nicht gerade der Exaktheit entsprechen, aber immerhin doch imstande sind, ein ungefähres Bild von der Verbreitung desselben und den Motiven dazu zu geben. Eine Erhebung auf Grund offizieller Angaben anzustellen war nicht möglich, da die amerikanische Regierung der verschiedenen Staaten keine exakten Aufzeichnungen vornehmen läßt. Verf. durchzog daher in Ermangelung einer besseren Quelle 30 größere Tagesblätter des Landes einer eingehenden Durchsicht. Von 10 000 Selbstmorden in den Jahren 1897—1901 betrafen 7781 Männer und 2219 Weiber; das männliche Geschlecht stellte also ein $3^1/_2$ mal größeres Kontingent als das weibliche. In den meisten Staaten begehen Verheiratete häufiger Suicid als Ledige; andererseits wieder alleinstehende, geschieden und verwitwete Weiber häufiger als Männer in derselben Lebenslage. Von den Methoden wird Tod durch Erschießen bevorzugt, demnächst geschieht die Entleibung mittelst Giftes. Erhängen und Ertrinken sind nicht so sehr verbreitet wie in andern Ländern, z. B. in Nordeuropa. Herabspringen, Vergiftung und Tod durch Kohlenoxyd ist nur auf die Städte beschränkt. Für das männliche Geschlecht ist die beliebteste Art sich das Leben zu nehmen das Erschießen; Herabspringen hingegen wird am seltensten geübt; Frauen hingegen bevorzugen Gift und schneiden sich am seltensten die Adern auf.

Was die Motive zum Selbstmord betrifft, so steht Verzweiflung an der Spitze; 20 Proz. aller Selbstmörder haben dieses als Grund angegeben. Es folgen sodann geschäftliche Verluste, körperliche Krankheit und Geisteskrankheit mit ungefähr 13 Proz. An letzter Stelle ziemlich kommt getäuschte Liebe. Alkoholismus spricht bei Männern

oft mit. Weiber töten sich selbst häufiger aus Gram, denn Männer; auch schlechte Gesundheit erfordert bei ihnen mehr Opfer. Zwischen 20 und 30 Jahren werden die meisten Selbstmorde aus Kummer, Ärger und getäuschter Liebe begangen; zwischen 20 und 30 fällt auch das Maximum infolge von Alkoholismus, Geisteskrankeit, Verzweiflung, häuslichem Ärger und Furcht vor Schande. Zwischen 30 und 40 Jahren werden die meisten Selbstmorde wegen Geschäftsverluste und mangelhafter Gesundheit begangen. Im allgemeinen begehen Frauen Suicid in früheren Lebensjahren, als Männer. Auf den Montag fallen die meisten Selbstmorde, die demnächstige Zahl auf Sonntag. Von Montag geht der Prozentsatz herab bis Donnerstag (inklus.); Freitag tritt ein plötzliches Ansteigen ein und Sonnabend wiederum ein Rückgang auf die gleiche Zahl wie am Donnerstag, Sonntag nimmt die Zahl der Selbstmorde dann wieder bedeutend zu. Die Männer ziehen Montag, die Frauen Sonntag im allgemeinen vor. Die meisten Selbstmorde werden in den ersten zwölf Stunden des Tages begangen. Beginnend bei Mitternacht steigt die Kurve bis ungefähr 6 Uhr Morgens beständig an. Selbstmorde wegen Krankheit körperlicher Leiden und aus Geisteskrankheit werden in den frühen Morgenstunden begangen, aus Alkoholismus und Kummer später am Vormittag, aus Verzweiflung am Nachmittag und aus unglücklicher Liebe und Familienzwistigkeiten spät am Abend.

IX.

Des Churfürsten zu Sachssen etc. Vnd Landgrauen zu Hessen etc. Offen Ausschreiben,

Der Mordbrenner[1]) vnd Vorgiffter halben:

Die vom Anti Christ, dem Babst zu Rom abgefertiget, Deudsch Land mit Mordtbrandt vnd vorgifftung zubeschedigen.

Item

Hertzog Johans Wilhelmen zu Sachssen etc. Sonderlich ausschreiben, mit einuorleibter urgicht vnd bekentnis, eins, der obberürten beschediger, so zu Weymar gefenglich einbracht, vnd erhalten wirdet.

Von Gotts gnaden, Wir Johans Fridrich, Hertzog zu Sachssen, des Heiligen Römischen Reichs Erzmarschalh, vnd Churfürst, Landgraff inn Düringen, Marggraff zu Meissen, vnd Burggraff zu Magdeburg, Vnd von desselben genaden Wir Philipps, Landgraff zu Hessen, Graff zu Catzen Elnbogen, zu Dietz, Ciegenhain, vnd Nidda. Empieten allen vnd jeden, Churfürsten, Fürsten, Grauen, Herrn, Ritterschafft, vnd Steten, so vnser Augspurgischen Confession, Auch vnser Christlichen einunge verwandt sein, Desgleichen allen vnd jeden vnsern

1) Anmerkung des Herausgebers. Ich bringe die Abschrift dieser hochmerkwürdigen Ennunziation, so wie sie Herr Johannes Jühling (Dresden-Löbtau) eingesendet hat. Daß diese und ähnliche Verlautbarungen existierten, haben wir schon lange gewußt (vgl. mein Handbuch für Untersuchungsrichter, 3. Aufl., S. 261), es fehlten aber genauere Angaben hierüber gänzlich, so daß ich den Fund des Herrn Einsenders als sehr wichtig bezeichnen möchte. Die Bedeutung dieser Schrift liegt darin, daß sie uns Angaben über die berüchtigsten Mordbrennerzeichen, die Vorläufer der eigentlichen Gaunerzinken, macht, daß sie echte Steckbriefe enthält und uns über die damalige Auffassung strafprozessualer Sicherheit unterrichtet. Erwiesen ist, daß ein Mann (wohl auf der Folter) zugegeben hat: einer seiner Genossen habe irgendwo etwas in einen Brunnen geworfen, was Gift sein soll. Gefolgert wird daraus, daß der Papst ganze Banden von Mordbrennern und Brunnenvergiftern nach Deutschland sendet, um „der Augspurgischen Konfession“ Beschädigungen zuzufügen, damit sie „geschwecht“ werde! Hans Groß.

vnterthanen vnd Vorwandten, vnser freundlich dienst, vnd was wir liebes vnd gutes vermögen, Auch grus, gnad vnd alles gutes zuuoran, Ehrwirdigsten, Ehrwirdigen in Gott, Hochgeborne Fürsten, Wolgebornen, Edle, veste, Ersamen weisen lieben besondern Rethe vnd getrewen, Nach deme E. L. vnd Ir wissen, welcher gestalt der Anti Christ zu Rom der Babst, on zweiuel durch eingebunge des bösen Geistes, als seins werckgezeuges, fur etlichen Jaren, inn Deudsche Land, verordenunge vnd vorsehunge getan, Das die Churfürsten, Fürsten, Stende vnd Stete, sonderlich aber die jhenigen, so gemelter vnser Augspurgischen Confession, vnd Christlichen Religion vnd einunge zugethan, mit fewer vnd mordtbrand, solten angegriffen, beschediget vnd damit geschwecht werden. Wie dann auch darauff erfolget, vnd grosser trefflicher schade hin vnd wider beschehen. Wiewol nu auch gedachter Babst, nicht die geringste vrsache ist, das sich der Kayser itzo vnterstehet, Gottes Wort vnd die wåre Christliche Religion, mit seiner des Babsts stattlichen vnd trefflichen hülff, die vor augen, vnd nicht kan verneinet werden, mit dem Schwerd zu dempffen vnd auszureuten. So ist er doch daran, seiner mörderischen vnd blutdürstigen art nach, nicht gesettiget noch zufriden. Sondern hat daneben, wie wir des von hohen Fürstlichen personen, aus sondern trewhertzigen volmeinenden bedencken, gegen vns, vnsere Religionsverwandte, vnd der gantzen Deudschen Nation, glaubwirdigen bericht empfangen, ettlich viel, vnd geschwinde gifft inn Deudsche Land verordnet, welche gifft auch an ein benanten ort ankommen sein sol. Der meinung vnd mit diesem befehl, fürnemlich die Brunnen, Teiche, vnd andere stehende Wasser, vnd wie es sonsten zuwegen bracht werden mag, Inn E. L. vnd ewern Landen, Graffschafften vnd Herrschafften, Steten vnd Gebieten, auch inn vnsern Landen vnd Fürstensthumen, damit zuuorgifften. Auch, das also neben des Kaysers furnemen, des Babsts vnd Teuffels mordt, an menschen vnd vihe, auch möcht ins werck, gestelt vnd gefürdert werden. Wie sich dann das Welsch Kriegsvolck, so der Babst dem Kayser zugeschickt, offentlich vornemen lest, das er, der Babst, vns, vnd alle vnsere Religions-Verwandten, jnen habe zu preis geben. Aus welchen handlungen, E. L. vnd jr, auch meniglich leichtlich vnn gnugsam zuuorstehen, das der Kaiser vnd Babst einmal entschlossen, E. L. vns, auch derselbigen vnd vnsere vnterthanen vnd Vorwandten, allein vmb Gottes Worts, vnd warer Christlichen Religion willen. Nach dem wir alle one das mit dem Babst nicht zuthun haben, gentzlich zuuortilgen, vnd was der Keyser mit dem Schwert nicht allenthalben vermag, das wil der Babst mit gifft ausrichten. Als haben wir freundlicher gnediger

trewer wolmeinung, auch Christlicher lieb vnd vorwandtnus nach, nit vnterlassen wöllen, E. L. vnd euch, solches durch dieses vnser offen ausschreiben, also bald kund zuthuen, vnd des zuuorwarnen. Auff das durch Gottes verleihung, meniglich sich dis fals, so viel mehr vor zusehen, vnd zuhüten haben müge. Und zweiueln nicht E. L. vnd Ir, werden in jren Landen, Graffschafften, Herrschafften, Steten vnd Gebieten, darauff fürderliche vnd vnuorzügliche verschaffung vnd verfügung thun. Damit des Babsts verordent vergifften, der Brunnen vnd Wasser, vnd wie er es sonsten möchte ins werck richten wöllen, durch Göttliche gnedige verleihunge, vorhütet vnd vorkommen. Vnd in sonderheit darauff achtung geben lassen, das die abgefertigten personen mügen begriffen, eingezogen, gefraget, vnd als denn jrem verdienst nach, vnnachlessig gestrafft werden. Do auch einer oder mehr betretten, vnd jr bericht gehört, So werden E. L. vnd Ir, denselben fürder, vns vnd den andern, auch wol zuerkennen zugeben wissen. Damit wir, vnd sie, vns darnach auch mügen haben zurichten, vnd diesem vnerbarn vorreterlichem des Babstes fürnemen dester bas begegnen. So wöllen wir auch den unsern solches hiemit in gleichnus ernstlich auch beuohlen haben. Das wolten wir E. L. vnd Euch, freundlicher vnd gnediger meinung, nit vneröffnet lassen, vnd sind E. L. freundlich zudienen, auch Euch genade vnd alles guts zuerzeigen geneigt, vnd erbötig, vnd die vnsern thun daran vnser gentz liche meinung. Zu vrkund mit vnsern hierauffgedruckten Secreten besigelt, vnd geben in vnserm Feldleger bey Erichessem, den XXX. tag Augusti. M. D. X. Lvj.

Dieweil auff obbemelte ausschreiben inn Hochgedachter Chur vnd Fürsten, Fürstenthumen vnd Landen, auffmercken geschehen, auff vordechtige Wandersleute, vnd inn einem Gehültze, nahend vor der Stadt Weymar, das grosse Webicht genant, einer betroffen, der inn Pilgrams gestalt gegangen, auch kein deudsch reden können. Ist derselbe zu gefengnis eingezogen, seins gewerbs, wandels, wesens, vnd gescheffts befraget. Vnd hat seine aussage gethan, wie aus folgendem, Hertzog Johans Wilhelmen zu Sachssen etc. schreiben, zubefinden:

Von Gotts gnaden, Johans Wilhelm Hertzog zu Sachssen etc.

Lieben getrewen, Nach dem die Hochgebornen Fürsten, Herr Johans Fridrich Hertzog zu Sachssen, Churfürst etc. vnd Burggraff zu Magdeburg, Vnd Herr Philips, Landgraff zu Hessen, vnsere gnediger lieber Herr vnd Vater, vnd freundlicher lieber Vetter, kurtz vorschiener

zeit aus jhrer gnaden, vnd liebden, Feltlager, Ein offentlich Ausschreiben vns anhero gesand, darinnen angezeigt, Welcher gestalt der Babst vnd Anti Christ zu Rom, vorgifftung aus zu sprengen, bestellung gethan, die dann numehr publicirt worden seind.

Als wollen wir euch ferner, gnediger meinung nicht vnangezeigt lassen, das durch sonderliche gnedige schickung des Allmechtigen, Am negst vorschienen Freytag zu abend, allhier im großen Webich, ein Wahl, so in eins Pilgrems gestalt, vnd bösen kleidern gegangen, ergriffen, eingezogen, vnd wie volgt, ausgesagt.

Das er Jakob Julian heisse, sey von Leon aus Franckreich Bürtig, Des Babsts Hauptman, ein langer Edelman, so zu Rom wonet, hab jn nebst andern viern zu Rom, vor zweien Monaten, inn seinem Hause, inn des Babstes Namen, bestellet vnd abgefertigt, vnd jme fünff Kronen gegeben die strassen, inn diesen Landen, abzusehen (vnd des Babsts Volck würde bald hernach komen) vnd darinnen zu brennen, vnd die Brunnen zuuorgifften, mit vorwendung, sie theten ein gut werck daran, vordieneten vorgebung, aller jrer Sünden, wann sie nur viel schadens damit ausrichteten, Dann die Deudschen weren gar wider den Heiligen Stul zu Rom, Seine Gesellen hetten die Gifft bei jnen gehabt, inn einer hültzerne Büchssen, die zehen zwerg finger hoch, vnd eine Messingen, darinnen sie andere Speties gehabt, so auch Gifft gewesen, welchs er gesehen, Solche zwu Büchssen, trügen sie alle beide inn einem Liderne Secklein, Er habe keine Gifft gehabt, könne sie auch nicht machen, Die Gifft aber were weiss vnd schwartz, durch ein ander gepüluert.

Sein erster Geselle heiße Peter Juliam, Ein Italianer von Rom, der habe xiiij Kronen empfangen, Was aber den andern gegeben, weis er nicht, Dieser habe einen grawen schwartzen Bard, sey alt, vnd ein Schuster, habe ein Spanische Cappen Rotter farben, Ein Wambs von Rotem tuche, Braune Hosen, ein Rot Bared, welchs nicht gros.

Der ander Geselle, heisse Johann Latran, sey ein Florentiner, vnd schwartzer starcker Geselle, vnd ein Wülleweber, habe einen schwartzen vmbneme Rock, mit Ermeln, ein schwartz wüllen Wambs, vnd Hosen so nicht gar braun, sondern etwas Leberfarbe mit sein. Ein kleines grawes Bared.

Der dritte heiße Nicolaus, auch von Florentz, sey ein alter Man, sol ein Seiler sein, sey durchaus gekleidet, wie Johann Latran, Derselbige habe sampt andern seinen Gesellen, vier Laruen gehabt, die weren zu Rom gemacht, do het er sie gesehen, weren alle auff Bertigte manschafft zugericht, Seine Gesellen hetten die Laruen auch vorgethan, bei einer Stad, die vff einem Berge ligt.

Hiemit ist gemeint die Stadt Weida

Der vierde heisset Ludwigk, auch von Florentz, sey ein Junger starcker Man, ein Schuster, habe ein leberfarben Mantel vff Neapolotonisch, ein weis parchend Wambs, Braune Hosen, ein graw Baredt, Dieselbige seine gesellen tragen Schefflin und Rapir, könne aber jhre Zunamen nicht wissen, Vnter denen könnten die zween, Nicolaus vnd Ludewick Deudsch, die hetten die andern herein gefürt, weren zuuor auch inn Deudsch Land gewesen, vnd wüsten bescheid, auch inn Behemen.

im Voitlande, do der gefangene vnd seine Gesellen von einander gegangen, wie folgende weiter vormeldet wird.

Zu Halle im Innthal, hetten seine Gesellen, mit Gifft, die einer welschen Nus gros gewesen, einen Brunnen vorgifftet, Solche seine vier Gesellen weren vngeferlich sieben Meil weges von hinnen, am negst vorgangen Dinstage acht tage, bey einer Stad, da ein Schlos vff dem Berge ligt, von jme gegangen.

Und jnen allen, sey zu Rom dieser bescheid gegeben, das sie nach ausrichtung jhrer gescheffte, widder zum Babst oder seinem Kriegsvolck, wu das an zutreffen sein würde, beim Gebirge komen solten.

Der Gefangene, habe auch von seinen Gesellen gehört, das der Babst an andere orter, jhrer mehr, zu solcher beschedigung, abgefertigt habe, Seine Gesellen aber hetten eine Stad, dahin er widder zu jhnen komen solte, S. Andre, zwelff meilen von hinnen, benennet, er wüste sie aber nicht zu nennen, noch zu finden.

Soufel aus des Gefangenen bezeichenen vorstanden mögen werden, hat er die Stad S. Annaberg gemeint, die selben aber nicht recht zunennen wissen.

Vff das nun vnsers gnedigen lieben Herrn vnd Vaters, Land vnd Leute schaden vnd vorterbe, Mit der bestalten Fewer vnd Gifft einlegung, Durch hülffe des Allmechtigen vorhütet, vnd solche abgefertigte Vorterbere, eingebracht vnd gestrafft werden mögen, So begern an stad vnsers gnedigen lieben Herrn und Vaters, wir, jhr wollet, in Ewerm Kreise, Grauen, Herrn, denen von der Ritterschafft, Haupt vnd Ampleuten, Schossern und Schultheisen, den Rethen der Stedte, vnd andern gemeinden, solchs auch anzeigen lassen, domit man vff die Abgefertigten Mordbrenner vnd Vorgiffter, gut achtung gebe, sie gefenglich vnd zu gebürlicher straff, einbrenge, vff das durch Gottes hülff, Solch Vorgifftung, vnd Mordtbrandt vorkommen, vnd Land vnd Leute, vor solchem schaden vorhütet bleiben.

Vnd dieweil dann solche bestellte Wahlen, Handwercks Leute, Schuster, Wülleweber, vnd Seiler seind, Vnter denen zween, Deudsch können sollen, So wollet sonderlich inn den Steten, durch die Handwergs Meister vnd Wirte, vff sie gut achtung, geben lassen, vnd so einer odder mehr ergriffen, von denselben als balde, was bey jme befunden, nemen, vnd do er Deudsch kan, mit ernst befragen, wu, vnd an welchem ort, er die Brunnen oder Wasser vorgifftet, odder Fewer angelegt habe, vnd wo sein Gesellen anzutreffen sein möchten, da er aber

nicht Deudsch können möchte, solchs bey tag vnd nacht anher zuerkennen geben, wollen wir, zubefehlen wissen, das er auff seine Sprach durch jemand derselben kündig, befragt werde, vnd sie mitler zeit, wol verwarlich im Gefengnus enthalten, damit sie nicht entwerden, odder jhnen selbst schaden thun möchten, Daran geschicht an stad vnsers gnedigen lieben Herrn vnd Vaters, Vnsere gefellige meinung, Datum Weymar vnter S. G. Radtsiegel, Mitwochs nach Matthej Apostoli, Anno M.D.X.Lvj.·.

X.

Zur Frage des Berufsgeheimnisses.

Von

Hans Grofs.

Trotzdem in dieser, allerdings außerordentlich wichtigen Frage eine reichhaltige Literatur [1]) entstanden ist, scheint es mir doch, als ob zu wenig erwogen worden wäre, ob wir nicht mit den bestehenden Gesetzen auslangen und befriedigende Lösung finden könnten. Allerdings nicht mit der Bestimmung der österr. St.-G., welches, altfränkisch nach Form und Inhalt im § 498 erklärt: „Ein Heil- oder Wundarzt, Geburtshelfer oder eine Wehmutter, welche die Geheimnisse der ihrer Pflege anvertrauten Personen jemand anderem, als der amtlich anfragenden Behörde entdecken, sollen . . .“ Das ist so streng und deutlich ausgedrückt, daß ein Zweifel darüber, gegen wen das Geheimnis gewahrt werden muß, nicht aufkommen kann. Nicht so klar gelöst ist allerdings die Frage, unter welchen Bedingungen für den betreffenden Arzt usw. die Verschwiegenheitspflicht schon beginnt; wenn jemand ein einziges Mal bei einem Arzt war, um ihn z. B. lediglich etwas zu fragen, so kann man, dem Sprachgebrauche gemäß, wohl kaum sagen, daß er sich „der Pflege des Arztes anvertraut“ hat. Gerade in dieser Richtung können aber die schwierigsten hierher gehörigen Fälle zu Erledigung kommen: ein Mann kommt zum Arzt und fragt, ob er wegen Nervosität oder eines längst geheilten Geschlechtsleidens heiraten darf, und der Arzt erkennt, daß der Mann an beginnender Paralysis progressiva leidet, daß seine Syphilis noch nicht geheilt ist. Wenn sich nun der Betreffende nicht überzeugen läßt und es fragt sich, ob der Arzt die Eltern der Braut warnen darf, so könnte man allerdings betonen, daß dieser Mann zwar eine Konsultation ver-

1) S. diese namentlich bei Fromme, Die rechtliche Stellung des Arztes und seine Pflicht zur Verschwiegenheit im Berufe. Berliner Klinik. 165. Heft; oder: Biberfeld, Die Schweigepflicht des Arztes. Zeitschr. f. Med.-Beamte. Nr. 18. 1902.

langte, aber sich nicht „der Pflege eines Heil- oder Wundarztes anvertraut“ hat.

Mit solchen Schwierigkeiten befaßt man sich jedoch nicht gerne, das österr. St.-G. ist im Sterben begriffen und es lohnt sich nicht der Mühe zu erforschen, welchen Sinn diese Worte vor 100 Jahren [1]) gehabt haben.

Anders steht es mit der Fassung der entsprechenden Stelle des D. R.-St.-G., welche so beschaffen ist, daß man gegen ihre Aufnahme in ein neues Gesetz nichts einwenden kann, wenn die vom Gesetzgeber gewählten Worte richtig verstanden werden; ich halte dieselben für wohl überlegt und einer modernen Auffassung entsprechend. §. 300: „Rechtsanwälte, Advokaten, Notare, Verteidiger in Strafsachen, Ärzte, Wundärzte, Hebammen, Apotheker, sowie die Gehilfen dieser Personen, werden, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Amtes, Standes, Gewerbes anvertraut sind ... mit ... bestraft.“ Fassen wir diesen Text mit Rücksicht auf unsere Frage ins Auge, so müssen wir zuerst feststellen, daß uns im Punkte der Auslegung nur zwei Worte Schwierigkeit bereiten können: was heißt „Privatgeheimnis“ und was heißt „unbefugt“?

Was das erste Wort anlangt, so möchte es vor allem bedünken, daß es genügt hätte, wenn es hieße „Geheimnis“ — welcher Unterschied zwischen beiden Worten (im hier gemeinten Sinne) bestehen sollte, ist schwer zu sagen. Von Staatsgeheimnissen, Amtsgeheimnissen kann doch nicht die Rede sein, und von sogenannten „öffentlichen Geheimnissen“ pflegt man nur formell zu sprechen; was jemand im Berufe geheim erfährt, ist entweder Geheimnis schlechtweg, oder Amtsgeheimnis — für letzteres bestehen besondere Bestimmungen und ersteres kann nur Privatgeheimnis sein, es hätte also nicht bloß genügt, wenn der Gesetzgeber „Geheimnis“ gesagt hätte, sondern es wäre manche Schwierigkeit vermieden worden. Daß man aber das „Geheimnis“ in den Text des Gesetzes aufgenommen hat, war sehr zweckmäßig, da es zu Unzukömmlichkeiten geführt hätte, wenn das Weitererzählen von allem verboten worden wäre, was man im Berufe wahrgenommen hat. Ein vorsichtiger Arzt oder Advokat wird allerdings überhaupt nichts wiedergeben, was er als solcher erfahren hat, aber man kann doch nicht etwa einen Arzt strafen, wenn er teilnehmenden Freunden eines Verletzten z. B. erzählt, daß das Bein nicht gebrochen sondern bloß arg gequetscht wurde. Deshalb hat der Gesetzgeber nicht ge-

1) Der Text des, diesem § 498 entsprechenden § 243 des St.-G. von 1803 ist wörtlich gleichlautend, nur steht statt des „Heil- oder Wundarzt“ von 1852 im Gesetz von 1803 viel moderner bloß: „Ein Arzt“.

sagt: „wenn sie unbefugt das im Berufe Erfahrene offenbaren“ — sondern „Privatgeheimnisse“, d. h. das Gesetz hat hier unbedingt auf den Takt des Arztes usw. appelliert, und hat es ihm, allerdings auch gegebenenfalls dem erkennenden Richter, zu erwägen überlassen, ob das in Erfahrung Gebrachte als Geheimnis zu betrachten ist oder nicht; im letzteren Falle darf er es weiter erzählen, im ersteren nicht. Selbstverständlich braucht der Klient oder Patient den Advokaten oder Arzt nicht erst ausdrücklich um Geheimhaltung zu bitten, dieser ist hieran durch das Gesetz gebunden, und hat nach eigenem, verantwortlichem Ermessen zu entscheiden, ob das Wahrgenommene als Privatgeheimnis anzusehen ist oder nicht. Allerdings dürfte der Klient oder Patient auch eine gewisse deklarative Macht besitzen und wenn er dem Advokaten oder Arzt sagt: „auch diese unbedeutende Kleinigkeit wünsche ich als Geheimnis betrachtet zu sehen“, so ist sie Privatgeheimnis in Sinne des Gesetzes, der Arzt usw. hat nicht mehr zu erwägen, sondern zu schweigen, er darf also, um das frühere Beispiel nochmals heranzuziehen, auch den teilnehmenden Freunden nicht sagen ob es sich um einen Beinbruch oder eine Muskelquetschung handelt. — Wie nun der Advokat usw. erwägt, ob es sich um ein Privatgeheimnis im Sinne des Gesetzes handelt oder nicht, das ist seine Sache, jedenfalls wird er aber verpflichtet sein, diese Frage nicht bloß sachlich zu erwägen (also etwa bloß dann zu schweigen, wenn es sich um Geschlechtskrankheiten, Wahnsinn und Schwangerschaft handelt), sondern er wird alle begleitenden Umstände in Erwägung ziehen und nach ihnen entscheiden müssen, ob ein Geheimnis vorliegt, er wird auch im Zweifel, auch im entferntesten Zweifel, eher die Frage bejahend erledigen.

Jedenfalls darf aber angenommen werden, und das ist für die weitere Erörterung von Wichtigkeit, daß das Gesetz im vorliegenden Falle wenigstens bei der Auslegung des Wortes „Privatgeheimnis“ auf die verantwortliche Überlegung und den Takt des Arztes, Advokaten usw. appelliert hat.

Schwieriger und weitaus wichtiger ist die Auslegung des Wortes „unbefugt“, und es scheint als ob hierauf bisher zu wenig Gewicht gelegt wurde; es ist vielleicht anzunehmen, daß alle Schwierigkeiten und Konflikte, die diese Gesetzesstelle gebracht hat, zu beseitigen sind, wenn die Bedeutung dieses Wortes gefunden werden kann.

Nach dem gemeinen Sprachgebrauche haben die Worte befugen, Befugnis, befugt und unbefugt eine transitive und intransitive Bedeutung: „ich befuge jemanden“ ist transitiv, aktiv, objektiv ausdrückend — „ich bin befugt“ aber intransitiv, passiv, subjektiv. Hierin

liegt aber ein anderer Unterschied als in dem grammatischen Aktiv und Passiv („ich sehe“ und „ich werde gesehen“), denn in unserem Falle handelt es sich um die Frage, ob zum Begriffe der Befugnis stets eine zweite Person notwendig ist, von welcher dieselbe ausgeht. Sehen wir zu, was diesseits rein sprachlich feststeht. Die einzige, absolut verläßliche Quelle für solche Fragen ist bekanntlich das Deutsche Wörterbuch von Jac. und Wilh. Grimm, in welchem sich (im 4. Bd., I. Abt., I. Hälfte) pag. 371 vorerst die Wurzel unseres Wortes „fug“ findet. Selbstverständlich hat dasselbe verschiedene Bedeutungen, von denen sub 2 genannt ist: „paßlichkeit, angemessenheit, besonders nach ort, zeit oder umständen.“ Dann sub 3) . . . „das was geziemt“; sub 4: „das was paßt und zugleich zum vorteil gereicht, das was vorteilbringend paßt.“

Bei dem Worte „befugen, befügen“ („fast nur im Part. prät. übrig, also befugt, unbefugt“) heißt es zwar allerdings: „ermächtigen“ es wird aber namentlich ein Beispiel aus Wieland angeführt: „die einzige Belohnung, welche er sich befugt halte, für seine Dienste zu verlangen“ — wornach „befugt“ nicht bloß ermächtigt, sondern auch berechtigt heißen muß. Es ist also nach Grimm sowohl die transitive als auch die intransitive Bedeutung des Wortes festgestellt, d. h.: wenn wir das Wort „befugt“ sehen, so können wir sowohl das Vorhandensein einer zweiten Person, von welcher die Befugnis ausgeht, annehmen, als auch diese Existenz ausschließen, und die Befugnis im Überlegen des Subjektes liegend annehmen. Also, wenn ich befugt bin, etwas zu tun, so kann eine zweite Person bestehen, die mich befugt hat, sie muß aber nicht existieren, und mein Befugtsein kann lediglich auf allgemeinen Grundsätzen, auf gesetzlichen Bestimmungen, auf meinen Überlegungen, auf meinem Gewissen beruhen. Ob das eine oder das andere vorliegt, hängt vom Falle ab: wenn ich befugt bin, in einem Revier zu jagen, so muß jemand existieren, der mir die Befugnis erteilt hat. Wenn ich aber befugt bin, zu essen, zu trinken, zu arbeiten, mich zu erholen, mich über erlittene Unbill zu beklagen, mir jene Handwerker zu wählen, die ich beschäftigen will, so existiert niemand, der mir die Befugnis erteilt hat: im ersten Falle heißt Befugnis die erteilte Ermächtigung, im zweiten die bestehende Berechtigung. Dieser Unterschied ist aber für unsere Frage von Bedeutung, und wir wollen zusehen, in welcher Bedeutung im § 300 D.R.St.G. das Wort unbefugt zu verstehen sein kann. Hierbei wollen wir der Kürze halber die eine Bedeutung der Befugnis als „Ermächtigung“, die andere als „Berechtigung“ bezeichnen; und auch nicht mehr vom Anwalt, Arzt, Hebamme usw., sondern bloß

vom Arzt sprechen, zumal sich gerade in seiner Person diesfalls die größten Schwierigkeiten finden; auf die anderen, im § 300 genannten Personen findet das Gesagte sinngemäße Anwendung. Fragen wir also zuerst, ob hier unten „unbefugt“ bezw. Befugnis eine (transitive) Ermächtigung, besser gesagt: eine Erteilung einer Ermächtigung zu verstehen ist, so muß sich unmittelbar daran die Frage knüpfen: „von wem?“ — mit anderen Worten: wenn wir behaupten: „unbefugt“ heißt hier: ohne erteilte Ermächtigung, so muß unbedingt festgestellt werden, wer die Ermächtigung geben muß, damit der Arzt, der „offenbart“, straffrei bleibt.

Die nächstliegende Antwort wäre: „nur der Patient, oder seine Angehörige oder der, der den Arzt gerufen hat“. Hiermit ist nichts gesagt; vor allem kann niemand sagen, was man unter „Angehörigen“ zu verstehen hat, und selbst wenn man diese auf das engste einschränken wollte, so kann man sich genug Fälle denken, in welchen gerade die nächsten Angehörigen nichts erfahren sollen (Eltern oder Gatten bei Geschlechtskrankheiten, Kinder, die mit den Eltern in Feindschaft, Geschwister, die miteinander in Zwietracht leben). Daß derjenige, welcher den Arzt gerufen hat, hierdurch allein keine diesfälligen Rechte erwirbt, braucht nicht besprochen zu werden, sein Verhältnis zur Sache kann ein ganz äußerliches und zufälliges sein. Es bliebe also nur der Patient übrig, der aber in vielen Fällen außer Betracht kommen muß, da Kinder, Schwerkranke, Irrsinnige usw. eine Ermächtigung nicht geben können. Außerdem sind genug Fälle denkbar, in welchen der Arzt mit Umgehung des Kranken mit anderen sprechen muß: niemand wird von „unbefugtem“ Handeln sprechen, wenn der Arzt auch ohne Bewilligung des Kranken z. B. die Angehörigen auf die gefährliche Lage aufmerksam macht, dem Wärter eingehende Verhaltungsmaßregeln gibt oder mit einem erfahrenen Kollegen den schwierigen Fall zu seiner Information bespricht. Wann er dies tun darf, wie viel gesagt werden kann und wem er die Mitteilungen zu machen hat, ohne straffällig zu werden, das kann unmöglich, weder im allgemeinen, noch im besonderen Falle gesagt werden, wir haben auch hier wieder eine Sachlage, in welcher man dem Arzt sein Vorgehen zur eigenen Überlegung geben muß.

Wir kommen also zur Erkenntnis, daß die Auslegung des Wortes Befugnis (also hier „unbefugt“) als Ermächtigung in dem Sinne unzulässig ist, daß eine bestimmte Person die Befugnis erteilt haben müßte. Der Kranke selbst kann es nicht sein, weil zu viele Fälle denkbar sind, in welchem von ihm aus eine Befugnis nicht erteilt werden kann, die Angehörigen können es nicht sein, weil niemand

zu sagen vermag, welche von ihnen gemeint sein sollen, weil eigentlich für jeden Fall mit Erwägung der besonderen Umstände eine besondere Bestimmung getroffen werden müßte. Hiernach ist von der Auffassung im Sinne eines „Ermächtigungerteilens" unbedingt abzusehen, und es erübrigt bloß die Auslegung im Sinne subjektiver Berechtigung, nach welcher wir annehmen, der Arzt usw. handle dann befugt, wenn er nach reiflicher Erwägung aller, im besondern Falle maßgebenden Umstände, nach Wissenschaft und Gewissen zur Überzeugung kommt: er sei befugt, das ihm (als Privatgeheimnis) Anvertraute jemand anderem mitzuteilen. Diese Befugnis wird er selbstverständlich dann empfinden, wenn er einen wesentlich größeren Schaden verhütet, als es der ist, den er durch den Bruch des Geheimnisses verursacht.

Wir sagen daher: statt Aufstellung engherziger Schwierigkeiten und Ungerechtigkeit erzeugender Regeln schieben wir die Entscheidung des einzelnen Falles der eigenen Verantwortung des Arztes zu, und kommt es zu gerichtlicher Verhandlung, so hat der Richter lediglich den Vorgang im Innern des Arztes zu überprüfen. In einem solchen Falle hätte der Arzt dem Richter seine Beweggründe darzulegen und dieser hätte zu überprüfen, ob dieselben als maßgebend zu erachten sind oder nicht. Hiermit ist der Richter nicht mehr und anders über den Arzt gestellt, als dies überhaupt beim Richter gegen die Partei der Fall ist, es handelt sich um die Beurteilung ehrenhaften Vorgehens, wie sie der Richter in unzähligen anderen Fällen ebenfalls vorzunehmen hat.

Kommt es zu dieser Auslegung, so kann das Gesetz bestehen bleiben, wie es ist, wir kommen nur zu einem Grundsatz, wie er überhaupt in unserer ganzen Gesetzgebung größere Verbreitung finden muß. Es ist eine eigentümliche Erscheinung unserer Zeit, daß mehr wie früher, niemand Verantwortung übernehmen, niemand Verantwortung erteilen will, obwohl es gerade mit vorschreitender Kultur und größerer Selbständigkeit des Einzelnen dazu kommen soll, daß eben verantwortet werden muß. Es will seltsam bedünken, wenn man in unserem heutigen Strafgesetz enge, fast an Beweiszwang mahnende Bestimmungen findet: die vielen Altersbestimmungen, die Vorschriften, wann und genau in welchem Verwandtschaftsgrade sich ein Zeuge der Aussage entschlagen darf, die fixen Bestimmungen über gewisse Verbrechensgrenzen, über Verjährung usw. — sie alle schränken freie, ehrliche und entsprechende Beurteilung eines Verbrechers ein, weil sie dem Richter Verantwortung abnehmen und angeblich seine Willkür beschränken. Man überlege, welche große Gewalt man dem Richter gibt und geben

muß — ob man es ihm dann noch überläßt, z. B. zu erwägen, ob ein Verwandter im so und so vielstem Grade die Rechtswohltat der Zeugnisentschlagung genießen soll, das vermehrt seine Verantwortung nur unwesentlich und läßt das so notwendige Individualisieren doch zu.

Ebenso wie aber unsere gesetzlichen Bestimmungen freier und weiter werden müssen, ebenso wie man die vom Richter verlangte Verantwortung auf Umstände ausdehnen muß, die im Vergleiche zu der ohnehin erteilten Gewalt doch nur minimal sind, ebenso muß man auch mit dem Arzte vorgehen. Man stelle es sich einmal klar, welche ungeheure Gewalt jeder Arzt, am Ende auch der unzivilisierter Länder, besitzen muß: seine Medikamente sind oft Gifte, die töten können, wenn er falsch gegriffen oder zu viel verordnet hat — trotzdem nimmt man sie unbedenklich; seine Vorschriften über das Verhalten des Patienten diktieren oft Leben oder Tod und doch gehorcht man ihm; er entscheidet über die gefährlichsten Operationen und Tausende sind jährlich seinem rettenden oder tötenden Messer überantwortet; er verfügt über Tötung des Kindes im Mutterleibe, er gebietet und verbietet die folgenschwersten Handlungen — kurz die Gewalt über Leben und Tod, Krankheit und Gesundheit, die der Arzt besitzen muß, ist eine so große, daß man ihm auch die Verantwortung über die Wahrung eines Geheimnisses noch dazu geben kann — es ist in der Tat nach dem mathematischen Satze gehandelt: Eins plus unendlich ist wieder unendlich. Wir verfügen heute, Gottlob, über einen hochgebildeten, intelligenten und gewissenhaften Ärztestand, der das ihm entgegengebrachte Vertrauen auch verdient, er wird nur noch gehoben, wenn wir seiner Verantwortung und seinem Gewissen die Wahrung von Geheimnissen und die Entscheidung darüber zuschieben, ob er in bestimmten, ohnehin ja nicht häufigen Fällen, vielleicht namenloses Unheil verhütet, indem er von dem ihm Gesagten klugen Gebrauch macht. Ehrenhaftes und ernstes Überlegen führt auch in schwierigen Lagen zum rechten Ziel, warum bringen wir heute den Arzt so oft in Pflichtenkollision, indem wir ihm zu schweigen gebieten, obwohl ihn seine wissenschaftliche Überzeugung und sein ehrliches Gewissen zum Reden zwingt?

Das Credo lautet: der Arzt handelt dann nicht „unbefugt“ im Sinne des Gesetzes, wenn er nach bestem Wissen und Gewissen ein ihm als Arzt anvertrautes „Privatgeheimnis“ im Interesse eines höheren Zweckes unter eigener Verantwortung der richtigen Person offenbart — er hat lediglich zu erwägen, ob er nach ehrlicher Überzeugung befugt ist zu sprechen, oder ob es unbefugt wäre, so daß er schweigen muß. Die Verantwortung darüber steht ihm zu.

XI.

Wettbureaus und Winkelbuchmacher in Deutschland.

Von

Hans v. Manteuffel, Königl. Kriminal-Kommissar in Berlin.

Den fortschreitenden Rückgang des Totalisatorumsatzes der Rennbahnen in Deutschland können neben den im 8. Bande dieses Archivs von mir veröffentlichten Daten noch folgende Zahlen verdeutlichen. Im Jahre 1889 betrug die Gesamteinnahme des Totalisators sämtlicher Rennbahnen bei Berlin an 60 Renntagen bei nur sechs Rennen für den Tag ungefähr 27 000 000 Mk.; im Jahre 1899 bei der gleichen Anzahl von Renntagen und sieben Rennen für den Tag 5 400 000 Mk.; im Jahre 1901 nur 4 820 472 und im Jahre 1902 nur noch 4 205 376 Mk. und zwar bei einer größeren Zahl von Renntagen und Rennen. Eine weitere Verminderung der Totalisatorumsätze und demgemäße Verringerung der Einnahmen aus der Versteuerung dieser Wetteinlagen ist unausbleiblich bei der gegenwärtigen Lage der Dinge.

Demgegenüber erscheint erwähnenswert, daß in einem Verfahren gegen die Inhaber eines Wettbureaus wegen gewerbsmäßigen Glücksspieles und Stempelhinterziehung sich herausstellte, daß allein in einer einzigen Wettannahmestelle dieses Unternehmens und zwar in der Zeit von noch nicht vier Monaten nur an Wetteinlagen für ausländische Rennen 82 044 Mk. und zwar unversteuert angenommen worden sind. Die Stempelsteuer hätte etwa 27 380 Mk. ($33^1/_3$ Proz.) betragen. Nun sind aber im Jahre 1902 von allen Wettbureaus Berlins zusammen nur 8270 Mk. mit 2754 Mk. und im Jahre 1901 nur 26 307 Mk. mit 8760,50 Mk. und 1900 nur 52 822 Mk. mit 17 590 Mk. nach Mitteilung der Steuerbehörde versteuert.

Hieraus ergibt sich deutlich das Mißverhältnis, in welchem die tatsächlich von solchen Bureaus unversteuert angenommenen Wetten zu den versteuerten stehen. Es wird nämlich nur ein ganz geringer Teil der gemachten Wetten wirklich versteuert. Es ergibt sich aber auch unmittelbar aus diesen Zahlen, daß die Vorschriften zur Kon-

trolle dieser Wettanstalten durch die Organe der Steuerbehörden zwar einen wesentlichen Rückgang an Höhe der zu Versteuerung von seiten solcher Wettunternehmer angemeldeten Wetteinlagen, nicht aber eine Verminderung der unversteuert angenommenen Wetten bewirkt hat.

Hierzu kommt, daß mir meine jahrelange, fast ausschließlich diesem Gebiete gewidmete Erfahrung sowie die Beratung mit Interessenten der beteiligten Kreise gezeigt hat, daß es überhaupt keine nur irgendwie erdenkbaren Vorschriften und Maßnahmen gibt, die eine wirksame, d. h. nicht zu umgehende Kontrolle dieser Wettbureaus gewährleisten, insbesondere eine Überwachung sämtlicher von denselben angenommener Wetteinlagen erzielen und kleinere, die Wettleidenschaft der unbegüterten Massen befördernde Einsätze verhindern könnten. Es liegt die volle Unmöglichkeit vor, alle für einen Renntag irgendwo außerhalb des Totalisators von irgend jemandem gewerbsmäßig angenommenen Wetten zu überwachen und bezüglich ihrer Anlegung am Totalisator zu kontrollieren. Die zur Zeit bestehenden Vorschriften haben bezüglich der Kontrolle der Wettbureaus versagt. Hierüber kann niemand im Zweifel sein, der den Betrieb solcher Wettanstalten aus Erfahrung kennt.

Nach Lage der Sache würde auch eine Konzessionierung einzelner solcher Unternehmer nur die staatliche Genehmigung des von einzelnen betriebenen gewerbsmäßigen Glücksspieles bedeuten, ohne dem gleichartigen Betriebe anderer nicht konzessionierter Unternehmer ein Ziel setzen zu können.

Charakteristisch für die Art der in den sogenannten „Sportkommissions-Bureaus“ abgeschlossenen Geschäfte ist unter anderen auch die Tatsache, daß in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle der Wetter einen Auftrag, den gezahlten Betrag am Totalisator im Inlande anzulegen oder einer Wettannahmestelle im Auslande zur Annahme event. Anlegung dortselbst zu übermitteln, überhaupt nicht erteilt. Da auch irgendwelche Kommissionsgebühren zur Deckung der erheblichen, mit Erledigung eines derartigen Auftrages verbundenen Unkosten desgleichen nicht gezahlt werden, so müssen die Wetter sich eigentlich selbst sagen, daß ihre Wetten von den Unternehmern gar nicht weiter gegeben werden können. So erklärt es sich auch, daß man in diesen Kreisen wohl von Wetten und Buchmachern, nicht aber von Aufträgen und Kommissionären spricht und keinerlei Sorge um rechtzeitige Weitergabe der Wetten und Wetteinlagen an den Tag legt, vielmehr augenscheinlich nur an dem richtigen Auszahlen etwaiger Wettgewinne von seiten der Wettannehmer ein Interesse hat. Nur in der Besorgnis von dem „Buchmacher“, der vielleicht nicht zahlungsfähig ist, nicht

nur um die erwarteten Gewinne, sondern auch um die eingezahlten Wetteinlagen (stakes) gebracht zu werden, liegt der ausreichende Grund für die jetzt fast allgemein von seiten der Inhaber der Annahmestellen, als Filialisten und Beauftragten der Buchmacher geübten Praxis, die Wetteinlagen der Wetter nicht vor Beginn der Rennen an den eigentlichen Wettunternehmer abzuführen, sondern erst nach Beendigung derselben mit dem letzteren zu verrechnen. Der Wetter nämlich, welcher in den meisten Fällen den Unternehmer selbst gar nicht zu Gesicht bekommt und auch sonst kaum von ihm hört, hält sich bei Ansprüchen auf Zahlung von Gewinnen und Rückzahlung von Wettgeldern in erster Linie natürlich an den ihm bekannten Wettannehmer. Andererseits bilden die von letzterem vereinnahmten Wetteinlagen der Wetter überhaupt die einzige sichere Einnahmequelle eines solchen Geschäftes; aus derselben werden auch die Provisionen gezahlt, die der Wettunternehmer seinem Filialisten in Höhe von 5 bis 10 Proz. der Einlagen auf gelaufene Pferde, d. h. von solchen Wettgeldern, die nicht an die Wetter zurückgezahlt werden, gewährt. So liegt es im eigenen Interesse des Filialisten und mag mangels ausreichender Garantien für Einhaltung der Zahlungsverbindlichkeiten von seiten der Unternehmer wie der Wetter auch berechtigt sein, daß der Inhaber der Wettannahmestelle die Wettgelder bis zur Abrechnung mit dem Unternehmer und den Wettern nicht aus den Händen läßt; der Anlegung von Wetteinlagen am Totalisator oder der Weitergabe der Wetten an eine Wettannahmestelle im Auslande dient eine solche Geschäftsführung nicht. Am Totalisator gibt es keine unbaren Wetten, und die Wettannehmer im Auslande sichern sich ihrerseits, indem sie Überweisung eines Depots an Wertpapieren oder an barem Gelde verlangen und Wetten nur bis zur Höhe desselben ausführen. Die Einbehaltung der Wettgelder von seiten der Filialisten würde nur dann eine glatte Erledigung der Wetten am Totalisator resp. eine Übermittelung derselben nach dem Auslande nicht stören, wenn der Unternehmer durch ein ihm zur Verfügung stehendes Depot in der Höhe der zu wettenden Summen für seine Ansprüche unter allen Umständen gedeckt wäre. In keinem der zu meiner Kenntnis gelangten Fälle ist bisher von einer solchen Vereinbarung die Rede gewesen. In der Mehrzahl der Fälle würden die Filialisten gar nicht in der Lage gewesen sein, dem Unternehmer eine solche Sicherheit zu bieten. Vielfach läßt sich auch nachweisen, daß die Unternehmer selbst gar nicht aus eigenen Mitteln die erforderlichen Beträge zur Weitergabe der Wetten verauslagen und den Filialisten kreditieren können.

Hat nun der Inhaber des Wettgeschäftes nicht nur die seinen

Wettannehmern gewährten Vergütigungen, sondern auch alle anderen Unkosten, wie z. B. das Abonnement für eine resp. mehrere Sportzeitungen für jede Annahmestelle, Auslagen für Anschaffung der Abreißbücher mit Formularen für Aufnahme der Wetten und Abrechnung über solche, Kosten für Einsammlung der Wetten durch Boten, Briefe, Depeschen, Telephongespräche, kurz alle Ausgaben für Einrichtung und Erhaltung der Filialen wie des Hauptbureaus, darunter vorkommendenfalls auch noch Honorare für Angestellte sowie etwaige Unkosten für Besuch von Rennplätzen, ebenfalls aus den Wetteinlagen der Wetter zu zahlen, so begreift man, daß er sich gegen jede weitere erhebliche Verminderung dieser Einnahme zu sichern sucht. Für gewöhnlich schützt nun die Höhe der auf dem Totalisatorumsatze ruhenden Steuer von 20 Proz. der Gesamteinlagen in erster Linie die Wettbureaus vor erheblicheren Verlusten, die sie durch Auszahlung von hohen Gewinnen aus eigener Tasche treffen könnten. Infolge der hohen Abzüge sind nämlich die am Totalisator auf die am meisten gewetteten Pferde ausgezahlten Gewinnquoten im Durchschnitt so mäßige, daß der Wettunternehmer sie meist unschwer und zwar vielfach noch mit einem erheblichen Überschusse aus den ihm zur Verfügung stehenden Wetteinlagen seiner Wetter decken kann. Von Eingeweihten wird sogar behauptet, daß die Wettbureau-Inhaber leicht und ohne dabei zu Schaden zu kommen, die Verpflichtung eingehen könnten, ihren Wettern noch zwei Proz. mehr, als die Totalisatorquote beträgt, im Gewinnfall auszuzahlen. Spart doch der Wettunternehmer von vornherein die 20 Proz. Steuern, die von sämtlichen Totalisatoreinlagen erhoben werden. Diese hohe Steuer, die das Wetten am Totalisator unrentabel und damit unbeliebt gemacht hat — kann es doch vorkommen, daß ein Wetter, wenn die Totalisator-Verwaltung nicht aus eigener Tasche zulegt, im Gewinnfalle kaum seinen Einsatz voll wieder zurückerhält — hat unter anderem wesentlich mit zur Frequenz und Blüte dieser unter der Gunst des Augenblickes und des wettenden Publikums überall bis in den entferntesten Winkel des Reiches öffentlich ihr Unwesen treibenden Wettanstalten beigetragen. Wer Beträge unter 5 Mark wetten will, und die große Masse der Wetter befindet sich in dieser Lage, kann überhaupt nicht am Totalisator wetten. Dagegen stehen in allen Städten und hier in Berlin in fast jedem Zigarrenladen und Schankgeschäfte dem Wetter unzählige, völlig unkontrollierbare Wettannahmestellen offen, wo er jeden beliebigen Betrag, fast zu jeder Tageszeit bis zum Beginn, oft sogar noch nach dem programmäßigen Anfang der Rennen wetten kann, ohne Auslagen für den Besuch einer Rennbahn zu haben und ohne daß man Steuern

oder sonstige Gebühren von ihm verlangt. Es ist doch gar keine Frage, daß der Totalisator bei einer solchen Konkurrenz auf die Dauer nicht bestehen kann. Dazu kommt aber noch, daß, wer höhere Beträge wettet, meist schon ein bestimmtes Interesse daran hat, daß seine Wetteinlage nicht am Totalisator angelegt wird. Wie jeder Kundige weiß, wird mit der Vergrößerung der Einzahlungen am Totalisator auf den voraussichtlichen Sieger im Verhältnisse zu den nachher event. für den Gewinner zur Auszahlung zur Verfügung stehenden sonstigen Einlagen auf andere Pferde, die demnächst resultierende Gewinnquote vermindert, oder wie man sich in jenen Kreisen ausdrückt „gedrückt". Nun hat aber jeder Wetter ein natürliches Interesse daran, eine möglichst hohe Gewinnquote zu erzielen. Es ist dies ein wesentlicher Grund, warum erhebliche Wetteinlagen meist nicht am Totalisator angelegt werden, sondern ihren Weg in die Taschen von Buchmachern und Wettbureau-Inhabern finden. Hierbei haben die Wetter, vorausgesetzt, daß die Wettunternehmer auch zahlen, den Vorteil, daß sie unabhängig vom Zufall und der Laune der übrigen Wetter, die am Totalisator schließlich bestimmend für die auszuzahlende Gewinnquote sind, mit einem festen, vorher bestimmten Gewinne für den Gewinnfall rechnen können. Man nennt es eine Wette zu festem Kurse, wenn der Wettannehmer dem Wetter von vorneherein einen bestimmten, nach vielfachen des Einsatzes normierten Gewinn verspricht. Unter Odds versteht man die in Vielfachen des Einsatzes ausgedrückte Quote, welche im Gewinnfalle dem Wetter, den Einsatz nicht gerechnet, gezahlt wird, z. B. bedeuten 3 Odds — auch 3:1 geschrieben —, daß der Buchmacher das dreifache des Einsatzes als Gewinn zu zahlen versprochen hat. Dagegen heißt 1:3 oder 3 auf, daß der Wetter dreifach zahlen muß, um das einfache des Satzes zu gewinnen, mit anderen Worten, daß er z. B. für 300 Mk. beim Buchmacher im Gewinnfalle nur 100 Mk. ausschließlich des Einsatzes erhält. Sonst bei Buchmacherwetten gebräuchliche Bezeichnungen sind unter anderen z. B. double-event, triple-event und gekoppelt. Von dieser besagen double-event resp. triple-event eine Doppel- resp. eine dreifache Wette für zwei resp. drei verschiedene Rennen auf ein und dasselbe oder auf zwei und bei triple-event auch auf drei verschiedene Pferde, und zwar auf je eins in den betreffenden Rennen unter der Voraussetzung, daß die Wette für den Wetter gewonnen ist, wenn die sämtlichen gewetteten Pferde siegen. Da die Gewinnchance für den Wetter keine erhebliche ist, kann der Buchmacher solche Wetten mit hohen Odds legen, d. h. im Gewinnfalle hohe vielfache des Einsatzes als Gewinn zahlen. Anders ist es, wenn der Wetter gekoppelt wettet, d. h. für

ein und dasselbe Rennen mehrerer Pferde wettet; in diesem Falle verringert der Wetter mit Erhöhung seiner Gewinnchance auch entsprechend die beim Buchmacher erhältlichen Odds. Solche und ähnliche zu festen, vorher vereinbarten Gewinnquoten abgeschlossenen Wetten etwa am Totalisator auszuführen, ist nach der Einrichtung desselben völlig ausgeschlossen. Diese Tatsache an dieser Stelle besonders hervorzuheben, erscheint erforderlich. Wird doch immer wieder in Ermittelungsverfahren gegen Inhaber von Wettbureaus von seiten dieser geltend gemacht, daß eine solche Ausführung nicht nur denkbar, sondern auch in der Praxis durchführbar sei. Die Totalisatorverwaltung kann aber, bevor die letzte Einzahlung an ihren Kassen gemacht und die Pferde vom Start abgelaufen sind, denn erst in diesem Momente erfolgt die Schließung sämtlicher Kassen für Wetteinlagen, absolut keine Übersicht über die totalen, auf sämtliche am Rennen beteiligte Pferde gemachten Einzahlungen und die demgemäß nach Abrechnung der Steuern und sonstigen Abzüge für alle Einlagen auf das eine oder andere Pferd zur eventuellen Gewinnauszahlung zur Verfügung stehenden Wettbeträge geben. Während die Totalisatormaschine erst auf dem Rennplatze kurz vor dem programmmäßigen Beginn der Rennen und zwar für jedes Rennen abgesondert für sich in Tätigkeit gesetzt wird, unterliegt die Tätigkeit des Buchmachers keinen derartigen Beschränkungen. Monate, Wochen, Tage vor dem betreffenden sportlichen Ereignisse und völlig unabhängig vom Rennplatze, sowie an dem fraglichen Renntage selbst und auf der Rennbahn nimmt er von jedermann auf alle genannten resp. in den Rennen laufenden Pferde ohne andere Grenze als das Wettbedürfnis der Wetter und die eigene Zahlungsfähigkeit oder den eigenen Kredit Wetten an.

Die ersten Buchmacher sind vermutlich in den Anfangszeiten der Rennen nur als Mittelspersonen zwischen den wettenden Sportsleuten aufgetreten und haben Buch geführt — daher offenbar der Name! — über die ihnen von einzelnen aufgetragenen und späterer Realisierung durch Aufnahme von Gegenwetten anderer vorbehaltenen Wetten. Später erst haben sich aus diesen Vermittlern fremder Wetten zwischen den Wettinteressenten und aus Buchführern der wettenden Parteien, als nach und nach im Laufe der Zeiten an Stelle der an der Pferdezucht mit ihrer Person und ihrem Vermögen interessierten Sportsleute eine nur an mühlelosem Gewinne interessierte Masse trat, die heute in England und Österreich zugelassen, in den Salons der Klubs wie außerhalb derselben ihre Wetten offerierenden und realisierenden Buchmacher entwickelt. So sind die Buchmacher, die zunächst nichts

weiter als Wettkommissionäre waren, schließlich dazu übergegangen, die ihnen aufgetragenen Wetten selbst zu halten und einen Ausgleich in anderweitig von ihnen kontrahierten Wetten zu suchen. Dieser Entwicklungsprozeß, auf den ich vielleicht noch später eingehender an anderer Stelle zurückkommen werde, ist auch für uns von Interesse. Zwar haben wir bei uns keine Buchmacher im Sinne der in England und Östereich zugelassenen, aber wir haben mit ähnlichen Erscheinungen zu tun und das Verständnis derselben wird durch Aufdeckung des ideellen Zusammenhanges sowie des Unterschiedes beider Phasen des Buchmachertums sicher erleichtert.

Wir haben hier auf den Rennplätzen eine besondere Klasse von Leuten, die, ohne selbst Buchmacher zu sein, das Gewerbe derselben wesentlich fördern. Diese Wettkommissionäre leben von dem Profite, den sie als Vermittler zwischen den Buchmachern und dem wettlustigen Publikum erzielen. Von den Buchmachern, zu deren Anhang und Helfern sie gehören, erhalten sie sowohl als Vergütigung wie auch als Aufmunterung 5 bis 10 Prozente der durch sie vermittelten Wetteinlagen; von den Wettern bekommen sie kein bestimmtes Entgeld vielmehr nur ab und zu bei Gewinnfällen besondere beliebige Gratifikationen. Außerdem sollen einzelne dieser Kommissionäre noch dadurch ein Erhebliches verdienen, daß sie zu höheren Kursen von den Buchmachern erhaltenen Wetten zu niedrigeren Kursen und zwar natürlich als zu längst erhältlichen Odds an ihre Kunden weitergeben. Das ist im wesentlichen auch dieselbe Rolle wie sie von Wettannahmestellen-Inhabern der Wettunternehmern in der Stadt beliebt wird; ihre Aufgabe läuft darauf hinaus, möglichst viel Wetten für ihre Hintermänner zu bekommen. Diesem Zwecke dient auch das Halten der Sportzeitungen und der Renntelegramme mit Rennberichten. Später kommen dann solche Wettvermittler auch dazu sich selbständig zu machen, d. h. auf eigene Rechnung und Gefahr Buch zu machen, wobei ihnen die im Verkehre mit Buchmachern und Wettern erworbene Erfahrung und Gewandtheit und andererseits der nach und nach erworbene Wettkundenkreis zu statten kommt. Wie Viktor Silberer, Eigentümer und Chef-Redakteur der „Allgemeinen Sportzeitung“ in Wien in seinem von ihm herausgegebenen Turf-Lexikon erklärt, bedeutet Buchmachen: „Wetten auf alle in einem Rennen engagierte Pferde annehmen, um durch das Endresultat dieser Manipulation, bei keinem oder geringem Risiko, einen sicheren Gewinn zu erzielen, wie immer das Rennen ausfällt, z. B. es laufen in einem Rennen 10 Pferde, und es legt der Buchmacher gegen jedes derselben 7 : 1. Angenommen nun, es finden sich 10 Personen, deren jede eins dieser 10 Pferde mit 100 fl. besetzt, so

ergibt sich — welches Pferd auch gewinnen mag — folgendes Endresultat: „Der Buchmacher erhält von 9 Personen, deren Pferde nicht gewonnen haben, je 100 fl. gibt in Summa 900 fl.. Dagegen hat er an den Zehnten, der den Sieger erriet, 700 fl. zu bezahlen. Es bleiben ihm sonach auf alle Fälle 200 fl. aus diesem Rennen“. Wie der Verfasser fortfährt, ist dies zwar die Theorie des Buchmachens, in der Praxis stellt sich die Sache aber etwas anders, weil die Pferde wegen ihrer verschiedenen Gewinnaussichten auch verschieden und zwar einzelne mehr oder weniger stark, andere erheblich weniger und das eine oder andere auch garnicht gewettet werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Buchmacher der mehr oder weniger großen Nachfrage durch die von ihm verheißenen Gewinnquoten, das sind die Kurse, die er legt, Rechnung trägt, und daß er die auf die meist gewetteten Pferde, favorits, eingegangenen Wettengagements durch anderweitige auf die anderen Pferde eingegangenen Wetten möglichst auszugleichen sucht, so daß er, wenn angängig, ohne Risiko arbeitet und, wie man sagt, sein Buch „voll macht“. Ein derartiges Buch machen ist natürlich nur unter der Voraussetzung möglich, daß der Buchmacher öffentlich frei und unbehindert seinem Geschäfte nachgehen kann. Für die Rennen in England gibt es für die Wetten eine reguläre Wettbörse, bei welcher die Kurse der Pferde je nach Angebot und Nachfrage bis zum Momente des Startens der Pferde fortwährenden Schwankungen unterworfen sind. Die in deutschen Sportzeitungen veröffentlichten Wettkurse sind, wie behauptet wird — das Gegenteil läßt sich nicht nachweisen — die von den Buchmachern im Auslande zugesicherten Gewinnquoten. Eine Eigentümlichkeit der Wetten zu festem Kurse ist auch, daß, abgesehen von solchen Wetten, die nur für den Fall gelten sollen, daß das gewettete Pferd auch startet, d. h. im Rennen läuft, die Wetten auf Pferde, die nachträglich aus der Liste der Konkurrenten gestrichen werden, für den Buchmacher „laufen“, d. h. für den Wetter verloren sind. Da der Buchmacher für eine gewisse Situation und für ein bestimmtes Rennen auf Grund sämtlicher bei ihm für diesen Fall eingegangenen Wettverbindlichkeiten seine Kursberechnung macht, so muß er auch auf die seinem Kalkül zugrunde gelegten Wetteinlagen sicher rechnen können.

Am besten wird eine solche Rechnung vielleicht durch nachfolgende Aufstellung verdeutlicht. Voraussetzung derselben ist, daß der Buchmacher, auch „Leger“ genannt, auf das bei ihm am meisten gewettete Pferd 1500 Mark zum Kurse von 3 : 1 angenommen, d. h. als Gewinn 4500 Mark und einschließlich der Wetteinlagen 6000 Mark auszuzahlen und im übrigen unter Abschätzung der Gewinnchancen

der zur Zeit konkurrierenden Pferde sein Buch voll gemacht, d. h. Einnahme und eventuelle Ausgabe so balanciert hat, daß er in jedem Falle mit einem gewissen Überschusse herauskommt. Die gewetteten Pferde sind der Kürze wegen mit A bis K bezeichnet, der Favorit darunter ist A.

Gewettetes Pferd	Odds	Wetteinlage	Gewinn	Gesamtauszahlung
A.	3/1	1 500 Mk.	4 500 Mk.	6 000 Mk.
B.	4/1	1 200 „	4 800 „	6 000 „
C.	6/1	860 „	5 160 „	6 020 „
D.	8/1	670 „	5 360 „	6 030 „
E.	10/1	550 „	5 500 „	6 050 „
F.	12/1	460 „	5 520 „	5 980 „
G.	14/1	400 „	5 600 „	6 000 „
H.	14/1	400 „	5 600 „	6 000 „
I.	16/1	350 „	5 600 „	5 950 „
K.	25/1	230 „	5 750 „	5 980 „
		Sa.: 6 620 Mk.		

Hieraus ist leicht ersichtlich, daß der Leger, welches der 10 Pferde auch gewinnt, immer ca. 6000 Mk. zu zahlen, aber 6620 Mark eingenommen, mithin einen Nutzen von 620 Mk., d. h. 10 Proz. hat. Es ergibt sich auch ohne weiteres daraus, daß der Leger, wenn er auf den Favorit eine bestimmte Summe zu einem bestimmten Kurse angenommen und die Gewinnchancen der anderen Pferde abgeschätzt hat, nicht jede beliebige Summe auf die anderen Pferde annehmen kann, vielmehr, wenn er ohne Risiko „legen" und einen gewissen Gewinn erzielen will, nur ganz bestimmte Summen zur Kompletierung seines Buches brauchen kann. Schließlich bestätigt auch die Rechnung, daß er, um einen Verdienst zu erzielen, nicht auf irgendeine Wetteinlage, z. B. weil das Pferd nachher im Rennen nicht gestartet ist oder aus irgendwelchen Gründen aus der Liste der Konkurrenten schon vor dem Renntage gestrichen ist, verzichten kann.

Etwas anders gestaltet sich die Sache, wenn der Leger auf dem Rennplatze selbst auf die am Rennen beteiligten Pferde Wetten annimmt. In diesem Falle wird der erklärte Favorit meist so stark gewettet, daß der Buchmacher ihn für den Nehmer, d. h. Wetter in der Regel nur mit „odds auf" legen kann. Ein Beispiel soll die Rechnung auch in einem solchen Falle erläutern.

Gewettetes Pferd	Odds	Wetteinlagen	Gewinn	Gesamtauszahlung
Bärenhäuter . .	1½ auf	3 000 Mk.	2 000 Mk.	5 000 Mk.
Legende	6/1	715 „	4 290 „	5 005 „
Ichthyol	8/1	555 „	4 440 „	4 995 „
Wahrhaftig. . .	9/1	500 „	4 500 „	5 005 „
Olly	12/1	385 „	4 620 „	5 005 „
Zwickel	12/1	385 „	4 620 „	5 005 „
		Sa.: 5 540 Mk.		

Natürlich ist auch hier Voraussetzung, daß der Buchmacher frei und offen Wetten legen und offerieren und hierdurch sein Buch voll machen kann. Aus der Aufstellung ergibt sich, daß der Leger dann bei Wetteinlagen in Höhe von 5540 Mk. für jedes Pferd im Gewinnfalle ca. 5000 Mk. zu zahlen, also einen Überschuß von ca. 540 Mk., d. h. von rund 10 3/4 Proz. hat. Daß die obige Rechnung sich durchaus im Rahmen dessen hält, was ein Buchmacher für ein Rennen vereinnahmen und demgemäß auszahlen kann, wird jedem Wissenden ohne weiteres einleuchten. Ich will nur noch bemerken, daß diese Daten tatsächlichen Informationen aus Buchmacherkreisen entnommen sind. Hält man dem gegenüber was der Totalisator in dem gleichen Falle für den Gewinner zahlen kann, so ist der Unterschied und der Vorteil der Buchmacherwette in die Augen springend. Obige Daten betreffen nämlich das am 14. Oktober 1901 zu Hoppegarten gelaufene III. Tagesrennen um einen mit 6000 Mk. dotierten Staatspreis. Der Totalisator zahlte für Siegwetten auf den Gewinner „Ichthyol“ 22:10, d. h. den Einsatz abgerechnet 1 1/5 Odds. Beim Buchmacher mußten Wetten auf den Stall Graditz, d. h. auf die Pferde Legende und Ichthyol, gekoppelt, die nach vorstehender Rechnung 6/1 und 8/1 im Kurse standen, 3/1 — genau gerechnet 2 15/16 Odds — gelegt werden; der Wetter hätte also beinahe das Dreifache von dem erhalten, was der Totalisator zahlen konnte. Noch deutlicher wird die Eigenartigkeit und der Unterschied von Totalisator und Buchwette, wenn man beide unter der Voraussetzung gleicher Einsätze miteinander vergleicht. Zu diesem Zwecke gebe ich nachstehend eine Übersicht der bei Totalisator-Rechnung für das letzterwähnte Rennen resultierenden Gewinnquoten unter der Annahme, daß an den Totalisatorkassen dieselben Einsätze wie bei den Buchwetten in der vorigen Aufstellung eingezahlt worden wären. Es hätten dann an Einsätzen ebenfalls 5540 Mk. zur Verfügung gestanden. Von diesen sind aber ca. 20 Proz. für die Steuer mit 1108 Mk. und etwa 8 Proz. für den Rennverein mit 443 Mk. in Abzug zu bringen, so daß im ganzen nur 3989 Mk. für Gewinne zur Verteilung übrig bleiben. An vierter Stelle ist berechnet, was der Totalisator für 10 Mk. Einsatz im Gewinnfalle zahlen würde und an letzter Stelle, welche Odds demgemäß gezahlt werden können, d. h. ein wievielfaches des Einsatzes der Gewinn in jedem Falle vorstellen würde.

Gewettetes Pferd	Wetteinsätze	Gewinn, abzüglich Steuer usw. u. Einsätze	Totalisatorquote	Odds
Bärenhäuter	3 000 Mk.	989 Mk.	13 : 10	3 auf
Legende, Ichthyol	1 270 „	2 719 „	31 : 10	2 9/10 : 1
Wahrhaftig	500 „	3 489 „	79 : 10	6 9/10 : 1
Olly	385 „	3 604 „	103 : 10	9 9/10 : 1
Zwickel.......	385 „	3 604 „	103 : 10	9 9/10 : 1

Während bei den Buchmacherwetten im ganzen ca. 5000 Mk. und abzüglich der Wetteinlagen 2000 bis 4620 Mk. in jedem einzelnen Falle als Gewinn ausgezahlt werden können, stellen sich die Gewinne für den Wetter nach der Totalisator-Rechnung infolge der hohen Abzüge wesentlich ungünstiger.

Es wäre nun irrig, anzunehmen, daß der Buchmacher in jedem Falle eine Mehrzahl von Wetten und eine besonders komplizierte Rechnung nötig hätte, um Einnahme und Ausgabe zu seinen Gunsten abzuwägen. Zwei Pferde werden z. B. bei ihm gewettet, das eine ist Favorit und wird von ihm bei 1000 Mk. Einsatz 1 1/4 „auf" gelegt, er hätte also im Gewinnfalle ohne den Einsatz dem Wetter 800 Mk. zu zahlen. Auf das andere hat er 900 Mk. angenommen und die Wette „pari" gelegt, d. h. im Gewinnfalle, den Einsatz nicht gerechnet, 900 Mk. zu zahlen. Gewinnt nun das erste Pferd, so muß er 800 Mk. hergeben und hat aus der zweiten Wette 900 Mk. gewonnen, während er im andern Falle 900 Mk. auszuzahlen und 1000 Mk. aus der ersten Wette gewonnen hat.

Würden die Buchmacher sich nun lediglich darauf beschränken, ohne jedes Risiko feste Wetten mit einem gewissen Überschusse zu legen, so könnte von einem Glücksspiele im eigentlichen Sinne des Wortes höchstens für die Wetter die Rede sein, das Buchmachen wäre eine durchaus sichere Sache und es könnte gar nicht vorkommen, daß Buchmacher „niederbrechen", d. h. völlig ihre Zahlungen einstellen müssen. Tatsächlich aber gehören solche Ereignisse keineswegs zu den Seltenheiten. Der Grund für solche Vorkommnisse liegt darin, daß die Buchmacher, wie der von mir schon genannte Viktor Silberer in einem lesenswerten, „Die Buchmacher" betitelten Artikel der von ihm herausgegebenen und redigierten „Allgemeinen Sport-Zeitung" (Wien, am 10. April 1887) ausführt, „entweder selber spielen anstatt vorsichtig Buch zu machen, weil sie sich, gestützt auf eine vorgefaßte Meinung, gegen ein Pferd zu sehr engagieren, oder weil sie nicht die nötigen Mittel besitzen und sich im Vertrauen auf das Glück über ihre Kräfte einlassen." Ein solches Spiel erfüllt natürlich die Voraussetzungen, welche die in meiner Vorarbeit schon erwähnten Reichsgerichtsentscheidungen vom 29. April und 30. Juni 1882 als gewerbsmäßiges Glücksspiel aus § 284 St.-G.-B. kennzeichnen. Ich habe keinen Zweifel, daß die Betroffenen, wie sich aus den Gründen der Erkenntnisse ergibt, tatsächlich nichts anderes als gewerbsmäßiges Glücksspiel betrieben haben. Von einem Buchmacher nach bestimmter Buchrechnung und ohne eigenes Risiko ist dort nicht die Rede. Ich möchte an dieser Stelle noch hinzufügen, was Viktor Silberer in dem vorerwähnten Artikel zur Charakterisierung solcher Buchmacher-Existenzen sagt.

„In Deutschland wurde in dieser Hinsicht, ehe die Buchmacherei ganz eingestellt wurde, viel Unfug getrieben. Leute mit kaum tausend Mark stellten sich als Buchmacher hin, rafften an Wetten zusammen, was nur erhältlich war und ließen dann phlegmatisch den Dingen ihren Lauf. Ging das Rennen für sie glücklich ab, so war alles gut. Endete es schlecht, so bezahlten sie einfach gar nichts, sie waren eben — niedergebrochen. Ja es gab zum Schlusse schon Herren, wie das ja auch in England und Frankreich schon oft vorkam, welche Gelder zu Barwetten zu allen Preisen annahmen, den Ausgang des Rennens aber überhaupt gar nicht mehr abwarteten, sondern während die Wetter voll Aufmerksamkeit dem Verlaufe des Rennens folgten, sich gleich ohne weiteres mit ihrem Raube aus dem Staube machten.“ Wer wie der Verfasser jenes Artikels kein Laie in solchen Dingen ist, vielmehr trotz seiner reiferen Erfahrungen auf dem Gebiete im übrigen unter gewissen Kautelen für die Buchmacherei eintritt, wird schwerlich in den Verdacht kommen, zu schwarz geschildert zu haben. Ich kann aus meiner Praxis bestätigen, daß das von ihm entworfene Bild auch heute noch für die überwiegende Masse der Winkelbuchmacher und Wettunternehmer durchaus zutreffend ist. Ein weiterer durchaus unverdächtiger Zeuge, der als Verteidiger in gegen Inhaber von Wettbureaus angestrengten Prozessen sich einen gewissen Ruf erworben hat, der Rechtsanwalt Dr. Jaroczynski, äußert sich in „einem offenen Worte zu den deutschen Wettverhältnissen“ (Deutscher Sport vom 16. Januar 1903) wie folgt zur Sache: „Es genügt, wenn ich auf Grund meiner Erfahrungen die Ansicht ausspreche, daß bei 100 Wettbureaus höchstens bei 10 ein einigermaßen erheblicher Gewinn seitens des Wetters überhaupt zu erlangen ist und daß von diesen 10 vielleicht 5 anstandslos zahlen, ohne zunächst Schwierigkeiten zu machen. Die Entstehung und Geschäftspraxis der großen Mehrheit jener Bureaus wird deutlicher als durch lange Beschreibungen durch folgendes Beispiel charakterisiert. Als ein gut situierter Wetter eines Tages zu seinem Barbier kam, jammerte dieser, daß das Geschäft nicht mehr gehe und er mit seiner Familie vor dem Ruin stehe, es bleibe ihm nun nichts anderes übrig, als ein Wettbureau aufzumachen. Er bat den Kunden, ihm hierzu 40 Mark zu borgen. Der Kunde willfahrte der Bitte, und Herr X hat noch heute ein Wettbureau mit allem Komfort und allen Chikanen.“

Schon die eine Tatsache, daß die Mehrzahl solcher Wettunternehmer, wenn die Wetter nun wirklich einmal gewonnen haben, Gewinne nicht auszahlen, ist ein Beweis dafür, daß jene Bureaus nichts anderes als Filialen von Winkelbuchmachern sind. Wären jene Leute

nur Wettkommissionäre, so könnten sie ohne weiteres die am Totalisator oder die von im Auslande zugelassenen Wettannahmestellen gezahlten Gewinne ohne jedes Risiko ihrerseits ihren Kunden zahlen.

Werden nun von Wettannahmestellen solcher Leute Wetten mit der Vereinbarung der Gewinnauszahlung nach Maßgabe der am Totalisator zu zahlenden Gewinnquote angenommen, so heißt das nicht etwa, daß die Wetteinsätze wirklich am Totalisator angelegt werden sollen — es fehlt ja hierzu, wie ich im Anfange auseinandergesetzt habe, an den wesentlichsten Voraussetzungen eines solchen Auftragsgeschäftes —; vielmehr hat eine solche Abmachung lediglich denselben Sinn wie die von Winkelbuchmachern auf Rennplätzen mit ihren Wettern getroffene Abrede nach dem „Totalisatorkurse", d. h. nach Maßgabe des Totalisators auf eigene Rechnung und Gefahr im Gewinnfalle auszuzahlen. Nun kann es allerdings passieren, daß am Totalisator auf irgendein wenig gewettetes Pferd im Gewinnfalle eine unverhältmäßig hohe Gewinnquote entfällt. Vorsichtige Wettunternehmer verfolgen daher eifrig die am Totalisator vom Publikum gemachten und in ihrer Höhe dort ersichtlichen Wetteinlagen. So sind sie in der Lage, wenn die voraussichtlichen Gewinnzahlungen für stark bei ihnen gewettete sogenannte „Außenseiter" allzusehr in die Höhe schnellen sollten, sich noch rechtzeitig mit Einsätzen auf dieselben gegen zu große Verluste zu „decken". Solche Rücksichten machen also auch Winkelbuchmacher und Wettbureau-Inhaber zu eifrigen Rennbahnbesuchern und Gästen des Totalisators. Andererseits suchen Wettannehmer ihr Risiko bei Eingehung solcher Wetten dadurch zu verringern, daß sie ein „limit", d. h. eine Grenze für die Höhe der etwaigen Gewinnzahlungen, machen. Vielfach ist es so gebräuchlich, nur bis zum zwanzigfachen des Einsatzes für Sieg- und bis zum sechsfachen des Einsatzes für Platz-Wetten auszuzahlen. Dieselbe Bedeutung hat es, wenn bei Wetten für Rennen im Auslande solche „limits" ausbedungen werden. In Frankreich arbeitet der Totalisator z. B. nur mit 7 Proz. an Abzügen und kann daher wesentlich höhere Gewinnquoten zahlen. Aber auch sonst können die hiesigen kleinen Wettannehmer und Winkelbuchmacher mit ihren Wetten natürlich nicht mit dem großen Weltmarkte im Auslande konkurrieren und sind daher bestrebt, ihr Risiko gegenüber allzugroßen Kursschwankungen in engeren Grenzen zu halten.

Grundsätzliche Voraussetzung einer jeden Wette ist, daß der Möglichkeit eines Verlustes auch die Möglichkeit eines Gewinnes gegenübersteht. Nun setzt sich das Winkelbuchmachertum und das Unternehmertum solcher Wettanstalten meist aus Leuten zusammen, die

entweder in ihrer früheren Existenz Schiffbruch gelitten oder aber ein ehrliches Gewebe vorher überhaupt nicht gehabt haben und schon anderweitig mit Recht und Gesetz in Konflikt geraten sind. Diesen Personen fehlt vor allem meist die Möglichkeit, in irgendwie erheblichem Umfange Wetten ehrlicherweise eingehen zu können — sie sind gar nicht im Besitze von Mitteln, um die eingegangenen Wetter realisieren, d. h. event. Wettgewinne auszahlen zu können und spekulieren demgemäß nur auf den Leichtsinn und die Unerfahrenheit des wettenden Publikums, um sich auf die billigste Art und Weise mit fremdem Gelde die Taschen füllen zu können. Daher auch die Taktik, womöglich nur durch die Inhaber der Annahmestellen mit den Wettern zu verkehren, selbst aber im Verborgenen zu bleiben, Namen und Adresse nicht mehr unter die Wettscheine zu setzen und schließlich im Falle des Gewinnens der Wetter alle möglichen nur erdenklichen Vorwände zu gebrauchen, um sich den eingegangenen Verbindlichkeiten zu entziehen. Da diese Leute bei kleineren Gewinnen, soweit dieselben mit Überschüssen aus den Beträgen der anderen Wetten zu decken sind, meist zahlen, der Umfang an Wetten sich aber selten ermitteln läßt, und im übrigen nur vereinzelte Fälle zur Anzeige gelangen, läßt sich nur unter besonders günstigen Umständen das Vorliegen eines Betruges im Sinne des § 263 St.G.B. nachweisen. Es ist erstaunlich, mit welchem Raffinement diese Sorte von Wettannehmern ihrem unsauberen Gewebe nachgehen, wie sie jahrelang allen irgendwie erheblichen Gewinnansprüchen der Wetter wie auch den Nachforschungen der Behörden zu entgehen wissen. Soweit ich mit solchen Ermittelungen in letzter Zeit befaßt war, sind fast stets Vernichtungen der eigentlichen Wettscheine und Anfertigung willkürlich hergestellter, zum Teil auf Grund von auf den Rennbahnen aufgelesener Totalisator-Tickets, wie Fälschungen der der Kontrolle der Steuerbehörde dienenden Bücher vorgekommen. In einem solchen Rattenkönig von Betrug und Fälschungen kann sich natürlich nur ein durch reiche Erfahrungen auf dem Gebiete geschulter Sachverständiger zurecht finden. Dies ist auch der Grund, warum in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle, soweit es an einem solchen Sachverständigen fehlt, das Treiben und Geschäftsgebaren dieser Geschäftsleute nicht nach Gebühr gewürdigt werden kann. Im schlimmsten Falle wechseln die Wettfirmen ihre Namen, andere Inhaber erscheinen plötzlich, die früheren verschwinden, um bald hier, bald dort und schließlich im Auslande — Holland ist als Buen retiro besonders beliebt — aufzutauchen und frisch und fröhlich das Geschäft weiter zu betreiben, Filialen im Inlande zu suchen, Offerten

mit Preisverzeichnissen ihrer Wetten vom Auslande aus zu versenden und öffentlich in den Sportzeitungen zu annonzieren.

In vorstehendem habe ich mich bemüht, im Zusammenhange nachzutragen, was mir noch zum Verständnis des Wesens und der Bedeutung der sogenannten Wettbureaus erforderlich erschien. Das Material dazu habe ich mir selbst in fast zehnjähriger Beobachtung sammeln müssen. Daß ich von seiten derjenigen, denen diese Studien gewidmet waren, auf ein Entgegenkommen geschweige denn auf eine Unterstützung nicht zu rechnen hatte, bedarf wohl kaum der Ausführung. Aber auch sonst habe ich an Literatur über den Fall außer den an Ort und Stelle erwähnten zerstreuten Anmerkungen nichts von Bedeutung finden können. Das weitgehende Interesse, welches meine erste Arbeit über diesen Gegenstand im VIII. Bande des Archivs gefunden — fast sämtliche größeren Zeitungen Deutschlands haben dieselbe z. T. in extenso, z. T. sogar verbotenus gebracht — läßt mich hoffen, daß die fortschreitende Erkenntnis der Schädlichkeit und Gemeingefährlichkeit dieses modernen Ausbeutertums auch einmal dahin führen werde, den einzig möglichen Weg zur radikalen Beseitigung desselben durch Herbeiführung eines gesetzlichen Verbotes der gewerbsmäßigen sogenannten Wettvermittelung zu betreten.

In Frankreich, wo man mit ähnlichen Mißständen zu kämpfen hatte, regelt das Gesetz und Dekret vom Jahre 1891 (loi du 2 juin et décret du 7. juillet reglementant l'autorisation et le functionnement des courses de cheveaux en France et loi modifiant le paragraphe 2 de l'artide 4 de la loi du 2 juin 1891) nicht nur die Befugnis, einen Totalisator auf Rennbahnen aufzustellen, sondern verbietet unter anderem die Wettvermittlung, das Halten von Wettbureaus, sowie das Verkaufen sogenannter „Tipps", d. h. Vorhersagungen der Sieger in Rennen zu Wettzwecken und jede Art der Annonzierung dieses Gewerbes, sei es, daß das Unternehmen oder der Unternehmer seinen Sitz in Frankreich oder im Auslande hat. Der Unterstaatsanwalt Herr M. J. Hurel zu Cherbourg ist so liebenswürdig gewesen, mir neben anderen Informationen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen Dank ausspreche, auch nachfolgende Übersichtstabelle aus einer Schrift des Herrn Buffard (docteur en droit et directeur de la France chevaline) zur Verfügung zu stellen. Aus derselben ergibt sich unmittelbar der infolge jener gesetzlichen Bestimmungen von Jahr zu Jahr steigende Totalisatorumsatz in Frankreich, der in den letzten 5 Jahren die enorme Höhe von einer Milliarde 118 Millionen Franks — hiervon die Rennen von Paris allein eine Milliarde sechzig Millionen — und die Abgaben hiervon die respektable Höhe von 78 260 000 Franks —

die Pariser Rennen sind an dieser Abgabe mit 74 200 000 Franks beteiligt — erreicht haben. Diese Zahlen sprechen auch ohne weiteren Kommentar eine deutliche Sprache. Es muß hervorgehoben werden, daß in Frankreich von den Totalisatoreinlagen nur 7 Proz. an Abgaben und zwar 2 Proz. für lokale Wohltätigkeit, 1 Proz. zugunsten der Pferdezucht erhoben werden und der Rest von 4 Proz. den Renngesellschaften verbleibt. Gegen eine solche Steuer kann nicht eingewendet werden, daß der Staat aus dem Spiele einen Vorteil zöge.

Übersicht der Umsätze am Totalisator von 1891—1899 in Frankreich.

Jahre	Totalsumme	1 Proz. für Pferdezucht	2 Proz. für Wohltätigkeit
1891	5 823 683 Frcs.	58 236 Frcs. 83	116 473 Frcs. 66
1892	169 799 779 „	1 697 997 „ 79	3 399 995 „ 58
1893	189 498 877 „	1 894 988 „ 77	3 789 977 „ 54
1894	183 473 061 „	1 834 730 „ 61	3 669 461 „ 22
1895	163 018 413 „	1 630 184 „ 13	3 260 368 „ 26
1896	197 295 477 „	1 972 954 „ 77	3 945 909 „ 54
1897	213 197 692 „	2 131 976 „ 92	4 263 953 „ 84
1898	221 400 799 „	2 214 007 „ 99	4 428 015 „ 98
1899	255 678 085 „	2 556 780 „ 85	5 113 561 „ 70

XII.

Eine bewundernswürdige Leistung.

Von

Dr. **Görres**, Rechtsanwalt in Karlsruhe.

Der Prozeß Humbert ist zu Ende. Er hat mehrere Wochen lang gedauert und eine erdrückende Fülle von Material zutage gefördert. Es handelte sich um geschäftliche Transaktionen während einer Zeit von 15 Jahren im Betrage von annähernd siebenhundert Millionen Francs. Der Staatsanwalt hat acht Stunden, die Verteidiger haben mehrere Tage zu ihren Plaidoyers bedurft. Am 22. August 1903 nachmittags $2^1/_2$ Uhr wurden den Geschworenen 258 Fragen über die Taten der vier Angeklagten vorgelegt. Um $6^1/_2$ Uhr, nach vier Stunden, stand der Wahrspruch fest, waren sämtliche Fragen beantwortet. Eine bewunderungswürdige Leistung! Betrachten wir sie etwas näher. In 4 Stunden = 240 Minuten waren 258 Fragen zu erledigen, es traf also auf Behandlung je einer Frage nicht ganz eine Minute, etwa 55 Sekunden. Die Hauptfrage beginnt mit den Worten: l'accuse est-il coupable d'avoir commis tel crime? (Art. 337 code d'instr.). Sie umfaßt allerdings nur die tatsächliche, nicht die rechtliche Seite des Delikts. Bis der Obmann die Frage verlesen, jeder einzelne Geschworene sich auch nur 3 Sekunden besonnen und seine Stimme abgegeben hatte, etwaige Zweifel und Mißverständnisse beseitigt, das Stimmenverhältnis festgestellt und zu Papier gebracht war, vergingen ganz gewiß 55 Sekunden und mehr. Ein Zeitverlust konnte, wenn alles gut ging, vielleicht bei den Fragen nach mildernden Umständen (circonstances atténuantes), bei denen die Geschworenen wahrscheinlich kurz besonnen waren und meist einstimmig bejahten, eingeholt werden. Haben also die Geschworenen, wie in obiger Aufmachung angenommen ist, pflichtgemäß über jede einzelne Frage nach der Reihenfolge abgestimmt, so mußten sie, wollten sie wie geschehen,

in 4 Stunden fertig werden, im Sturmschritt alle Fragen ohne jedes Zaudern sofort beantworten, eine Debatte war bei keiner einzigen Frage möglich. Erwägt man, daß die Hauptfragen meist nicht einstimmig, sondern mit Mehrheiten beantwortet wurden, so ist klar, daß von einer communis opinio zu einem alle überzeugenden, einleuchtenden Tatbeweise keine Rede sein konnte. Vielmehr handelte es sich bei vielen dieser Fragen um die Würdigung von Beweisstücken, Zeugenaussagen, Schriftverständigen-Gutachten und sonstigen verwickelten Tatbeständen, welche 14 Tage und länger zurück lagen. Die Geschworenen hätten allerdings eine fabelhafte Geschicklichkeit im Behalten und Verwerten all dieser Tatbestände entfaltet, wenn die Sache so ging, wie sie nach dem Gesetze gehen sollte.

Aber es ist vollständig ausgeschlossen, daß die Abstimmung in dieser Weise erfolgt wäre. Kein Kollegium der Welt und bestände es statt aus zwölf nur aus drei Köpfen, bringt es fertig, über 258 strittige Fragen in einer Zeit von je 55 Sekunden abzustimmen, wenn das Material, über welches sich diese Fragen verbreiten, einem Prozesse entstammt, der wochenlang dauerte und Hunderte von sich widersprechenden Beweisstücken zum Vorschein brachte. Gleichwohl: die Antworten liegen vor, — wie sind sie zustande gekommen?

Ich denke mir den Vorgang folgendermaßen:

Der Obmann begann zuerst mit der Erörterung der Fragen in der Reihenfolge, wie der Präsident sie übergeben hatte. Sehr bald mußte er wahrnehmen, daß in einer Anzahl von Fällen die Geschworenen von ihrem Gedächtnisse verlassen wurden und deshalb die Frage verneinten, oder sich in eine lange und hitzige Debatte verwickelten, wodurch man nicht vom Flecke rückte. Man mußte sich sagen, daß auf diese Weise vielleicht noch eine Woche lang am Verdikte beraten worden wäre. So entschlossen sich die Geschworenen zu einem anderen Arbeitsmodus. Die eklatantesten, die gravierendsten, die in der Erinnerung der Schwurmänner am besten haftenden Fälle griff man bei jedem Angeklagten heraus, stellte sie zur Diskussion, und nachdem die Mehrheit die diesbezüglichen Fragen bejaht hatte, war man der beruhigten Überzeugung, daß die Schuldigen ihre Strafe schon finden würden, griff deshalb sämtliche übriggebliebenen Fragen zusammen, beantwortete sie mit „Nein“ und die Sache war erledigt.

Genial, aber gesetzwidrig. Hierzu konnte man um so eher kommen, als die Schwurmänner nach französischem Rechte nach ihrer über dem Gesetze stehenden conviction intime richten. Wozu also die zahllosen Fragen noch des Langen und Breiten prüfen, wenn die Geschworenen bereits zum Ausdrucke gebracht haben, daß die An-

geklagten in der Hauptsache schuldig sind und wenn feststeht, daß sie der Strafe dafür nicht entrinnen werden?

Im deutschen Verfahren würde man die Zahl der Fragen wesentlich verringert haben durch Stellung einer Frage nach fortgesetzter Tat. Das durfte der französische Richter nicht wagen: es stand zu viel auf einer Karte. Deshalb strickte er ein Netz mit zahllosen Maschen in der Annahme, daß wenigstens in einigen derselben — wenn auch nur in den wenigsten — die Angeklagten hängen blieben. Und so geschah es. Auf 193 Fragen lautete die Antwort Nein; nur auf 65 Fragen lautete sie Ja!

XIII.

Das Geständnis des Verbrechers.

Vom

Landrichter Haußner in Zwickau.

Nur eine genaue Kenntnis der zum Tatbestande des Verbrechens gehörigen Tatsachen verbürgt eine gerechte Strafe des Täters. Bei jeder Straftat gehört zu solchen Tatsachen die Willensrichtung des Täters und bei vielen Straftaten ist sie ausschlaggebend für die rechtliche Beurteilung der Tat. Das beste Beispiel hierfür sind wohl die Fälle, in denen die verbrecherische Handlung den Tod eines Menschen verursacht hat, denn lediglich von der Willensrichtung des Täters hängt es bei ihnen ab, ob sie als Körperverletzung mit tödlichem Ausgange, Totschlag oder Mord zu beurteilen ist, oder ob im Mangel überhaupt eines gewollten schlimmen Erfolges der Tod nur als durch eine fahrlässige Behandlung verursacht anzusehen ist.

Abgesehen von der Willensrichtung des Täters ist aber auch eine möglichst genaue Kenntnis der die Tat begleitenden Umstände oder derer, die sie veranlaßt haben, wichtig für die Beurteilung des Grades der Verschuldung des Täters und damit der Höhe der von ihm verwirkten Strafe, ganz abgesehen davon, daß sie möglicherweise, wie zum Beispiele bei gegebener Notwehr, seine völlige Straffreiheit begründen können. Die Willensrichtung des Täters und die seine Tat begleitenden Umstände können nun in vielen Fällen zwar aus Zeugenaussagen oder anderen Beweismitteln in dem Maße entnommen werden, daß über sie ausreichende Klarheit gewonnen wird.

In vielen Fällen und nicht zum mindesten bei den schwersten Verbrechen werden aber diese Hilfsmittel zur Erforschung der Wahrheit nicht genügen und wird der Richter im Mangel ihrer sicheren Kenntnis entweder die Freisprechung des Täters verfügen oder eine ihm günstigere Strafbestimmung zur Anwendung bringen müssen und

1) Vgl. H. Groß, Handbuch für Untersuchungsrichter. 3. Aufl. S. 101 ff. u. dessen Kriminalpsychologie. S. 38, 41, 42, 112, 133, 136, 137, 141, 173, 396, 457 usw.

ausgeschlossen werden nicht die Fälle bleiben, in denen der Richter auf Grund der ihm durch diese Beweismittel bekannt gewordenen Tatsachen auch zu einer dem Täter ungünstigeren Annahme gelangt, indem er ein schwereres Verschulden annimmt, als wie es tatsächlich ihm zur Last fällt, wenn nämlich die ihm bekannt gewordenen Tatsachen ihn zu dieser Annahme zwingen, während in Wirklichkeit ihm unbekannt gebliebene Tatsachen vorliegen, die die Schuld des Täters ausschließen oder ein erheblich geringeres Verschulden des Täters erkennen lassen. Dergleichen Fälle sind nicht allzuselten, weil nur zu oft der schuldige Täter in dem Bestreben, der Strafe zu entgehen, nicht nur über seine Willensrichtung und über die die Tat begleitenden Umstände unwahre Angaben macht, um die Tat zu verschleiern. Wird ihm nun durch die erhobenen Beweise die Unwahrheit seiner Darstellung nachgewiesen, so scheut er sich leicht aus Scham, die Unwahrheit des bisher von ihm Erzählten einzugestehen, die Tatsachen vorzubringen, die ihm günstig sein könnten, auch weil er deren Wichtigkeit für die Beurteilung des Falles bei seiner regelmäßig unzulänglichen Kenntnis der Strafgesetze nicht ausreichend zu ermessen weiß.

Es sei nur des Falles gedacht, daß dem Täter, trotzdem er jede Beziehung zur Tat geleugnet hat, gleichwohl die Verursachung des Todes eines Anderen einwandsfrei nachgewiesen worden ist, und daß durch die Beweisaufnahme zugleich auch Umstände dargetan worden sind, die auf eine vom Täter auch gewollte Tötung hinweisen.

In diesem Falle kann es ihm geschehen, daß er des Totschlags für schuldig befunden wird, obschon er tatsächlich vielleicht nur der Körperverletzung mit tödlichem Ausgange schuldig ist, daß also seine Strafe statt nach § 226 St.G.B. innerhalb des Rahmens von 3 bis 15 Jahren Zuchthaus nach § 212 dieses Gesetzes innerhalb der Rahmens von 5 bis zu 15 Jahren Zuchthaus gesucht werden muß. Diesen Nachteil, der, da im letzteren Falle die geringste zulässige ordentliche Strafe zwei Jahre höher ist, bei der Strafausmessung sich zu seinen Ungunsten sehr fühlbar machen muß, erleidet er unter Umständen lediglich deshalb, weil er über die Tat und ihre begleitenden Umstände, besonders aber über seine Willensrichtung und die sie dartuenden Tatsachen geschwiegen oder unwahre Angaben gemacht hat, in dem Bestreben, überhaupt der Strafe zu entgehen.

Abgesehen davon ist aber das Geständnis des Täters in jedem Falle auch noch um deswillen von Wert, weil es trotz aller anderen Beweise doch immer die Quelle sein wird, aus der am zuverlässigsten

die inneren Vorgänge beim Täter während der Tat, wie vor ihr und nach ihr, erforscht werden können.

Jeder, der eine Untersuchung zu führen hat, sollte deshalb mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bestrebt sein, die Tat durch Geständnis des Täters zu erforschen. Die Polizeibehörden bemühen sich ja in dieser Richtung nach Kräften. Andere mit Untersuchungen befaßte Stellen beschränken sich in dieser Tätigkeit aber oft auf das Äußerste zum Nachteil für die Untersuchung. Abgesehen davon, daß bei einem verstockten Verbrecher die Ermittelung eines Geständnisses oft viel Zeit kostet, die den zumeist mit Arbeit überlasteten Staatsanwälten und Untersuchungsrichtern fehlt, mag viele von ihnen auch die Scheu abhalten, sie möchten beschuldigt werden oder in den Verdacht kommen, mit unzulässigen Mitteln das Geständnis erlangt zu haben.

Falls aber der die Untersuchung Führende nur jederzeit und auch dem schwersten Verbrecher gegenüber nicht vergißt, daß auch der Verbrecher ein Mensch ist und daß wir alle Sünder sind, und wenn weiter er ihm gegenüber sich niemals eine verletzende oder unpassende Behandlung erlaubt, ihm auch, sofern es mit der Untersuchung vereinbar ist, in Erfüllung von Wünschen, die seine häuslichen oder wirtschaftlichen Verhältnisse betreffen, entgegenkommt, kurz stets sich als ein gerecht denkender und wohlwollend gesinnter Beamter zeigt, wird kaum jemals ein bei ihm in Untersuchung Befindlicher es unternehmen, ihn zu verdächtigen. Der Anwendung gesetzlich verbotener oder sittlich nicht einwandfreier Mittel wird ja ein rechtlich denkender Mann so wie so sich auch nicht schuldig machen. Die Wichtigkeit des Geständnisses für die Erforschung der Wahrheit muß meines Erachtens aber auch trotz etwaiger Scheu vor etwaigen unbegründeten Verdächtigungen jeden, der eine Untersuchung zu führen hat, veranlassen, es zu erlangen zu suchen.

Schwer ist es ja nun gewiß für den Täter, eine womöglich wohlerwogene und in aller Heimlichkeit ausgeführte, nur ihm allein bekannte Tat in ihren Einzelheiten einem anderen, der noch dazu ihretwegen gegen ihn die Untersuchung führt, zu offenbaren.

Gleichwohl zeigt die Erfahrung, daß viele Verbrecher es tun und daß selbst die schwersten Verbrechen gebeichtet werden, wenn dem Täter richtig begegnet wird.

Im folgenden will ich den Weg zeigen, auf dem ich in langjähriger Tätigkeit viele und oft unerwartete Geständnisse erzielt habe. Zunächst ist es unbedingt erforderlich, den Beschuldigten kennen zu lernen.

Dazu dienen außer der öfteren persönlichen Unterredung mit ihm, wobei man sich insbesondere über seine Verhältnisse und seine Vergangenheit zu unterrichten sucht, vornehmlich die über ihn etwa ergangenen Vorakten des Gerichts und namentlich der Polizeibehörden, aus denen man sich ein Bild über den Beschuldigten zu machen sucht. Sehr oft geben sie ein klares Bild seiner häuslichen Verhältnisse, seiner wirtschaftlichen Lage und seines moralischen Sinkens, wie, was sehr wichtig ist, seiner Glaubwürdigkeit oder seines Geschickes oder Ungeschickes im Erzählen von Unwahrheiten. Oft stößt man in den Polizeiakten dabei aber auch auf Anzeigen gleichartiger Straftaten, die zwar zu Ermittelungen, aber nicht zur Überführung geführt haben und nicht selten macht man in den Vorakten gar die überraschende Entdeckung, daß früher der Täter sich ganz in der gleichen Weise verteidigt hat wie in der nun wieder gegen ihn anhängigen Untersuchung.

Zwei Beispiele dafür, die mir gerade gegenwärtig sind und die ich selbst erlebt habe, will ich hier berichten.

In dem einen Falle hatte nach der Anzeige der Beschuldigte einen alten über siebzigjährigen alleinstehenden Mann, der Trinker war, in einer Schankwirtschaft kennen gelernt und den dort wieder trunken Gewordenen schließlich heimgeschafft. Der Greis hatte nun behauptet, er sei daheim alsbald in Schlaf verfallen. Als er erwacht sei, habe er entdeckt, daß sein Sopha, zwischen dessen Polstern er in einem Strumpfe versteckt einen größeren Geldbetrag verwahrt habe, durchwühlt gewesen sei und daß ihm aus dem Strumpfe über 100 Mk. Geld fehlten. Niemand anders wie sein Begleiter, der bei seinem Erwachen fort gewesen sei, könne ihm das Geld gestohlen haben. Der Täter leugnete. Seine Überführung erschien aussichtslos, denn das Gericht hätte schwerlich bei dieser Sachlage auf das Zeugnis des trunkenen Greises hin den leugnenden Beschuldigten verurteilt, zumal doch auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen schien, daß der alte Mann seine Beschuldigung auf Grund einer Wahnvorstellung erhoben hatte, die bei seiner Schlaftrunkenheit, seiner Trunksucht und seinem Alter immerhin möglich war. Ich zog zunächst die Strafliste des Beschuldigten herbei. Sie ergab unter anderen auch zwei Vorstrafen wegen Diebstahls, die aber den Rückfall nicht begründeten, weil inzwischen seit der letzten Bestrafung zehn Jahre verflossen waren. Da nun annehmbar bei den Vorstrafen des Beschuldigten aber Polizeiakten vorhanden waren, zog ich die herbei. In ihnen fand ich zu meiner Überraschung wohl sechs, teilweise schon vor Jahren erstattete Anzeigen, in denen stets fast die gleiche Beschuldigung erhoben worden war. Der Beschuldigte

hatte sich mit Betrunkenen befreundet und die hatten nach ihrer Trennung von ihm stets Geld vermißt und diesen Verlust sich nicht anders als wie durch einen Diebstahl des Beschuldigten zu erklären vermocht.

Keine einzige der auf diese Anzeigen eingeleiteten Untersuchungen hatte die Überführung des Beschuldigten zur Folge gehabt. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß alle in diesen Anzeigen benannten Zeugen noch zu erlangen waren. Ein dem Beschuldigten unglücklicher Zufall wollte es, daß mehrere der ihm zur Last gelegten Handlungen noch innerhalb der auf die letzte Verurteilung folgenden zehn Jahre lagen, so daß sie im Rückfalle begangen waren, und daß bei denen, auf die die Rückfallsbestimmungen nicht mehr anwendbar waren, Verjährung noch nicht eingetreten war.

Der in der Anklage angebotene Beweis gelang vollständig. Die von den vielen Zeugen geschilderten, stets gleichartigen Vorkommnisse überzeugten das Gericht. Er wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach der Verurteilung legte er ein umfassendes Geständnis ab, in dem er auch über den Verbleib der dem Greise gestohlenen über 100 Mk. Auskunft gab.

Der andere mir auch begegnete Fall ist der folgende:

Ein Mann, der des Diebstahl beschuldigt war und bei dem die Voraussetzungen des Rückfalls gegeben waren, wollte die Sache, deren Diebstahl ihm zur Last gelegt wurde und die ihm abgenommen worden war, irgendwo gefunden haben. Er gab den Platz des Fundes genau an, eine Straßenkreuzung der Landstraße zwischen zwei belebten Orten.

Eine durchaus sichere Widerlegung dieser Behauptung war nach der Lage des Falls nicht zu erwarten. Herbeigezogene Vorakten ergaben nun, daß der Beschuldigte bereits früher einmal genau an derselben Stelle eine Pferdedecke gefunden haben wollte. Als ich ihm das vorhielt, gab er — sichtlich betroffen über diesen ihm völlig unerwarteten Vorhalt — unter dreistem Lachen den Diebstahl zu.

Die aus Vorakten zu schöpfende Kenntnis der häuslichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Beschuldigten ist aber deshalb von Wert, weil sie in vielen Fällen Aufschluß über den etwaigen Beweggrund zur Tat geben kann. Gelingt es dem die Untersuchung Führenden den Beweggrund zur Tat nur einigermaßen zutreffend zu ergründen, so ist es vom großem Werte. Denn nicht selten gibt der Täter, wenn er gewahr wird, daß sein Gedankengang erraten worden ist, sein Leugnen auf.

Auch dafür kann ich einen selbsterlebten Fall als Beispiel anführen.

Ein Kutscher, der einer geringen Übertretung angeklagt war, er hatte seinen Wagen ohne Aufsicht in der Straße stehen lassen, ohne, wie es Polizeivorschrift gebot, die Pferde auszusträngen, war vom Schöffengerichte freigesprochen worden. Obschon der Schutzmann, der die Anzeige erstattet hatte, eidlich die darin behauptete Beschuldigung als auf eigener Wahrnehmung beruhend versichert hatte, hatte eine andere Person beschworen, die Pferde seien ausgesträngt gewesen. Wer von diesen beiden Zeugen falsch geschworen hatte, war in der Hauptverhandlung nicht festzustellen gewesen, deshalb wurde der Kutscher freigesprochen. Eine dem sicheren Auftreten des anderen Zeugen gegenüber vom Schutzmann in der Hauptverhandlung gezeigte Unsicherheit war der Anlaß, daß die Akten zur Einleitung der Untersuchung wegen Meineids gegen den Schutzmann an die Staatsanwaltschaft abgegeben wurden.

Bei den an Ort und Stelle vorgenommenen Erörterungen wurde ich bald inne, daß der Entlastungszeuge eine wenig Vertrauen genießende Persönlichkeit war, die engen und vertrauten Umgang mit dem freigesprochenen Kutscher hatte, während der Schutzmann als einwandfreier, zuverlässiger Beamter von seinen Vorgesetzten geschildert wurde.

Diese Tatsachen verschafften mir bald die volle Überzeugung, daß der Entlastungszeuge der Meineidige gewesen sei und er dem Kutscher mit seiner falschen Aussage einen Freundschaftsdienst erwiesen habe. War das der Fall, dann hatte der Kutscher aber das falsche Zeugnis vom Meineidigen aller Wahrscheinlichkeit nach erst gefordert und annehmbar auch ihm Versprechungen gemacht oder sonst sich für den ihm zu leistenden Dienst erkenntlich gezeigt, da so ohne weiteres schwerlich sich der Freund zum Meineide verstanden hatte. Die Versprechung konnte hoch nicht gewesen sein, da der Kutscher nicht viel zu vergeben hatte.

Als ich nun dem Entlastungszeugen den Widerspruch zwischen seiner Aussage und der des Schutzmanns vorhielt und ihm zu erkennen gab, daß er allem Anscheine nach um ganz geringen Vorteils willen dem Freunde in so strafbarer Weise zu Diensten gewesen sei, daß er annehmbar um ein paar Groschen oder ein paar Glas Bier meineidig geworden sei, legte er alsbald unter Tränen das Geständnis ab, daß er auf Zureden des Kutschers für drei Glas Bier wissentlich falsch geschworen habe.

Die Kenntnis der sittlichen Entwicklung des Verbrechers aber ist von Wert, weil sie mit gutem Erfolge sich verwerten läßt, um dem Täter ins Gewissen zu reden. Es ist auffallend, wie es auf den Ver-

brecher wirkt, wenn man ihm unter Mitteilung der aus den Vorakten bekannt gewordenen Tatsachen vorhält, wie er vom ersten geringen Diebstahle, den er vielleicht schon als Schulknabe begangen hat, von Stufe zu Stufe gesunken ist und wenn man im Anschlusse daran darnach forscht, welche Umstände ihn soweit gebracht haben. In den weitaus meisten Fällen folgen langatmige Schilderungen, aus denen zu entnehmen ist, daß schon in früher Jugend der Verbrecher ohne Aufsicht war, daß er im Laufe der Jahre seelisch vereinsamt ist und allmählich sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß er außerhalb der menschlichen Gesellschaft stehe.

Bei der Erzählung der Tatsachen, die nach seiner Meinung auf seine sittliche Entwicklung eingewirkt haben und für sie bestimmend gewesen sind, brechen nur zu oft auch alte Gewohnheitsverbrecher in Tränen aus. Die während dieser Schilderung vielleicht aufsteigende Anwandlung von Reue über das verfehlte Leben, die Erinnerung an die schuldlose Jugendzeit und wohl auch der Gedanke, daß manches anders gekommen wäre, wenn die Mitwelt mehr Anteil an seinem Schicksale genommen hätte, verwandeln nicht selten selbst arg Verstockte in reumütig ihre Schuld Bekennende. Wenn man den Verbrecher in diesem Seelenzustande frägt, ob er schuldig sei, wenn man ihm dabei vorhält, daß er eine einmal auf sich genommene Schuld doch auch sühnen müsse und ihm zuspricht, daß es damit aber nun wohl das letztemal gewesen sein werde, daß er die Strafgesetze verletzt habe, bekommt man in vielen Fällen ein umfassendes Geständnis selbst schwerer Verbrechen.

Man darf aber nun nicht verlangen, daß eine schwere Schuld sofort in allen Einzelheiten gebeichtet wird. Man muß sich zunächst mit dem Nötigsten begnügen. Bei späteren Vernehmungen, bei denen man Bezug nimmt auf die früheren Zugeständnisse, erfährt man dann schon noch, was man sonst noch wissen will. Nur muß man unter allen Umständen bei solchen Anlässen Klarheit wenigstens über den Beweggrund zur Tat zu erlangen und möglichst Tatsachen zu erfahren suchen, die eine objektive Feststellung der Richtigkeit des Geständnisses ermöglichen, damit, wenn etwa der Verbrecher später sein Geständnis widerrufen sollte, durch jene Tatsachen der Beweis geführt werden kann.

So hielt ich beispielsweise für geboten, als mir ein Brandstifter, der auf meine Frage, ob er schuldig sei, bejahend nur mit dem Kopfe nickte, bei der Gelegenheit wenigstens noch in Erfahrung zu bringen, wie er zu dem verschlossen gewesenen Brandherde gekommen sei. Er gab an, er habe durch Zufall den ordnungsmäßigen Schlüssel

gehabt und versicherte auf weiteres Befragen, er habe ihn nach der Tat in den Abort seiner Behausung geworfen. Dort wurde er auch gefunden und damit ausgeschlossen, daß nachträglich die früher abgegebenen, im Geständnis enthaltenden Erklärungen mit Erfolg widerrufen werden konnten.

Der Widerruf eines solchen, im Zustande völliger seelischer Zerknirschung abgelegten Geständnisses ist verhältnismäßig sehr selten.

Ich glaube den Grund dafür im Schamgefühle des Verbrechers suchen zu müssen. Er schämt sich, dem, dem er einen so tiefen Einblick in seine Seele gestattet hat, wieder als Verstockter sich zu zeigen. Das mag auffällig und unwahrscheinlich klingen. Ich halte mich aber zu dieser Behauptung doch für berechtigt, auf Grund ungezählter Aussprachen, die ich mit zahlreichen und schweren Verbrechern gehabt habe und bei denen ich Wahrnehmungen gemacht habe, die mich anfangs überrascht haben, mir später aber durchaus nicht mehr auffällig gewesen sind.

Solche Wahrnehmungen sind die folgenden:

Es ist nicht selten, daß der Verbrecher, und unter ihnen besonders jugendliche und namentlich auch weibliche Personen, nach abgelegtem Geständnisse ihrer Befriedigung darüber, daß sie es abgelegt haben, unverhohlen und ganz offenbar nicht geheuchelt Ausdruck gegeben haben mit der Begründung, es sei ihnen nun, wo sie sich ausgesprochen hätten, wieder leichter ums Herz, es habe sie vorher „richtig gedrückt“. Erwachsene Männer, namentlich gediente Soldaten äußern ihre Befriedigung in anderer Weise. Sie strecken einem zuweilen ihre Hand entgegen mit der Bitte, sie nicht zu verachten und ihnen gnädig zu sein, sie nicht zu hart strafen zu lassen. Andere, namentlich solche, die zum ersten Male, aber schwer sich strafbar gemacht haben, sprechen die frohe Erwartung aus, daß sie nun wieder hofften, Schlaf zu finden und daß sie nun hoffentlich wieder würden essen können.

Damit komme ich gleich auf eine andere Tatsache, die für die Erzielung eines Geständnisses nicht unwichtig ist.

Das schlechte Gewissen, das den drückt, der zum ersten Male gegen die Strafgesetze erheblicher gefehlt hat, macht selbst dem anscheinend gewissenlosen Verbrecher offenbar arge Pein, die sich in Schlaflosigkeit, schreckhaften Träumen, angstvollem Erschrecken und unter Umständen auch der nicht weichen wollenden Vorstellung des durch die Tat geschaffenen Bildes äußert. Diese Pein muß zuweilen furchtbar sein. Ich erinnere mich einer Szene, die ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Zu einer Mörderin, die lange und hartnäckig geleugnet hatte, äußerte ich gelegentlich, die schwerste Strafe müsse

doch leichter sein, wie das qualvolle Leben, das der führe, den Tag und Nacht das Bild des von ihm ums Leben Gebrachten verfolge. Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, brach die bis dahin dreiste, offenbare Unwahrheiten erzählende Frau sichtlich zusammen und unter heftigem Zucken ihres Leibes in bittere Tränen aus. Nachdem diese seelische Erschütterung, die ausreichend schon die Schuld der schon Verdächtigen erkennen ließ, etwas sich gelegt hatte, folgte alsbald ein Geständnis der Tat.

Man könnte nun vielleicht einwenden, es sei keine Arbeit für den Juristen, sondern schicke sich für den Seelsorger, in die Seele des Verbrechers zu dringen. Dem gegenüber berufe ich mich jedoch auf das im Eingange Gesagte, das meines Erachtens ausreichend dartut, wie nützlich und sogar notwendig auch für den Juristen das Geständnis des Täters ist als tatsächliche Unterlage für Anwendung des rechten Strafgesetzes und für Bemessung einer der Schuld des Verbrechers angemessenen Strafe. Das Geständnis des Verbrechers bringt aber auch den die Untersuchung Führenden, dem es abgelegt wird, als Menschen näher dem Menschen im Verbrecher. Indem der die Untersuchung Führende dem Verbrecher in die geheimsten Falten seines Herzens blickt, seine Not und seine Seelenqualen kennen lernt, wird auch er im Herzen von all dem nicht unberührt beiben und milde gegen den Beschuldigten denken und handeln. Der Verbrecher aber, der das bald gewahr werden wird, wird die über ihn verhängte Strafe, auch wenn sie hart ist, ohne Groll und mit der Empfindung hinnehmen, daß er nur die notwendige Folge seiner Tat erleide und sie durch sie sühne. Empfindet er aber die Strafe als eine Sühne seiner Tat, dann besteht auch mehr Aussicht, daß er seelisch gereinigt und geläutert nach ihrer Verbüßung ein vorwurfsfreies Leben führen werde, als wenn er mit Groll im Herzen gegen seine Richter die Strafe als unbillig und zu hart empfindet, weil er glaubt, daß sie ihm kalt gegenüber gestanden, seine Not und Qualen nicht gekannt und deshalb sie bei der Bemessung der Strafe nicht berücksichtigt haben.

Stand er schon im Begriffe, als Gewohnheitsverbrecher grundsätzlich der menschlichen Gesellschaft als Feind sich gegenüberzustellen, so wird er es dann wahrscheinlich tun. Ist er aber in der Untersuchung gewahr geworden, daß man Mitgefühl mit ihm hat, dann wird er auch geneigt sein, versöhnlicher zu denken und nochmals sich prüfen, ob es nicht richtiger und besser für ihn sei, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden. Wird so nur einer von denen, die auf dem Wege zum Gewohnheitsverbrecher sind, zur Umkehr be-

wogen, so ist dieser Gewinn meines Erachtens schon groß genug, um die aufgewandte Zeit und Mühe reichlich zu lohnen.

Leider erfährt der Untersuchungsführende von einem tatsächlichen Erfolge dieser Art im Leben kaum etwas, denn nach Lage der Dinge trifft in der Regel der gebesserte Verbrecher nicht wieder mit ihm zusammen. Zuweilen erlebt er aber doch wenigstens die Freude, daß nach gesprochenem Urteile, auch wenn es schwere Strafe verhangen hat, der Verurteilte die Gelegenheit benutzt und freiwillig das Wort zu einer Äußerung des Dankes dafür nimmt, daß man in der Untersuchung ohne Härte und wohlwollend gewesen ist und daß man an ihm, seiner Not und seinem Lebensgeschicke Anteil genommen hat. Solcher freiwillig geäußerte Dank ist meines Erachtens ein ziemlich zuverlässiges Anzeichen dafür, daß der Verurteilte zum mindesten den Vorsatz gefaßt hat, mit der Vergangenheit zu brechen.

Außer den im Eingange schon erwähnten Gründen, die das Geständnis einer Straftat als Ziel ihrer Untersuchung durchaus wünschenswert erscheinen lassen, scheinen mir aber, um das noch zu bemerken, auch noch folgende Erwägungen es zu rechtfertigen, daß mit allen zu Gebote stehenden zulässigen Mitteln in der Untersuchung darauf hingewirkt wird, ein Geständnis der Tat zu erlangen.

Regelmäßige Ursache des Verbrechens ist meines Erachtens ein Wunsch des Täters. Obschon er nun regelmäßig weiß, daß er durch die Erfüllung dieses Wunsches oder die Mittel, durch die er sich seine Erfüllung verschafft, mit der Rechtsordnung in Widerspruch gerät, wird bei der Wahl, entweder auf die Erfüllung des Wunsches zu verzichten oder aber das in der Rechtsordnung für ihre Verletzung angedrohte Übel zu erleiden, in vielen Fällen für ihn ausschlaggebend sein der Grad der Wahrscheinlichkeit, mit dem er seiner Ansicht nach das in der Rechtsordnung für ihre Verletzung in Form der Strafe angedrohte Übel zu gewärtigen haben wird.

Kann er seiner Meinung nach mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Tat unentdeckt oder er nicht überführt, also straflos bleiben wird, so wird es ihm leichter fallen, sich für die Erfüllung seines Wunsches und zur Verletzung der Rechtsordnung zu entschließen, da er ja dann das Übel der Strafe annehmbar gar nicht zu erleiden haben wird. Rechnet er aber mit Sicherheit auf die Entdeckung der Tat, und weiß er, daß er die Strafe für seine Tat sicher erleiden wird, dann wird er sicherlich es sich reiflich überlegen, ob denn die ihm sichere Strafe in einem Verhältnisse zu dem Vorteile steht, den ihm die Erfüllung seines Wunsches gewährt und er wird gewiß in vielen Fällen wegen des auch von ihm erkannten Mißverhältnisses zwischen

Vorteil und Strafe von der Tat absehen. Das ist meines Erachtens bei der Mehrzahl der Straftaten die einzige, aber auch für ihre Begehung entscheidende Erwägung, die der Täter anstellt. Je öfter nun dem Täter bereits gelungen ist, ungestraft die Strafgesetze zu verletzen, desto leichter wird er geneigt sein, die Gefahr der Entdeckung der Tat zu unterschätzen und bei der Abwägung der Vorteile der Tat und der in der Strafe ihm drohenden Nachteile sich für erstere zu entscheiden.

Zu einer Unterschätzung der Gefahr der Entdeckung und seiner Überführung wird der Täter aber doch gewiß leichter kommen, wenn er gar schon einmal in Untersuchung war und durch sie trotz der vorliegenden Verdachtsgründe seine Überführung nicht gelungen ist. Der Verbrecher wird in solchem Falle nur zu leicht geneigt werden, sich einzubilden, es sei für ihn nicht schwer, das Gericht zu täuschen, der Strafe zu entrinnen.

Zu solcher Meinung kann er aber und wird er nicht kommen, wenn möglichst in jeder Untersuchung ihm zum Bewußtsein gebracht wird, daß es sehr schwer ist, als Schuldiger der Strafe zu entgehen. Daß es schwer ist, muß ihm aber bewußt werden, wenn er gewahr wird, wie der die Untersuchung Führende seinen Lebensgang und seine Beziehungen zur Mitwelt zu ermitteln sich bestrebt, wie er sich bemüht, seinen Gedankengang und den Grund zur Tat zu erforschen, und wenn er schließlich unter der Wucht der ihm vorgehaltenen, ihn belastenden Tatsachen oder weil der Untersuchungsführende ihm richtig und mit Erfolg ins Gewissen geredet hat, zur Ablegung eines Geständnisses sich hat bequemen müssen. Wer in einer Untersuchung einmal ein Geständnis abgelegt hat, der wird jedenfalls bei einem neuen Anreize zu verbrecherischer Tat das Übel der Strafe für ihn drohender ansehen und dementsprechend bei der Abwägung die Vorteile der Tat mehr berücksichtigen als wie der, der ihr schon einmal oder mehrere Male durch mit Erfolg durchgeführtes Leugnen entronnen ist.

Für die Richtigkeit dieser meiner Annahme spricht meines Erachtens die dem Kriminalisten wohlbekannte Tatsache, daß in manchen Bezirken Brandstiftungen, die offenbar vorsätzlich und von verschiedenen Tätern verursacht sind, namentlich die vorsätzlichen Inbrandsetzungen gegen Feuersgefahr versicherter Sachen, fortgesetzt und in geradezu erschreckender Weise zuweilen zunehmen und dann auf einmal aufhören, nachdem einen oder mehrere der Brandstifter die gerechte Strafe ereilt hat.

Diese ganz bekannte auffällige Tatsache läßt sich kaum anders

erklären, als daß die straflos gebliebene Tat des Einen auch die Anderen ermutigt hat, auf die gleiche Weise sich Vorteil zu verschaffen, weil sie sich gesagt haben, so gut wie dessen Tat nicht entdeckt worden und er straflos geblieben sei, würden auch sie es bleiben. Erst die schließlich doch erfolgte Verurteilung eines Brandstifters bringt dann denen, die Lust zu gleicher Tat hatten, zum Bewußtsein, daß doch die Aussicht, straflos zu bleiben, keine gar so sichere ist. Eine Antwort, die mir nicht einmal, sondern öfters von Gewohnheitsverbrechern gegeben worden ist, möchte ich auch zur Begründung der Richtigkeit meiner Ansicht hier anführen. Wiederholt haben nämlich rückfällige Diebe, die geringwertige Sachen gestohlen hatten, wenn ich ihnen vorhielt, daß der geringe Vorteil, den sie durch die Tat erlangt hätten, doch in einem schreienden Mißverhältnisse zu der für die Tat ihnen, wie sie wüßten, drohenden mindestens einjährigen Zuchthausstrafe stehe, zur Antwort gegeben: „Man denkt doch nicht, daß man erwischt wird!"

Der außerordentliche Wert, den das Geständnis nicht nur zur Klarstellung der Tat und der Schwere der Schuld des Täters wie auch für seine Läuterung hat, wird meines Erachtens vom geltenden Rechte zu wenig berücksichtigt. Meines Dafürhaltens wäre es durchaus zweckmäßig, wenn in den allgemeinen Teil des Strafgesetzbuchs eine ausdrückliche Vorschrift des Inhalts aufgenommen würde, daß im Falle eines Geständnisses der Richter verpflichtet ist, milder zu strafen, ähnlich wie der Gesetzgeber das für das versuchte Verbrechen vorgeschrieben hat. Von einer solchen Vorschrift erwarte ich aus den schon angeführten Gründen eine Verminderung der Zahl der Gewohnheitsverbrecher. Ferner erachte ich sie für ein Gebot der Billigkeit dem Geständigen gegenüber, den infolge seines Geständnisses sichere Strafe trifft und der durch sein Geständnis viel Arbeit und Kosten erspart hat, während der dreist Leugnende nach Befinden nicht nur unendliche Mühe und Kosten verursacht, sondern schließlich auch noch der Strafe durch sein Leugnen mit Erfolg sich entzogen hat.

Eine sichere Folge solcher Vorschrift würde endlich aber auch sein, daß die erhebliche Arbeitslast der Strafverfolgungsbehörden gemindert würde und daß die ganz außerordentliche Kostenlast, die der Staat jetzt an Zeugengebühren für die während einer Untersuchung regelmäßig zweimal zu befragenden Zeugen aufzuwenden hat, gespart und das dadurch gewonnene Geld für andere öffentliche Zwecke verfügbar würde.

XIV.

Tschechoslawisches in der Gaunersprache.

Von

Ernst Lohsing in Prag.

Im Anschlusse an die überaus interessanten Ausführungen von Čačić[1]) hat der Herausgeber dieses Archivs der Erwartung Ausdruck gegeben, es möchten Kenner fremder Idiome deren Beziehungen zur Gaunersprache darlegen, so wie es Čačić bezüglich der kroatischen Sprache getan hat.

Dieser Anregung suche ich im folgenden insoforn nachzukommen, als ich darzulegen suche, was von der Gaunersprache tschechoslawischen Ursprungs ist, wobei zunächst der Gebrauch des Ausdrucks „tschechoslawisch" anstatt des sonst gebräuchlichen „böhmisch" oder „tschechisch" aufgeklärt sei. „Böhmisch" und „tschechisch" müssen scharf auseinandergehalten werden; „böhmisch" bezeichnet die Angehörigkeit zum österreichischen Kronlande Böhmen, „tschechisch" die Inbezugsetzung zum tschechischen Volksstamme. Nicht alles, was böhmisch ist, ist tschechisch; nicht jeder Böhme ist ein Tscheche, da Böhmen ca. 36 Proz. Angehörige der deutschen Nation hat. Aber auch nicht jeder Tscheche ist ein Böhme, da Tschechen in geschlossenen Massen auch außerhalb Böhmens, nämlich in Mähren, Österreichisch-Schlesien und Niederösterreich wohnen. Diese Unterscheidung zwischen „böhmisch" und „tschechisch" ist eine Folge des bömischen Nationalitätenstreites und wurde früher nicht gemacht. Daher erklärt sich die Anwendung von „böhmisch" im Sinne von „tschechisch", die noch immer häufig ist, deren sich u. a. auch die österreichische Gesetzgebung und daher auch namhafte österreichische

1) Kroatische Wörter im „Vocabulare der Gaunersprache", des Großschen Handbuches für Untersuchungsrichter, von Dr. Vladimir Čačić, k. Bezirksrichter im Sekretariat der k. kroat.-slav.-dalm. Septemviraltafel in Agram. Dieses Archiv, 9. Bd. S. 298 ff.

Juristen, wie z. B. L. Pfaff, v. Halban, Siegel, v. Herrnritt[1]) u. a. bedienen; tschechischerseits wird der Ausdruck „tschechisch" heftigst angefochten, doch scheint hierin eine Änderung einzutreten. Wenigstens präsentierten sich die Tschechen in Paris 1900 bereits als „la nation tchèque" und gegenwärtig erscheinen in der „Österr.-ungar. Revue" Essays über tschechische Literatur aus der Feder des tschechischen Literaten Karásek, in denen das Wort „tschechisch" gebraucht wird. Es bliebe eigentlich somit nur zu erörtern, was der Unterschied zwischen „tschechisch" und „tschechoslawisch" ist. Eigentlich gar keiner. Aber durch den Gebrauch des Wortes „tschechoslawisch" anstatt des einfachen „tschechisch" werden die Beziehungen des tschechischen Idioms zur großen slawischen Völkergruppe zum Ausdruck gebracht und gerade für die vorliegenden Ausführungen erscheint mir das angezigt. Denn unter den von Čačić angeführten Wörtern der Gaunersprache, welche er als kroatisch bezeichnet, gibt es einige, die ebenso sich aus dem Tschechischen erklären lassen. Gemeinsam ist ihnen nur der slawische Ursprung; manchmal überwiegt die Ähnlichkeit mit dem Kroatischen, ein andermal die mit dem Tschechischen; doch dürfte in Anbetracht der Modulationsfähigkeit der Gaunersprache es nicht immer gelingen, festzustellen welcher slawischen Sprache eine Vokabel entstammt. Diese Worte sind[2]):

1. Bika, Stier. Im Tschechischen heißt Stier „byk". I anstatt y kommt bei einer Sprache, die nicht Schriftsprache ist (und die Gaunersprache ist nicht Schriftsprache) nicht weiter in Betracht[3]).
4. Caklo, Glas, Fenster. Die Stammverwandtschaft mit dem tschechischen „sklo" ist unleugbar; doch ist die Ähnlichkeit mit dem kroatischen „staklo" größer; das gleiche gilt von dem Worte „steklo" der Gaunersprache.
7. Čudasina, Wunder; im Tschechischen heißt Wunder „čud".
21. Lako, leicht; tschechisch: „lehko" dasselbe.
24. Me, ich; wohl eher romanischen als slawischen Ursprungs, wenn aber des letzteren, dann ist ein Anklang an das tschechische

1) L. Pfaff, Allgem. österr. Ger.-Ztg., 48. Jahrgang, S. 353, Note 2 a. E., v. Halban in Grünhuts Zeitschr., 24. Bd., S. 713. Z. 3 v. u., Siegel, Deutsche Rechtsgeschichte, 3. Aufl. S. 190, v. Herrnritt, Nationalität und Recht (Wien 1899), S. 26ff.; vgl. hingegen Ladislaus Gumplowicz, Nationalismus und Internationalismus im 19. Jahrh. (Berlin 1902), Rauchberg in „Deutsche Arbeit", Oktoberheft 1902, und Sperl, Syst. Grdr. usw. (Wien 1903), S. III.

2) Um eine Vergleichung mit den Ausführungen von Čačić a. a. O. zu erleichtern, gebrauche ich seine Ordnungszahlen.

3) Vgl. darüber Groß, Handb. f. Untersuchungsrichter. 3. Aufl. S. 291.

„mich — mě“ ebenso möglich wie an das kroatische „me“. Das wahrscheinlichste dürfte jedoch die Ableitung aus dem Zigeunerischen sein.

26. Nikana, nikda, nie; nie heißt im Tschechischen „nikdy“.
27. Niko, niemand; im Tschechischen bedeutet „nikdo“ niemand.
29. Ostro, der Scharfe; im Tschechischen heißt „ostrý“ scharf, das Neutrum davon „ostro“, so daß also dieses Wort eher aus dem Tschechischen als dem Kroatischen (ostȑo) den Weg ins Gauneridiom genommen haben dürfte.
30. Patyka, Apotheke; das hiezu von Čačić bemerkte gilt mutatis mutandis auch für das Tschechische.
31. Peta, Ofen, Hand; tschechisch: „pec (picka)“ Bratofen.
32. polifka, Suppe; das tschechische Wort „polívka (auch polévka)“ bedeutet Suppe, und zwar jede Suppe, nicht nur, wie im Kroatischen, eine gewisse Suppe.
33. por, Feder; Feder heißt im Tschechischen „péro“.
34. Praho, Asche; tschechisch: „prach“, Staub.
35. Ranasy, Wunde; erweiterte Form des tschechischen Wortes „rana“, Wunde.
37. Stana, Stall; das tschechische „stan“ heißt Zelt.
39. Straza, Wache; tschechisch: „stráž“, Wache.
40. Sulum, Stroh; tschechisch: „sláma“, Stroh.
41. Tamlo, finster; im Tschechischen „tma“, Finsternis; doch hat die Ableitung aus dem Kroatischen mehr für sich als die aus dem Tschechischen.
47. Žuto, der Gelbe, zutoi, gelb; tschechisch: „žluto“ (adv.) gelb.

Das ist eine verhältnismäßig nicht geringe Anzahl von Worten, die sich mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit auf das tschechische wie das kroatische Idiom zurückführen lassen; bei einigen — im vorstehenden ist es ad hoc bemerkt worden — spricht die Vermutung für die eine oder die andere Abstammung, bei anderen läßt sich das nicht feststellen. Sie können ebenso kroatischen wie tschechischen Ursprungs sein, sie können aber auch einem anderen Zweig des slawischen Sprachenbaumes entsprießen und insbesondere sei auf das Polnische verwiesen, dem das Tschechische viel näher steht (nicht in letzter Linie aus geographischen Rücksichten) als dem Kroatischen.

Das Gesagte gilt nicht nur von den bereits angeführten, sondern auch von den noch anzuführenden Worten. Wenn nun letztere in der Gaunersprache in veränderter Gestalt und mit manchmal veränderter Bedeutung Aufnahme gefunden haben, so ist das nicht ledig-

lich aus der Natur der Gaunersprache [1]) zu erklären, sondern es mag auch der Entwicklungsgang des Tschechischen mit im Spiele sein, wo der Gegensatz zwischen Schriftsprache und Umgangssprache noch kein überwundener Standpunkt ist. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb man im Tschechischen das W; die gegenwärtige Schriftsprache kennt diesen Buchstaben nicht mehr. Dafür hat die tschechische Umgangssprache eine Erscheinung, die lebhaft an das griechische Ϝ (Digamma) erinnert, das im klassischem Griechisch geschwunden ist, dennoch aber lange Zeit gesprochen worden sein soll [2]). Es gibt nämlich auch im Tschechischen Wörter, die in der Schriftsprache vokalisch anlauten, in der Umgangssprache jedoch noch häufig (namentlich bei den niederen Volksklassen) ein W vorgesetzt erhalten; man hört vielfach wokno statt okno (Fenster), wopice statt opice (Affe), wosel statt osel (Esel), won, wona, wono statt on, ona, ono (er, sie, es); ja selbst an Eigennamen kann man diese Erscheinung beobachten (so heißt ein Ort bei Prag Olschan, aber auch Wolschan). Ein anderer, nicht uninteressanter Beleg für den scharfen Gegensatz von Schrift- und Umgangssprache ist die allgemeine Anredeform; „vy“ und „[w]ony“, soviel wie „Ihr“ und „Sie“, hört man noch immer nebeneinander; trotzdem die Grammatik „ony“ verwirft, vermag sich das „vy“ nur sehr schwer einzubürgern [3]).

Dem letzteren Moment ist zwar keine Gelegenheit geboten, sich in der Gaunersprache irgendwie zu äußern; aber in Verbindung mit den andern trägt es vielleicht zur Charakterisierung der Sprache bei.

Übrigens hat die deutsche Sprache zwei [4]) Lehnwörter aus dem Tschechischen; das eine ist Dolch (tulich), das andere ist das Wort Halunke, welches auf das tschechische holý (nackt) zurückgeführt wird und ursprünglich zur Bezeichnung eines nackten, in Lumpen gehüllten Bettlers diente; diese Worte führe ich deshalb hier an, weil sie Belege für Umformung einerseits und Bedeutungsänderung andererseits beim Entlehnen sind. Auch die Gaunersprache hat bekanntlich derartige Umformungen und Bedeutungsänderungen aufzuweisen, z B. diene als Beleg einer Metathesis „tulerisch“ für protestantisch, worin das Wort „lutherisch“ deutlich zum Ausdruck kommt, oder „abmachayen“ für „abmachen“, ein geradezu klassisches Beispiel einer

---

1) Vgl. Groß in diesem Archiv. 9. Bd. S. 309.

2) In manchen Gymnasien, namentlich in Österreich, wird bei der Lektüre Homers auf die Aussprache des Ϝ noch Gewicht gelegt.

3) v. Jhering, Der Zweck im Recht (2. Bd., 3. Aufl., Leipzig 1898, S. 716, Anmerkung) erklärt diese Erscheinung aus den Beziehungen zu den Deutschen.

4) Wenigstens meines Wissens dürften kaum mehr sein.

Worterweiterung (Augmentativ, vgl. Freistädter Glossar „Rosch abmachayen“ — enthaupten); als Belege für Bedeutungsänderungen diene der Hinweis auf „Schwimmes“ (Fisch), „Jauche“ (Suppe). Derartige Worte der Gaunersprache stehen zu den Begriffen, die sie bezeichnen, inhaltlich in den verschiedensten Beziehungen. Die häufigste ist wohl die der frivolen Umdeutung (barmherzige Schwester = Freimädchen), gemeinsamen Eigenschaft (Jauche = Suppe: tertium comparationis: Flüssigkeit, Feuchte, Nässe), Haupttätigkeit (Hammerschlag = Schmied), Zweckbestimmung (Wärmling = Ofen), Ursache und Wirkung (profit über die Achsel machen = Lumpensammeln). Diesen Erscheinungen muß auch bei Untersuchung der Frage, inwiefern ein fremdes Idiom die Gaunersprache beeinflußt hat, Rechnnng getragen werden.

Auf diese Weise finden wir, daß außer den bereits erwähnten Wörtern noch folgende Worte der Gaunersprache auf die tschechische Sprache sich zurückführen lassen:

Bačas, Schafhirte; im Tschechischen bedeutet „báča“ (č = tsch) [Ober-] Schäfer.

Baranyi, Lamm; das tschechische „beran“ bedeutet Widder; Lamm heißt „beranec“.

Bašno, Hahn; dieses Wort hat Ähnlichkeit mit „bažant“ (ž = französ. j), Fasan.

Battum, Prügel, Stock. Das tschechische „batoh“ bedeutet Prügel, Knüttel.

Chova, Hand; wohl stammverwandt mit dem tschechischen „chovati“, bewahren, auf den Händen tragen, „chovatel“, Bewahrer.

Dess (FH) [1]), neun; im Tschechischen heißt neun „devět“, während „desset“ zehn bedeutet.

Dris (FH), drei; tschechisch: „tři“.

Ducho, Geist; dasselbe bedeutet das tschechische Wort „duch“.

Harr (FH) Berg; vielleicht aus dem tschechischen „hora“ (Berg) entstanden, wofür auch das gaunerische Wort „horind“ (Berg) spricht.

Hazika, Rock; das tschechische „hazuka“ bedeutet Frauenrock, aber auch Kutte, Mönchskleid.

Horind (FH), Berge; s. harr (FH).

Hussek, Knabe; im Tschechischen heißt „hus(a)“ Gans.

Jaro, Ei; im Tschechischen heißt „jaro“, Frühling (vgl. Čačić, a. a. O. S. 306.).

Kleba (FH); Brot; tschechisch: „chleb, chleba“, Brot.

1) (FH) = Gaunerglossar der Freistädter Handschrift (herausgegeben von H. Groß in früheren Bänden dieses Archivs).

Klidi, Schlüssel; im Tschechischen heißt Schlüssel „klíč".
Koasy, Sense; im Tschechischen „kosa", Sense.
Krahl, Krael (FH), Kaiser; im Tschechischen heißt „král" König.
Krmo, Wurm; das tschechische Wort „krm" bedeutet Nahrung.
Lunka, Wiese; tschechisch: „louka (Plural luka)" Wiese.
Mas, Fleisch; tschechisch: „maso", Fleisch (vgl. Čačić, a. a. O., S. 306); damit zusammenhängend masengero, Fleischer; jedoch im Tschechischen heißt Fleischer „řezník".
Molivo, Blei; dieses Wort dürfte durch Vorsetzung eines M vor das tschechische „olovo", das ebenfalls Blei bedeutet, entstanden sein.
Musinaw, ich muß; tschechisch: „musím", ich muß.
Narodos, Freund; Stammwort das tschechische „národ", Nation; „národomil", Volksfreund.
Našado, der Erschlagene; im Tschechischen gibt es eine Redewendung „nasadati živa", soviel wie: den Hals wagen.
Nowi, Wahrsager; „nový" (tschechisch) heißt neu.
Olejis, Öl; tschechisch: „olej", Öl.
Ozel, fauler Gauner; tschechisch: „osel", Esel.
Peliši, Gefahr; tschechisch: „peleš", Höhle.
Pachulke[1]), Knecht, ungebildeter ordinärer Mensch; tschechisch: „pacholek", Knecht.
Phubo, Nabel; im Tschechischen heißt Nabel „pupek".
Plamena, Blasebalg; tschechisch: „plamen" oder „plamena", Flamme.
Plasto, Leinwand; tschechisch: „plátno", Leinwand.
Poro (FH), Kuh; „porod" (tschechisch), Geburt.
Prosto, Bauer; tschechisch: „prosto", schlechtweg; „prostý", gemein, einfach, schlicht, aber auch einfältig („verbauert") (vgl. Čačić, a. a. O., S. 307).
Rak, Geifer, Speichel; tschechisch: „rak", Krebs (vgl. Čačić, a. a. O., S. 307.).
Telel, Tier; } im Tschechischen „tele, telec", Kalb.
Telentos, Kalb; }
Trast, Furcht; tschechisch: „trest", Strafe.
Ves, Wald; tschechisch: „ves", Dorf (der Wald heißt les).
Zad (FH), Seite; tschechisch: „záda", Rücken, Rückseite, „zad", Hinterteil.
Žilah, Kraft; tschechisch: „síla", Kraft.

Schließlich sei es gestattet, ein Verzeichnis von Wörtern hier anzuschließen, die viel in der Prager Verbrecherwelt gebraucht werden;

1) Schütze in diesem Archiv, 12. Bd. S. 81.

damit sei keineswegs gesagt, daß sich ihre Anwendung auf Prag beschränkt. Da sie jedoch im Großschen Vokabulare nicht aufgenommen sind, will ich sie mitteilen und, da die Mehrzahl tschechischen Ursprungs ist, glaube ich, sie an dieser Stelle mitteilen zu können.

Bago, Zigarrenstummel.
Chandina, Zündhölzel.
Činiben (tschiniben), schreiben.
Fong, Feuer.
Hulit, rauchen; vielleicht mit dem tschechischen „hul" (Stock) verwandt.
Jiskra, Feuer; eigentlich Funke; vgl. „Funke" und „fong".
Káča, Dunkelhaft, Fasttag, Disziplinarstrafe.
Ladengero }
Latinger } Kaufmann, Verteidiger.
Moták, ein einem Gefangenen zugeschmuggelter Brief.
Odlejt, aufheben; eigentlich ausgießen.
Pakler, Kirche.
Pareš, Kirche; eigentlich „pařez", Baumstumpf.
Pireskerice, Polizeiaufsicht.
Počta, eigentlich Post; im Verkehr der Sträflinge versteht man darunter die Übermittlung eines an einem (aus dem Sträflingskleide herausgerissenen) Faden befestigten und irgendwie (z. B. durch Speichel) entsprechend beschwerten Zündhölzchens aus einer höher gelegenen in eine darunter befindliche Zelle.
Pur, Feder, soviel „wie por".
Schellenger }
Schillinger } Gendarm.
Sídlo, Sperrhaken; eigentlich Sitz, Wohnsitz.
Štárka, Visite, Zelleninspektion; im Tschechischen heißt „šťárati" stöbern, stirlen.
Veš, Wald; gleichbedeutend mit „ves" (veš wird „wesch" gesprochen).
Zatloukat, leugnen, die Antwort verweigern; eigentlich verschlagen.

XV.

Unlautere Manipulationen im Geschäfts- und Verkehrsleben.

Von

Rechtspraktikant **Hans Schneickert** in München.

Mit dem Gedanken des Gesetzgebers, möglichst umfassende Gesetze zu schaffen, und schädliche Ausschreitungen des Geschäfts- und Verkehrslebens zu verhindern, wetteifern die Gedanken der durch das Gesetz zunächst Betroffenen, dieses geschickt zu umgehen, sei es, daß sie die vom Gesetz gewährten Vorteile über die Maßen in Anspruch nehmen, sei es, daß sie in sachkundiger Weise ihrem Opfer von einer ungeschützten Seite beikommen und sich die gleichen Vorteile sichern, deren Verschaffung bei normalen Verhältnissen mit Strafe gesühnt würde. Die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und die Überzeugung, daß man bei genauer Kenntnis der Gesetze diese am ehesten ungestraft zu umgehen vermag, haben viel dazu beigetragen, den unerfahrenen oder wenigstens „gesetzesunkundigen" Mitmenschen straflos betrügen und ausbeuten zu können. Unter diesen Umständen war der Gesetzgeber schon wiederholt gezwungen, solchen auftauchenden Neuerungen in der geschäftsmäßigen Hintergehung der Mitmenschen energisch entgegenzutreten, dabei aber erkennend, wie schwierig es oft ist, der Findigkeit und dem Scharfsinne des modernen Betrügers und Schwindlers Herr zu werden, was aus den mehrfachen Abänderungen der in Frage kommenden Gesetze klar ersichtlich ist. Es sei hier erinnert an die Wuchergesetze (§§ 301, 302 R.-St.-G.-B. aus dem Jahre 1870, §§ 302a bis 302d l. c. aus dem Jahre 1880, § 302e l. c. aus dem Jahre 1893). Ferner kommt hier in Betracht die Ersetzung der §§ 281 bis 283 l. c. über betrügerischen Bankerott durch die neuen eingehenderen Strafbestimmungen der Konkursordnung vom 10. Mai 1898; ferner das Gesetz, betreffend die Bestrafung der Entziehung elektrischer Arbeit vom 9. April 1900. Die Wandlungen, welche das auch hierher gehörige Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs vom 27. Mai 1896 noch wird erleben müssen, sind ebenso sicher, wie unübersehbar. Abgesehen von dieser nicht erschöpfenden

Aufzählung sei schließlich noch erinnert an die große Mannigfaltigkeit der bei der Rechtsprechung zutage getretenen Kasuistik des betrügerischen Geschäfts- und Verkehrslebens. Der erfinderische Geist der modernen Schwindler, die sich auf Kosten ihrer unerfahrenen Mitmenschen den Kampf ums Dasein möglichst leicht zu machen suchen, läßt sich durch solche ihm weit nachhinkenden Gesetzesneuerungen keineswegs entmutigen. Bis der Gesetzgeber zu der Erkenntnis gelangt, daß solche Geschäftskniffe eigentlich strafbare Betrügereien seien, die aber mangels zutreffender Gesetzesbestimmungen nach dem Grundsatze nulla poena sine lege poenali vorläufig noch ungesühnt bleiben müssen, sind die Geschäftskniffe größtenteils auch schon so veraltet, so abgebraucht, daß der Lebenskünstler selbst von einer weiteren Verwertung Abstand nimmt und neuersonnene Tricks an seinen Opfern erprobt. Sind also solche oft nur vorübergehend auftauchende betrügerische Geschäftskniffe nicht durch strafrechtliche Gesetze zu verfolgen, auch mit Hilfe der Gesetzgebung kaum auszurotten, so läßt sich hier nur durch Präventivmaßregeln Abhilfe schaffen, die in erster Linie bezwecken sollen, den bedrohten und unerfahrenen Laien wie auch den Kriminalisten auf solche moderne Geschäftskniffe aufmerksam zu machen, zumal ja bei näherer Untersuchung ein energisches Entgegentreten oft nützlich sein oder eine unternommene Strafverfolgung mitunter Aussicht auf Erfolg haben wird.

Im nachstehenden sei die Schilderung einiger mir bekannt gewordener unlauterer Geschäftspraktiken gestattet.

1. Ein Schuldner wird auf den Betrag von 1000 Mk. eingeklagt. Durch seinen Anwalt läßt er den Einwand geltend machen, daß ihm die Schuld auf ein Jahr gestundet sei. Resultat: Vertagung oder Beweisbeschluß. Inzwischen klagt ein Freund des Schuldners diesen vereinbarungsgemäß ebenfalls auf den Betrag von 1000 Mk. ein. Bezüglich dieser 1000 Mk. wird Versäumnisurteil erwirkt, das nach 14 Tagen rechtskräftig wird. Es erfolgt Erstpfändung auf 1000 Mk. beim Schuldner. Die berechtigte (erste) Klage wird dem Kläger zugesprochen, worauf Nachpfändung unter dem Werte erfolgt. Bei der alsbald stattfindenden Zwangsversteigerung erhält der „Geschäftsfreund" alles, während der berechtigte Kläger mit seinem Forderungsbetrage durchfällt. Der Freund zahlt nun den „geretteten" Betrag von 1000 Mark wieder an den Schuldner zurück.

Günstigenfalls läßt sich in diesem Falle, der übrigens aus der hiesigen Gerichtspraxis stammt, mit Hilfe der Staatsanwaltschaft noch etwas erreichen, aber bis man von dem unlauteren Charakter dieser Manipulation Kenntnis erlangt, wird es meistens zu spät sein. Schlimm

wäre es auch für den Rechtsanwalt, der ohne weitere Prüfung der Sachlage einem solchen betrügerischen Vorgehen seine Hilfe darböte.

2. Unter den Tändlern (Trödlern) herrscht die eigenartige Geschäftsusance, zum Zwecke der Erzielung eines außerordentlich niedrigen Kaufpreises bei amtlichen Versteigerungen von Pfandobjekten eine Art „stille Gesellschaft" zu gründen, welche auf die ihnen günstigste Regulierung des niedrigsten und höchsten Angebots bedacht sind, um nachher den dadurch erzielten Gewinn untereinander zu verteilen. Diese Geschäftsusance ist unter dem Namen „Kippe machen" hier bekannt, wie auch die Einträglichkeit dieser eigennützigen Manipulation bekannt ist, daß sie aber strafbar ist, wird kaum behauptet werden können[1]. Sicher ist nur, daß der gepfändete Schuldner den Schaden tragen muß.

3. Ein weiterer Fall aus der hiesigen Geschäftswelt. Ein Alleininhaber eines Privatdetektivinstituts steht seit einiger Zeit unter Polizeiaufsicht. Dieser weiß nun seiner Nebenstrafe einen ihm vorteilhaften Wert dadurch beizulegen, daß er in den Geschäftsempfehlungen sein Institut folgendermaßen kennzeichnet: „N. N., Privatdetektivinstitut in M., unter direkter Aufsicht der Landespolizei". Ob sich diese Firma mehr zur Eintragung in das Handelsregister als zur Untersagung durch die Polizeibehörde eignet, wird meines Erachtens nicht schwer zu entscheiden sein.

4. A., der durch ein Zeitungsinserat eine Wohnung, ein möbliertes Zimmer oder eine Hilfskraft für den Haushalt oder das Geschäft sucht, erbittet unter einer in dem Inserat näher bezeichneten Chiffre postlagernde Offerten. B., der in der gleichen Lage ist wie A., holt, durch das Inserat aufmerksam gemacht, die eingelaufenen postlagernden Offertschreiben ab und trifft seine Wahl. Während B. so die Insertionsgebühren erspart hat, ist A. vielleicht um die günstigsten Angebote betrogen. Der Möglichkeit eines solchen unredlichen Vorgehens kann man aber dadurch entgegentreten, daß man die erbetenen Offerten bei der Expedition der betreffenden Zeitung hinterlegen läßt, die ja dem Inserenten in der Regel eine Karte ausstellt, deren Besitz allein zur Abholung der hinterlegten Briefe berechtigt. Die Postanstalten werden aber solche Vergünstigungen nicht gewähren können, da sie für postlagernde Briefe jede Verantwortung ablehnen.

5. Höchst bedenklich vom sozialen Standpunkt aus ist das Vorgehen gewisser Frauenspersonen, welche die Vorteile unserer neuen

---

1) Zivilrechtlich ist eine derartige Abmachung, als „gegen die guten Sitten verstoßend" (§ 138, Abs. 1 B.-G.-B.), zweifellos nichtig.

Alimentengesetze in einer höchst gewissenlosen Weise ausnützen und aus der Erlangung von zahlreichen Alimenten für ihre unehelichen Kinder geradezu ein Gewerbe machen. Rechtsanwalt Rosenberg (Bonn) weist in einem Aufsatze in der „Deutschen Juristen-Zeitung“, Nr. 9 des lf. Jahrganges, S. 221, auch auf die schädlichen Wirkungen des § 1708 des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich hin und macht auf die Zunahme der Meineide in dem früheren Geltungsgebiet des Code civil aufmerksam. Mit einer merkwürdigen Gelehrigkeit, sagt Rosenberg a. a. O., haben sich gewisse Mädchen die neue Gesetzesbestimmung zunutze gemacht, womit die Tatsache im Zusammenhang stehe, daß für manche Frauenspersonen die Aufhebung des Art. 340 Code civil geradezu ein Ansporn geworden sei, sich einem unzüchtigen Lebenswandel zu ergeben; nach der Theorie vom kleineren Übel sei daher eine dem Art. 340 Code civil analoge Vorschrift den §§ 1708 ff. B.G.B. unbedingt vorzuziehen.

6. Jedem Kriminalisten dürfte das einträgliche Geschäft der sogen. „Engelmacherinnen“ bekannt sein, die gegen ein „entsprechendes“ Nährgeld neugeborene uneheliche Kinder in Pflege nehmen und nach einiger Zeit der unehelichen Mutter die „traurige“, aber selbstverständlich erwartete Nachricht von dem „sanften“ Ableben des Säuglings zukommen lassen. Weniger bekannt wird aber sein, daß dieses Geschäft auch eheliche Mütter aus den niedrigsten Volksschichten an ihren eigenen Kindern besorgen. Durch ihre notdürftige Vermögenslage sind sie gezwungen, bald nach der Geburt ihres Säuglings wieder die Arbeit außerhalb des Hauses aufzunehmen, ohne das neugeborene Kind einer Wärterin gegen Entgelt oder ihren ebenfalls der Arbeit nachgehenden erwachsenen Kindern überlassen zu können. Ein Tränklein, bereitet aus dem Samen der Mohnköpfe oder aus anderen leicht zu beschaffenden Schlafmitteln, bewirkt ebenso einen langanhaltenden Schlaf des Säuglings, als er auch dessen Tod langsam und sicher herbeiführt. Das angestellte Wehklagen über den so erfolgten Tod des Kindes läßt den Gedanken an eine absichtliche Wegschaffung des lästigen überzähligen Kindes kaum aufkommen. Aber auffallen muß es, wenn eine solche Mutter, die schon einige Kinder groß gezogen hat, keinen ihrer Säuglinge mehr über das Säuglingsalter hinausbringt. Wie schwer wird bei dem langsamen Absterben eines so ernährten Neugeborenen, der erklärlicherweise jeder ärztlichen Hilfe entbehren muß, Belastungsmaterial zu sammeln oder eine Bestrafung der Mutter herbeizuführen sein, weil die Ernährung neugeborener Kinder ja nicht überwacht wird und die Dummheit und Unerfahrenheit der über den Verlust ihres Kindes ganz „untröstlichen“

Mutter jedes Bewußtsein ihrer verbrecherischen Eingriffe auszuschließen scheinen!

7. Ein hiesiger Café- und Konditoreibesitzer nützte — es war im vergangenen Sommer — auf ebenso originelle wie tadelnswerte Weise menschliche Schwächen — die Liebe und Eifersucht — zu seinem Vorteil aus, indem er programmäßig anonyme Briefe an junge Ehegatten schrieb, worin ein „aufrichtiger Menschenfreund" im Vertrauen den einen Ehegatten vor der Treulosigkeit des anderen warnte; um sich davon überzeugen zu können, müsse er nur an gewissen Tagen in das näher bezeichnete Café kommen. Der Stundenplan war gut eingeteilt, damit es keine Kollisionen gäbe. Es soll, wie hiesige Blätter mitteilten, in jenes sonst so vereinsamte Café bald reges Leben eingezogen sein. Daß bei dem vergeblichen, langen Warten nicht wenig verzehrt werden mußte, hatte sich der schlaue Geschäftsmann schon ausgerechnet. Auch ließ er es nicht an weiteren anonymen Ermunterungsschreiben an die bisher vergeblich wartende Ehehälfte fehlen, einmal müsse sie ja doch dahinter kommen. Da saß eines Tages ein Herr in jenem Café sinnend vor seinem anonymen Brief, und das gab seinem Nachbarn — nach den Grundsätzen der Ideenassoziation — Veranlassung, sein „ähnliches" Geheimnis preiszugeben. Aufklärung folgte auf Aufklärung, und gar bald erkannte der findige Geschäftsmann den tiefen Ernst des „Grubengrabens".

Damit sei für diesmal die Aufzählung und Schilderung bemerkenswerter unlauterer Manipulationen abgeschlossen. Es erübrigt mir nur noch der Hinweis auf weitere hierher gehörige, aber schon anderweitig besprochene unlautere Geschäftskniffe, z. B. bei der geschäftsmäßigen Ausübung des Gedankenlesens, des Spiritismus (Archiv XII. 343 ff.), beim Raritäten- und Kunstsachenbetrug (Groß' Hdbch. f. U. R. S. 729 ff.), bei Fälschungen von Urkunden, Legitimationspapieren und behördlichen Stempeln (Archiv I, 26 ff., VIII, 1 ff., XII, 175 ff), bei Fälschungen von Waren und alten Waffen (Archiv I, 183 ff., VII, 1 ff.), beim Spielbetrug (Groß' Handbuch f. U.-R. S. 722), beim Pferdebetrug (ebenda S. 703 ff.).

Kleinere Mitteilungen.

Von P. Näcke.

1.

Beherzigenswerte Worte eines Vergessenen. In dem soeben erschienenen, ausgezeichneten, und für Juristen, Mediziner und Psychologen gleich wichtigen (V.) Jahrbuche für sexuelle Zwischenstufen usw. (Spohr, Leipzig 1903) hat Professor Karsch ganz eingehend das Leben des sonst ganz unbekannten Handelsmanns und Putzmachers Heinrich Hössli aus Glarus (1784—1864) gegeben. Derselbe war wahrscheinlich ein Homosexueller, Autodidakt und schrieb ein zweibändiges, hervorragendes Werk: Eros, worin er als erster der Neuzeit die Homosexualität verteidigt. Daraus werden nun viele Proben gegeben, die z. T. wirklich großartig sind, besonders wenn man die damalige Zeit und den einfachen Verfasser bedenkt. Einige Stellen daraus mögen zu Nutz und Frommen der Leser hierin Platz finden und sie gemahnen uns immer wieder von neuem, auf neue Ideen nicht zu stolz sein, da sie nur zu häufig sich schon früher vorfanden. Nichts führt mehr zur Bescheidenheit, als das Studium der allgemeinen — und der alten Fachliteratur. Hören wir also jetzt unseren alten Hössli[1]):

„Wir stehen uns beim Suchen immer selbst im Wege!" — Es gibt einen religiösen, einen politischen, einen sittlichen Fanatismus. — Wir liegen erst in den Wehen für wahrhaft menschliche Sitten und Gesetze. — Gesetze ohne Wissenschaft sind Henker ohne Obrigkeit. — Wir sind vielleicht zu unheidnisch, um einzusehen, daß wir kein einziges Laster weniger als die Heiden haben. — Im Samen, im Kern, im Embryo ist der ganze Mensch; wir können nichts in solchen hineinbringen, nur sich entwickeln lassen das in ihm Verschlossene, und wenn schon viel, das in ihm ist, zur Verkrüpplung nötigen, ersticken und nicht aufleben lassen, es doch nicht tilgen. — Es ist in unserer und jeder Zeit nicht genug das, was wahr, was recht, was schön ist, zu studieren, man muß auch, es ist noch wichtiger, das, was unrecht, was Unwahrheit, was befleckt und entstellt ist, erforschen, enthüllen wollen, um eine bessere Menschheit zu werden. — Weder übersehen, noch verachten, weder entstellen, noch verdammen soll der Mensch etwas an seiner Schöpfung — nur kennen, leiten, erziehen und dahin stellen, wo seine Endzwecke sichtbar werden können. Nur der Wahnmensch sagt zum Bruder: das ist nicht deine Natur, weil sie die meine nicht ist, Sünde ist die deinige, weil sie meine nicht ist . . . — Der Gesetzgeber muß jede vor-

---

1) Aus seinem Werke: Eros, und im Jahrbuche auf S. 516 ss. stehend.

19*

handene wirkliche Natur, die der Gesellschaft gefährliche Handlungen begehen könnte, wissen, beachten, durchschauen, unter das Gesetz stellen; aber das Gesetz darf nicht den Menschen aufheben, darf nicht lügen und darf keine Naturerscheinung als Nichtnatur erklären, um sie verfolgen zu können . . . — Wer ein mit Blut gefärbtes Samenkorn auf den Brachfeldern des Guten auferweckt, der arbeitet im Garten und Vertrauen Gottes an der Menschheit. — Der wahrhaft erleuchtete Mensch aber denkt und fühlt für alles Gefühl, für alles Recht, für alle Wahrheit, für jedes Geschöpf, der blinde Halbmensch nur für sich selbst. — Die Erforschung der menschlichen Natur ist überall ein ebenso heiliges als verfolgtes Werk. — Der Griechen Behandlung der Männerliebe eröffnet den männerliebenden Naturen ebenso ein sittliches Heiligtum — wie sie und wir in der Ehe für die Liebe der beiden Geschlechter eines eröffnet haben. — Naturwurzeln haben alle Verbrechen; Gut und Habe besitzen wollen ist Natur, Zorn und Rache sind Natur, in der zweigeschlechtlichen Liebe sind die Wurzeln zahlloser Verbrechen und zahlloser Tugenden und großen Handlungen . . . Der Lasterhafteste kann die Frauen und der Tugendhafteste die Männer lieben. Die Erde, die Geschichte ist dieser Erweise voll; keine Liebe ist an sich Tugend oder Laster, so wenig als Wollen und Selbstbestimmung . . ."

2.

Der angebliche Infantilismus, das geringere Gehirngewicht und die geringere somatische Variabilität des Weibes. Nachdem Möbius, den ich verschiedener Analogien halber den „deutschen Lombroso" nennen möchte, was sicherlich nur ein zweifelhafter Ehrentitel ist, das Schlagwort des „physiologischen Scharfsinns" des Weibes in die Menge geworfen und in unkritischen Köpfen damit viel Unheil angerichtet hat, nachdem ferner Lombroso nicht aufhört von der geringeren anatomischen Variationsfähigkeit der Frau gegenüber dem Manne zu reden, folglich von ihrer geringeren Zahl von Entartungszeichen, obgleich ich dies auf Grund genauer Untersuchungen entschieden bestritt [1]), hat soeben der ungemein kritische und genaue Anthropologe Giuffrida-Ruggeri in diesen zwei wichtigen Dingen das Wort ergriffen, freilich in einer Arbeit, die einen andern Zweck verfolgt [2]). Nach ihm ist die Frau anatomisch durchaus nicht infantiler gebaut, als der Mann. Das Hirngewicht der Erwachsenen ist freilich relativ geringer als das des Mannes gleicher Größe; das hängt aber von ihrer geringeren Tätigkeit ab, welche wiederum durch eine geringere Masse von Muskeln und Knochen bedingt ist und folglich durch die ihnen vorstehenden trophischen und muskulösen Hirnzentren. Das Hirngewicht ist, im Mittel, 12,3 Proz. kleiner als das des Mannes, dafür aber die Muskeln und die Knochen um 30 Proz. Nach den genauen Daten

---

1) Näcke, Untersuchung von 16 Frauenschädeln, darunter solche von 12 Verbrecherinnen usw. Archiv f. Psychiatrie. 1893. 25. Bd. Heft 1.

2) Giuffrida-Ruggeri, Considerazioni antropologiche sull' infantilismo e conclusioni relative all' origine delle varietà umane. Monitore Zoologico Italiano. anno XIV. 1903. No. 4—5.

von Broca ist das Stirnhirn der Frau relativ größer als das des Mannes, daher die senkrechte Stirn mit den vorstehenden Stirnhöckern. Das geringere Gewicht des Seitenlappens — entsprechend der geringeren Muskelentwicklung — erzeugt den weniger hohen und mehr platten Schädel. Endlich der relativ größere Hinterhauptlappen und das Kleinhirn machen das Hinterhaupt vorspringender. Was sagen nun Möbius usw. dazu, daß das Vorderhirn der Frau größer ist, wo man doch weiß, daß dies beim eigentlichen Denken wahrscheinlich am meisten beteiligt ist? Wahrscheinlich sind auch die Nervenfasern bei der Frau feiner. Wenn also bisher die geistigen und künstlerischen Leistungen der Frau sicher hinter denen der Männer zurückstehen, so ist das anders zu erklären, als Möbius will. Ich gehe hier nicht näher darauf ein. Hervorheben wollte ich nur, daß obiger Umstand also anatomisch sicher nicht begründet ist. Bezüglich der immer angeführten geringeren anatomischen Variationsfähigkeit des Weibes, so bestreiten dies entschieden viele, z. B. Pearson, Giuffrida und sogar Frassetto — ein Anhänger Lombrosos! — findet den Schädel bei der Frau variabler als beim Manne. Noch mehr tritt dafür Manovrrier ein [1]). Der Schluß, den auch Giuffrida zieht, ist der, daß folglich die Frau auch mehr Stigmata aufweisen muß, als der Mann, nicht weniger (was Giuffrida milde eine „ungenaue Behauptung“ nennt). Wenn ich selbst, wie gesagt, bei meinen Untersuchungen hier nicht mehr Stigmata, als bei den Männern fand, so doch nicht weniger. Nur sind sie, dem grazileren Körperbau entsprechend, weniger hervortretend als dort. Giuffrida macht endlich immer wieder von neuem darauf aufmerksam, wie vorsichtig man mit dem Worte: Rückschlag und Infantilismus sein muß. Vieles ist nur Schein, wofür Giuffrida Beispiele gibt. Diese vorzügliche Arbeit von Giuffrida wird aber sicher ebensowenig Lombroso und seine Schule beeinflussen, wie die anderen von Manovrrier, Pearson usw. Theorie-Fanatiker sind eben nicht zu belehren!

3.

Voruntersuchung in Abyssinien. In einem interessanten Artikel erzählt der italienische Arzt de Castro [2]), daß zum Auffinden von Dieben, ganz jungen Männern, die noch kein Weib berührten, aus besonderen Familien, hypnotische Getränke verabreicht werden: Im somnambulen Zustande laufen sie nun herum, bis an den Ort des Verbrechens, ahmen die Gesten des Täters bei der Tat nach und bezeichnen ihn dem Richter, der sofort die Strafe eintreten läßt. Man nennt sie: lieba-scia = Diebssucher. Das ist aber nicht etwa ein Gottesurteil, da solches in Abyssinien nicht existiert. Es handelt sich vielmehr um eine „Pharmakotherapie“ des Verbrechens, wie Verfasser es nennt. Merkwürdig ist auch die Sitte, daß ein

1) Den Lombroso nur einen „mäßigen“ Anthropologen nennt, er, der ihm weder an Kritik noch an Genauigkeit der Untersuchungen die Schuhriemen lösen könnte!

2) De Castro, Malati, medici e truffatori in Abissinia. Archivio di psychiatria etc. 1903. p. 351.

Verbrecher, wenn es ihm gelingt, in eine Kirche einzutreten und die Glocke ertönen zu lassen, gesichert ist, so lange er im Heiligtum weilt. Beim Verlassen desselben geht allerdings sein Asylrecht verloren. Vergiftungsfälle sind nicht selten.

4.

Spiritistischer Schwindel. Das famose „Blumenmedium Rothe" ist gründlich abgeführt und für einige Zeit unschädlich gemacht worden. Damit hat aber natürlich der Glaube an den Spiritismus keinen Todesstoß erhalten. Eher das Gegenteil! Die arme Rothe ist eine Märtyrerin geworden! Der Fanatismus der spiritistischen Gemeinde ist so groß, daß nichts ihr Dogma erschüttert. Sogar bei Gebildeten und Gelehrten, und das ist das Traurige! Kehrt doch z. B. regelmäßig in Lombroso's „Archivio di psichiatria etc." eine Rubrik: „il medianismo" wieder, wo haarsträubende Dinge als absolut sichergestellte Tatsachen gegeben werden. Wie es aber damit beschaffen ist, hat wiederum neulich Moll[1]) klassisch nachgewiesen. Seit wenigstens 11 Jahren spukt in Italien eine gefährliches Individuum, eine gewisse Frau Eusapia Palladino herum; gefährlich, weil sie bereits einen großen Teil des italienischen Adels und eine Reihe erster Gelehrter zu Gläubigen bekehrt hat. Daß oberflächliche Beobachter, wie Lombroso, der immer mehr zu einer wissenschaftlichen „quantité négligeable" herabsinkt, zuerst darauf hineinfallen, versteht sich von selbst. Moll hat nun nach eigenem Anschauen ihren Haupttrick aufgedeckt, der darin besteht, ihre unter Kontrolle stehenden Hände und Füße durch geschickte Ablenkung der Aufmerksamkeit in der Dunkelheit zu befreien und damit in bekannter Weise zu „arbeiten". Moll macht wohl die richtige Bemerkung, daß zur Entlarvung solchen Schwindels Gelehrte, wie Psychater, Naturwissenschaftler usw., nicht die geeigneten Autoritäten sind, sondern nur die Taschenspieler, bei denen ja die Verwertung der Ablenkung der Aufmerksamkeit oft wichtiger ist, als die Fingerfertigkeit. Auch die folgenden Sätze von Moll sind nur gutzuheißen: „Es ist ja gar nichts dagegen zu sagen, wenn jemand an Geister oder an eine besondere psychische Kraft glauben will, das ist Glaubenssache, wie ein Dogma. Nur soll man hier nicht das Wort Wissenschaft brauchen, man soll nicht Dinge für wissenschaftlich bewiesen hinstellen, solange man nicht unter zwingenden Beobachtungen beobachtet... blieb für mich als Wunder nur eines übrig, nämlich der Umstand, daß große Gelehrte solch frechen, durchsichtigen Schwindel auf unbekannte Kraft zurückführen". Das sieht man auch an ernsteren Gelehrten, wie Lombroso ist, z. B. Ottolenghi, dessen neues Buch: „La suggestione e le facultà psichiche occulte etc." Lombroso in seinem Archive (4. Heft S. 505) ausführlich bespricht. Er glaubt an Gedankenübertragungen. Seine Beweise scheinen nach dem Referat keine stringenden zu sein. Bisher sind selbst die Aufsehen erregenden Experimente von Richet sehr angezweifelt worden. Ottolenghi glaubt an das, wenn auch nur seltene Vorkommen, von „Ahnungen" und „Hellsehen". Bisher hat noch kein einziger Fall aber einer strengen Kritik standge-

---

1) Moll, Das „Medium" Eusapia Palladino. Deutsche med. Wochenschr. 1903. Nr. 29.

halten. Ottolenghi glaubt ferner an „Exteriorisation" von Empfindungen und Bewegungen; ebenfalls wissenschaftlich noch nicht bewiesene Dinge. Auch soll es „intellektuelle medianistische Phänomene" geben, wonach z. B. Kinder von 5 Monaten schreiben können, oder eine Person stenographieren, die es nicht gelernt hatte! „Da soll mir doch einer einen Storch braten," wird der Berliner mit Recht sagen! Ottolenghi behauptet weiter, daß durch kriminelle Suggestionen sogar Ehrliche (quasi onesti), besonders wenn sie somnambul, hysterisch oder epileptisch sind, Verbrechen begehen können. Bisher ist aber noch nie ein wirklicher Fall von suggerierten Verbrechen publiziert worden, alles sind nur Laboratoriumsversuche gewesen! Man sieht also auch, was man von Ottolenghi zu halten hat, den freilich Lombroso auf den Schild hebt, da er einer seiner strengsten Anhänger ist, was schon von vornherein dessen Kritikfähigkeit in verdächtigem Lichte erscheinen lassen muß.

5.

Schreckliche Folgen eines fanatischen Kurpfuschertums. In einer Notiz der Archives d'anthropologie criminelle usw., 1903. S. 524, lese ich soeben, daß in Appleton (Staat Wisconsin) ein Kurpfuscher und entschiedener Impfgegner die Harmlosigkeit des Pockengiftes demonstrieren wollte und zu diesem Zwecke sich die Hände mit solchem beschmierte und so während 8 Tage von Stadt zu Stadt zog. Die Folge war der Ausbruch einer heftigen Pocken-Epidemie in der ganzen Umgegend. Die darüber mit Recht aufgebrachte Menge wollte den Elenden lynchen, fand ihn aber nicht zu Hause, verbrannte sein Haus und zerstörte das Mobiliar. Schon neulich in einer kleinen Mitteilung über „Fanatismus" habe ich auf das Gefährliche des Fanatismus in jeglicher Gestalt hingewiesen. Zu den gefährlichsten gehören natürlich die Kurpfuscher, die freilich wahrscheinlich nur zum geringsten Teile, wie z. B. im obigen Falle, echte Fanatiker sind. Meist nämlich sind es ganz gemeine Schwindler. Ebenso gefährlich ist aber auch der Fanatismus des Publikums für irgendeine angeblich sichere Heilmethode. Niemand wird je erfahren, wie viel ungezählte Opfer das Kneippverfahren in und außerhalb Wörrishofen, wie viele Vegetarianer, Lahmannianer usw. sich so selbst zu Tode kuriert haben oder kuriert haben lassen. Alle Warnungen sind aber leider in den Wind gesprochen und jedes Volk wird zu jeder Zeit seine Fanatiker haben (resp. Schwindler), die die andern verführen oder sich verführen lassen. Die Menge von Schwindel und Fanatismus wird wahrscheinlich, gerade so wie von Verbrechen im allgemeinen, sich gleich bleiben, nur daß die Art und Weise wechselt! Das 18. Jahrhundert hatte einen Cagliostro, das 19. eine Spitzeder und jetzt im 20. erleben wir eben die Tragikomödie der „großen" Therese.

6.

Ein amerikanischer Blaubart. Nach einer Mitteilung in den Archives d'anthropologie criminelle etc., 1903 S. 527, ist ein gewisser Alfred Knapp in Amerika einer Reihe von Mordtaten an Mädchen und seinen beiden Frauen angeklagt und zum Tode verurteilt worden. Mit größter Ruhe und

scheußlichem Cynismus gab er alles zu und beschrieb genau die Art und Weise, wie er beim Erwürgen mit seinen Händen vorging, rühmte sich hierbei speziell seiner besonderen Geschicklichkeit und erklärte vor dem Geschworenen: „Ich versichere Sie, daß ich nicht weiß, warum ich diese Frauen getötet habe; ich hatte keinen Grund es zu tun, aber eine unwiderstehliche Macht trieb mich, sie zu erwürgen, und ich konnte dieser Versuchung nicht widerstehen.“ Aus der Notiz geht nicht hervor, ob irgendein sexuelles Moment vorlag. Von irgendwelchen Körperverletzungen à la Jack the ripper wird nicht berichtet, auch nicht von Ausübung des Beischlafs. Dagegen spricht schon, daß seine zwei Frauen, gegen die er gar nichts hatte, ihm gleichfalls zum Opfer fielen. Verdächtig ist nur, daß es sich um das andere Geschlecht handelte und teilweise um Mädchen. Es möchte also doch vielleicht, wenn auch nur im Unterbewußtsein, eine geschlechtliche Regung mit im Spiele sein. Auf alle Fälle hätte das Individuum genau psychiatrisch untersucht werden sollen. Hier ohne weiteres eine „Mordmonomanie“ anzunehmen, ist sehr bedenklich, da ein einzeln dastehender Trieb zum Töten 1. sehr selten ist, 2. noch seltener zur Ausführung kommt, also meist unterdrückt werden kann, und 3. sich wohl nur bei Entarteten oder Geisteskranken finden dürfte.

7.

Vorsicht bei Hypothesen. In meiner kürzlichen Besprechung des Woltmannschen Buches über politische Anthropologie (diese Ztschr. 12. Bd. S. 346) habe ich wieder von neuem darauf aufmerksam gemacht, wie man in der Wissenschaft vorsichtig in der Behandlung der Hypothesen sein muß, weclhe freilich stets einen großen heuristischen Wert haben werden. Sobald dieser Notbehelf in den Händen des Forschers als echte, wahre Münze behandelt wird, ist es um die Wissenschaftlichkeit getan! Das zeigt sich namentlich bei allen Theorie-Fanatikern à la Lombroso, Wilser, Ammon usw. Die letzteren wissen angeblich ganz genau, daß der Edeltypus des Menschen nur der Langkopf ist, und hier wieder nur der Germane, daß der Arier nur im Norden Europas entstand, die alten Schädel dort direkte Vorfahren der alten Germanen sind usw. Für sie ist Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit ohne weiteres Wahrheit und immer tiefer verlieren sie sich in Phantastereien. Deshalb ist es gut, wenn sie von Zeit zu Zeit eine gehörige Lektion erhalten, die bei ihnen allerdings nicht lange anhält. So hatte auf dem letzten Anthropologen-Kongresse zu Worms (1903) Wilser bezüglich alter Schädel genaue Einteilungen gemacht, wobei er allerdings glänzend abfiel. Der Anatom und Anthropolog Klaatsch, der immer mehr zu einer der ersten Größen auf diesem Gebiete auszuwachsen scheint, erklärte sich sehr energisch, zugleich im Namen der andern, gegen eine solche Art, Wissenschaft zu treiben. Eine größere und verdientere Niederlage eines Gelehrten kann man sich kaum denken! Kurz vorher hatte der berühmte Ranke erklärt, daß schon die alten Germanen eine Mischrasse gewesen seien und die jetzigen Schweden nach den neuesten Untersuchungen nur zu 10 Proz. den germanischen Typus darböten; alles Umstände, die einige vielgeliebte Thesen Wilsers und anderer Rassenfanatiker wesentlich einschränken mußten.

XVI.

Das Leben der Wanderarmen.

Von

Hans Ostwald, Groß-Lichterfelde.

Wenn von einer Beseitigung der Wanderbettelei die Rede ist, so wird zuerst eben nach den Ursachen der Erscheinung gefragt werden müssen; denn nur, wer ihre Ursachen kennt, wird sie erfolgreich bekämpfen und beseitigen können, das aber dürfte wohl jeder Kriminalist, jeder Soziologe und Volkswirtschaftler schon eingesehen haben, daß die Wanderbettelei nicht allein mit dem Trieb zur Faulheit zusammenhängt, daß ihr zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedener Umfang, auch ganz verschiedene Ursachen haben muß.

Auf der Landstraße finden wir vor allem den Menschen, der in seinem Gewerbe Schiffbruch gelitten. Heutzutage kann so ein Unglücklicher in ein anderes Gewerbe übergehen, wenn das andere Ge-

---

Anmerkung des Herausgebers. Ich glaube, daß der vorstehende Aufsatz in die so überaus wichtige Frage der Vagabundage mehr Klärung bringen wird, als viele theoretische Erörterungen, da der Herr Verfasser die Sache aus eigener Anschauung kennt. Wir Kriminalisten sprechen leider über so vieles, was wir nur aus der Schilderung anderer kennen, und müssen der Natur der Sache nach wohl so vorgehen; wird uns aber Gelegenheit geboten, eine uns wichtige Erscheinung von einem verläßlichen Mann geschildert zu bekommen, der sie aus eigener Wahrnehmung kennt, so nehmen wir dies dankbar entgegen.

Der Herr Verfasser ist nach seinen eigenen Mitteilungen der Sohn eines unbemittelten Berliner Schmiedes, erlernte das Goldschmiedhandwerk, arbeitete einige Jahre in Berlin und wurde arbeitslos. Dieser Umstand und der Drang, die Welt zu sehen, trieb ihn auf die Wanderschaft. Als „armer Reisender" sah er Deutschland, bekam ab und zu Arbeit, handelte mit Goldsachen, lebte als Statist, als Reporter und wieder als „Reisender". Was er sah und erlebte, notierte er und wurde nach und nach Schriftsteller, heute schon von bekanntem Namen. Als solcher lebt er heute in Groß-Lichterfelde bei Berlin, alle Jahre drängt es ihn aber wieder, wenigstens für einige Wochen — auf die Landstraße! Seinen Stoff kennt er also. H. Groß.

werbe noch aufnahmefähig ist und ihn verwerten kann. Kann es ihn aber nicht verwerten, vermag er die geforderten Leistungen nicht zu erfüllen, ist das Gewerbe mit Arbeitskräften reichlich versehen — dann gibt es für ihn nichts weiter als die Landstraße.

Das gilt besonders von jenen alten oder alleinstehenden, außerdem von den technisch oder sittlich, also etwa in punkto Alkohol schwächeren Leuten. Arbeitsunfähig sind sie zwar nicht. Aber sie werden doch zuerst entlassen, sobald die Bestellungen sich vermindern. Eigentlich dienten sie ja nur als Notbehelf. Armenrechtliche Unterstützung erhalten sie nicht, da sie ja noch bis zu einem gewissen Grade leistungsfähig sind. Kredit genießen sie meist nicht — oder nur in ganz beschränktem Maße. Sie können also nicht am Orte bleiben. Sie müssen schleunigst einen anderen Platz aufsuchen, an dem sie vielleicht noch gebraucht werden können. Da sie von vorneherein mittellos waren oder es bald geworden sind, bleibt diesen Elementen bald nichts als die Landstraße und das Betteln von Tür zu Tür.

Zu diesen Regimentern von Schuldlosen stoßen jene, die nicht am Orte bleiben wollen, weil sie sich nicht in Schulden verspinnen möchten — selbst wenn sie die Aussicht haben, später wieder in Arbeit zu kommen. Aber sie gehen lieber hinaus in Wind und Wetter, leben heute gut, hungern morgen, schlafen in ekelhaften Betten, in Ställen, mal auch in den besseren Herbergen zur Heimat, stehen immer unter strenger polizeilicher Kontrolle — bleiben aber dafür frei von allen Verpflichtungen, die jeden, der im Orte geblieben und auf Kredit bis zum Wiederbeginn der Arbeit gelebt hat, wie eine Dornenhecke umgeben, ihm ein Aufsteigen, eine Zukunft versperren und ihn nicht seines gegenwärtigen, arbeitsreichen Lebens froh werden lassen.

Diese Art von Wanderzwang ist in industriellen und auch in handwerkerlichen Berufen vorhanden. Neben ihm wirkt noch ein ideeller Wanderzwang: die Notwendigkeit, daß der Arbeiter in andern Städten, an andern Orten seinen Beruf vervollkommne und außerdem seinem Bildungsdrange, dem er oft genug nur durch Veränderung des Aufenthaltsortes genügen kann, Nahrung zuführe. Zum ideellen Wanderzwang gehört auch jenes durch Streikes hervorgerufene Wandern, das meist von jungen Leuten geübt wird, die auf diese Weise den Ort der Streiks entlasten wollen. Man mag darüber denken wie man will. Jedenfalls: das Aufgeben des Arbeitsortes hat bei der heutigen Lage des Arbeitsmarktes immer etwas Heroisches an sich. Das wenigstens sollte denen zugute gerechnet werden, die zugunsten ihrer Kameraden, zugunsten der Lebenshaltung des Volkes, ins Ungewisse hinauswanderten oder noch hinauswandern werden.

Wie weit außerhalb dieser ideellen Notwendigkeiten die Lage des Arbeitsmarktes zu den verschiedenen Jahreszeiten, ganz unabhängig von den großen Krisen, die arbeitende Bevölkerung zum Wandern nötigt, zeigt eine Statistik, die in den Jahren 1895 und 1896 in dem oberbadischen Gebiet der Verpflegungsstationen aufgenommen worden ist.

Über das Wandern der einzelnen Gruppen zu den verschiedenen Jahreszeiten wird angegeben.

Die Schlosser, Mechaniker u. dgl. (im weiteren Sinne wohl „Fabrikarbeiter") sind das ganze Jahr hindurch sehr zahlreich auf der Wanderschaft; im Monat Juni sogar 17,5 Proz. aller Wanderer; auch die eigentlichen Fabrikarbeiter haben eine starke Frequenz, die im Februar und März 9,4 Proz. erreicht, dagegen im Dezember auf 4,1 Proz. herabsinkt. Die Bäcker, Müller und Konditoren sind in den Monaten März bis Juli am zahlreichsten (bis zu 10,7 Proz.) vertreten und nur im Januar und September ist ein merklicher Rückgang zu konstatieren. Die Schreiner und Glaser steigen im September auf 10,5 Proz., während im Dezember, Januar und April der Prozentsatz etwa die Hälfte hiervon beträgt. Interessant ist die Beteiligung der Schneider, die in der flauen Zeit, im Monat August, bis auf 13,3 Proz. anwächst, während sie im Dezember, April und Mai wenig über 3 Proz. ausmacht. Küfer und Bierbrauer sind am wenigsten vertreten im August mit 2,4 Proz., am stärksten im März mit 8,9 Proz. Das Bauhandwerk, Maurer, Zimmerleute und Steinhauer, sind in der Saison von März bis Dezember nur ganz schwach vertreten, oft nicht einmal mit 1 Proz., und nur von Dezember bis März wächst ihre Zahl bis zu 9 Proz., solange eben die Arbeit ruht. Ebenso bemerkenswert ist die Beteiligung der Knechte und Tagelöhner; bis zur Winterszeit machen solche 7—8 Proz. aus, dagegen von Mai bis Dezember kaum 3 Proz., im Juni und Juli sogar nur ½ Proz. Die Maler sind im Dezember mit 8,5 Proz, vertreten, dagegen im April, Mai und Juni nicht einmal mit ½ Proz.

Diese Statistik zeigt deutlich, wie eng das Wandern mit dem Angebot oder dem Aufhören der Arbeitsgelegenheit zusammenhängt; zugleich deutet sie an, daß die Landstraßen im Winter viel mehr von wanderndem Volk belaufen werden, als im Sommer. Es ist ein schwerer Irrtum, anzunehmen, daß die wandernde Bevölkerung im Winter ohne Ausnahme zur Großstadt walzt, um dort sich's in Asylen und Wärmehallen wohl sein zu lassen. Die Statistiken der Verpflegstationen und der Herbergen malen ein ganz ander Bild. Die Herbergen weisen in den Wintermonaten stets eine höhere Zahl von

Schlafnächten auf. Das kann nicht nur daran liegen, daß die Herbergen der Großstädte überfüllt sind, während die Herbergen der Kleinstädte leer stehen. In Wirklichkeit sind die Provinzherbergen im Winter ebenfalls stark in Anspruch genommen. Und wenn auch im Juni, in warmen Sommertagen, manch ein Walzbruder „plattmacht“, im Freien nächtigt, wenn auch dieser und jener das Schlafgeld in der Herberge spart — es bleibt doch die Tatsache bestehen, daß im Winter außer großstädtischen Asylen und Wärmehallen auch die kleinstädtischen und ländlichen Verpflegungsstationen und sonstigen behördlichen Unterkunftsstellen draußen in der Provinz besonders stark in Anspruch genommen werden.

Im Winter müssen eben viele Betriebe feiern, die an das Wetter gebunden sind. Aber nicht nur deren Arbeiter verlieren im Winter ihre Aufträge. Für eine Anzahl von Industrien und Arbeitszweigen bringt der Weihnachtsmann nur einen leeren Arbeitstisch — und den Kündigungszettel. So vor allem in der Modewaren-, in der Luxusindustrie und vielen von den Geschäften, die für den Geschenktisch oder für die Bekleidung arbeiten.

Außer diesen periodisch arbeitslos werdenden Massen überschwemmen jetzt jene Arbeitskräfte die Landstraßen, die von dem allgemeinen schlechten Geschäftsgang brotlos gemacht wurden. Während sich bei den an den Zentralverein für Arbeitsnachweis angeschlossenen Arbeitsnachweisen im Jahre 1900 auf 100 angebotene Stellen 117 Stellensuchende meldeten, ergab das Jahr 1901 auf 100 angebotene Stellen 163 Gesuche. Und der Juli 1902, dieser sonst zu den Monaten gehörende, in denen am wenigsten Stellengesuche vorliegen, brachte ebenfalls auf 100 offene Stellen 163,7 Arbeitsuchende. Das bedeutet, daß das letzte Jahr nur eine gewisse Steigerung der Arbeitslosigkeit gebracht hat.

Daß diese zahlreichen Gruppen, die ja in solchen Zeiten nicht nur von einer Stelle, sondern von allen Industrie- und Arbeitsstätten gleichmäßig abgestoßen weden, tatsächlich zu einem guten Teil von der Unruhe gepackt werden und ins Wandern geraten, ihre letzte Zuflucht auf der Landstraße suchen, ist selbstverständlich. Was für eine Lebensweise, welche Gewohnheiten sie annehmen, will ich kurz skizzieren:

Gewöhnlich marschieren die Wanderer täglich drei bis 4 Stunden. Das ist auch wohl genug, wenn es tagaus, tagein wochenlang hintereinander geschieht. Von Menschen, die längere Zeit unterwegs sind, ist nicht mehr zu verlangen. Einzelne Wanderburschen marschieren wohl auch hier und da sechs bis acht Stunden. Das

sind aber Gewaltsleistungen, Ausnahmeleistungen aus irgendwelchen Gründen — weil im Bestimmungsort Arbeit oder Geldmittel oder ähnliche wichtige Dinge erwartet werden; ältere Wandersleute hüten sich vor solchen Gewaltsmärschen, die zuviel Kraft verbrauchen und auch leicht zu Entzündungen führen. Jüngere machen schon eher solche Bravourstücke.

So muß denn der Wandernde mit seiner hauptsächlichsten Kraft äußerst sparsam sein. Er hat ja nicht nur von Ort zu Ort zu laufen. Er muß in dem nach dem Wandern erreichten Ort sich auch noch seinen Lebensunterhalt beschaffen, sich ein Einkommen besorgen.

Wenn man vom Einkommen der armen „Reisenden" spricht, so kann man selbstverständlich nur das meinen, was sie sich zusammenscharren und was sie hier und dort an staatlicher und Gemeindeunterstützung bekommen, sowie was sie von der Gewerkschaft oder von der Innung beziehen. Die staatlichen Unterstützungen bestehen meist in sogenannten Verpflegungen; d. h. der Anfragende erhält nach gründlicher Legitimierung gewöhnlich eine Abendsuppe mit Brot, ein Nachtlager und Morgenkaffee. Auch die einzelnen Gemeinden gewähren meist Verpflegung, wofür aber fast immer eine drei- bis fünfstündige Arbeit verlangt wird. Manchmal besteht diese im Graszupfen auf dem Marktplatz, ein andermal im Chausseesteine karren oder im winterlichen Schneeschippen u. dgl. mehr.

Es fällt nun natürlich keinem Walzbruder ein, sich dabei müde zu arbeiten, denn dann hat er ja keine Kraft mehr zum Weiterwandern. Daraus ergibt sich, daß häufig die Kosten der Beaufsichtigung, überhaupt der ganzen Arbeitseinrichtung, durchaus nicht dem Ergebnis der geschehenen Leistungen entsprechen.

Was nun die Art dieser Verpflegungen betrifft, so kann man im ganzen wohl damit zufrieden sein, denn die Suppe und das Brot sind meist genießbar und auch ausreichend, natürlich den Verhältnissen entsprechend. Für den andern Teil des Tages muß man sich darum immer noch die Lebensmittel zusammenfechten. Schlechter ergeht es den armen Reisenden in den Städten, in denen sie Geldunterstützung bekommen. Diese reicht nämlich meist gerade nur für ein Nachtlager, allenfalls auch noch zu einem Morgenkaffee, wenn man das seltene Glück hat, ein äußerst billiges Nachtquartier zu finden, so etwa für 20—30 Pfg. In Lübeck bekam ich 40 Pfg. als Stadtgeschenk. Es wird mir wohl keiner beweisen können, daß man damit einen Tag über seinen vollständigen Lebensunterhalt zu bestreiten vermag. Man ist also auf das Fechten angewiesen, man müßte denn einen Rückhalt an Verwandten haben. Sonst aber genügt auch das

Innungsgeschenk nicht, um sich einige Tage in der Großstadt zu ernähren. Die Berliner Goldschmiedeinnung gewährt eine einmalige Unterstützung von 1,50 Mk., die Duisburger Schlächterinnung 50 Pfg. So schwankt die Größe des Geschenkes je nach dem Reichtum und den anderen vorliegenden Verhältnissen. Also muß man fechten, um etwaige Arbeitsgelegenheit abwarten zu können. Dann klappert man zuerst die Buden ab (d. h. die Werkstätten und Geschäfte eines Faches). Da gibt's denn hier einen bis zwei, auch wohl fünf Pfennig, dort zehn Pfennig; der Ertrag dieser Sammlung dürfte aber kaum einen täglichen Durchschnitt von 50 Pfg. übersteigen. Das alles reicht ja dann für einige Tage, wenn man ökonomisch veranlagt ist und alle Mittel zu Rate zieht.

Aber ich weiß auch ganz genau, was man unterwegs verzehren und verbrauchen kann, wenn man jung ist und tüchtig darauf losmarschiert. Als ich im Oktober 1894 meine erste Walze machte, fraß mir manches liebe Mal der Hunger im Magen, trotzdem ich von meinen Eltern unterstützt wurde. Warmes Mittagessen gönnte ich mir vielleicht die Woche zweimal, sonst aber lebte ich nur von Brot und Wurst oder Käse. Ja, ich weiß sogar manche Tage, wo ich weiter nichts hatte als ein Stück Schwarzbrot, und ich es dennoch nicht fertig brachte, irgendwo um ein wenig Essen anzusprechen. Bis man dazu kommt, müssen schon alle anderen Aussichten verloren sein.

Im besten Falle kann man mit allem nur die notwendigsten Bedürfnisse befriedigen; recht satt ist man selten. Besser ergeht es den Schlächtern und Bäckern. Der junge Schlächtergeselle, mit dem ich von Duisburg ging, bekam unterwegs von den vielen Schlächtermeistern, bei denen er ansprach, insgesamt ein halbes Pfund Wurst. außerdem hatte er an barem Gelde etwa dreißig Pfennig bekommen. Das alles in noch nicht drei Stunden.

Wie armselig kam ich mir als Goldschmied dagegen vor! Kaum, daß ich in mittleren Städten, wo ich vielleicht günstigstenfalls drei bis fünf Goldschmiede fand, zwanzig bis dreißig Pfennig herausschlagen konnte. An manchen Tagen hatte ich gar nichts; und namentlich erging es mir so auf meiner Tour am Rhein, wo ich zwar in Köln an einem Vormittage 2,35 Mk. zusammenbrachte, aber auch nur infolge von Empfehlungen an ansehnliche Firmen. Sonst ist man am Rhein nicht so freigebig gegen arme Reisende.

Neben diesen sich auf so simple Weise ernährenden Wanderburschen findet man noch eine Reihe von professionellen Bettlern. Da sind erstens die Krüppel, die aus ihrem Gebrechen mehr oder weniger ein Geschäft machen oder machen müssen, wie jenes junge

Mädchen, das ich in Friedheim bei Schneidemühl traf. Es hatte in einer Häckselmaschine einen Fuß verloren; zu unwissend, sich die gesetzliche Unterstützung zu verschaffen, irrte sie auf den Dörfern herum. Niemand trat da oben im östlichen Deutschland, jenseits der Oder, für sie ein.

Dann wieder gibt es Briefbettler. Das sind meist heruntergekommene Kaufleute, Studenten, Schauspieler — überhaupt jene Klassen und Berufe, die irgendwie mit der „Intelligenz" in Berührung gekommen sind. Sie verfügen meist über eine Reihe wertvoller Adressen, die sie sich mit der Zeit in verschiedenen Städten aufgezeichnet haben und die sie einander verkaufen. In ihre Klasse gehören auch jene Bettler, die durch Zeitungsnotizen und Inserate sich ein mehr oder weniger auskömmliches Leben verschaffen. Und dann dazu die Schnorrer, die jüdischen Bettler, die aus dem armen Osten, aus Posen, Schlesien, Polen und Rußland kommen und ihre Glaubensgenossen im westlichen und mittleren Deutschland brandschatzen. Sie geben vor, von unglücklichen Gemeinden oder Familien abgeschickt zu sein, sind es auch häufig, denn wenn auch nicht immer ein Unglück über sie hereingebrochen, so tobt in Rußland doch soviel Willkür, daß man manches glauben muß, was die Schnorrer vorbringen.

Zu ihnen kommen die Frauen, denen der Mann gestorben oder krank sein soll — manchmal auch ist. Auch Frauen, die mit kranken Kindern herumziehen, leben vom Wanderbettel. Unter ihnen sind jene Elemente zu finden, die mit gemieteten Kindern reisen oder die Kinder gar zu Krüppeln machen. Das sind jedoch Spezialitäten, mit denen das Deutsche Reich nur noch in seinen unkultiviertesten Landesteilen und in einzelnen gar zu wirren Industriebezirken zu rechnen hat. Solche Ausbrüche von Verkommenheit und Roheit sind sehr selten — und sie sind auch nur da möglich, wo ganz besonders schauderhafte, wirtschaftliche Zustände herrschen, wo es eines ganz besonderen Aufwandes von Unglück bedarf, um sich das zum Leben Nötige zu erringen. Hierhin wären auch jene Kreise zu rechnen, die sich durch sogenannte Bettlerzinken verständigen. Das sind flüchtig an Zäune, Hausecken, Türen oder Bäume angezeichnete „Zinken". Oft ist es eine geöffnete Hand, die andeutet, daß an dem Orte Freigebigkeit herrscht; meistens aber bedeutet ein Kreis, daß der Anklopfende bare Münze erhält. Ein Kreuz bedeutet, daß der Wohnungsinhaber nichts gibt und ein Säbel oder ein Bajonett sagt dem Landstreicher: hier ist die Polizei nicht gut auf arme Reisende zu sprechen. Diese „Zinken"sprache hat noch eine Reihe anderer Zeichen [1]). Doch sind

1) Vgl. H. Groß, Handbuch für Untersuchungsrichter, 3. Aufl., S. 264 u. 265, wo diese Zeichen richtig abgebildet sind.

dies ungefähr die wichtigsten und gebräuchlichsten. Sie sind auch nur einer Minderzahl des fahrenden Volkes bekannt, vor allen den gewohnheitsmäßigen Tipplern. Die Mehrzahl der Wanderer versteht nicht, sie zu gebrauchen und beschränkt sich auf die Mitteilung der guten Bettelorte von Mund zu Mund.

Jene, die sich bis zur Organisation und Orientierung durch Bettlerzinken entwickelt haben, gehören meist zum Stamm des Bettlertums. Sie haben in der Nähe der Großstädte oder der Industriebezirke ihre festen Sitze, in denen sie, wie die Wäscheroller von Köpenick, einer bestimmten, sich auf einige Tage in der Woche erstreckende Tätigkeit nachgehen, die übrigen Tage der Woche jedoch die Umgebung der Großstadt oder die Industrieorte abfechten, in deren wirrem, auf Tag und Nacht zugeschnittenem Leben sie nur schwer als Bettler zu erkennen sind.

In manchen reicheren Landstrichen befinden sich ähnliche Zentralpunkte mit ähnlichem Stammpublikum. In ihnen sind Topfflicker, Korbmacher, Scherenschleifer die feste Masse, die sich hier und da auch mit dem Bettel beschäftigt. Im übrigen aber setzt sich das Material der Pennen aus äußerlich kräftigen, breitschulterigen Landarbeitern zusammen, die jedoch innerlich schwach sind und den Versuchungen des Wanderlebens nicht widerstehen können. Sind sie in festen Händen, so halten sie sich wohl zur Not. In gefährlicherer Stellung können sie den Verlockungen der ersten Lohnzahlung nichts entgegenstellen. Zu ihnen stoßen Männer, die nicht so breitschultrig sind: Beamte, Schreiber, Kaufleute, Menschen, die meist bestraft sind und darum in ihrem Berufe nicht weiterkommen und auch wohl die Anforderungen des Berufes nicht erfüllen können. Dazu kommen Handwerker, mehr oder weniger verbrauchte oder nicht verwendbare Menschen. Es sind oft sehr tüchtige Arbeiter, die jedoch zu selbständig geworden sind und die kein Handwerksmeister, der ja doch gern ein „Herr“ sein will, mehr beschäftigt. Andere haben nicht ausgelernt, zu wenig gelernt, viele sind auch zu schwächlich, körperlich oder geistig. Mit der Bettelei ernähren sie sich gerade notdürftig.

Jedenfalls ist die Art ihrer Ernährung, die mehr oder weniger den größten Willkürlichkeiten und Schwankungen unterworfen ist, nicht geeignet, die Mehrzahl der Wanderer gesundheitlich besonders widerstandfähig zu machen. Auch das Unterkunftswesen — die Mehrzahl der Wanderer muß auch heute noch in schlechten Herbergen, Ställen, auf Pritschen oder im Stroh übernachten, wohl gar in den dunstigen, übelriechenden Aufenthaltsräumen der Herbergen oder Verpflegungsstationen einen kümmerlichen Schlaf suchen — ist nicht ge-

eignet, das Wandervolk als den Träger von Gesundheit und Kraft erscheinen zu lassen. In was für widrige Zustände habe ich auf meinen Wanderungen sehen müssen! Es kann nicht Zweck dieser Schrift sein, das darzustellen. Konnte ich es doch kaum durchgreifend in meinem Roman „Vagabunden“ [1]) tun, der sich nur mit Schilderung des Landstreicher- und Wanderlebens befaßt.

Tatsächlich ist ein Aufenthalt in vielen der Herbergen nur möglich, wenn der Genuß einer gewissen Quantität Schnaps die Sinne ein wenig abgestumpft hat. Nun will ich und kann ich nicht sagen, daß die Wanderer ausnahmslos Trinker sind. Unter 20 bis 30, mit denen ich durchschnittlich zusammen schlief, war meist nur ein wirklich Betrunkener. Orgien, wie sie so oft aus Pennen geschildert werden, wie sie dort jeden Abend sich ereignen sollen, sind in Wirklichkeit sehr selten. Meist fehlt den armen Reisenden doch das Geld dazu — wenn auch unter ihnen sich hier und da einzelne finden, die wirklich jeden Tag schier unerhörte Einnahmen haben, wie so mancher Kaufmann und so mancher Wanderer jüdischen Glaubens. Unter diesen jüdischen Bettlern ist übrigens ziemlich häufig die etwas komische Figur des Vaters zu treffen, der für seine Tochter eine Aussteuer zusammenschnorrt.

Diese Aristokraten des Landstreichertums leiden natürlich weniger unter der Unbill des Wanderns. Für die anderen ist jedoch häufig die Wanderzeit wie eine sie langsam aber sicher zermahlende Mühle. Man betrachte nur ihre Gesundheitsverhältnisse, ihre Gesundheitspflege! Ich fand überall Einrichtungen in den Herbergen, die nur primitiven Ansprüchen in betreff der Reinlichkeit genügen; aber höhere, und wirklich berechtigte Anforderungen darf man nicht stellen. Waschgelegenheiten sind überall vorhanden und wurden auch stets benutzt. Ich wenigstens bemerkte unter fast allen Reisekameraden einen einigermaßen ausgeprägten Hang zu mindestens oberflächlicher Reinlichkeit. Doch gehört gewiß für viele ein gut Teil Überwindungskraft dazu, in Betten zu schlafen, in denen wahrscheinlich schon oft genug vorher Leute mit Krankheiten und Gebresten behaftet, übernachtet haben. Frisch bezogen können die Betten nicht jede Nacht werden. Das läßt der Etat der Herbergen nicht zu.

Was nützt da die dürftige, allmorgentliche Gesichts- und Händereinigung? Dazu nun trägt jeder Kunde einen Taschenkamm und ein Stück Seife als gänzlich unentbehrlich bei sich. Bei vielen ist dies mit dem, was sie an Kleidung auf dem Körper tragen, außer

---

1) Berlin 1900. Verlag Bruno Cassirer.

einem stets vorhandenen Taschenmesser und verschiedenen Legitimationspapieren das einzige Eigentum. Denn ein Ränzel, oder das frühere Felleisen, das man häufig auf zwei Rädern mit einem Stock vor sich herschob, ist gar nicht mehr üblich. Das wird als überflüssig und hindernd betrachtet. Daraus ergibt sich aber, daß auch niemand mehr Wäsche bei sich führt, als er auf dem Leibe hat. Das mag im Sommer gehen, wo jeder Gelegenheit findet, ein Freibad zu nehmen und seine Unterwäsche einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, indem er sie im ersten besten Gewässer wäscht und wartet, bis die Sonnenstrahlen sie getrocknet haben. Im Winter jedoch sind die Verhältnisse nach dieser Seite sehr traurige; allenfalls kann so ein armer Teufel durch ein Geschenk in die Lage versetzt werden, seine schmutzige Wäsche gegen reine einzutauschen, sonst — —.

Wo aber derartige Zustände herrschen, ist es selbstverständlich, daß sich Ungeziefer und Hautkrankheiten entwickeln. In den Herbergen, besonders in den Herbergen zur Heimat, wird zwar streng darauf geachtet, daß niemand Ungeziefer an sich hat. Ein verlauster Kerl wird einfach hinausgewiesen; in den Herbergen zur Heimat muß er im Keller auf Holzpritschen nächtigen, wenn sie vorhanden sind. Oft aber fehlen sie. Das veranlaßt viele zu größerer Vorsicht, andererseits aber die Kunden, bei denen schon Ungeziefer vorhanden, dazu, andere Orte wie Herbergen zum Nachtquartier aufzusuchen. Hier sind sie aber noch gefährlicherem ausgesetzt und gehen noch schneller zugrunde.

Bedenkt man dazu, daß die wenigsten dieser Verkommenen imstande sind, sich gehörig zu nähren, so begreift man, daß ein ungeheuerer Prozentsatz von ihnen bald vollkommen aufgerieben ist. Wie oft habe ich es mit angesehen (und auch mitgemacht), daß sich meine Genossen in der Herberge eine Tasse Kaffee für fünf Pfennig und für ebensoviel Brot kauften. Das war die Mittagsmahlzeit, die bis zum Abendbrot vorhalten mußte, wo ihr dann eine zweite, gleichartige folgte. So speisten sogar alte Landstraßen-Veteranen; z. B. in Duisburg ein 40jähriger, starkgebauter Mann, der seit vier Jahren außer Stellung war und wegen eines kurzen Armes auch gar keine Aussichten bei den augenblicklichen Verhältnissen hat, irgendwo unterzukommen. Er kannte gewiß alle Wege und Schliche, „kloppte“ schon seit zwei Jahren die Umgegend ab und war, wie er erzählte, trotzdem genötigt, sehr oft derartige Mahlzeiten zu halten. Außer ihm taten von zehn Anwesenden drei das gleiche. Es waren alles ältere, gesetzte Männer, die dann verzweifelt sich ihre Verhältnisse klagten. Menschen, die gewöhnt sind, regelmäßig zu leben, müssen bei dem Mangel an warmen, ausgiebig nahrhaften Speisen zuerst an Lebenswillen verlieren, vor

allem an Betätigungsdrang. Die Ernährung von bloßem Brot, das sie meist nur haben, läßt sie erschlaffen und gleichgültig werden; oder aber sie verfallen dem Schnapsgenuß. Sind sie nur gleichgültig, so werden sie fast ausnahmlos von einer zerstörenden, unheilbaren Krankheit ergriffen; Schwindsucht ist die am stärksten auftretende. Werden diese Kranken auf den Straßen oder in den Herbergen aufgefunden, so bringt man sie in ein Spital, wo sie selten wieder hergestellt werden. Ihre körperlichen Kräfte sind schon zu sehr erschöpft, um solche Angriffe aushalten zu können.

In den Spitälern werden die Kunden ebenfalls so behandelt, wie die anderen Kranken. Ich lernte einen kennen, der einmal 14 Tage in einem Klosterspital zugebracht. Er hatte sich die Füße wund gelaufen und da wurde er von einem Klosterbruder zurückgehalten, als er nach genossenem Mittagsmahl, das stets dreißig Handwerksburschen vom Kloster verabreicht wird, davonhumpeln wollte. Man hatte ihn gut behandelt; er sehnte sich aber dennoch hinaus, da er ja hoffte, draußen bald wieder Arbeit zu bekommen.

In einer Berliner Herberge schlief ich neben einem Bäckergesellen, der fortwährend hustete. Ich fragte ihn, ob er denn krank sei.

„Das Schlimmste habe ich schon hinter mir," meinte er. „Ich war brustkrank, da bin ich vor Weihnachten ins Charlottenburger Krankenhaus. Fünf Wochen war ich drin, gerade in den Feiertagen."

„Hat man dich denn aufgenommen so ohne Mittel?"

„Das muß man doch — in Berlin ist's ja schwer; aber man hat's auch außerhalb sehr gut. Ich hatte immer sehr feines Essen und täglich ein paar Glas Wein. Da bin ich ganz gut über die gefährlichste Zeit hinweggekommen."

Nur einer von allen, mit denen ich zusammenkam, wollte ins Spital. Das war ein 19jähriger Offenbacher Schriftsetzer, mit dem ich in Lübeck in dem Gasthaus Quartier machte, in dem viele Gewerkschaftsmitglieder einzukehren pflegen. Der Offenbacher war auf der Landstraße im Dunkeln gefallen und hatte sich das rechte Knie wund geschlagen.

Nun, der war noch jung; bei älteren Leuten dagegen war kein Hang vorhanden, sich im Spital aufzufrischen. Ihnen ging die Freiheit über alles, boten sich ihnen auch weiter keine sinnlichen Genüsse wie eine Prise Tabak, oder ab und zu ein Schnaps. Andere Lebensfreuden kennt der Wandernde nicht. Der Umgang mit Frauen ist ihm nicht beschieden. Auch ist dem echten eingefleischten Landstreicher das Weib gleichgültig, er ist „darüber hinaus"; während die jüngeren, noch mit dem Leben rechnenden Elemente vor allem auf

Regelung ihrer Erwerbsverhältnisse hoffen. Das liegt ihnen näher, als der Umgang mit Frauen. Bei solchen aber, die in der Nähe ihres dreißigsten Jahres sind, herrscht die Neigung, sich einer weiblichen Gefährtin anzuschließen, die in der Kundensprache den schönen Namen „Tippelschickse" führt. An der mecklenburgischen Grenze bei Perleberg traf ich ein Paar. Sie hatten ihr ganzes Besitztum in einer Kiste bei sich, die sie abwechselnd trugen. Das etwa 26jährige Frauenzimmer erzählte mir, daß sie aus Westpreußen nach Berlin gekommen sei und als Kassiererin sich ernährt habe. Dann sei sie krank geworden; als sie aus dem Krankenhaus kam, hätte sie so unansehnlich ausgesehen, daß niemand sie in sein Geschäft nehmen wollte. Schließlich mußte sie ins Asyl gehen und dort habe sie ihren „Männe" kennen gelernt. Nun hätten sie sich beide auf die Strümpfe gemacht: „Vielleicht haben wir unterwegs mehr Glück!"

Diese hatte unstreitig noch bessere Seiten an sich. Sie hielt sich und ihren Begleiter sauber, ihre Kleidung war vielfach geflickt, aber nicht zerrissen. Auch war sie augenscheinlich nur durch Unglück zu diesem Wanderleben gekommen, während alle anderen Tippelschicksen die ich sonst kennen lernte, die ausgeprägteste Faulheit und Unfähigkeit, oder die Furcht vor der Sittenpolizei auf die Landstraße getrieben hatte, im Gegensatz zu den männlichen Kunden, bei denen meist ganz andere Gründe vorlagen. Die Tippelschicksen bilden die unterste Stufe der Prostituierten. Sie sind innerlich vielmehr heruntergekommen als der älteste Gewohnheitskunde. Es ist alles bei ihnen außer Rand und Band. Darum gibt sich auch keiner gerne mit ihnen ab.

In dem mäßig großen Zimmer der Duisburger Herberge saßen an einem Nachmittage außer mir noch fünf Kunden um den eisernen Ofen, unter ihnen auch der schon erwähnte Einarmige, der außer diesem Geburtsfehler schön und kräftig gewachsen war. Sie hatten sich ihre Leiden geklagt und kamen nun auf die Tippelschicksen zu sprechen. Der Einarmige erzählte, daß er am vorhergehenden Tage sechs dieser Weiber in der Krefelder Herberge getroffen; sie waren noch ziemlich junge, frische Dinger. Eine, ein tolles, blondes Mädel, habe ihm den Vorschlag gemacht, mit ihm zusammen zu gehen. Er sei aber nicht darauf eingegangen: „Na, ja, wenn man mit so'n Weib geht, hat man gleich für zwei zu sorgen. Die sind zu faul und machen einem nur Scherereien. Wenn der Gendarm die sieht, hat er Witterung und man ist geliefert" (er meinte damit, daß er dann betteln gehen müsse; während er in den Häusern sei, stehe das Mädchen draußen herum, der Gendarm sehe sie, und wüßte sofort, daß auch

der Kunde nicht weit sei; er warte bis der kommt und verhafte beide). — „Was unsereins schon nach'n Frauenzimmer fragt. — War ja'n ganz hübsches Mädel — aber — ah!" er bewegte heftig seinen Armstumpf auf und nieder und nahm mit der linken Hand eine Prise, die ihm ein ehemaliger Bäckermeister hinhielt.

Diese weiblichen Kunden schließen sich mit Vorliebe Leiermännern oder anderen derartigen Leuten an. Diese nehmen sie auch mitunter gerne mit, da sie als Paar sich oft besser stehen, wie wenn sie allein leiernd wandern. Hinter Schwerin ging ich ein Stück mit einem solchen Paar. Der alte Leiermann gab seine Begleiterin für sein „Pflegekind" aus. Sie sind in den Gasthöfen und Herbergen irgendwelchen männlichen Dienstpersonen gefällig und erleichtern so ihren Kameraden das Fortkommen. Manchmal entspinnt sich unter ihnen ein dauerndes Verhältnis, häufig jedoch halten es die Weiber nicht lange bei einem aus und wechseln ihren „Mann".

Wiederum ziehen sie auch zu zwei und drei singend und musizierend umher. In Mittel-, Süd- und West-Deutschland findet man noch öfter solche Trupps, die jede Messe, jeden Markt bereisen. Außer daß sie gegen Personen, von denen sie abhängig, gefällig sind, sind sie von jedem für eine Kleinigkeit käuflich. Da sie aber fast stets ansteckende Krankheiten an sich haben, so ist man gegen sie vorsichtig. Ein früherer Arbeitskollege von mir erzählte: Er war etwas angeheitert von einer Beerdigung von Britz gekommen. In der Nähe des Tempelhofer Feldes traf er eine Tippelschickse, die sich ihm anbot. Er nahm wahr, daß sie vollständig durchkrankt sei. Wütend darüber schlug er sie, was sie sich ruhig gefallen ließ. Sie wimmerte nur um ein Almosen, das er ihr schließlich gab. Er fragte sie, warum sie nicht ins Krankenhaus gehe. „Ich will nicht ins Krankenhaus — schenk' mir doch bloß etwas — ich kann ja nicht ins Krankenhaus — ich fürchte mich ja so —".

Die Furcht vor dem Krankenhaus, vor der Sittenpolizei treibt ebensoviel Mädchen auf die Landstraße, wie die Faulheit und Unfähigkeit. Auch die nicht zu bezwingende Leidenschaft zum Wandern bringt manches Mädchen auf die Landstraße. Selten jedoch trifft man solche, die aus dem Großstadtleben auf die Wanderschaft gekommen sind. Die meisten Tippelschicksen sind ehemalige Dienstmädchen, die dem Bauern wegen zu schlechter Behandlung oder wegen zu dürftiger Kost weggelaufen sind. Manches entlaufene Mädchen gerät in die Tippelei, weil es auf dem Wege zur nächsten Stadt, wo es vielleicht ein anständiges Unterkommen gefunden hätte, einem schlechten Kerl in die Hände fiel. In der Umgegend von Halle stieß ich auf zwei Tippelbrüder, die

sich's mit einem jungen Frauenzimmer hinter einem Buschwerk bequem gemacht hatten. Heimlich erzählten sie mir, sie hätten das Mädchen in der Nähe von Brandenburg getroffen. Sie seien drei Kunden. Während einer die notwendige Pickelei (Essen) heranschaffte, hielten sie das Mädchen fest. Später, in Frankfurt a. O., kam der eine dieser Tippelbrüder morgens in die Herberge zur Heimat. Er hatte plattgemacht (im Freien geschlafen) und erzählte, während er sich aufwärmte, mit Behagen: „Ja, die Kleine! .... Bis Berlin haben wir sie mitgeschleift. Es war 'ne feine Kiste, — wir so zu Vieren. Aber dann in Berlin haben wir se verloren!" In seinem verschmitzt lächelnden Gesicht las ich, daß sie das Mädchen mit Absicht in der großen Stadt verloren hatten.

Dieses Mädchen schien aus einer sächsischen Industriegegend zu stammen. Im allgemeinen gehen Fabrikmädchen selten auf die Walze. Wo aber die Prostitution nichts Rechtes einbringt, im Erzgebirge, in den Weberdistrikten des Eulengebirges und ähnlichen armen Bezirken, kann man oft größere Gruppen wandernder Mädchen finden. Hier und da mischen sich auch andere Exemplare unter sie, wie jene geschiedene Gattin eines Geheimrats, die ich im Netzebruch traf. Sie schwelgte zügellos im Fusel und hatte das letzte Schamgefühl verloren. Liebschaften und Schnaps hatten sie so heruntergebracht. Von diesen weiblichen Wanderern kann man auch sagen, daß sie schwerlich einen Unterschied zwischen mein und dein kennen, den männlichen Wanderern wird das im ganzen zu unrecht nachgesagt. P. Göhre sagt in seinem Werk: „Dreieinhalb Monat Fabrikarbeiter," das gewiß viel Richtiges enthält, daß man kein Messer, überhaupt nicht das Geringste in der Herberge liegen lassen darf, es würde sofort gemaust. Ich vergaß eines Morgens meine Brieftasche in einem Düsseldorfer Gasthof, in dem außer vielen Kunden auch anderes fahrendes Volk, Akrobaten, Jahrmarkts-Budenbesitzer und -Händler verkehrten. Ich hatte die lederne Tasche abends ins Bett genommen, unter das Kopfkissen gelegt und sie dort liegen lassen. Erst nach dem Kaffeetrinken bemerkte ich das und eilte rasch nach dem Schlafzimmer, wo die anderen vier Kunden, ältere Leute, noch beim Ankleiden waren. Die Brieftasche war unter dem Kissen hervorgerutscht, lag also offen da, aber niemand hatte sie berührt, trotzdem Brieftaschen immer eine gesuchte Beute sein sollen, wegen der wichtigen Papiere, die sie enthalten. Von nun an stellte ich häufig Proben an, ließ Sachen unbeaufsichtigt, schickte andere Kunden mit größeren Geldstücken zu kleinen Einkäufen — aber es ist mir nie etwas abhanden gekommen; ich hatte augenscheinlich Glück darin. Spitzbuben gibt es eben weniger unter den Kunden und armen Reisenden.

als man glaubt. Der echte Verbrecher glaubt mehr zu sein als der Kunde. Der Kunde dünkt sich wieder über den Verbrecher erhaben. Trotzdem nähern sich beide manchmal in ihren Anschauungen.

Daß das Wanderleben die sittlichen Anschauungen zerstört, die jeder von der Schule und anderem Unterricht mitbekommen hat, ist natürlich, da ja keiner mehr wie die Kunden täglich, ja stündlich erfährt, wie wenig das christliche Menschentum, das gepredigt, wirklich auch gelebt wird. Doch nur in Ausnahmefällen wird sich der Wandernde gegen tiefere Rechtsregeln vergehen und zwar nur von der Leidenschaft getrieben (hierauf wären die Sittlichkeitsverbrechen zu setzen, die stark sinnliche Naturen begehen, wenn sie zu langer Enthaltsamkeit gezwungen waren), oder wenn es sich um Nahrung, also um den Erhaltungstrieb handelt.

Wirkliche Verbrecher findet man wenig auf der Landstraße. Denen ist das Wanderleben zu beschwerlich. Gewiß, viele der Wandernden sind schon bestraft. Aber wir wissen ja selbst, wie leicht man gegen das Gesetz verstoßen kann. Und nun so ein Mitteloser! Würde er nicht betteln, so würde er Selbstmord durch Hunger begehen: Strafbar ist er also auf alle Fälle. Ich aber möchte, daß man das Betteln des Mittellosen höchstens als straffreien Mundraub ansieht. Was heute als Arbeitsscheu bestraft wird, ist durchaus willkürlich. Ist die Arbeitsscheu nicht oft erst anerzogen worden? Durch erzwungene Arbeitslosigkeit? Augenblicklich sind ja unsere sozialen Verhältnisse derartig, daß mancher, der nicht robust oder gewitzt genug ist, an erzwungenem Wandern zugrunde geht. Auch das heutige Unterstützungs- und Abhilfenwesen, wie ich es schon kurz skizziert habe und wie es ausführlicher in meinem Buch „Die Bekämpfung der Landstreicherei“, Stuttgart 1903 dargestellt ist, kann nicht ausreichend wirken. Innungen und Gewerkschaften können nur für einzelne sorgen. Die Gemeinden aber, die ja alle zur Unterstützung augenblicklich Bedürftiger verpflichtet sind, können meist nicht gezwungen werden, ihrer gesetzlichen Pflicht nachzukommen. Geben sie aus eigenem Antriebe die gesetzliche Unterstützung, so kann es ihnen wie jener kleinen Gemeinde ergehn, die in wenigen Wintermonaten 1400 Mk. zu solchem Zweck verbrauchte und daran fast verblutete, während große Städte sich gar nicht um die Wandernden kümmern. Auch die Vereine gegen Verarmung und Bettelei, die Verpflegungsstationen mit ihrem harten Wander- und Arbeitszwang und die Arbeiterkolonien, in denen Wanderarme eine letzte Zuflucht finden sollen, in denen sie aber bei schwerster Arbeit nicht einmal die Kost des gemeinen Soldaten erhalten, alle die gutgemeinten Einrichtungen mit ihrer hartherzigen, menschen- und lebens-

fremden Ausführung ihrer Grundsätze sind nur ein dürftiger Notbehelf und nicht geeignet, die Wanderarmenfrage zu lösen. Bei Krisen haben sie stets versagt. Sie stehen eben mit den Grundursachen der Wanderei, mit den wirtschaftlichen Beziehungen und mit dem so notwendigen Trieb aus Fabrik, Kontor und Werkstatt in die erfrischende und die Augen öffnende Natur zu flüchten, nicht in irgendwelcher Verbindung. Auch mit Notstandsarbeiten, wie sie Dresden, z. B. in Winter 1892—93 mit 100000 Mk. begonnen hat, ist der gesamten Arbeitslosigkeit nicht beizukommen. Das alles sind anzuerkennende, aber kleine Mittel. Daß aber die Mittel nicht etwa in einer Verschärfung der Strafgesetze bestehen dürfen, hat das Versagen der Strafanstalten in erzieherischer Hinsicht bewiesen. Trotzdem die Zahl der Erstbestrafungen ganz wesentlich während der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs fiel, stieg die Strafbarkeit doch von 1882 bis 1899, nämlich von 1040 bis auf 1236 bei 100000 Einwohnern. Die Bestraften wurden gar nicht gebessert, durchaus nicht abgeschreckt, sondern sie waren nun durch die Schule des Verbrechertums, durch die Korrektionshäuser, Gefängnisse, Zuchthäuser, durch diese eine gewisse Art von Zwangs-Verbrecherklubs bildende Institute gegangen und befähigt worden zu weiteren Übertretungen der Gesetze.

Es liegt also in der Macht der Gesellschaft, die Zahl der Verbrecher zu vermindern, die Erstbestrafungen zu verhindern. Auf welche Weise dies zu geschehen hat, bewies der wirtschaftliche Aufschwung: er gab denen Arbeit, die sonst vielleicht zum erstenmal die Schwelle einer Strafanstalt hätten überschreiten müssen.

Wie notwendig es ist, Arbeit zu beschaffen, wie hart und verkehrt es ist, zu verurteilen wegen Arbeitslosigkeit, sei hier noch einmal durch die Ergebnisse der Erhebungen über die im Jahre 1900 im Großherzogtum Hessen erfolgten Bestrafungen wegen Betteln und Landstreicherei festgestellt. Die Zahl der auf Grund des § 361 Nr. 3 und 4 des Reichsstrafgesetzbuches rechtskräftig ergangenen Bestrafungen beträgt 1442. Auf die einzelnen Monate und Jahreszeiten verteilen sich die Bestrafungen wie folgt:

Monat	absolute Zahlen	Durchschnitt täglich.
Januar	220	6,45
Juni	83	2,77
November	175	5,83

Lassen schon diese einzelnen Monatszahlen erkennen, daß die meisten Bestrafungen wegen Landstreichens und Bettelei in den Wintermonaten November bis März vorkommen, so geht dies noch deutlicher aus folgender Übersicht der einzelnen Jahrzeiten hervor. Es wurden bestraft im

Winter 1899/1900	Dezember—Februar	479	5,32
Frühling 1900	März—Mai	334	3,63
Sommer 1900	Juni—August	259	2,82
Herbst 1900	September—November	331	3,64

In den sechs Jahren 1895 bis 1900 betrug die Zahl der Bestrafungen im Großherzogtum:

1895	1896	1897	1898	1899	1900
2583	2244	1968	1658	1267	1442

Auf 100000 Einwohner kam die folgende Anzahl Bestrafungen:

1895	1896	1897	1898	1899	1900
21,96	21,49	18,49	15,60	11,82	12,95

Die Zahlen 1895—1900 vervollständigen das Bild, aus dem sich der Zusammenhang zwischen Wirtschaftskonjunktur und Landstreicherei ergibt. Wie in jedem einzelnen Jahre die Arbeitslosigkeitsmonate ein Steigen der Strafziffern bewirken, so zeigt sich in einer größeren Reihe von Jahren der Einfluß der fetten und mageren Jahre mit unverkennbarer Deutlichkeit in einem Sinken und Anschwellen der Kriminalität. Diese Zahlen widerlegen geradezu die Behauptung, daß Widerwille gegen geregelte Arbeit die Hauptquelle der Landstreicher und Bettelei bilden, zumal es im Winter kein Vergnügen ist, die Landstraße zu frequentieren. Es ist die Not der Arbeitslosigkeit, die diese Ärmsten hinausstößt; und wer die Landstreicherei beseitigen will, der muß die wirtschaftliche Existenz der arbeitenden Bevölkerung sichern, anstatt die Opfer des Elends durch drakonische Strafen zu züchtigen.

Geben die Zahlen der Erhebungen eigentlich schon die Gewißheit, daß da wirklich Arbeitswillige verurteilt werden, daß also wirklich eine Arbeitsbereitschaft vorhanden ist, so ergibt sie sich auch aus der Tatsache, daß im Winter den Arbeiterkolonien soviel Menschen zuströmen, trotzdem sie dort gewiß nicht auf Rosen gebettet sind. Die große Mehrzahl der Kolonisten muß Meliorationsarbeiten forst- und landwirtschaftlicher Art bei jeder Witterung verrichten und dabei vielmehr Schweiß vergießen, als der mit Einsperrung Bestrafte, ja selbst als der Zuchthäusler. Dazu wird die strenge Hausordnung befolgt, kein Schnaps getrunken, die Leibeshaltung, Lagerstatt, Kost usw. ist selbst nach Angabe der leitenden Persönlichkeiten kaum eine bessere als in den Strafanstalten, besonders, wenn die viel härtere Arbeit dazu genommen wird. Und der Eintritt ist, wie der Austritt freiwillig! Wenn trotzdem eine solche große Zahl in die Kolonien drängen — und unter ihnen sehr viel Betrafte — so ist es klar, daß es sich nur darum handeln kann, die Menschen nicht auf die Landstraße zu stoßen, sie nicht erst oder immer wieder schuldig werden zu lassen.

Es kann sich allerdings nicht darum handeln, das Wandern ganz und gar zu verhindern. Ein Austausch der Kräfte wird immer nötig sein. Allerdings kann das noch vielmehr als jetzt schon durch die vorhandenen Verkehrsmittel geleitet werden. Und wenn heute die Wanderer gefragt würden, ob sie lieber bei Sturm und Wetter die Landstraße entlang laufen oder mit der Eisenbahn in eine Arbeitsstelle fahren wollten, so würde die Mehrzahl sicher das Fahren vorziehen. Dennoch kann aber das Wandern nicht entbehrt werden, und zwar wohl meist aus Bildungs- und Auffrischungsgründen. Doch muß das unfreiwillige Wandern, der Wanderzwang durch Arbeitslosigkeit, entschieden bekämpft werden. Es kann sich also nicht allein um Fürsorge-, sondern vor allen Dingen um Vorbeugungsmaßregeln handeln. Das Geld, das für die Bestrafungen und für Fürsorgeeinrichtungen ausgegeben wird, wäre besser in Vorbeugungsmitteln angewendet. Ja er fragt sich noch sehr, ob Vorbeugeeinrichtungen so kostspielig wären wie Fürsorgeeinrichtungen.

Daß die Vorbeugeeinrichtungen nicht von heute auf morgen entstehen können, ist natürlich. Bis wir so weit sind, müssen eben die Fürsorgeeinrichtungen ausgebaut werden.

Da sind vor allem die Herbergen. Es ist zweifellos, daß die Herbergen zur Heimat das Herbergswesen ganz wesentlich gehoben haben. Doch ist es jetzt, wo die Arbeiterklasse anfängt, für sich allein einzutreten, Zeit, das Herbergswesen zu reformieren. Daß diese Reform auch bei den Herbergen zur Heimat angebracht wäre, beweist das Eingeständnis des Vorstandes des deutschen Herbergsvereins, daß sich unter ihnen manche befinden, die den Namen einer Herberge zur Heimat nicht verdienen.

Warum hat man nicht schon daran gedacht, die Vagabunden- und Herbergsfrage auf einem ähnlichen Weg zu lösen, auf dem die Gewerbegerichte ins Leben gerufen sind? Noch niemand hat daran gedacht, die eigentlichen Beteiligten, die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, zur Beseitigung dieses Problems zu verpflichten. All die vielen zerstreuten Kämpfe auf diesem Gebiete müßten zu einer siegreichen Schlacht gegen das Vagabundentum zusammengefaßt werden. Zur radikalen Beseitigung gehören wohl noch andere soziale Eingriffe. Aber eine gründliche Aufwärtsentwicklung des Herbergs- und Unterstützungwesens würde die Vagabundengefahr auf ein gewisses Maß beschränken. Mit Verpflegungsstationen, in denen den Wanderern nur ein unzureichendes Obdach und ein Stück Brot geboten wird, so daß sie immer noch betteln müssen, wollen sie nicht verhungern, ist der Wanderbettelei nicht beizukommen. Ebenso wenig mit den von einigen

Seiten gewünschten, an Zwangsasyle erinnernden Wanderarbeitsstätten. Die sollen ein Mittelding zwischen Verpflegungsstation und Arbeiterkolonie werden. Das leidige unnütze Wandern von Station zu Station würden sie beseitigen. Doch dürfte niemand damit einverstanden sein, jeden Mittellosen in eine Anstalt einzusperren, nur darum, weil keine passende Arbeit für ihn vorhanden ist. Die Wanderarbeitsstätte wäre, wenn der Aufenthalt in ihr ein freiwilliger wäre, ein Fortschritt, so aber würde sie den Polizeiorganen eine sonderbare Macht einräumen. Auch die Moorkolonisation durch Wanderarme ist eine polizistische Utopie. Was hat der Mittellose verbrochen, um, womöglich auf Lebenszeit, in Sumpf und Moor deportiert zu werden?

Der Wanderarmenfrage muß wohl auf anderen Wegen beizukommen sein. Das Wandern darf nicht zerstört, verboten werden. Es muß ermöglicht, es muß organisiert werden. Ist es doch unter gewissen Umständen ein wunderbares Allheilmittel. Die arbeitende Bevölkerung hat oft genug keine anderen Bildungs- und Lehrjahre, als die Wanderzeit. Die Wanderjahre sind dem Arbeiter das, was die Studienjahre den akademischen Berufen. Ich halte das Wandern für eine Notwendigkeit.

Doch müßte es von seinen Schäden und Abgründen befreit werden.

In welcher Weise das zu geschehen hätte, haben die Gewerkschaften mit ihrer Reise- und Arbeitslosenunterstützung gezeigt. Über diese und über weitere Fragen des Unterstützungs- und Abhilfewesens unterrichtet mein Buch „Die Bekämpfung der Landstreicherei“ ausführlich. Hier ist wohl nicht der Platz, das zu erörtern. Es könnte nur gründlich geschehen. Nicht in einigen Zeilen.

Jedenfalls glaube ich, daß aus dieser Richtung die Beseitigung der Wanderbettelei zu erwarten ist. Die Arbeiterorganisationen werden ja nicht alles allein erreichen. Doch was die Gewerkschaften allein in ihrem Kreise leisten, das wird das große Reich in seinem auch leisten können — wenn dazu alle gemeinsam wirken: die Arbeiterbewegung mit ihrem vorbildlichen Unterstützungswesen, die christlichen Kreise mit ihrem Wohltun, die Verwaltungsbehörden mit ihren Anstalten usw. usw. Von einer Einrichtung allein ist nicht alles Heil zu erwarten. Es ist eben alles nötig: ein gutgeregeltes Herbergswesen, eine Art Arbeiterkolonie für Unheilbare, Reichsarbeitslosenversicherung und auch eine Art Wanderarbeitsstätte, die gewissermaßen den Heilanstalten der Invaliditätsversicherung gleichen müßte.

Erst, wenn das alles da ist, wird man mit Recht fragen können: Wer ist wegen Bettelns zu bestrafen?

XVII.

Die Kollektivausstellung der Polizeibehörden auf der Städteausstellung in Dresden.

Von

k. k. Gerichtssekretär **Friedr. Paul,** Olmütz.

(Mit 16 Abbildungen im Text und Tafel I. II.)

Die Frage, ob die Polizeibehörde als solche an einer Ausstellung als Ausstellerin sich beteiligen könne und dürfe, wurde bereits vor einigen Jahren in Wien von dem dortigen Polizeipräsidium gelegentlich der damals veranstalteten Wohlfahrtsausstellung in glücklichster und wie die spätere Zeit zeigte, auch in erfolgreichster Weise gelöst. Die Neuheit des Versuches, sowie die zuwartende Haltung eines Teiles der maßgebenden Faktoren veranlaßte die Aussteller das Gebotene den Besuchern anziehend zu machen und so wurde denn in einem separaten Pavillon, der Tendenz und dem Raume nach deutlich geschieden in einer Abteilung durch eine Reihe von Bildern künstlerischer Ausführung dem Publikum allegorisch und idealisiert die vielseitige Tätigkeit der modernen Polizei „auf dem Gebiete der Wohlfahrt" vorgeführt, wobei auch einige historische und lokale Erinnerungen mit verkörpert wurden, während in einer anschließenden Abteilung die eigentliche Kriminalpolizei mit ihren Behelfen, insbesondere aber die soeben in Wien eingeführte Bertillonage, sowie die photographischen Aufnahmen nach Bertillon in sehr anerkennenswerter Weise zur Schaustellung kamen. Nebenbei waren technische Behelfe und Ausrüstungen, sowie auch bemerkenswerte Gegenstände, an oder mit welchen Verbrechen verübt worden waren, wie man sie damals eben bei Behörden und Instituten vorfand (ein Kriminalmuseum bestand damals nur beim Landesgerichte in Graz) ausgestellt. Wenn die Ausstellung auch dem Zwecke dienen sollte, das Publikum im eigentlichsten Sinne des Wortes zu gewinnen, was wohl gerade in Wien sehr nahe lag, so wurde dieses Ziel wohl nicht erreicht, die breiten Schichten des Publikums brachten dem künstlerischen Teil der Ausstellung, so bemerkenswert



Paul.

Verlag vo[illegible]





er war, wenig Interesse entgegen, das Hauptinteresse konzentrierte sich in den Räumen, wo die Anthropometrie in wohlgebildeten Figuren sowie die Photographie, nicht minder auch die aus verschiedenen bekannten großen Strafsachen herrührenden Gegenstände das Interesse dauernd fesselten. Es wiederholte sich die Tatsache, daß das Publikum den Kitzel eines gewissen Gruselns sehr gerne sucht und empfindet und mit Vorliebe seine Aufmerksamkeit Dingen zuwendet, die mit der Kriminaljustiz eng zusammenhängen.

Bedeutende Praktiker und Theoretiker haben daher das Publikum in mehr oder weniger geschickter und erfolgreicher Weise zur Mitarbeit herangezogen, ja ich habe gelegentlich der zu besprechenden Ausstellung geradezu einen Typus kennen gelernt, den man mir sehr zutreffend als den des „Kriminalamateurs" bezeichnete.

Bei dem hohen Interesse, mit dem das Publikum sich mit der Tätigkeit der Kriminalpolizei befaßt, ist es wohl naheliegend, daß auch das Urteil der Öffentlichkeit über die Tätigkeit der Kriminalpolizei immer mehr an Gewicht gewinnt und nachdem nun einmal mit der Darlegung der Mittel, mit denen die Polizei arbeitet, ein glücklicher und erfolgbringender Anfang gemacht worden ist, kann eine Ausstellung der Polizeibehörde als eine Art Prüfung vor dem Forum der Öffentlichkeit angesehen werden.

Der Endzweck, das höchste Ziel, das die Behörde in ihren Bemühungen anstreben kann, ist die Achtung des Publikums, aufgebaut auf der Überzeugung von ihrer Tüchtigkeit.

Wenn die Aussteller in Dresden diesen Zweck angestrebt haben, dann haben sie ihn voll erreicht, Fach- und Laienkreise sind einig in der Anerkennung des Gebotenen und die Erfolge dieser Schaustellung werden gewiß nicht ausbleiben.

Der offene Kampf gegen das Verbrechen, den ich so oft betont, wird um so größere Erfolge bringen, je weiter die Kenntnis jener Hilfsmittel dringen wird, deren sich die Polizei zu bedienen pflegt, die Verfeinerung des Verbrechertums muß dann auch wieder einen weiteren Fortschritt im Gefolge haben, denn auch hier bedeutet Stillstand — Rückschritt.

An der Ausstellung selbst, welche in dem westlichen Anbau des Hauptgebäudes in genügenden Räumen bei schönstem Oberlicht untergebracht ist, haben sich unter dem bekannten, recht zutreffenden Motto: Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? beteiligt, das Großherzoglich badische Ministerium des Innern, die Herzogliche Polizeidirektion Braunschweig, die Polizeidirektion Bremen, das Polizeiamt Chemnitz, die Königliche Polizeidirektion Dresden, die

Polizeibehörde Hamburg, das Großherzoglich hessische Ministerium des Innern, das Polizeiamt Leipzig und die Königliche Polizeidirektion München, bedauerlicherweise fehlt Berlin, dessen Einrichtungen gewiß mit besonderem Interesse verfolgt worden wären.

Für den Fachmann ist der Totaleindruck, den die Ausstellung auf den Besucher macht, kurz mit den Worten bezeichnet: „Kampf der Anthropometrie gegen die Daktyloskopie, Darstellung des technischen Dienstes und der angewandten Kriminalistik.“

Bei der Besprechung diene die nachfolgende Planskizze zum Verständnis.

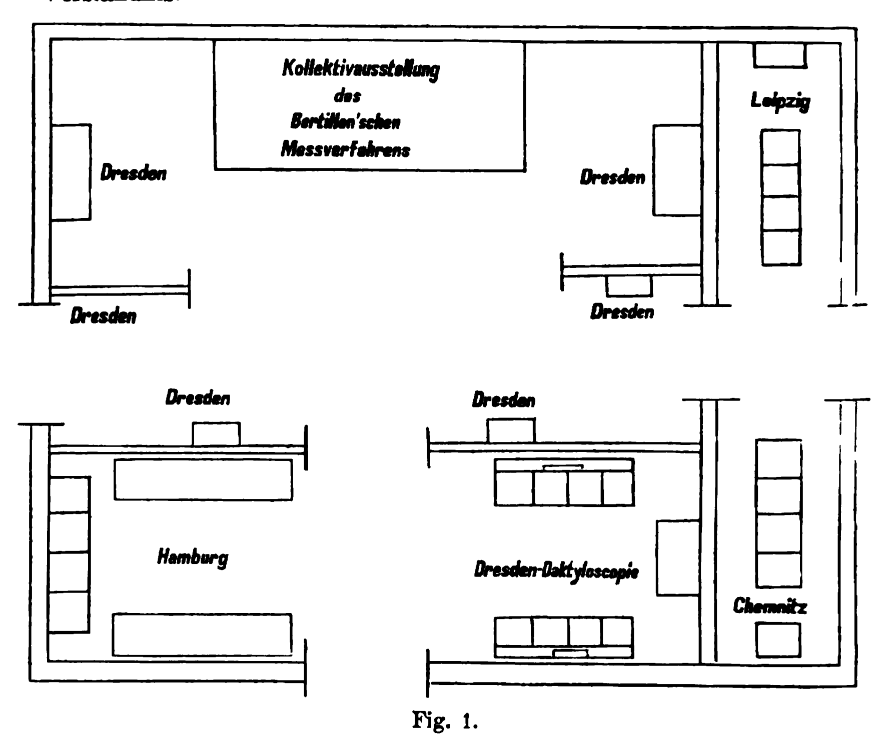


Fig. 1.

Historisch bemerkenswert ist die von der Polizeibehörde zu Hamburg ausgestellte Reproduktion eines griechischen Steckbriefes, erlassen am 10. Juni 196 n. Ch. in Alexandrien, seine Übersetzung in deutscher Sprache lautet:

„Im Jahre 25 am 16 Epiphi.

Ein junger Sklave des Aristogenes, des Sohnes des Chrysippus, des Deputierten aus Alabanda, ist in Alexandrien entlaufen, namens Xermon, alias Neilos, ein geborener Syrier aus Bambyke, ungefähr

18 Jahre alt, mittlerer Größe, bartlos, mit geraden Beinen, im Kinn ein Grübchen, an der linken Seite der Nase eine linsenförmige Warze, eine Narbe über dem linken Mundwinkel, an der rechten Handwurzel mit barbarischen Buchstaben tätowiert. Er trägt einen Gürtel, dessen Inhalt 3 Minen 10 Drachmen gemünzten Goldes, einen silbernen Ring, auf dem eine Salbflasche und Schabeisen dargestellt sind, auf dem Körper eine Chlamys und ein Schurzfell. Wer ihn zurückbringt, erhält 2 Talente und 3000 Drachmen, wer seinen Aufenthalt verrät, erhält, wenn derselbe an einem heiligen Orte ist, 1 Talent und 2000 Drachmen, wenn bei einem zahlungsunfähigen und gerichtlich belangbaren Manne ist, 3 Talente 5000 Drachmen, Anzeige gütigst bei dem Beamten des Strategen zu erstatten.

Mit ihm entlaufen ist Bion, der Sklave eines Hofbeamten erster Klasse, untersetzt, breitschultrig, mit kräftig entwickelten Beinen, Augen grünlich.

Er trug, als er entlief, eine Tunika und einen kleinen Sklavenmantel, ein Frauenkofferchen im Werte von 6 Talenten 5000 Drachmen.

Wer ihn zurückbringt, erhält dieselbe Summe, wie für den obigen, Anzeige auch über diesen bei dem Beamten des Strategen zu erstatten.“

Das Schriftstück ist um so interessanter, als es sich in seiner Textierung gar nicht von ähnlichen Kundmachungen unserer Behörden unterscheidet, zudem sind besondere Körpermerkmale zur Sicherstellung der Identität sehr zweckmäßig angeführt, die Belohnung war sehr hoch, ein Talent entspricht einem Betrage von ca. 4700 Mark, ein Talent hatte 60 Minen, eine Mine 100 Drachmen. Das Interessanteste an dem Schriftstück ist aber, daß es auch die Abbildungen der entwendeten Gegenstände enthält, ein dem Erfolge sehr nützlicher Umstand, der neuestens bei den Behörden die gebührende Beachtung findet.

Geschichtlich bemerkenswert und von besonderem Interesse sind ferner in der Abteilung des Polizeiamtes Leipzig die Originalurkunden des Magistrats gegen den Betrug im Rauchwerk vom 5. Oktober 1594, die Herbergeordnung vom 8. Mai 1599, die Gasthausordnung vom Montag nach Margarete 1543, die Kutscherordnung vom 16. Juni 1687, die Verordnung über öffenliches Waffentragen vom 14. Mai 1545 usw.

Den Mittelpunkt des Interesses bildet die Kollektivausstellung der Bertillonage, eine Gruppe von 10 Personen, welche die Abnahme der Armspannweite, des Kopfmaßes, der Unterarmlänge und des Fußmaßes zur Darstellung bringen.

Die lebensgroßen, naturgetreu nachgebildeten Figuren sind schon durch den Mittelgang hindurch sichtbar und lenken den Strom der Besucher sofort in die Räume der Polizei. Die eindrucksvolle Gruppe der Bertillonage ist aber mehr als Schaustück, sie ist das Grabdenkmal des Bertillonschen Systems als solchen, zum mindesten der Bertillonschen Körpermessung als Registerbehelf. Die großen Verdienste Bertillons auf dem Gebiete der Identifizierung haben eine große Schmälerung durch seine unglückliche Intervention im Dreyfuß-Prozeß erfahren und Bertillon selbst erlebt den Triumph einer internationalen Regelung der Bertillonage nicht mehr. Das Interesse wendet sich mit Recht der Identifizierung durch Abnahme der Papillarlinienabdrücke zu.

Die Gruppe wirkt durch ihre Größe, und mit Befriedigung wendet sich jeder Besucher, von dem gefälligen Mentor im Kittel des Meßbeamten über das Wesen der Anthropometrie belehrt zu den anderen Ausstellungsobjekten, welche schon einer genaueren Betrachtung gewürdigt werden wollen. Wir finden vor allem in der rechten Seitennische eine Weltübersichtskarte über die Verbreitung der zwei vorzüglichsten Systeme der Identifizierung nach Bertillon und nach Fingerabdrücken. In Europa, Amerika und in Asien gibt es noch Gebiete, in welchen keines dieser Systeme in Anwendung ist, Australien wird ganz, Nordamerika zum großen Teile, dann Afrika, Asien und zuletzt Europa der Daktyloskopie dienstbar.

Ein sehr belehrende Zusammenstellung bildet die Aneinanderreihung aus verschiedenen Ländern eingelangter anthropometrischer Meßkarten derselben Person mit Photographie, besonders deutlich tritt auch hier die Verschiedenheit des en face Bildes nach Alter Tracht und selbst nach Herkunft des Bildes zutage, während dem Eingeweihten die Linien des Profils überall die überzeugenden Beweise der Identität liefern. Unter der nebenan befindlichen Zusammenstellung von Meßkarten der verschiedensten Länder liefern Chinesen, Russen, Türken, Inder, Argentinier und eine Algiererin bemerkenswerte Typen.

Die Nebenwand füllt ein Glaskasten, welcher zur linken Hälfte die Einrichtung einer alphabetischen und der anthropometrischen Registratur Bertillons enthält, während zu beiden Seiten des Kastens die verschiedenen Abkürzungen, auch nach Ländern geordnet, in vier Tabellen sehr übersichtlich angebracht sind.

Wir sind damit schon zum Teil in das Gebiet der Darstellung der Unterrichtsbehelfe zur Erlernung der Anthropometrie gelangt, denn die anschließende Wand enthält in recht gelungenen Gipsreliefen

die wesentlichen Formen des Kopfes und der Gesichtslinien und außerdem 12 der hervorragendsten charakteristischen Ohrformen.

Der korrespondierende Raum vis à vis enthält die weiteren Behelfe zum anthropometrischen Unterricht, vor allem ein riesenhaftes Ohr, dessen einzelne nach Bertillon unterschiedenen Teile in verschiedenen Farben ausgeführt, dem Schüler gleich drastische Belehrung bieten.

Zum Studium der Hand- und Fußmessung dienen skelettierte Teile dieser Extremitäten, zur Erklärung des Kopfmaßes ein Schädel, während ein vergrößerter Augapfel die Beschreibung der Augenfarbe und die Einteilung des Iris vermitteln hilft.

Diese Lehrmittel sind umgeben von acht sehr sauber ausgeführten Skizzen der Vorder- und Rückseiten des Kopfes, des Rückens, der Arme und der Hände, an welchen gleichzeitig die Art der Aufnahme der besonderen Kennzeichen erläutert ist. Den Schluß der Unterrichtsbehelfe bildet in dieser Nische eine Zusammenstellung von je zwei Fällen von Identität der Person trotz Unähnlichkeit der Bilder und von Nichtidentität der Person trotz Ähnlichkeit der Bilder. Die Abbildungen sind in Lebensgröße ausgeführt, und verdienen nicht nur wegen der sehr gut getroffenen Wahl, sondern auch wegen ihrer technisch bemerkenswerten Ausführung hervorgehoben zu werden.

Wir lenken nun unsere Schritte in den Raum, wo die Daktyloskopie ihre Geheimnisse enthüllt. Der Gebrauch der Fingerabdrücke, in China und im Orient (bei uns in Bosnien) seit urdenklichen Zeiten als Unterschrift, hat Sir William Herrschel als administrativer Chef in Indien in der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts veranlaßt, der Landessitte entgegenkommend, den Abdruck des Zeigefingers zu Identifizierungszwecken zu benutzen. Francis Galton[1]) hat die Sache wissenschaftlich auf eine reale Basis gestellt und die Möglichkeit der Registrierung durch Abnahme von Fingerabdrücken nachgewiesen.

Zahllos waren die Forscher auf diesem Gebiete, ich hebe nur einen hervor, der die Sache mit dem Namen bezeichnet, der jetzt beliebt geworden ist, sein Werk benennt sich: „Conferenzia sobre el sistema Dactyloscopico — dada en la Bibliotheca publica de la Plato, par Juan Vucetich, Gefe de la oficina de l'Estadistica e Identificacion de la Policia de la Provincia de Buenos-Aires.“ La Plata.

Bertillon hat unstreitig von den Bestrebungen der Engländer auf diesem Gebiete frühzeitig Kenntnis gehabt, denn im Oktober 1893 war schon vom englischen Homedepartement ein Komitee eingesetzt worden, welches die Aufgabe hatte, die in England zur Zeit bestehende

---

1) Finger-Prints. Macmillan, And & comp., London.

Methode der Registrierung von Verbrechern zu prüfen, das anthropometrische System Bertillons zu studieren und Vorschläge über die Verwendbarkeit der Fingerabdrücke zu gleichen Zwecken zu erstatten.

Das Komitee war auch bei Bertillon in Paris, und es ist bemerkenswert, daß ungefähr um dieselbe Zeit Bertillon auf seinen Messkarten Abdrücke der Finger der rechten Hand vorschrieb. Hätte damals Bertillon sich entschlossen, alle zehn Fingerabdrücke des Individuums aufzunehmen, so wäre zweifelsohne der Erfolg auch weiter an seine Fahnen geheftet geblieben.

Das Komitee unter dem Vorsitze von Charles Edward Troup, Esq. vom Home-Office erklärte die zur Zeit in England bestandene Methode der Registrierung ungenügend. In Hinsicht der Bertillonage erklärte aber das Komitee dieses System für England nicht annehmbar, da unmöglich nach englischen Begriffen der Polizei ein so gewaltiger Eingriff in die Rechtssphäre des einzelnen gestattet werden könne, wie es die Körpermessung mit sich bringe, das Komitee entschied sich somit für die Annahme des Fingerabdrucksystemes oder sagen wir, für die Daktyloskopie.

Weniger glücklich war man in England in der Reform der Photographie, denn es ist, wie ich schon mehrfach, insbesondere in meinem Handbuch der kriminalistischen Photographie nachwies, ein unbestreitbares Verdienst Bertillons, daß er Profil- und Enface-Bild getrennt und scharf zur Darstellung bringt, denn die englische Methode mit dem Spiegel muß schon aus technischen Gründen als fehlerhaft und vollkommen unverläßlich entschieden verurteilt werden. Im Jahre 1894 wurden nach dem Vorschlag des Komitees Aufnahmen von Signalements nach einem gemischten System angeordnet, das Hauptbureau sollte in London in Scotland-Yard nahe Charing-Cross sein und sollten nur Signalements aus den Gefängnissen aufgenommen werden. Zum Hauptbureauchef wurde Dr. R. Anderson, Assistent commissioner of police, zum Konsulenten Dr. med. Georg Gerson bestellt, und 1895 sollte das ganze im Gang sein.

Schließlich wurde das System der Fingerabdrücke nach E. K. Henry, Polizeikommissär der hauptstädtischen Polizei in London, eingeführt. Das System konnte in England um so eher Boden fassen, als dort die Tätigkeit Galtons schon seit vielen Jahren bekannt war und als selbst in der Gesellschaft das Deuten der Fingerlinien als Sport getrieben wird. Neuerlich geschieht dies auch in Paris, seit Dr. Féré[1]) in der

1) Féré, Note sur les plis de flexion de la paume de la main. Comp. rend. des séances de la Soc. de biol. de Paris 1900. — Montre moi ton doigt, je te dirai qui tu es.

Biologischen Gesellschaft die Mitteilung machte, daß angeblich mit der Feinheit der Linien, mit der Feinheit des Musters, auch die Intelligenz des Besitzers höher zu stellen ist. Das System von Henry ist dargestellt in seinem Werk mit dem Titel: Classification and uses of finger prints. By E. K. Henry, C. S. J. London, printed for His Majestys stationery office, bey George Rontledge & sons Ltd. 1901. 2. Auflage.

Ich schicke diese Ausführungen zum Verständnis des nachfolgenden voraus und bemerke, daß die Abhandlung über Daktyloskopie im 12. Bande S. 111 ff. einen Auszug aus diesem Werke darstellt, auf den im nachfolgenden Bezug genommen werden wolle. Die Daktyloskopie ist als Registrier- und Identifizierungsmethode vorzüglich geeignet. Die Abnahme der Abdrücke erfordert keine Instrumente, also keine besonderen Auslagen, die Zufälligkeiten falsch funktionierender Instrumente und Fehlerquellen der Messenden sind ausgeschieden. Die auf einer Karte abgedruckten Fingerabdrücke lassen sich jederzeit auf ihre Richtigkeit prüfen, ohne, wie bei dem Messen, das Individuum zur Hand haben zu müssen, die Abdrücke müssen nur deutlich sein, die Abdrücke selbst gestatten schon vollkommen verläßliches Urteil über Identität und Nichtidentität.

Die Polizeidirektion in Dresden widmet der Daktyloskopie einen eigenen Raum. An der Stirnwand zu oberst findet sich in sehr gelungener drastischer Darstellung die Handfläche einer Hand mit ihren markanten Furchen und Linien, darunter die Vergrößerung einer daktyloskopischen Karte „Slips". Neben diesen Abbildungen befindet sich, von links beginnend, die Darstellung der vier verschiedenen Muster der Fingerlinien und zwar Bogen, Schleife, Quirl (Wirbel) und zusammengesetztes Muster (Komposite), die markanten Linien durch rote Farbe drastisch hervorgehoben.

Die Erzeugung der Abdrücke, das sogenannte Rollen wird von zwei Figuren in Naturgröße dargestellt, und es gewinnt oft mitten unter den Besuchern den Anschein, als ob Personen lebend an der Belehrung des unermüdlich fragenden Publikums teilnehmen würden.

Die Erzeugung der Abdrücke der Finger und die Vornahme des Kontrollabdruckes mit den geschlossenen Fingern ist durch lebensgroße Photographie faßlich erläutert.

Interesse findet der Gipsabguß einer Hohlhand, deren Linien besonders deutlich zum Ausdruck kommen, während als Gegenstück eine Vergrößerung des Vorganges, wie die Linien in den Schleifen gezählt werden, ebenfalls vergrößert, angebracht ist.

Während dem Eintretenden zur linken Hand eine schöne Kollek-

tion von zu Reklamezwecken nachgemachtem Papiergeld sogenannte Blüten den Beschauer fesselt, zeigt eine Zusammenstellung von Briefen den sogenannten Schatzgräberschwindel, zu deutsch, die Wahrheit des Sprichwortes, die Dummen werden nicht alle. Vereinzelte Personen erhalten nämlich aus Spanien Briefe, in welchen der Schreiber unter der abenteuerlichsten Schilderung seiner überstandenen Kriegsgefangenschaft in Tunis oder ähnlich dem Empfänger mitteilt, er sei in Kenntnis eines irgendwo vergrabenen Schatzes von unermeßlichem Werte, zu dessen Hebung er nur Geld benötige, welches er eben in Spanien, um Aufsehen zu vermeiden, nicht beschaffen könne. Die Briefe zitieren dann den Adressaten zumeist an entlegene Orte und enden mit einer Aufforderung an einen bestimmten Ort Geld zu senden mit dem der Betroffene immer hineinfällt. (Vergl. dieses Archiv Bd. IV. S. 81.)

An der linksseitigen Wand des Raumes befindet sich eine interessante Zusammenstellung von Kasseneinbrecherwerkzeugen und Bestandteilen erbrochener Kästen.

Diese öffentliche Schaustellung ist um so bemerkenswerter, als man sich noch vor wenigen Jahren scheute derartiges öffentlich zu zeigen, indem man es mit dem Sprichworte hielt, „man zeige den Dieben den Weg“. Der kriminalische Fachmann weiß aber, daß es ganz andere Quellen der Belehrung gibt, die den Unterricht suchenden Verbrecher weit gründlicher für seinen Beruf vorbereiten, als eine Ausstellung, die er kaum besuchen dürfte; wenn man aber derartige Gegenstände ausstellt, informiert man große Schichten des Publikums, der einzelne spielt gerne und oft den Geheimpolizisten und schon das zufällige Entdecken solcher Werkzeuge durch Laien bei Verdächtigen kommt und schafft tatsächlich oft den größten Nutzen. Dem Getriebe der Großstadt mehr entrückt ist das mittlere Tableau; welches den Fang und die Erlegung des Wildes auf verbotene Art durch Vogelsteller, Schlingenleger und Raubschützen zum Gegenstande hat.

In dem unterhalb dieses Tableaus angebrachten Glasschrank fesseln vor allem das Interesse die verschiedenen Reste des Aberglaubens, die im Volke noch immer leben.

Unter anderem ein mit Blut beschmierter Zettel, im Geldtäschchen getragen, mit der Teufelsverschreibung: ich verschreibe mich von heute ab in Gewalt um Reichtum zu besitzen und ergebe mich allem — den 25. Juli 1899, L. L. Teufel, Teufel, Teufel, komme, komme. —

Da finden sich auch Päckchen mit Kräutern gefüllt, die ein spekulativer Kopf „gegen verhextes Vieh an der Stalltüre anzubringen“, das Stück zu 3 Mk., verkaufte; Bleche mit eingeritzter Schrift, Bibelsprüche und ein Totenkopf, den eine Zigeunerin beim Wahrsagen

benutzte, um ihren Aussprüchen mehr Glauben und offenbar auch mehr Honorar zu sichern.

Hieran reihen sich interessante Kassiber, die den Gefangenen die Korrespondenz mit der Außenwelt vermitteln, hierzu diente ein Brillenfutteral im Rockärmel, ein eingenähtes Stück Leinwand usw.

Aus dem Reiche des Betrugs bleibt nicht ohne Interesse ein skelettierter Ochsenkopf von einem Schlachtvieh, das zur Versteuerung, um die Behörde zu täuschen und um nur eine geringere Gebühr entrichten zu müssen, als Stier angemeldet wurde, zu welchem Zwecke in den Kiefer aus einem Kalbskopfe zwei Milchzähne eingesetzt worden waren. Falsche Würfel, auf verschiedene Art gezeichnete Karten, eine Anzahl der häufigsten Gaunerzinken, falsche Münzen füllen den Kasten, in welchem uns noch eine mit Röntgenstrahlen verpackt photographierte Höllenmaschine, die an die Adresse des Polizeipräsidenten gelangte und als verdächtig photographiert wurde, besonders auffällt. Diese Verwendung der Röntgenstraslen, die schon bei Zollämtern zur Prüfung des Inhaltes von Packsendungen viel Anwendung findet, bietet einen sicheren Schutz gegen die Gefahren der Höllenmaschinen, vorausgesetzt, daß man die Sendungen schon als verdächtig beanstandet.

Sehr belehrend wirken Proben von Schnitten mit schartigen Messern und die Untersuchung ihrer Spuren auf Gipsblöcken zum Nachweise boshafter Beschädigung von Bäumen. Von historischem Interesse ist ein Steckbrief, mit welchem Richard Wagner in Eberhards Polizeianzeiger Bd. XXXVI vom 11. Juni 1853 I. A. 652, verfolgt wird, derselbe lautet:

„Wagner, Richard, ehemaliger Kapellmeister aus Dresden, einer der hervorragendsten Anhänger der Umsturzpartei, welcher wegen Teilnahme an der Revolution in Dresden im November 1849 (Bd. XXVIII S. 220 und Bd. XXXII S. 306) steckbrieflich verfolgt wird, soll dem Vernehmen nach beabsichtigen, sich von Zürich aus, woselbst er sich gegenwärtig aufhält, nach Deutschland zu begeben.

Behufs seiner Habhaftwerdung wird ein Porträt Wagners, der im Betretungsfalle an das königliche Stadtgericht in Dresden abzuliefern sein dürfte, hier beigefügt.“

Viel beachtet ist auch eine Kollektion falscher Stempel, bekanntlich eine Industrie, die in Gefangenen- und Arbeitshäusern blüht, genug Schaden anrichtet und leider noch wenig bekämpft wird. Von Interesse ist auch das Modell eines Zellenwagens im Volksmunde der grüne Wagen genannt. Der Wagen dient zum Transport der Gefangenen; die Einrichtung ist dadurch bemerkenswert, daß der überwachende Gensdarm bei der Türe sitzt, ein Raum für renitente Individuen vor-

handen ist und somit allen Anforderungen entsprochen ist, die man an ein solches Fuhrwerk stellen kann.

In ähnlicher Weise bietet eine Nachbildung einer Reihe von Zellen aus dem Zellengefängnis der Polizeidirektion einen anschaulichen und übersichtlichen Einblick in diese dort bestehenden Einrichtungen.

Dem Eintretenden fallen zur rechten Hand sofort drei große Tafeln in die Augen, welche angewandte Fälle der Daktyloskopie zum Gegenstande haben.

Der Mittelfall behandelt Fingerabdrücke, die bei einem Morde auf einem weißen Tischtuch zurückgeblieben waren.

Die andern Fälle betreffen beide denselben Täter, welcher in einem Zwischenraum von 2 Jahren je einen Einbruchsdiebstahl in einem und demselben Kaffeehause verübte, wo er das eine Mal die Spuren seiner rechten Hand auf dem Spiegel der Kredenz, die er zu erbrechen suchte, zurückließ, während er in der gleichen Absicht das nächstfolgende Mal seine von gebranntem Zucker beschmutzten Finger der linken Hand auf dem Aufschreibebuch der Kassiererin, das auf dem Tische lag, abdrückte, welche Spuren in beiden Fällen zur Überweisung des Täters führten.

Die Originalspuren sowie auch die Fingerabdrücke sind auf den Tafeln in starker Vergrößerung abgebildet und ist insbesondere durch Bezugnahme auf die Übereinstimmungen in den Abdrücken deutlich deren Identität nachgewiesen.

Wird erwogen, daß in einem bestimmten Straffall zumeist auch nur ein bestimmter Kreis von Personen in Verdacht kommt, so ist es an der Hand solcher Beweisstücke mitunter möglich, den allenfalls schon registrierten Täter selbst auf Grund der daktyloskopischen Registratur aufzufinden.

Von besonderem Werte aber ist es, daß man mitunter durch Abnahme der Fingerabdrücke verdächtiger Personen sofort einen Teil von Personen mit Bestimmtheit als unbeteiligt ausschalten kann.

Diese in die Augen fallenden Tafeln finden eine interessante Ergänzung durch die unterhalb derselben in dem Glaskasten ausgestellten Versuche latente, unwillkürlich hinterlassene Abdrücke von Hand- und Fußflächen auf Glas, Papier usw. sichtbar zu machen. Wer hat nicht schon zu seinem Verdruß auf den blanken Teilen einer Kasse die rostigen Papillarlinienabdrücke eines schwitzenden Fingers bemerkt, wem fiel es nicht auf, daß ein Versuch, den heißen Lampenzylinder zu richten, die Spuren unserer Fingerlinien am Zylinder aufwies, welche Hausfrau hat sich nicht schon über die Dienerschaft beklagt, die nicht imstande sei, reine Trinkgläser auf den Tisch zu stellen.

Ich verweise auf das 2. Heft des Bandes, woselbst nach Angaben des Dr. Groß das Sichtbarmachen latenter Fingerabdrücke des weiteren behandelt ist. Ich halte diese Darstellungen der sichtbar gemachten Abdrücke in verschiedenen Farben für die weitere Öffentlichkeit sehr nützlich, da eine Menge von Laien in der Sache belehrt, sehr leicht in die Lage kommen können, in einem vorkommenden Falle vorfindliche Abdrücke für die Behörde zu erhalten und vor Zerstörung zu schützen.

Sehr belehrend und geschickt erzeugt, befinden sich in dem erwähnten Kasten Abdrücke von unbekleideten Händen und Füßen, abgenommen mit Gips, Schwefel, Paraffin, Wachs, ja selbst von Abdrücken in Schnee und Mehl.

Ein Abklatsch einer Felsspitze und wieder zusammengesetztes verbranntes Papier zeugen von besonderer Geschicklichkeit und Geduld des Arbeiters.

Von gleichem Fleiße zeigen zwei plastische Terraindarstellungen eines Tatortes, die eine nach dem Nagelsystem (eingeschlagene Nägel zeigen die Coten an, welche bei Ausfüllung des Raumes zwischen den Nägeln die obere Fläche bestimmen), die andere nach Art der Militärkarten nach dem Plattensystem (geschnittene Pappscheiben den einzelnen Höhenschichten entsprechend aufeinandergelegt).

Den Kasten zieren noch Kommissionstaschen und ein Besteck zur Erzeugung von Papillarlinienabdrücken, sehr zweckmäßige Einrichtungen, deren Brauchbarkeit die Behörde jedenfalls selbst erprobt hat. Das Besteck für daktyloskopische Aufnahmen ist gewiß zeitgemäß es wäre selbst der Fall zu denken, daß das einzelne Organ im Besitz eines oder mehrerer Fingerabdrücke eines Individuum, bei Betretung sofort Versuche anstellen wollte, um sich sofort von der Richtigkeit des Verdachtes zu überzeugen, was ja, „wie der Praktiker zugeben wird", in der größten Zahl der Fälle sofort spruchreif eruierbar sein wird.

Wir nehmen Abschied von dem interessanten Raum, nicht ohne mit Überraschung eine Tafel eingesehen zu haben, auf welcher die seltensten Legitimationspapiere in scheinbar frappant echtem Kleide als Fälschungen ausgestellt sind, ein Beweis, daß viel mehr falsche Dokumente im Umlauf sich befinden, als die bezüglichen Behörden anzunehmen geneigt sind.

Bevor wir uns dem gegenüberliegenden Raume zuwenden, den die Polizeibehörde von Hamburg ausfüllt, verweilen wir ein wenig im Zwischengange, woselbst durch proportionelle Darstellung der Größe eines Schutzmannes die Zahl der Beamten der Polizei und durch Darstellung eines Sackes der Aufwand für die Sicherheitspolizei der Stadt

Dresden seit dem Jahre 1853 bis 1903 recht augenfällig dargestellt ist. Die Kosten, zu denen die Stadt überdies einen Beitrag leistete, betrugen 1853 143768 M. und sind 1903 auf 647 457 bezw. 2 248 475 M. gestiegen, während 1853 eine Zahl von 301 Beamten den Dienst versahen, nahm das Jahr 1903 schon deren 1040 in Anspruch. Die Ursache dieser Steigerung stellen zwei weitere Tafeln dar, welche durch Abbildung einer prozentuell gewählten Anzahl von Personen recht anschaulich die Zunahme der Bevölkerung, andererseits kartographisch den Wachstum des Weichbildes von Dresden in dem Zeitraume von 1853 bis 1903 darstellen. Während die Bevölkerungsziffer für 1853 zu 105300 Personen durch 5 Männer und ein Kind dargestellt werden konnte, mußten zu der Darstellung für das Jahr 1903 schon 24 Männer und ein Jüngling gewählt werden, es hat sich also in dem Zeitraum von 50 Jahren die Bevölkerung fast verfünffacht, eine Tatsache, die auch die zur Schau gestellten Adreßbücher schon nach ihrem Umfange erkennen lassen.

Wir schreiten in den gegenüberliegenden Raum, aus dem uns das Wappen der freien Hansestadt Hamburg entgegenleuchtet. Welcher Fachmann kennt nicht die Polizeibehörde der Hansestadt Hamburg, wer beneidete nicht die Behörde, welche von dem einsichtsvollen Senat für ihre rühmlichen tonangebenden Bestrebungen auf dem Gebiete der kriminalistischen Photographie eine namhafte Jahresdotation bezieht? Wie vielseitig ist nicht die Tätigkeit dieser Polizeibehörde, die am Tore von Europa, Asien und Afrika gelegen, sehr oft Gelegenheit findet, die schwierigsten Amtshandlungen vorzunehmen, die mit Leuten aller Zonen zu arbeiten hat, die ein Emporium des Welthandels Gelegenheit findet, unmittelbar mit den Verbrechergrößen von England und Amerika ihre Kräfte erfolgreich zu messen?

Und interessant ist es, diesen Kampf in der Nähe anzusehen, die dem bureaukratischen Wesen fremde, mehr den Bedürfnissen eines Kontors angepaßte Geschäftsordnung, ja schon der beständig ohne Aufsicht dem einzelnen frei zugängliche Aufzug im Stadthause, bei dem kein Unfall sich ereignet, zeigen, daß man hier mit Ausnützung aller Mittel auf die einfachste Art bestrebt ist, große Erfolge zu erzielen. Aber nicht allein der kühle Verstand herrscht in den Räumen des Stadthauses, auch das Herz schlägt den Hamburgern am rechten Fleck und der gewinnende Verkehr des Chefs mit dem eifrigen Untergebenen sind nicht zum geringsten die Faktoren, die große Erfolge zeitigen und den Ruf der Behörde begründen helfen.

Dies mußte vorausgeschickt werden, um die Ausstellung der Hamburger zu verstehen. Am Eingang fällt uns eine Anzahl von Bildern

auf, welche Personen darstellen, deren Identität nicht feststeht und über deren Herkunft aus dem Publikum Nachrichten erwünscht sind.

Im Raume selbst fällt uns das eigenartige der Verhältnisse sofort auf. Zwei nette naturgetreue Nachbildungen einer Dampfbarkasse und eines Motorbootes, mit welchen die Kriminalpolizei im Hafen den Dienst versieht, gestatten dem Beschauer, im Verein mit einer Photographie der ganzen Polizeiflotte, sich eine Vorstellung zu schaffen über diesen interessanten Teil des Dienstes. Zu den angenehmsten Erinnerungen der Gäste in Hamburg zählt eine Fahrt im Motorboot der Kriminalpolizei in Gesellschaft des liebenswürdigen Hafenkapitäns.



Fig. 2.

Daneben befindet sich ein Apparat zur Aufnahme von Leichen usw. aus der Vogelperspektive, welcher bei der Polizeibehörde in Hamburg zu allererst zu diesem Zwecke in Verwendung kam und neben anderen Vorteilen jene monströsen Aufnahmen verhindert, die mitunter in den Münchner Fliegenden zum Spott der Amateure erscheinen. Die Abbildung zeigt die Anwendung dieses Apparates nach einem Hamburger Bild.

Über die Ausdehnung des Polizeigebietes und die Einteilung des Dienstes erteilt Belehrung ein großer Plan. Die dem Dienste selbst dienenden Behelfe als Handschriftensammlung, Generalkartenregister,

Verbrecheralbum, Spitznamenverzeichnisse, eine verkleinerte anthropometrische Registratur enthalten für den Fachmann eine Fülle interessanter Details, die an Ort und Stelle studiert sein wollen.

Hervorzuheben sind die Fahndungsbücher, die alle 8 Wochen neu gedruckt und an jedem Werktag mit den die Änderungen enthaltenden Tekturen versehen werden.

Sehr zweckmäßig, jedenfalls zweckmäßiger als die Zwangsjacke, die schon manches Unheil angerichtet, erscheint mir das ausgestellte Zwangslager, eine mannsbreite und ebensolange Kiste, in der das betreffende Individuum durch Riemen festgehalten und am Herumschlagen naturgemäß gehindert ist. Hamburg vollzieht die Todesstrafe durch Guillotinieren und die ausgestellte Guillotine versinnlicht den traurigen Vorgang, während in dem Drehgestell des Raumes sich die Abbildungen der Totenmasken Justifizierter finden. Die Stirnwand ziert das Stadthaus mit Abbildungen und seiner Innenräume, welches aber schon lange nicht mehr für die Bedürfnisse der Polizei zureicht, im Glaskasten unterhalb befinden sich Schließzeuge, Handfessel, sehr hübsch erzeugte Spuren von Händen und Füßen, Nachbildungen von Einbrecherwerkzeugen, ein handliches Besteck eines Einbrecherkönigs und eine sehr lehrreiche Sammlung von Blutspuren auf Holz, Papier usw.



Fig. 3.

Ein photographisches Binocle, dessen Verwendung nebenan sichtbar ist, verdient besonders erwähnt zu werden, nachdem mit demselben eine Reihe von Personen (am Turf usw.) photographiert wurden, deren Bilder die Behörde sich einst nicht so leicht beschaffen konnte.

Unter den ausgestellten Mordwerkzeugen fällt insbesondere ein in der Augengegend durchstoßener Schädelteil auf mit einem Sonnenschirm, durch dessen beschlagenes Ende der Besitzer des Schädels ums Leben kam, eine drastische Warnung für manchen Besucher der Ausstellung, der die lasterhafte Gewohnheit hat, mit dem wagerechten Schirm unter dem Arm in den Straßen zur beständigen Gefahr für seine Mitbürger zu wandeln.

An der anstoßenden Seitenwand finden sich sämtliche Abzeichen der Polizeibediensteten und zwei Bilder der Mannschaften, auf dem

darunter befindlichen Längstisch das Modell eines Reproduktionsschrankes mit Tagesmappen für 6 Monate. Ein Nationalitätenregister des Meldeamtes und verschiedene andere Behelfe des inneren Dienstes, unter denen insbesondere ein Verzeichnis sämtlicher Dienstherrschaften mit deren Namen und der bei denselben bedienstet gewesenen Personen sehr gute Dienste leisten dürfte.

In den Tafeln der Drehgestelle finden Hamburger Fuhrwerke, Richtschwerter, die mittelalterlichen Strafmittel, als Schandpfahl, Rad usw. photographische Darstellung.



Fig. 4.

Belehrend sind insbesondere einige Tatbestandsaufnahmen, unter anderem den nebenstehend abgebildeter Kasseneinbruch, Abbildungen von Herbergen, Tätowierungen, Röntgenaufnahmen sowie ein alter Haftbefehl aus dem Jahre 1465.

Wir kehren nunmehr in den Hauptraum der Dresdner Ausstellung zurück, um dort das auf dem Gebiete der Kriminalistik und des praktischen Dienstes Gebotene zu besehen. Die wesentlichsten Dienste leistet der Polizei die Mithilfe des Publikums, welche auch in der Ausstellung in anschaulichster Weise durch zwei Kästen in Anspruch genommen wird, die sich in dem linken Nebenraume neben der Kollektivgruppe befinden. Der eine Kasten enthält gefundene Gegenstände, von denen die Polizei Ursache hat anzunehmen, daß sie mit einem Verbrechen zusammenhängen und trägt die Unterschrift: Wem gehört dies?, während der zweite Kasten mit der Überschrift: Wer weiß etwas? Photographien und Steckbriefe von Personen enthält, deren Identität oder Habhaftwerdung der Polizei besonders am Herzen liegt; diese erbittet hierüber Mit-

teilungen aus dem Publikum. Es ist gewiß am Platze, gerade an dieser Stelle dem größeren Publikum die Kenntnis einer Einrichtung zu vermitteln, die schon oft ihre Probe bestanden hat.

Um aber nicht wieder auf einem Umwege diese Abteilung aufsuchen zu müssen, wollen wir hier unsere Aufmerksamkeit einem Schranke zuwenden, der die Überschrift trägt: Hilfsmittel der modernen Kriminalpolizei.

Nachdem der Inhalt für verschiedene Fachkreise besonderes Interesse haben dürfte, will ich es mir nicht versagen, ihn, wenn auch nur flüchtig, zu besprechen.

Zu oberst befinden sich die sogenannten Kategorienkästen, in welchen die Verbrecher nach ihrem Metier geordnet sind, sodann alphabetisch geordnete Registerkarten zum Verbrecheralbum, weiters eine Handschriftensammlung nach Verbrecherkategorien geordnet.

Eine Reihe von Büchern, deren Aufschriften dem Fachmann genügen werden, um zu erkennen, welchen Vorteil und welche Erfolge der Inhalt zu bringen vermag. Dieselben lauten: Taufnamenverzeichnis, Spitznamenverzeichnis, Verzeichnisse der aus den Strafanstalten entlassenen, in die Strafanstalten eingelieferten und aus den Strafanstalten beurlaubten Personen. Verzeichnis internationaler Verbrecher, Sammlung kriminalistisch interessanter Zeitungsausschnitte, Verzeichnis der Kennzeichen der unter Polizeiaufsicht stehenden Personen, der örtlichen Gaunersprache, der Spezialitäten, der Falsifikate (Metall- und Papiergeld), der deutschen Konsulate und Gesandtschaften, der auswärtigen Polizeibehörden, der Ärzte, der Hebammen, der wundärztlichen Hilfsstellen der Sanitätswachen, der Bankgeschäfte, der Theater, Varietés und Singspielhallen, der Hotels, der öffentlichen Tanzlokale, der Gasthäuser und Herbergen, der Schankbetriebe mit weiblicher Bedienung, der Gesinde- und Stellenvermittler, der Händler und Trödler, der Stempelschneider, der Pfandleiher, der Uhrmacher und Goldarbeiter, der Fahrradhändler und der Antiquitätenhändler.

Weiter finden wir eine Sammlung der einkommenden Spähblätter, die uns nicht minder interessiert, und zwar:

United States of Amerika: The Detective. Bayer. Zentralpolizeiblatt, München. Deutsches Fahndungsblatt, Berlin. Elsaß-Lothr. Polizeianzeiger, Straßburg. Fahndungsblatt des Kgl. Württembergschen Landjägerkorps, Stuttgart. Internationales Kriminalpolizeiblatt, Mainz. Königl. preuß. Zentralpolizeiblatt, Berlin. Königl. sächs. Gendarmerieblatt. Prager Polizeianzeiger. Wiener Zentralpolizeiblatt. Züricherischer Polizeianzeiger. Londoner Illustrated Circulares.

Ferner finden sich Diebstahlsregister. Kästen enthaltend Kartenverzeichnisse über gestohlene Uhren, Goldsachen und Fahrräder, hierzu Verzeichnisse der Namen, der Straßen der gestohlenen und bekannt gegebenen und der gestohlenen und nicht bekannt gegebenen Gegenstände.

Weiters eine Anzahl von Kästchen, enthaltend Sammlungen von Siegelmarken und Stempelabdrücken von Staatsbehörden, Kirchen und Schulen, Städten, Gemeinden und Gutsbezirken, Sammlungen postfertig adressierter Briefumschläge für eilige Postsendungen und zwar: Turnus A für Polizeibehörden Kreis- und Obergendarmen in Sachsen und Turnus B für die größeren sächsischen und hauptstädtischen Behörden Deutschlands einschließlich der Hafenstädte.

Endlich Turnus C für die größten Polizeibehörden des In- und Auslandes.

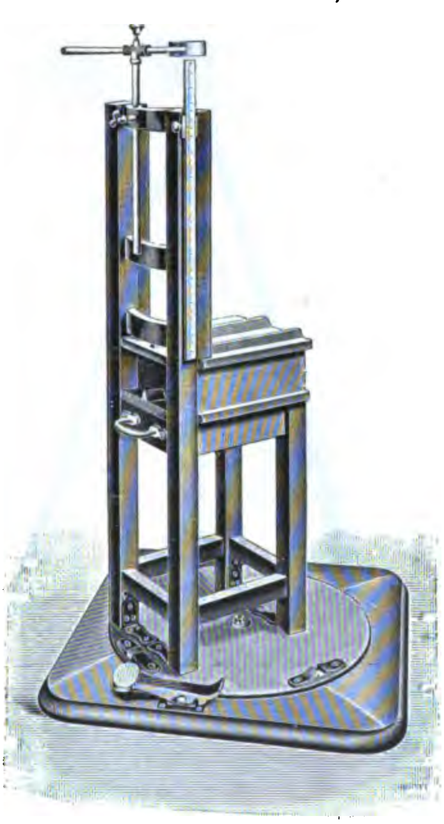


Fig. 5.

An diese Behelfe schließt sich eine reichhaltige Handbibliothek für die Bedürfnisse der Behörde, welche Kriminalistik im weitesten Sinne zum Gegenstand hat und aus aller Herren Länder sich rekrutiert.

Bemerkenswerterweise schließt sich an diese Bibliothek streng wissenschaftlichen und dienstlichen Inhalts eine Sammlung von Werken der Romanliteratur.

Es ist nur zu billigen, daß man einerseits trachtet, die seltenen freien Stunden der Beamten in dieser Weise zu kürzen, aber die Sache hat noch einen tieferen Sinn und Nutzen. Der mit Absicht und Sorgfalt gewählte Inhalt der Bibliothek ist eine Art guter, theoretischer Vorschule und Schablone für den Beamten, dem die Aufgabe zufällt, dem Täter einer Übeltat nachzuforschen. Die mehr als gewöhnliche Phantasie mancher Kriminalschriftsteller regt auch die Phantasie des

Lesers an und die Übeltaten unserer Zeit, nicht selten der überschwenglichsten Phantasie entsprungen, finden so entsprechend eingeweihte und erfahrene Rächer.

Im anstoßenden Raume finden wir eine sehr zweckmäßige Konstruktion des Bertillonschen Aufnahmestuhles, der sich insbesondere dadurch auszeichnet, daß der Sessel fest mit dem drehbaren Bodenbrett verbunden ist, das durch eine mit dem Fuße des Operateurs zu bewegende Klinke in der richtigen Stellung festgehalten wird. Der beigegebene photographische Apparat (Fig. 5) zeichnet sich vor dem sonst für diesen Zweck erzeugten besonders durch eine solidere Konstruktion aus.



Fig. 6.

Dem Zwecke recht entsprechend präsentiert sich hier auch ein Stativ zur Aufnahme aus der Vogelperspektive (Fig. 6), welches sich von ähnlichen Konstruktionen früherer Zeiten hauptsächlich durch seine Einfachheit und Leichtigkeit auszeichnet.

Die wesentliche Verbesserung besteht darin, daß die einzelnen Füße, hohl in ihrem Inneren, die Verlängerung zu verschieben gestatten, während der Unterteil an seiner Außenseite mit gerieften, gußeisernen Auftritten versehen, bequem die Besteigung, gerade wie auf einer (allerdings viel schwereren) Leiter gestattet. Ein Apparat zu selbem Zwecke findet sich in der korrespondierenden Ecke vis-à-vis allein, nach Art einer Doppelleiter konstruiert, nimmt er schon so viel Raum in Anspruch, daß wir, gute Verwendbarkeit vorausgesetzt, dem ersten Apparat wohl den Vorzug einräumen müssen.

Eine häufig vorkommende Aufgabe der Polizei, löst eine kleine, unscheinbare Vorrichtung.

Es handelt sich der Behörde sehr oft darum, eine Zusammenstellung von Werkzeugen, Schlüsseln oder anderen mitunter kleinen Gegenständen rasch zu photographieren, wegen der Raum- und Geldersparnis ist es auch notwendig, die einzelnen Gegenstände entsprechend zu gruppieren.

Bisher half man sich damit, daß man die einzelnen Gegenstände mit Faden oder Draht auf einer Fläche befestigte und so photographierte.

Allein dies erfordert Zeit, die man nicht immer zur Verfügung hat und dann macht sich auch der Umstand unangenehm bemerkbar, daß die kleinen und mehr oder weniger hohen Gegenstände Schatten werfen, die das Erkennen der Gegenstände, besonders wenn Abzüge auf Bromsilberpapier erzeugt werden, ungemein erschweren.

Diesem Übelstande hilft eine einfache Vorrichtung ab.



Fig. 7.

Die Gegenstände werden auf eine durchsichtige Glasplatte gelegt, unter welcher gegen dieselbe unter 45° geneigt, sich eine weiße Fläche befindet. Auf diese Art wird das Licht auch von unten nach oben reflektiert und die mühelos nach freier Wahl und rasch auf der Glasplatte gruppierten Gegenstände können ohne weiteres ohne Schatten durch den Apparat aufgenommen werden, der an einer senkrecht an-

gebrachten Leiste verschiebbar angebracht ist. Die abgebildete Vorrichtung (Fig. 8) dient diesem Zwecke[1]).



Fig. 8.

Das Menschen- und Tierhaar, welches in der Kriminalistik schon wegen der Bestimmbarkeit seiner Provenienz eine bedeutende Rolle spielt, ist an der anstoßenden Wand durch eine Reihe von transparenten vergrößerten Bildern dargestellt, während eine Darstellung des Dresdner Fuhrwerkes im öffentlichen Verkehr mit einem Stadtplan den Hintergrund der photographischen Apparate bildet.



Fig. 9.

Ein Teil der Besucher widmet sich der Besichtigung der hier aufgestellten Bioskope, welche Darstellungen von Tatbestandsaufnahmen und ähnlicher Gegenstände enthalten, während ein anderer Teil den Kriminalamateuren zuhört, die in mehr oder weniger richtiger Beschreibung den Zuhörern die Bedeutung von Bildern erläutern, welche an der dritten Wand des Raumes, unter der Aufschrift: Photographie im Dienste der Polizei, angebracht sind.

---

1) Die eben besprochenen Apparate sind von der Firma Aktiengesellschaft für Photographische Bedarfsartikel vormals Hüttig & Sohn in Dresden erzeugt und ausgestellt worden und können bestens empfohlen werden.

Wir finden Aufnahmen von Personen, die im Freien unbemerkt für Zwecke der Polizei photographiert wurden. So z. B. ein Taschendieb während einer Auktion (Fig. 9). Es kann beispielsweise jemand den Verkehr mit einer bestimmten Person, seine Anwesenheit an bestimmtem Orte leugnen und kann gegebenenfalls, durch eine mittelst eigener hierzu vorhandener Apparate und die mit denselben hergestellte Photographie dokumentarisch überwiesen werden. Eine recht fatale Geschichte stellt ein unter den obigen Bildern angebrachtes Bild dar. In einem Hause wurde ein Einbruch verübt, zufällig hatte der Wirt ungefähr um dieselbe Zeit sein Geschäft mit seinem vor das Haus getretenen Personale photographieren lassen und zufälligerweise fiel der Polizei auf diesem Bilde die Photographie eines Mannes auf, der gewiß nicht zufällig anwesend war, nachdem bald herauskam, daß er für seinen, der Polizei bekannten Genossen den Aufpasser gemacht hatte. Unterhalb dieser Photographie finden sich Anklänge an den berüchtigten Prozeß Dreyfuß, eine drastische Mahnung an Sachverständige, sich jederzeit nur streng mit den Originalien selbst zu befassen (das berüchtigte Bordereau wurde den Mitgliedern des Kriegsgerichtes nur in Photographie vorgewiesen), das Beispiel einer Brieffälschung auf photographischem Wege.

Aus einem Briefe gleichgültigen Inhaltes sind Worte, welche zur Zusammenstellung einer Mitteilung kürzeren Inhaltes genügen, herausgeschnitten worden. (Die herausgeschnittenen Worte sind schwarz ausgefüllt) und wurden in Form einer Karte zu einer neuen Mitteilung vorbereitet, welche natürlich mit dem Inhalte des Briefes, wegen der willkürlich ausgewählten Worte nichts gemein hat.

(Die dem Brief entnommenen Worte sind auf schwarzem Grunde dargestellt, um dieselben drastisch hervorzuheben.)

Wird nun diese Karte mit den zu einem neuen Inhalte verwendeten Worten photographiert, und werden, was leicht geschehen kann, durch Retouche die Spuren des Ausschneidens zerstört, so liegt eine Photographie absolut echter Schriftzüge vor, welche der Schreiber selbst anerkennen muß, wiewohl er der festen Überzeugung ist, eine Karte dieses Inhaltes nicht geschrieben zu haben. Wir finden weiter die Abbildungen des photographischen Ateliers der Polizeibehörde, Aufnahmen nach Bertillon und nach dem englischen System mit Spiegel, Aufnahmen von Leichen und einige der musterhaften Bilder aus den Werken Bertillons.

Weiter eine Reihe von Bildern, darstellend erbrochene Kassen und Tatbestandsaufnahmen, Vergrößerungen echter und durch das Fenster nachgefahrener Schriftzüge, eine vergrößerte Urkunden-

fälschung. Die Art des Nachweises eines Holzdiebstahles durch Übereinstimmung der Photographien der Jahresringe des im Walde stehen



Fig. 10.
Das Atelier der Königl. Polizeidirektion in Dresden.

gebliebenen Holzstammes und des beim Täter gefundenen Abschnittes, sowie die Photographie eines fehlerhaften Schuhes mit



Fig. 11. Teil einer echten Unterschrift.



Fig. 12. Die durch Nachziehen durchs Fenster gefälschte Unterschrift.



Fig. 13. Zittern infolge hohen Alters.

der von diesem erzeugten Fußspur, die zur Überführung des Täters gedient hat.

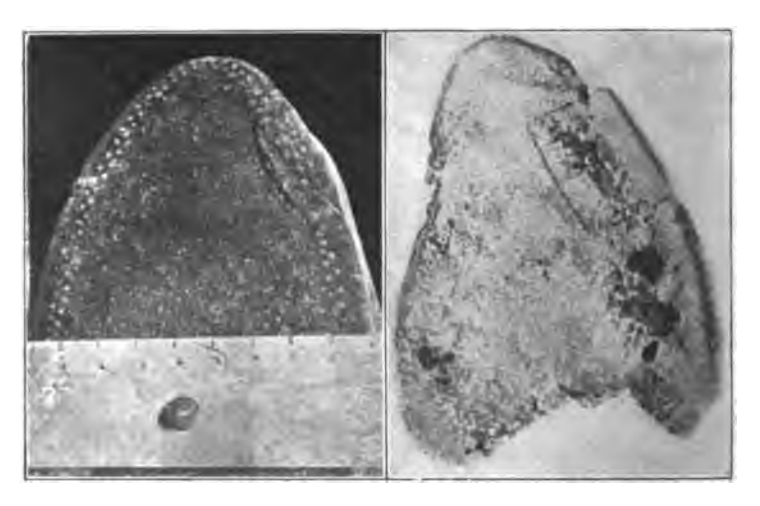


Fig. 14.
Baumstamm, im Walde stehen geblieben.

In der rechtsseitigen Seitennische findet sich eine Darstellung einer eigentümlichen Geheimschrift, die des Interesses wegen, das sie fand, des Breiteren besprochen werden soll.

Dem berüchtigten Intriguenspiele der französischen Höfe war es ganz angemessen, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XVI., Graf von Vergennes, eine eigene Schrift einführte, um den Überbringer selbst gleichsam durch einen Uriasbrief dem Empfänger auszuliefern.

Der nichtsahnende russische Kurier z. B., der vom französischen Gesandten eine Empfehlung an den französischen Hof mitnahm,



Schuhsohle phot. Fig. 15. Spur der Schuhsohle als Spiegelbild.

überreichte mit dieser Empfehlungskarte gleichzeitig eine vollkommen orientierende Mitteilung des französischen Gesandten in Petersburg über die Eigenschaften des Überbringers und den Zweck seiner Reise.

Es waren zwei Schriften im Gebrauch, eine dekorative und eine chiffrierte.

Bei der dekorativen spielten vor allem die Farben eine Rolle, zunächst bedeudet:

1. weiß = Portugal,
2. rot = Spanien,
3. blau = Frankreich,
4. gelb = England,
5. grün = Holland,
6. grau = Sardinien,

zwei Farben, die erste oben, die zweite unten, bedeuteten:

7. weiß-rot = Parma,
8. „ -blau = Modena,
9. „ -gelb = Venedig,
10. „ -grün = Genua,
11. „ -grau = Lucca,
12. rot-weiß = Florenz,
13. „ -blau = Kirchenstaat,
14. „ -gelb, = Sizilien,
15. „ -grün, = Schweiz,
16. „ -grau, = Mainz,
17. blau-weiß = Trier,
18. „ -rot = Köln,
19. „ -gelb = Böhmen,
20. „ -grün = Pfalzbayern,
21. „ -grau = Sachsen,
22. gelb-weiß = Preußen,
23. gelb-rot = Hannover
24. „ -grün = das Land eines geistl. deutschen Reichsfürsten,
25. gelb-grau = das Land eines katholischen Reichsfürsten
26. grün-weiß = das Land eines evangelischen Reichsfürsten,
27. grün-rot = eine Reichsstadt,
28. „ -blau = Dänemark,
29. „ -gelb = Schweden,
30. grün-grau = Rußland,
31. grün-weiß = Polen,
32. „ -rot = Türkei,
33. grau-blau = Österreich,
34. „ -gelb = Ungarn,
35. „ -grün = österr. Polen.

Die erste Farbe links die zweite rechts:

36. weiß-rot = öst. Niederlande,
37. „ -blau = Italien,
38. „ -gelb = Mähren,
39. weiß-grün = Tirol,
40. „ -grau = Vorderösterreich.

Nach der Farbe des Bildes kam in Betracht seine Einfassung, welche der Mode jener Zeit angepaßt, sich aus allerlei allerdings bedeutungsvollen Schnörkeln zusammensetzte.

Die Einfassung gab Auskunft über äußere Merkmale und Verhältnisse des Vorzeigers. Bis zu 25 Jahren war die Einfassung rund, bis 30 Jahren oval, bis 45 achteckig, bis 55 sechseckig, bis 60 quadratisch, über 60 rechteckig. Den Wuchs zeigten gerade oder gewirbelte Linien der Einfassung an, wobei insbesondere auch die Entfernung der Linien voneinander bedeutungsvoll war.

Eine schöne und große Person wurde durch weit abstehende wellenförmige Linien bezeichnet, die Größe durch gerade Linien, Mittelstatur und schönen Wuchs bezeichneten eng aneinandergefügte wellenförmige Linien, Mittelstatur mit schlechtem Wuchs enge gerade Linien,

eine kleine und wohlgewachsene Figur wurde durch eng aneinander gesetzte wellenförmige Linien, kleine Figur endlich mit schlechtem Wuchs durch enge gerade Linien bezeichnet.

Einen Buckel bezeichnete ein willkürlicher Zug nach der Seite unter der Einfassung; Lahmheit ein beliebiges Zeichen über der Mitte der Einfassung.

Die Gesichtszüge fanden ihre Beschreibung in der Mitte des Oberteiles der Einfassung. Eine Rose bedeutete schön und freundlich, eine Tulpe schön und ernsthaft, eine Sonnenblume leidlich schön, aber freundlich, eine Narzisse mittelmäßig schön und ernsthaft, ein Satyrkopf garstig aber freundlich, endlich ein gehörnter Widderkopf häßlich und ernsthaft.

Einen Augenfehler zeigte ein einfacher oder doppelter Punkt über den Gesichtszeichen an.

War der Beschriebene verheiratet, dann schlang sich von oben bis unten um die Einfassung ein Band, welches bei Ledigen fehlte. Den Reichtum bezeichneten 12 um die Einfassung verteilte Knöpfe, viel Knöpfe zeigten einiges Vermögen an, während das Fehlen der Knöpfe überhaupt auf Armut des Beschriebenen hinwiesen.

Trug der Beschriebene eine Perrücke, dann kam in die Mitte der Einfassung von oben eine Muschel, fehlte diese, dann trug der Beschriebene noch sein eigenes Haar.

Auch die Absicht der Reise fand ihren Ausdruck in der Einfassung. Handelte es sich um eine Heirat, dann war das Band nur um die Hälfte der Einfassung geschlungen, Bewerbung um ein geistliches Amt wurde durch einen kleinen Kreis oder eine Null an der Mitte der unteren Einfassung, Bewerbung um Zivildienste durch 2 kleine Kreise zwischen den Einfassungslinien zu beiden Seiten des Gesichtszeichens ausgedrückt.

4 kleine Kreise symmetrisch zwischen den Einfassungslinien bedeuteten, daß der Beschriebene Kriegsdienste suchte.

Wechselgeschäfte wurden durch 6, Vergnügungsreisen durch 8 Kreise ausgedrückt.

Handelte es sich um kaufmännische Spekulationen, so vertrat die Stelle des Kreises (beim geistlichen Amte) ein Oval.

Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Kunst bezeichneten 2 Ovale zu beiden Seiten des Gesichtszeichens.

In gleicher Weise bedeuteten 4 Ovale eine Erbschaft, 6 Ovale einen Besuch bei Verwandten oder Freunden, 8 Ovale Staatsgeschäfte.

War die Absicht unbekannt, dann blieben auch die Zeichen fort.

Die Unterscheidungszeichen deuteten die Religionen, so zwar daß ein Kolon (:) den Katholiken, Semikolon (;) den Lutheraner, Punkt (.) den

Naturalisten, Komma (,) den Reformierten, Gedankenstrich (—) den **Juden**, kein Zeichen den Atheisten kennzeichneten.

Ein Zeichen unter dem Namen diente zur Angabe des Charakters. So wurde Einsicht mit dem Zeichen ‿‿, Einfalt durch einen ——— Strich, Narrheit durch §§§§§, Leichtsinn aber durch eine Wellenlinie bezeichnet. Waren dem Schlußzeichen zwei Gänsefüßchen („) beigefügt, so bedeutete dies Ehrlichkeit, Ehrliebe und Redlichkeit, wurde das Zeichen verdoppelt („„), so war es für Verschwiegenheit gebraucht.

Fand sich über dem Schlußzeichen ein liegender ∞ so war damit ein Hang zur Betrügerei bezeichnet.

Ein Punkt über dem Schlußzeichen bezeichnete den Spieler ‿.‿, ein Punkt unter demselben ⁀.⁀ den Verlobten, ein Strich jedoch den Trinker ‿—‿. Kenntnisse wurden durch Zahlen ausgedrückt:

1 bedeutete Theologie,
2 „ Jurisprudenz,
3 „ Arzneiwissenschaft,
4 „ Naturkunde,
5 „ Staatskunde,
6 „ Mathematik,
7 „ Sprachenkunde,
8 bedeutete Schriftstellerei,
9 „ mechanische Künste
0 „ geringe Kenntnisse

in irgendeiner Wissenschaft. Mehrfache Kenntnisse wurden durch Nebeneinanderreihen der Zahlen ausgedrückt, wobei links immer die tieferen Kenntnisse zu stehen kamen. Ist die Gesamtzahl mit dem Zeichen ‿‿ hervorgehoben, dann bezeichnet dies wesentliche Kenntnisse der angeführten Wissenschaften oder Künste.

Tafel II zeigt eine solche Karte.

Vorzeiger des Papieres ist Engländer (gelbe Farbe), 35 Jahre alt (runde Einfassung), von großer Natur (Einfassungslinien sind weit voneinander), schön gewachsen (Einfassungslinien wellenförmig), schön von Angesicht aber ernsthaft (oben in der Einfassung der Tulpe), verheiratet (die Einfassung ist umwunden), sehr reich (12 Knöpfe am Oval), trägt Perücke (die Muschel über der Tulpe), reist als Gelehrter um seine Kenntnisse zu erweitern (oben seitlich von Tulpe zwei Ovale), ist evangelischer Konfession (hinter dem Namen ein Semikolon), besitzt viele Kenntnisse (unter dem Namen das Zeichen der Einsicht), ist redlich (zwei Gänsefüßchen über den Zeichen der Einsicht), verschwiegen (das Zeichen der Einsicht zu beiden Seiten mit

Strichen), liebt das Spiel (über dem Schlußzeichen ein Punkt), ist in der Jurisprudenz und in der Staatswissenschaft erfahren (oben links die Zahl 25, nachdem 2 zuerst, besser Jurist als Staatsmann), und besitzt gründliche Bildung (was durch das Zeichen der Einsicht unter der Zahl 25 angedeutet ist).

Nachdem bei Anwendung dieser Methode sich viele Schwierigkeiten ergaben, die Karten gedruckt oder gestochen werden mußten, um nicht auffallend zu sein, so nahm der Graf bald ein neues System zu Hilfe, „die chiffrierte Polizeischrift“.

Hier bedeutete der Buchstabe N. die Statur und wurde anscheinend als Abbreviatur für Nr. in die linke obere Ecke gesetzt, indem die Größe des Buchstabens die Größe der Statur zum Ausdruck brachte. Nr. bedeutet unbekannter Statur.

Wird das N durch zwei Striche durchquert, dann hat man es mit einer verheirateten Person zu tun, ist das unbekannt, dann fügt man ein o an No, wird dies bloß vermutet, dann kommen noch die zwei Querstriche hinzu.

Eine Wellenlinie unter dem N bezeichnet den Perückenträger, ——⌄—— bedeutet eigenes Haar, ein fehlendes Zeichen läßt die bezügliche Frage unentschieden.

Die Landeszugehörigkeit wird durch Zahlen nach dem oben aufgestellten Schema angedeutet, die Zahlen von 10 ab dicht aneinander. In Hinsicht des Alters bedeutet:

1	ein	Alter	bis	25	Jahre
2	„	„	„	30	„
3	„	„	„	35	„
4	„	„	„	40	„
5	„	„	„	45	„
6	„	„	„	50	„
7	„	„	„	55	„
8	„	„	„	60	„
9	„	„	über	60	„

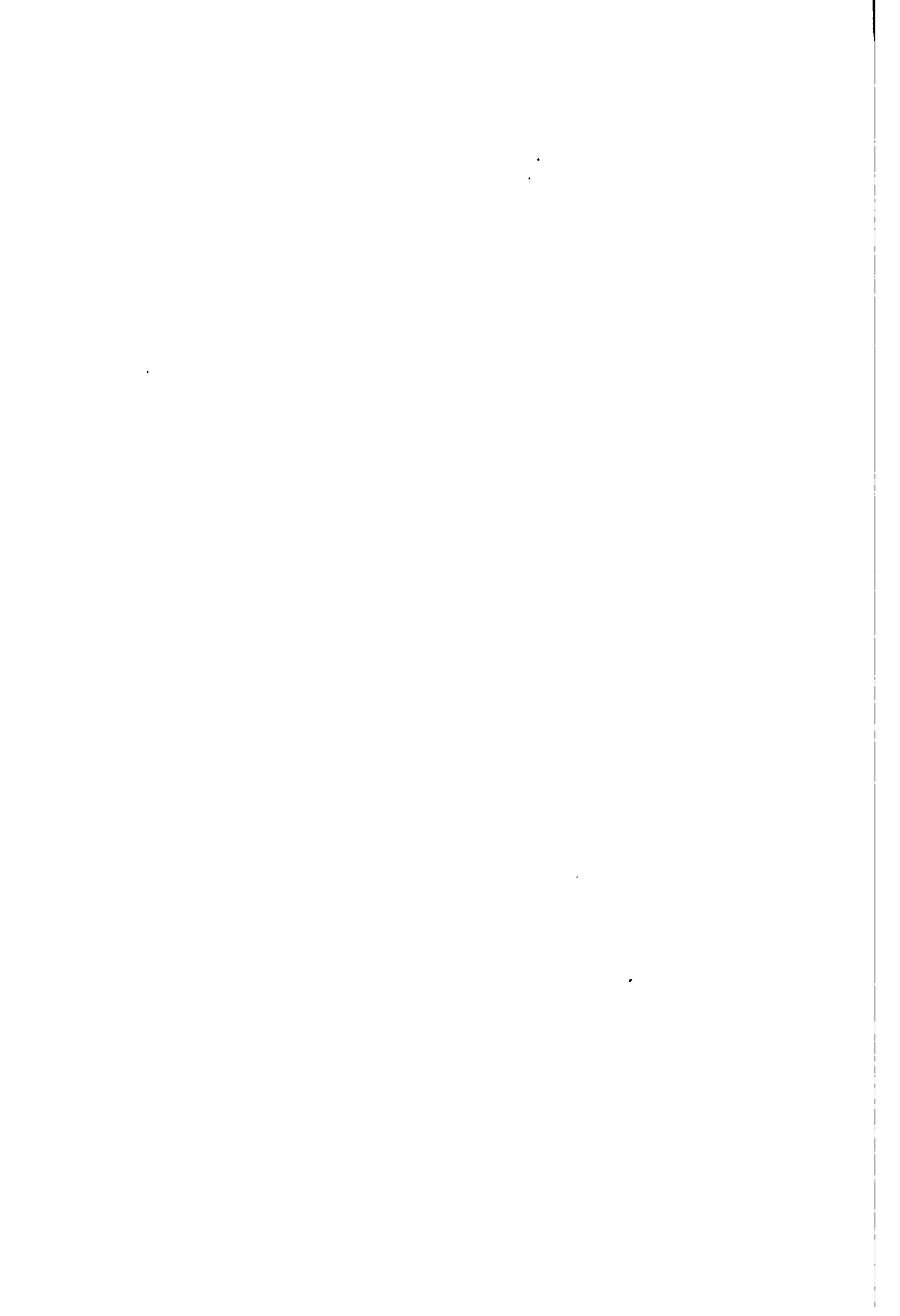
Innere und äußere Eigenschaften bringt ein Zahlenbruch zum Ausdruck, der sowohl im Nenner wie im Zähler 4 Ziffern hat.

Innere Eigenschaften verrät der Zähler, äußere der Nenner.

Im Zähler bedeutet an Stelle der Tausender die Geisteskraft und zwar 5 od. 9 viel Einsicht, 2 od. 6 wenig Einsicht, 3 od. 7 dumm, 4 od. 8 närrisch, 1 unbekannt.

An Stelle der Hunderter die Sinnesart 1 od. 3 od. 5 od. 7 auch 9 — leichtfertig, 2, 4, 6 od. 8 gesetzt, 0 unbekannt.


N. 25.
ESQUIREDEGRAY
RECOMMANDÉ A MONSIEUR LE COMTE DE VERGENNES PAR LE COMTE DE VALMONT AMBASSADEUR DE FRANCE A LONDRES.



An Stelle der Zehner die Hauptleidenschaften 4, 7 od. 5 verliebt, 3, 8 od. 1 trunksüchtig, 2, 6 od. 9 dem Spiel ergeben, 0 unbekannt.

An Stelle der Einer die Vermögensverhältnisse, 1, 3 od. 6 reich, 4, 7 od. 5 nicht arm, 2, 8 od. 9 arm, 0 unbekannt.

Im Nenner an Stelle der Tausender den Wuchs, 5 schön, 9 od. 2 schlecht gewachsen, 6 od. 3 schief, 7 od. 4 bucklig, 8 lahm, 0 unbekannt.

An Stelle der Hunderter die Gesichtsbildung 1, 7 od. 9 schön, 5 od. 6 mittelmäßig, 2 od. 3 häßlich, 4 od. 8 einäugig, 0 unbekannt.

An Stelle der Zehner Mienen und Geberden 1 od. 3 freundlich, 7 od. 4 ernsthaft, 5 od. 8 stolz, 2 od. 6 betrübt, 9 unbedeutend, 0 unbekannt.

An Stelle der Einer die Absicht der Reise, 2 Heirat, 5 Zivildienste, 1 Kriegsdienste, 7 Wechsel- oder Handelsgeschäfte, 4 Vergnügungsreisen, 9 Erbschaftsreisen, 3 Besuch bei Verwandten, 6 Reise in geheimen Aufträgen, 8 Reise als Gelehrter, 0 aus unbekannten Motiven. Zu bemerken ist, daß für jede Eigenschaft immer nur eine Zahl genommen wird, die aber gewechselt werden kann.

Der Stand der Person wird ebenfalls durch Zahlen angedeutet:

1 bezeichnet geistlichen Stand,
2 „ den Soldaten,
3 „ „ Künstler,
4 „ „ Kaufmann,
5 „ „ Schauspieler,
6 „ „ Privatbeamten,
7 „ „ Staatsbeamten,
8 „ „ Privatmann ohne Stellung,
9 „ „ Werber.

Die Kenntnisse erfahren ihren Ausdruck durch die bei der dekorativen Schrift erwähnten Zahlen.

Verschwiegenheit zeigt man durch zwei Gänsefüßchen an, welche die Zahlen der Landsmannschaft, des Alters, des Standes und der Kenntnisse einschließen.

Eine gewellte kurze Linie unter dem Namen der Person bezeichnet Ehrlichkeit und Redlichkeit, sind diese Eigenschaften zweifelhaft, dann tritt an die Stelle des gewellten Striches ein gerader Strich, den Betrüger kennzeichnet eine unter dem ganzen Namen verlaufende Wellenlinie.

Die Religion kommt wie bei der dekorativen Schrift zum Ausdruck.

Das Zeichen —⌄— unter die Kenntnisse und Stand bezeichnenden Ziffern gesetzt bedeutet Wahrheitsliebe.

Was unbekannt ist, wird durch einen Horizontalstrich, durch eine Null oder durch einige Punkte angedeutet.

Bemerkenswert in Hinsicht der Anordnung der Zahlen war noch, daß links (heraldisch rechts) die Zahlen der Leibesgröße, des Ehebundes und Jahres, daneben die Ziffern der Heimat und des Alters, dann die in Bruchform angeordnete Geisteskraft, Sinnesart, Hauptleidenschaft, Vermögen, Leibeswuchs, Gesichtsbildung, Miene, Gebärden und Absicht der Reise zu stehen kommen.

Schließlich stand in der Mitte der Karte der Name des Überbringers bezw. des Besitzers und gleich hinter dem Nenner das Religionszeichen.

No„ 20 7 „ 5467/5671 „5672„

MR. FREDERIC ADOLPHE DE SPRINTHAL:

RECOMMANDÉ A MONSIEUR LE COMTE DE VERGENNES PAR LE COMTE DE RIANCOURT AMBASSADEUR DE FRANCE A LA COUR DE PETERSBOURG.

Fig. 16.

Die vorstehende Karte entziffert nachstehende Legende: Herr Friedr. von Springthal ist groß von Person, das N ist groß, unbestimmt ob ledig oder verheiratet, denn nach dem N steht eine O, wahrscheinlich ledig, da die Querstriche durch das N fehlen, trägt eine Perücke, die wellenförmige Linie unter dem N, ist aus Pfalzbayern, 20—7, ist zwischen 50—55 Jahre alt, der 7 in der letzten Zahl, verschwiegen, denn die Zahlen sind „—“ eingeschlossen, besitzt viel Einsicht, 5 im Zähler, ist gesetzt, 4 im Zähler, ein Spieler, 6 im Zähler, nicht arm, 7 im Zähler, schön gewachsen, 5 im Nenner, mittelmäßig schön von Angesicht, 6 im Nenner, von ernsthafter Miene, 7 im Nenner, sucht Kriegsdienste, 1 im Nenner, versteht Staatskunde, 5 rechts, Mathematik 6 rechts und Sprachen 7 rechts, ist Soldat, 2 rechts, kennt die Wahrheit, unter den Zahlen der Kenntnisse und des Standes —‿—,

ist Katholik, hinter dem Namen ein Kolon, und ein Betrüger, der Name ist mit ~~~~~~ unterstrichen.

Schließlich findet noch ein wichtiger Teil des Dienstes seine Darstellung, indem in sehr nett gehaltenen Miniaturnachbildungen die Einrichtungen des hauptstädtischen Meldeamtes, der Evidenz- und Vigilantenbureaus mit photographischen Abbildungen der Innenräume der betreffenden Stellen rechts und links vom Eingange in den Hauptraum angebracht sind. In dem anstoßenden Raume hat außer den bereits erwähnten Urkunden das Polizeiamt in Leipzig eine Darstellung der Innenräume des Polizeigebäudes, zwei Bilder, darstellend die Uniformierung der Polizei, und bemerkenswerterweise auch eine Photographie zur Ausstellung gebracht, welche die Verwendung der Hunde im Polizeidienst feststellt.

Die Ausstellung vervollständigen Pläne des Stadtgebietes, des Amtshauses, des Ratshauses, sowie eine Zusammenstellung der wesentlichen Behelfe der Polizeibehörde.

Denselben Raum füllt auch die Ausstellung des Polizeiamtes Chemnitz, welches eine Abbildung der Gesamtmannschaft, Bewaffnung Schließzeuge, Beförderungsmittel, eine Anzahl historischer Urkunden nicht minder einen Stadtplan und in mehreren Photographieen den Dienstbetrieb im Gefangenenhause und in einer Polizeiwache zur Darstellung bringt.

Erwähnenswert insbesondere das Modell eines Gefangenenwagens für 9 vollkommen isoliert unterzubringende Gefangene, die sich während des Transportes nicht besprechen können, während bemerkenswerterweise während der Fahrt der Begleitmann mit dem Kutscher durch ein Sprachrohr verkehren kann. Die sehr zweckmäßige Einrichtung ist patentamtlich geschützt.

Nach Abfassung dieses Berichtes will ich mich auch nicht der Beantwortung der Frage entziehen, die mir vielseitig vorgelegt wurde, ob denn diese Ausstellung wirklich Geld und Mühe lohnen und ob sie einen Erfolg bringen werde.

Nun, ich kann die Frage sofort mit einem entschiedenen und überzeugten Ja beantworten. Die Ausstellung ist vor allem ein sprechender Erfolg des unermüdlichen Vorkämpfers auf dem Gebiete der Kriminalistik, der Kenner des Groß schen Handbuches wird darüber bei Besuch der Ausstellung nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen sein, denn es ist hier klar dargelegt, daß manche Anregung der Theorie in der Praxis erfolgreich auf fruchtbaren Boden fiel.

Ich verfolge seit mehr als einem Dezennium die Entwicklung auf diesem Gebiete und kann behaupten, daß gerade in den letzten fünf

Jahren der Fortschritt in der exakten Arbeit sowohl bei der Polizei wie bei Gericht ein bedeutender ist. Wesentlichen Anstoß zum Fortschreiten gaben der anthropometrische Kongreß in Berlin und die Ausstellung der Polizei in Wien und nun hat gewiß auch die Ausstellung in Dresden einen gewaltigen Impuls gegeben, welcher sich zunächst auf dem Gebiete der Daktyloskopie zeigen wird. Aber außerdem wird so manches, was wir hier nur als Versuchsstück sehen, in Kürze als praktisch erprobter Fall zum Nutzen der Gesamtheit geübt, denn alle Beamten des Ressorts fühlen mit Stolz die Anerkennung, die ihnen das Publikum zollt, sie ist ihnen ein Ansporn zu weiterer ersprießlicher Tätigkeit.

Und noch eines und nicht das kleinste Moment ist es, das den wesentlichen Nutzen bringt; die Behörden führen Neuerungen spontan nicht ein, es müssen zuvor immer viele vorarbeiten, sie müssen das brauchbare oft auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zusammensuchen und in verwendbare Formen kleiden; das verursacht aber Mühe und Arbeit, allein alle Behörden verfügen über viele pflichteifrige Beamte, welche einen Ehrgeiz darein setzen, durch solche Kleinarbeit das große Ganze zu fördern. Die gelehrigen Schüler des Meisters Groß mehren sich. Die einzelnen Mitarbeiter finden reichen Lohn in den Erfolgen der Behörde. Auch diesen Umstand will ich hervorheben, er ist die beste Gewähr für den Erfolg; die Ausstellung wird auch in dieser Hinsicht eine mächtige Anregung gegeben haben; das Bestreben, hinter den anderen nicht zurückzubleiben, wird bei dem Einzelnen und somit auch bei den Behörden die höchste Vollendung erstrebenswert machen und mit der Vervollkommnung der Einrichtungen zum Schutze des Einzelnen wird auch das Ansehen der Behörde steigen.

Darum auf Wiedersehen bei der nächsten hoffentlich internationalen Ausstellung!

XVIII.

Zum Falle auf S. 320 im XII. Bd.

Von

H. Groß.

„Nil novi sub sole" ist doch richtig. Mein verehrter Kollege Haberda in Wien hat die Güte, darauf aufmerksam zu machen, daß in der Tat ein ähnlicher Fall veröffentlicht wurde.

Lebrun teilt in den Annales de la Société de med. leg. de Belgique 1899 Bd. XI p. 9 u. ff. mit: Eine Mutter trat mit der Anzeige auf, ein Mann habe ihre fünfjährige Tochter in seine Wohnung gelockt, sie ausgezogen, aufs Bett gelegt und dann von einem männlichen Affen gebrauchen lassen. Während er den Affen mit einer Hand am Halse hielt, brachte er dessen Penis in die Vulva des Mädchens. Dies wiederholte er solange, bis der gelehrige Affe den Koitus selbst ausübte. Indessen soll der Mann zugesehen und masturbiert haben. Das Mädchen wurde gerichtsärztlich untersucht, das Ergebnis war ein negatives.

Die Sache führte zu keiner Anklage, weil die Aussagen des Kindes hierzu nicht für ausreichend erachtet wurden.

XIX.

Forensisch-psychiatrisch-psychologische Randglossen zum Prozesse Dippold, insbesondere über Sadismus.

Von

Medizinalrat Dr. P. Näcke in Hubertusburg.

Anfang Oktober 1903 spielte sich in Bayreuth ein Prozeß ab, der allerwärts die tiefste Entrüstung hervorrief. Ein 24jähriger Student der Rechte, namens Dippold, hatte zwei ihm zur Erziehung übergebene Knaben von 13 und 14 Jahren längere Zeit hindurch auf das Furchtbarste geprügelt, gequält und auf alle Art mißhandelt, so daß der jüngere an den erlittenen Beschädigungen starb. Der Übeltäter ward zu 8 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt.

Die Wogen der sittlichen Empörung gingen hoch, nicht bloß bei den Zuhörern der gerichtlichen Verhandlungen, sondern in der gesamten Presse und hierbei ist von Laien viel Richtiges gesagt worden. Für den Psychologen ist der Prozeß fast überall interessant und er demonstriert gerade sehr gut gewisse Tatsachen, die nur zu leicht übersehen werden; andererseits deckt er mancherlei Schäden auf. So monströs aber auch der Prozeß ist, so dürfte er doch in unserer schnell lebenden Zeit, die fortwährend durch neue Eindrücke in Atem gehalten wird, sehr bald vergessen werden, mag er auch in seiner Art wahrscheinlich einzig dastehen. Es wäre also nur wenig verlockend, denselben quasi psychologisch paraphrasieren zu wollen. Um dies in der richtigen Weise tun zu können, müßte man außerdem wenigstens das ganze Aktenmaterial vor sich haben oder doch die stenographischen Berichte der Gerichtsverhandlungen, während man jetzt nur auf die Zeitungsberichte angewiesen ist. Und bekannt ist ja, daß diese durchaus nicht immer zuverlässig sind und in verschiedenen Referaten sogar nicht selten sich direkt widersprechen. Will man also die nötige Vorsicht üben, so darf man nur die Tatsachen und Äußerungen als wahr hernehmen, die in den

Hauptblättern immer wiederkehren. Die Schlüsse werden also stets reserviert sein müssen.

Anders steht es aber, wenn man von den Personen möglichst absieht und nur gewisse Tatsachen zum Ausgangspunkte allgemeiner Betrachtungen nimmt, die teils alte Lehren, möglichst im neuem Gewande, bestätigen, teils wenig bekannte oder gar unbekannte Bahnen aufzeigen sollen. Dies scheint mir ein sehr nützlicher Weg zu sein und ich will ihn beschreiten. Im folgenden sind daher bis auf einen alle Namen unterdrückt worden.

Unser Hauptinteresse erfordert natürlich der Angeklagte Dippold selbst. Hier handelt es sich um zwei Fragen: 1. Ist er geisteskrank gewesen? und 2. war er ein Sadist? eine Frage, die sich sogar dem Laien aufdrängte. Erst eine Beantwortung derselben wird die Zurechnungsfähigkeit und die Strafhöhe resp. die Art der Unterbringung des Beklagten ergeben. Hier also haben wir vollkommene Gelegenheit, allgemeine forense Gesichtspunkte zu entwickeln.

Ad 1. War Dippold geisteskrank? Der Direktor der Kreisirrenanstalt zu Bayreuth, Dr. Kraussold, hat ihn in seiner Anstalt beobachtet und für geistig gesund erklärt. Leider ist nicht gesagt, wie lange Beat in der Anstalt geblieben ist. 6 Wochen dürfte das Minimum sein, welches die Beobachtungszeit in einer Irrenanstalt betragen sollte. In gewissen verwickelten Fällen aber, wie im vorstehenden, ist die Zeitdauer zu kurz. Jedenfalls ist die Beobachtung in einer Irrenanstalt unendlich viel besser, als die bloßen mehrfachen Besuche des Experten im Gefängnisse. Daher sollte in den dazu geeigneten Fällen das Gericht stets den ersteren Modus einschlagen. Schon deshalb wäre ein Adnex an der Strafanstalt für irre Verbrecher sehr erwünscht. Ein anderweites Korrelat, das ich wiederholt öfter betonte, ist aber auch, daß bei jedem Kapitalverbrechen — ein solches liegt bei Dippold vor — sowie in allen Fällen von sexuellen Delikten und bei außergewöhnlichen Handlungen und Motiven ex officio die psychiatrische Expertise angeordnet werden sollte. Freilich wäre es am besten, dieselbe auf alle Verbrecher überhaupt auszudehnen, was jedoch leider, an den Kosten und andern Umständen scheiternd, eine bloße Utopie ist und wohl sicher bleiben wird. Vielleicht könnte man noch die Greise, etwa von 70 Jahren ab, der Expertise unterwerfen, wie zuerst Wellenbergh in Amsterdam 1901 vorschlug. Bez. der Frauen ist endlich bei jedem Vergehen auf eine Koinzidenz mit der Menstruation, eventuell mit dem klimakterischen Alter zu achten, was in concreto der Psychiater am besten betreffs ihrer Wertigkeit beurteilen könnte.

Die bloße Beobachtung ist aber noch nicht genügend. Heutzutage kann verlangt werden, daß diese auch durch eine genaue kriminalanthropologische Untersuchung ergänzt werde, weshalb vom Experten durchaus Kenntnisse auf diesem speziellen Gebiete zu verlangen sind; leider fehlt dies freilich noch sehr! Es ist also nur, wie ich ausdrücklich früher[1]) schon hervorhob, eine Erweiterung der psychiatrischen Expertise, da für mich und andere, z. B. auch v. Krafft-Ebing, die Kriminalanthropologie keine für sich bestehende Wissenschaft darstellt, sondern nur eine Hilfswissenschaft der forensen Psychiatrie. Als solche kann sie aber gerade in zweifelhaften Fällen erkleckliche Dienste leisten; diejenigen, welche sie unterschätzen, zeigen eben, daß ihnen hierin die nötige große Erfahrung abgeht. Über den Wert der Entartungszeichen überhaupt habe ich speziell wiederholt mich geäußert[2]) und sicherlich denselben nicht überschätzt. Er ist stets nur ein relativer, ein Index, daß wahrscheinlich etwas nicht im Lote ist. Dieser soll zu weiteren, namentlich psychologisch-psychiatrischen Untersuchungen auffordern, besonders, wenn es sich um sogenannte „funktionelle" Stigmata handelt, die viel wichtiger sind, als die somatischen. Ob nun eine so geartete Untersuchung bei Dippold stattfand, ist nicht gesagt. Sie hätte vielleicht einiges ergeben, da es einmal heißt, Dippold sei blaß und unschön erschienen, der reinste Verbrechertypus. Gehäufte, sehr zerstreute somatische Stigmen, besonders wichtiger Art und wiederum namentlich am Kopfe, würden eine geistige Minderwertigkeit bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich gemacht haben, die freilich wieder erst psychiatrisch festzustellen ist. Denn einerseits beweist Fehlen von Degenerationszeichen, besonders äußerlichen, noch nicht Fehlen von Entartung, ebenso wie andererseits Stigmen ohne Degeneration einmal da sein können. Zu vergessen ist auch nicht, daß es „innere" sein können (siehe meine Arbeit hierüber) oder daß endlich die Entartung sich erst später im Leben zeigen kann, also latent schon bestand, daß endlich ohne jede Anlage und ohne jedes Stigma die Entartung später durch Krankheit, Sturz auf den Kopf, Alkoholismus usw. erworben sein kann.

---

1) Näcke, 3 kriminalanthropologische Themen usw. Dies Archiv. 6. Bd. 3. u. 4. Heft. 1901.

2) Derselbe, Die sogenannten äußeren Degenerationszeichen bei der progressiven Paralyse usw. Allgem. Zeitschr. f. Psych. 55. Bd. 1899; ferner: Einige „innere" somatische Degenerationszeichen usw. Ebenda. 58. Bd. 1902; ferner: La valeur des signes de dégénérescence dans l'étude des maladies mentales, Annales médico-psychologiques etc. 1894, und noch in andern Arbeiten.

Aber mit den vorstehenden Untersuchungen, zu denen, womöglich, speziell psychologisch-experimentelle mittels Tests usw. herangezogen werden sollten, ist die Untersuchung noch lange nicht abgeschlossen. Es heißt da zunächst genau die Anamnese und den individuellen Lebensgang des Verbrechers ergründen. Wie weit ersteres bei Dippold geschehen ist, weiß ich nicht; die Zeitungen schweigen hierüber. Für die Beurteilung des Falles ist es ja klar, daß es von großer Bedeutung ist, ob erbliche Belastung durch Selbstmord, Trunksucht, Schlagfluß, Nerven- und Geisteskrankheiten bei einem der Eltern oder beiden oder bei den Großeltern vorliegt oder nicht, in zweiter Linie bei den Kollateralen, in dritter in der Deszendenz. Die Franzosen rechnen unter die belastenden Momente aber auch noch Schwindsucht, den Zuckerharn und die „rheumatische Diathese“ (Gicht namentlich), was seinen guten Grund zu haben scheint.

Hier ist nicht der Ort, auf die Schwierigkeit des Begriffs: Erblichkeit und alle dieselbe betreffenden Fragen einzugehen [1]), ebensowenig auf die fundamentale Frage, inwieweit in concreto ein Kausalitätsverhältnis oder eine bloße Koinzidenz vorliegt. Immer wird die erbliche Belastung ihre Wichtigkeit behalten. Die Erforschung des Lebensgangs wird namentlich an die Kinderjahre anzuknüpfen haben, und nicht am wenigsten bez. der Vita sexualis, deren Wurzeln häufig bis hierher zu verfolgen sind. Aber auch die Charakterkeime des späteren Menschen sind hier meist schon gegeben und schließlich ist der Mensch nur das Kind, dessen angeborene Keime sich weiter entwickelt und vor allem an das Milieu adaptiert haben. Der Kern des Charakters bleibt hierbei unberührt. In den Zeitungen erfahren wir nichts von Dippold als Kind. Da er sich als ein ganz verlogener, grausamer und hochmütiger Mensch und Hohlkopf zeigte, wird man wohl ohne großes Risiko diese Eigenschaften als schon früher bestehend ansehen müssen. Auf der Schule und als Student soll er oft zugeschlagen haben. Wichtig ist das Verhältnis zu Eltern und Geschwistern, auch zu den Tieren. Wieder erfahren wir nichts hierüber, ebensowenig wie von der Art der Studien und dem Umfange seines Wissens. Er wird als Hohlkopf bezeichnet und war wahrscheinlich trotz seiner gewandten Rede intellektuell nicht hervorragend [2]). Auf der Universität lebte er liederlich, trieb sich mit

---

1) Neuerdings behandelte E. Schwalbe dies vorzüglich in seiner Arbeit: Das Problem der Vererbung in der Pathologie. Münchener med. Wochenschr. 1903. Nr. 37 u. 38.

2) Beides deckt sich oft nicht. Auf der Schule war ich mehrere Jahre mit einem riesig redegewandten Knaben zusammen, der aber als sehr dumm galt,

Dirnen herum, trotzdem er Bräutigam war und vergeudete des Geld, das ihm sein Schwiegervater geliehen hatte. Frech benahm er sich bei den Verhandlungen, noch mehr beim Transport, zeigte keine Spur von Reue und erschien auch durch das Verdikt nicht gebrochen. Auf die furchtbaren Mißhandlungen, die er den ihm anvertrauten Knaben zuteil werden ließ, ward schon früher hingewiesen, ebenso daß Momente vorlagen, die den Sadismus wahrscheinlich machten, was wir gleich berühren werden. Alle diese und andere Momente ließen ihn dem Dr. Kraussold zwar als „geistig minderwertig“, trotzdem aber zurechnungsfähig erklären.

War Dippold Sadist [1])? so lautet unsere zweite Hauptfrage. Ein Hauptpunkt fehlt hier vollkommen: die Kenntnis seiner Vita sexualis, besonders bezüglich ihres Anfangs und der weiteren Entwicklung. In den Zeitungen ist nichts hiervon zu lesen, doch hielt ihn Dr. Kraussold für einen Sadisten. Gerade bei Eruierung dieser wichtigen Punkte ist man meist nur an die subjektiven Angaben des Gefragten gebunden, da nur selten anderweite vorliegen. Daher die große Gefahr bei sexual-pathologischen Untersuchungen, das Opfer von Schwindlern, bewußten oder unbewußten Lügnern zu werden, eine Gefahr, der sogar, wie man sich erzählt, v. Krafft-Ebing hie und da erlag. Man kann hier also bei Erhebung der Anamnese nicht vorsichtig genug sein! Bei Dippold wäre kaum Sicheres zu erfahren gewesen, weil er sich als ein durch und durch verlogenes Subjekt erwies. Wichtig wäre es — und man stände hier wenigstens auf dem Boden des Tatsächlichen —, wenn Genaueres über seinen Geschlechtsverkehr mit den Dirnen bekannt geworden wäre. Ist er Sadist gewesen, so hätte sich hier die beste Gelegenheit dazu geboten, da gerade, wie man weiß, Sadismus im Verkehr mit puellis publicis, namentlich in den Bordellen großer Städte, etwas sehr Gewöhnliches ist und alle, namentlich die feinern, mehr oder weniger darauf eingerichtet sind. Manches, was bei Dippold den Zeitungsnach-

---

später jedoch ein bekannter Oberbürgermeister wurde. Möglich, daß der „Knoten riß“, und die Intelligenz später zunahm, doch ist dies selten. Dagegen kann praktische Tüchtigkeit bestehen, wie hier. Ähnliches scheint einigermaßen auch bei Gambetta der Fall gewesen zu sein.

1) Der Name kommt bekanntlich vom Marquis de Sade her, der in seiner „Justine“ und „Juliette“ seine Phantasie förmlich in sadistischen Akten aller Art schwelgen läßt. Ob er darnach wirklich gehandelt hat, ist nach Lacassague und andern doch noch nicht so sicher, da zwar viele Prozesse gegen ihn angestrengt wurden, wenig Sicheres aber dabei heraus kam. Eulenburg, Sadismus und Masochismus (Wiesbaden, Bergmann, 1902), drückt sich reserviert über ihn aus, hält ihn aber für schwer entartet.

richten nach sich zeigte, sprach allerdings für ein Bestehen dieser sexuellen Perversion. Das grausame Zuschlagen mit allerlei Stöcken, bis das Blut erschien, das Erfinden immer neuer Qualen für die armen Knaben, besonders aber das Sichweiden an raffiniert ausgedachten Seelenschmerzen legen diese Vermutung sehr nahe. Dippold läßt bisweilen den einen Knaben den andern schlagen, bringt den einen dazu, die scheußlichsten Dinge von sich, 'die nie geschehen waren, an die Eltern zu berichten und sucht auf alle Art und Weise sie in ihren eigenen, sowie in fremden Augen zu demütigen. Sie sollen vor allem glauben, daß sie starke Onanisten, somit schwere Sünder sind, was ihm einen scheinbaren Grund für weitere Mißhandlungen an die Hand gibt. Sogar nachts wacht er oft auf — offenbar auch ein nervöses Symptom! — und mißhandelt wieder auf andere Weise die armen Kleinen, denn auch bei der Grausamkeit gilt das: variatio delectat.

Hier muß ich noch einige wichtige Bemerkungen über Onanie einflechten. Dippold glaubte, die Jungen seien Onanisten, weil sie manchmal geistig ganz verwirrt, sehr zerstreut und oft momentan geistesabwesend gewesen seien. Der Vater weist entrüstet solches als unmöglich zurück, weil die Knaben blühend ausgesehen hätten, mit frischem Gesichte und leuchtenden Augen. Ähnliches behaupten auch sogar Ärzte. Die Sache liegt nun vielmehr so. Man muß seltene, mäßige und sehr häufig ausgeübte (mehrmals täglich) Onanie scharf unterscheiden. Bei den 2 ersten Arten wird vorher bestehendes, blühendes Aussehen und knabenhaftes, frisches Wesen, bei negativem Befunde am Gliede, bleiben. Bei sehr häufigem Abusus allerdings könnte aber wohl einmal starke Abmagerung, Nervosität eintreten und sich ein scheues Wesen usw. zeigen, vor allem aber Entzündungserscheinungen, Einrisse, Ausfluß am Penis. Hier liegt jedoch meist die umgekehrte Kausalität vor: weil das Kind nervös, schlecht genährt usw. ist, onaniert es. Merken wir das also, daß es für Onanie kein absolut sicheres Zeichen gibt; nur Verdachtsmomente. Denn selbst die entzündlichen Erscheinungen am Gliede usw. könnten anderswo herrühren. Endlich wird der Nachteil der Onanie sehr übertrieben. Ob wirklich daraus Nerven- oder Geisteskrankheiten entstehen, wie manche glauben, ist mehr als zweifelhaft. Nur ein Kranker onaniert frenetisch, nie ein Gesunder. Letzterer gibt es auch meist bald auf[1]).

---

1) Siehe hierüber meine eingehenden Betrachtungen in: Die sexuellen Perversitäten in der Irrenanstalt. Wiener klin. Rundschau. 1899. Nr. 27—30.

Was aber nirgends erwähnt ist, ist der Umstand, ob Dippold bei seinen gemeinsamen Züchtigungen usw. Erektionen mit Samenerguß hatte oder onanierte. Ersteres hätten die Jungen schwerlich sehen können, wohl aber letzteres und doch sagt der überlebende Knabe vor dem Forum nichts hierüber aus. Ob Dippold darüber befragt wurde, weiß ich nicht. Bei seiner Lügenhaftigkeit wäre aber auf die Aussagen nichts zu geben gewesen, wohl aber wenn man ihn, ohne ihm näheres anzudeuten, nach seinen Träumen gefragt hätte, welche in zweifelhaften Fällen sicher das beste Diagnostikum auf perverse Geschlechtsbetätigungen sind, da sie dieselben bis in die feinsten Details hinein zu geben pflegen, nota bene aber nur, wo solche Perversionen angeboren sind[1]). Ferner ist hierbei nicht ein Traum maßgebend, sondern nur eine Reihe solcher, da auch hier bisweilen „Kontrast-Träume“ vorzukommen scheinen, wenigstens wurden solche bei Heterosexuellen beobachtet. Außerdem können bei gewissen sexuellen Zwischenstufen homo- mit heterosexuellen Träumen, bei angeborener Kombination von Sadismus und Masochismus auch sadistische und masochistische Träume, eventuell sogar noch mit homosexueller Färbung usw. auftreten.

Könnte nicht aber bei Dippold auch Homosexualität oder homosexueller Sadismus vorgelegen haben? Ob Reat homosexuell beanlagt war, wissen wir nicht. Daß er viel mit Dirnen verkehrte, spricht eher dagegen, da der „echte“ Urning einen horror feminae hat, trotzdem könnte es aus verschiedenen Ursachen einmal geschehen oder bei psychischer Hermaphrodisie der Fall sein. Wir erfahren, daß Dippold die Jungen öfter mit heraufgezogenem Hemde herumlaufen ließ, sich vor ihnen sans gêne beim Baden entblößte, sie wiederholt herzte und küßte, sie nachts, auch tags mehrmals unzüchtig berührte[2]), sie selbst bis auf das Klosett verfolgte, mit ihnen in einem gemeinsamen Bette schlief und sie wiederholt auf die Hinterbacken schlug, auch auf die Genitalien. Das klingt allerdings höchst verdächtig! Das würde sehr für Homosexualität sprechen, obgleich der echte Homosexuelle gerade mit Knaben sich gewöhnlich nicht abgibt. Wir erfahren nicht, ob Dippold bei diesen unzüchtigen Handlungen Samenerguß mit oder ohne Erektion hatte. Sehr eigentümlich berührt es, daß Dippold die Jungen schlägt, weil sie angeblich

1) Siehe hierüber Näcke: Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität Allgem. Zeitschr. f. Psych. usw. 59. Bd., und: Die forensische Bedeutung der Träume. Dies Archiv. 3. Bd. S. 1.

2) Näcke, Probleme auf dem Gebiete der Homosexualität. Allgem. Zeitschr. f. Psych. 59. Bd. 1902.

geheime Jugendsünden trieben, die er an ihnen selbst dann oft ausführte. Man könnte sagen, es geschähe, um ihnen Schmerzen zu bereiten — darüber klagten die Jungen aber nie und nur einmal soll er sie blutig manustupiert haben — oder sie in ihren eigenen Augen herabzusetzen, also aus sadistischem Triebe, oder gar, um ihnen das Onanieren anzugewöhnen, was noch teuflischer wäre. Näher aber liegt hier die Annahme reiner homosexueller Handlungen vor. Diese stehen den Mißhandlungen körperlicher und seelischer Art allerdings sehr nach, so daß man an sadistische Inversion wohl zu denken hätte, wobei das Mißhandeln dem Dippold mehr Vergnügen bereitete als bloße homosexuelle Praktiken und zur geschlechtlichen Befriedigung allein schon genügten.

Da es aber für den Begriff der Zurechnungsfähigkeit von höchster Bedeutung ist, zu wissen, ob Sadismus mit oder ohne Homosexualität besteht und in welchem Grade, ob er angeboren oder erworben ist, so sollte in solchen schwierigen Fällen, wie der vorliegende, stets ein spezieller Sachverständiger in diesen Fragen angegangen werden, was leider nicht geschehen ist. Als solche wären z. B. Moll in Berlin oder v. Schrenck-Notzing in München zu hören gewesen, wie sie denn ja oft genug für ihre speziellen Fächer vernommen werden. Der gewöhnliche Psychiater und Gerichtsarzt kann es nicht, da das Gebiet der sexuellen Pathologie eben schon zu groß ist und nur von wenigen beherrscht wird.

Und hiermit kommen wir auf das schwierige Kapitel der so wichtigen Zurechnungsfähigkeit zu sprechen. Es fragt sich also in einem unserem obigen ähnlichen Falle zunächst: besteht eine sexuelle Perversion oder nicht? und welche? Freilich hätte man noch die Vorfrage zu stellen: Kommt diese allein für sich, ohne weitere krankhafte Symptome vor? Die meisten Autoren verneinen dies, vor allem v. Krafft-Ebing, der ihr sogar eine schwer degenerative Bedeutung beimißt, während Moll reserviert sich ausspricht; und wohl mit Recht, soweit es sich um angeborene Zustände handelt. In bezug auf Homosexualität glauben dagegen neuerdings andere — ich gehöre ebenfalls darunter [1] —, daß sie auch bei ganz normalen Individuen (in der gewöhnlichen Variationsbreite normal) existieren kann.

---

1) Moll (Untersuchungen über die Libido sexualis, Berlin 1897/98, 1. Bd.) hält es für einen Fehler und Irrtum, wenn ein prinzipieller Unterschied zwischen angeborenen und erworbenen Zuständen gemacht wird. Ich kann ihm hierin nicht Recht geben, da z. B. zwischen echter Perversion und Pseudo-Perversion ein riesiger Unterschied besteht.

Das erste Erfordernis wird also sein, festzustellen, ob die Perversion, (Sadismus usw.) angeboren oder erworben ist. Das ist durchaus nicht immer leicht zu entscheiden, bisweilen sogar unmöglich, da wir über die intime Vita sexualis des Betreffenden so oft nur wenig unterrichtet sind und, wie schon früher gesagt, nicht ohne weiteres den Aussagen trauen dürfen. Namentlich bei Ungebildeten sind die Schwierigkeiten oft große. Haben wir aber die Perversion bis in die Jugend hinein verfolgen können, besonders aber sie stets in gleicher Art in den Träumen wiederkehren sehen, so sind wir berechtigt, sie als angeboren, besser gesagt: eingeboren, anzusehen. Aber Roués greifen zu allerlei Reizen, um die gesunkene Potenz zu heben, so auch sehr gewöhnlich zum Sadismus. Da solche Praktiken in Bordellen außerordentlich verbreitet sind, so ist kaum anzunehmen, daß es hier nur eingeborene Sadisten sind, da diese in ausgeprägter Form wohl nur selten sich finden. Die Mehrzahl dürften vielmehr den alten Wüstlingen angehören, und wirklich sind es meist ältere Leute. Nun wäre es freilich nicht undenkbar, daß es sich hier eventuell auch um tardive Fälle von Sadismus usw. handelt, ähnlich wie v. Krafft-Ebing uns die tardive Inversion kennen lehrte. Dann würde man zunächst verlangen müssen, daß der normale Koitus auf die gewöhnlichen Reize hin unmöglich wäre. Das trifft allerdings auch bei vielen Roués zu; sollten sie deshalb tardive Sadisten sein? Hier sehe ich keine andere Entscheidungsmöglichkeit, als wiederum seriale Träume zu beachten. Ein tardiver Sadist wird nur noch sadistisch träumen, während er es vorher nicht tat. Ob tatsächlich solche Fälle bekannt wurden, weiß ich freilich nicht.

Wir nehmen nun an, daß es feststeht, der Reat sei ein echter, eingeborener Sadist. Wir haben dann zwei weitere Fragen uns vorzulegen. 1. Ist er sexuell hyperästhetisch, und 2. kann er leicht, schwer oder gar nicht seinen abnormen Geschlechtstrieb und damit dessen Befriedigung unterdrücken? Die meisten Autoren, namentlich v. Krafft-Ebing [1]), nehmen an, daß immer eine erhöhte sexuelle Reizbarkeit besteht, während Moll [2]) das nur als häufiger denn sonst angibt. Bez. der Homosexualität scheint dies aber doch noch sehr fraglich. Wir sind hier leider wieder auf bloße subjektive Angaben angewiesen und nur die Vertrauenswürdigkeit der betreffenden Person, namentlich sehr häufige Träume der speziellen perversen Art, kann

1) Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis usw. Über sexuelle Perversion. Deutsche Klinik am Ausgange des 20. Jahrhunderts. 1901. Urban u. Schwarzenberg, Wien.

2) Moll, Untersuchungen über die Libido sexualis. 1. Bd. Berlin 1897/98.

uns gewisse Anhaltspunkte geben. Objektive Beweise sind schwer beizubringen. Vieles Schlagen z. B. braucht bei Sadismus noch nicht ohne weiteres für sexuelle Hyperästhesie zu sprechen. Wohl würde dies dagegen häufig darnach eintretende Onanie oder Koitus bekunden, doch wären alleinige Erektionen usw. meist nicht wahrnehmbar. Dann müßte man sich vor allem erst darüber einen, was „häufig" oder „selten", „groß" oder „gering" usw. bedeutet. Der Geschlechtstrieb, auch der normalste, ist quantitativ außerordentlich verschieden; das gilt sehr wahrscheinlich auch von dem perversen. Die zweite Frage nach der Unterdrückbarkeit des normalen oder perversen Geschlechtstriebes[1]) ist womöglich noch schwieriger zu beantworten. Das hängt ganz vom Individuum, seiner Bildung, seiner moralischen Widerstandsfähigkeit, der Stärke der Libido usw. ab. Das Hauptmoment, wie bei jedem Charakter, bleibt das endogene, angeborene. Ceteris paribus wird der Gebildete leichter den Trieb, auch den perversen, beherrschen können, der moralisch Hochstehende besser als der Tiefstehende usw. Wir sind also hier in der Hauptsache leider wieder nur auf subjektive Angaben beschränkt, da eine Tat als solche noch nicht darauf schließen läßt, ob das Motiv dazu ein objektiv zwingendes war oder nicht. Wenn freilich dasselbe Delikt sehr häufig, in gleicher Art und Weise und mit besonderer Vehemenz geschieht, auch trotz aller Belehrung, Bestrafung ohne Reue, so wird man allerdings auf einen schwer, vielleicht sogar nicht zu unterdrückenden Geschlechtstrieb schließen dürfen, besonders wenn vorher eine Art von größerem sexuellem Rausch von andern konstatiert wurde, was man ja öfters sogar bei normalem Geschlechtstriebe sieht. Ist man zu dieser Überzeugung gekommen, so wird man den Täter für vermindert zurechnungsfähig erklären müssen; eventuell, wenn weitere gröbere Störungen in der Psyche nachweisbar sein sollten, für unzurechnungsfähig, sonst dagegen, d. h. wo der Trieb unterdrückbar war, für zurechnungsfähig, besonders wenn der Geist normal erscheinen sollte, und stets natürlich bei erworbenen Fällen bei Wüstlingen. Normale Psyche dürfte aber, wie gesagt, nur selten vorhanden

---

1) Moll (Libido sexualis) nimmt die Ununterdrückbarkeit des perversen Triebes nur für einige Fälle an, andererseits auch bei normaler Libido. Das hängt alles davon ab, ob der normale oder perverse Trieb stark oder schwach ist. Die Ununterdrückbarkeit der perversen Libido ist allerdings nach Moll häufig, also wohl häufiger als normal, offenbar, weil sie dort im allgemeinen stärker ist. Trotzdem sagt Moll, daß bei „vielen, ja den meisten Leuten" (normalen) die Libido eine elementare Macht habe.

sein, und so ist die genaue Feststellung des ganzen geistigen Benehmens sehr wichtig. Sie könnte an sich schon verminderte oder fehlende Zurechnungsfähigkeit bedingen.

Die Art des sexuellen Vorgehens würde hierbei ebenfalls in das Gewicht fallen, da sie für größere und geringere Perversion sprechen würde. Ceteris paribus wird, je mehr der normale Koitus oder sein eventuelles und schlechteres Äquivalent, die Onanie, zur Befriedigung der Libido aufgegeben wird, die Perversion eine schlimmere, die reizbare Schwäche des ganzen Nervensystem eine größere sein. Abnorm ist ja stets der Reiz, der wieder sehr verschieden sein kann und zwar bleibend oder wechselnd. Wenn darauf aber nicht der Koitus, nicht einmal Onanie erfolgt, sondern schon bloße Erektion zur Befriedigung genügt, ja sogar nur Samenabgang ohne Erektion, so wäre eine absteigende Entwicklungsreihe gegeben. Die tiefste Stufe des Sadismus würde dann erreicht, wenn die grausamen Handlungen deutlich geschlechtliche Befriedigung verschaffen, ohne daß aber Erektion oder nur Samenabgang erfolgt.

Die Art des sexuellen Vorgehens kann dabei auf allen diesen Stufen gleich sein, im allgemeinen ist sie wohl aber schlimmer, grausamer mit zunehmender reizbarer Schwäche. Der Umstand dagegen, daß bei gewöhnlichem Sadismus statt an Frauen an Knaben, wie in unserem Fall, die Tat geschah, wird nur wenig in die Wagschale fallen, da die Knaben, außer wo es sich um homosexuellen Sadismus handelt, eben nur Surrogat für das andere Geschlecht sind. Der homosexuelle Sadismus — anscheinend viel seltener als der heterosexuelle und viel häufiger bei Männern — kann wieder — theoretisch wenigstens — mehrere Unterarten darbieten. Der häufigste Fall dürfte der sein, daß die geschlechtliche Erregung mit nachfolgender Befriedigung erst auf sadistische Reize hin erfolgt. Oder es besteht daneben reine Homosexualität, d. h. es findet der Reiz schon im Anblicke oder Umgange mit gleichgeschlechtlichen Individuen statt, daneben aber zugleich die vorige Form. Dieser Fall scheint mir im Falle Dippold vorzuliegen. Oder es besteht Homosexualität neben hetero-sexuellem Sadismus (auch, faute de mieux, an Knaben), dies wäre nur bei gewissen sexuellen Zwischenstufen, bei Hermaphrodisie, denkbar. Oder zu guter Letzt könnte es sich auch nur um Pseudo-Homosexualität handeln, d. h. heterosexuellen Sadismus und pseudo-homosexuelle Handlungen. Bevor man jedoch von Sadismus überhaupt sprechen kann, muß dieser erst bewiesen sein. Denn der homosexuelle oder heterosexuelle Sadismus könnte nur vorgetäuscht werden, die Prügel also nur Ausfluß von Grausamkeit oder einer speziellen iracundia sein. Ob diese

verschiedenen Formen dės homosexuellen Sadismus alle beobachtet sind, weiß ich nicht. Theoretisch sind sie jedenfalls möglich. Eine interessante Nebenfrage wäre die, ob Sadismus häufiger als Homosexualität ist. Ich glaube es kaum, doch kommen von Sadisten gewöhnlich nur die zur Kenntnis, welche kriminell belangt werden. Bei allen verschiedenen Arten von Sadismus überhaupt wäre auch noch das Zeitverhältnis zwischen dem Delikte und der geschlechtlichen Befriedigung ins Auge zu fassen. Das erstere kann nämlich vor, während oder nach der letzteren eintreten. Im 3. Falle ist es dann kein eigentlicher Sadismus mehr, sondern nur Ausfluß höchster Wollust, die in allerlei Grausamkeitsarten sich kundgibt; im 2. Falle wenigstens öfters. Endlich wäre noch des sogenannten „ideellen Sadismus" (eventuell auch homosexuellen) zu gedenken, der nur in Gedanken oder Träumen auftritt, aber zu keiner Tat führt, wohl stets mit Ejakulation, Pollution resp. Onanie verbunden und der „ideellgeistigen Onanie" gleichzustellen ist. Dieser dürfte nicht als End-, sondern als Anfangsglied der sadistischen Entwicklungsreihe anzusehen sein, somit als geringster Grad, als leichteste Störung.

Es fragt sich endlich, ob nicht jede Grausamkeit überhaupt eine mindestens unbewußt sexuelle, sadistische Wurzel hat. Der enge Zusammenhang von Grausamkeit und Wollust ist ja längst bekannt, ebenso daß sadistische Andeutungen schon im normalen Liebes- und Geschlechtsleben gar nicht so selten sind, wie z. B. der Biß beim Kuß, das Stoßen beim Koitus usw. Madame Lambert sagte schon: l'amour se nourrit de larmes (Féré). Da nun ein gewisser Hang zur Grausamkeit jedem eignet, besonders Kindern, so wird man vielleicht auch eine geringe sadistische (wie auch masochistische) Neigung als normal bezeichnen dürfen[1]. Später bricht diese angeborene Grausamkeit oft wieder durch, besonders leicht bei Ungebildeten, z. B. bei Stier- und Ringkämpfen, Hin-

1) In leisen Anklängen tritt diese manchmal ganz unerwartet zutage. Ich habe z. B. an mir selbst einige Male bei Schmerzäußerungen meiner Kinder einen leichten Kitzel zum Lachen verspürt, also eine „paradoxe" Regung, die ich zum Teil atavistisch erklären möchte, aus der uralten Assoziation von Freude am Schmerz bei andern. So hatte auch ein Geistlicher beim Begräbnisse seiner geliebten Mutter mit dem Lachen zu kämpfen. Damit ist aber die Schadenfreude nicht zu verwechseln, noch das unwillkürliche Lachen, z. B. bei einem komischen Falle eines andern. Obiges, paradoxes Verhalten ist wohl aber kaum den sogenannten paradoxen mimischen Außerungen bei Geisteskranken an die Seite zu setzen, wenn z. B. ein Melancholiker, der tiefes inneres Leid empfindet, lächelt oder ein euphorischer Paralytiker usw. eine weinerliche Miene aufsteckt, Ereignisse, die immerhin selten genug sind.

richtungen, und sicher empfinden hierbei auch manche unbewußt einen sexuellen Reiz, bisweilen sogar bewußt, wie z. B. Féré [1]) zeigen konnte.

Wir sehen also, wie wichtig die Entscheidung, ob wirklich Dippold Sadist gewesen ist oder nicht, für die Frage der Zurechnungsfähigkeit gewesen wäre. Der Leser möge daher den langen Exkurs über Sadismus, der zugleich als Paradigma für einschlägige Untersuchungen dienen sollte, entschuldigen. Die Sache ist es wohl wert, da der Sadismus zweifellos kriminell die wichtigste sexuelle Perversion ist — man denke nur an die Mädchenstecher, Lustmörder, Nekrophilen, an manche Fälle von Unzucht —, mit dem Masochismus zugleich als „Grundform psychosexueller Perversion" (v. Krafft-Ebing) — erscheint und sogar physiologische Wurzeln treibt.

Wenn nun aber Dippold kein Sadist mit oder ohne Homosexualität war — der Beweis hierfür ist leider im Prozesse nicht geliefert worden — was war er dann? Ein normaler, gemeiner Verbrecher, ein Irrer, ein Entarteter oder ein sogenannter moralisch Schwachsinniger? Eine Psychose ist nach der psychiatrischen Untersuchung sicher auszuschließen. Manches dagegen spricht dafür, daß er ein Entarteter, ein sogenannter Dégénéré supérieur, und zwar mehr dafür, als daß er völlig normal war. Wir haben früher schon auffallende Charakterzüge an ihm wahrgenommen. Auch die Aussagen des künftigen Schwiegervaters und anderer Zeugen lauten sehr verdächtig, noch mehr aber sein krasser Egoismus, seine liederliche Lebensführung, sein in vielen Beziehungen ethischer Defekt usw. Wahrscheinlich würden auch gröbere unharmonische Ausbildungen der Geistesfähigkeiten zutage getreten sein. Aber erst, wenn labile Gemütszustände, große Reizbarkeit, gar Auftreten zu gewissen Zeiten von Impulsionen, Sinnestäuschungen, Wahnideen, wenn auch rudimentärer Art, ja hie und da kurze Erregtheits- oder Verwirrtheitszustände bestanden hätten, gewöhnlich im Vereine mit deutlichen Entartungserscheinungen aller Art, bei erblicher Belastung, wäre die Diagnose gesichert [2]). Ob hier-

---

1) Féré, Le sadisme aux courses de taureaux. Revue de médecine. 1900. No. 8. Dieser Autor bemerkt mit Recht, daß gerade Blut die zunehmende Grausamkeit leicht weckt, wie man das z. B. bei Stierkämpfen sieht. Andererseits wirkt aber wieder die rote Farbe des Bluts sexuell erregend (H. Ellis) und deshalb erscheinen manche feine Dirnen im roten Hemde. Siehe Näcke: Un cas de fétichisme de souliers etc. Bulletin de la société de Médecine mentale de Belgique. 1894. Damit wäre wieder die Überleitung von Grausamkeit (Blut) zur Wollust gegeben. Die rote Farbe wird nämlich als Erinnerung an das Blut, d. h. also als Atavismus gedeutet (Ellis, Giuffrida-Ruggeri), was mir immerhin sehr kühn erscheint.

2) Hierbei will ich jedoch nicht verschweigen, daß der Begriff des Ent-

von bei D. etwas beobachtet wurde, ist nicht gesagt. Ich kann z. Z. also nur vermuten, daß er degeneriert war. Dann ist er zunächst ein geistig Minderwertiger, wie ihn Dr. Kraussold auch bezeichnete. An sich kann ein solcher freilich zurechnungsfähig sein, aber auch nur vermindert zurechnungsfähig, besonders wenn sich wirklich angeborener Sadismus usw. damit verbindet. Die Zurechnungsfähigkeit aber, wie es der Gutachter tut, hauptsächlich darauf zu begründen, daß Beklagter sich stundenlang gut verteidigt, ist meiner Ansicht nach gewagt, da ein solcher sehr gut bez. einer speziellen Tat, wie einer sexuellen z. B., vermindert zurechnungsfähig usw. hätte sein können und man andererseits sogar Paranoiker stundenlang ohne den geringsten Lapsus sprechen hören kann. Bekannt ist ja auch, wie raffiniert oft manche Schwachsinnige, Hysteriker und andere sich herausreden und so leicht als ganz zurechnungsfähig imponieren. Geistige Vollwertigkeit ist bei Dippold wohl sicher auszuschließen. Also ist er auch kein „normaler“ Verbrecher, da durchaus nicht alle Verbrecher deutlich psychisch minderwertig und Kranke sind, wie Lombroso und seine Schule behaupten. Ja es fragt sich, ob überhaupt das Gros der Verbrecher es sind, wenn man die normale Variationsbreite der „Normalen“ nicht zu eng faßt. Jede geistige Minderwertigkeit an sich müßte zwar einen gewissen Grad von verminderter Zurechnungsfähigkeit bedingen, doch von wo ab soll dies beginnen? Wollen wir gar dieselbe in Prozenten ausdrücken, wie schon vorgeschlagen wurde? Man soll jedenfalls die verminderte Zurechnungsfähigkeit nicht zu weit fassen, weil sonst die unzähligen geistig leicht Minderwertigen in und außerhalb des Gefängnisses alle darunter fallen würden. Dann hätten manche Juristen mit der Behauptung Recht, daß die Psychiater alle Verbrecher dem Forum entziehen möchten. Ist endlich Dippold ein ethisch Schwachsinniger? Die meisten Deutschen wollen von einer „Moral insanity“ mit Recht nichts wissen und ich habe wiederholt im gleichen Sinne mich ausgesprochen[1]), d. h. gegen eine spezielle Krankheitsform dieses Namens, charakterisiert durch alleinigen oder vorwiegenden ethischen Defekt auf verschiedenen

arteten, des Dégénéré supérieur ein etwas schwankender, also bis zu einem gewissen Grade subjektiver ist. Ja, manche wollen davon überhaupt nichts wissen, z. B. Rabaud (Anormaux et dégénerés, Revue de psychiatrie etc. 1903. No. 7). Ebenso ist die Definition und der Wert der „erblichen Belastung“ noch vielfach zweifelhaft.

1) Besonders zuletzt in meiner Monographie. Über die sogenannte Moral insanity. Bergmann, Wiesbaden 1902.

Gebieten bei sonstiger Intaktheit der Psyche, speziell der Intelligenz. Alle Fälle sogenannten Schwachsinns lassen sich nämlich, meine ich, ohne Zwang in die 3 folgenden Hauptgruppen unterbringen: 1. die der leicht Imbezillen — die größte Masse; 2. die der sogenannten Dégénérés supérieurs, die nächstgrößere Menge, und endlich 3. die kleine Rubrik der leicht periodisch Irrsinnigen. In die 1. Abteilung gehören auch die vielen Fälle abgelaufener Dementia praecox (Jugendirresein mit schnellem Ausgang in Schwachsinn), wie sie besonders unter den Vagabunden und Bettlern so häufig sind. Ob wirklich Fälle einer „echten" Moral insanity in oben definiertem Sinne vorkommen, ist mehr als fraglich, bisher jedenfalls einwandfrei noch nicht nachgewiesen worden [1]. Wollte man den Dippold also als „moralisch Schwachsinnigen" bezeichnen, so würde man ihn am besten dann in die Rubrik der Entarteten unterbringen, wie es scheint. G e i s t i g m i n d e r w e r t i g s i n d a l l e 3 G r u p p e n d e r s o g e n a n n t e n M o r a l i n s a n i t y, d o c h k a n n d i e s e M i n d e r w e r t i g k e i t i n e i n i g e n F ä l l e n s o l e i c h t s e i n, d a ß w i r r u h i g d i e Z u r e c h n u n g s - f ä h i g k e i t a u s s p r e c h e n d ü r f e n. H i e r e n t s c h e i d e t a l s o d e r G r a d d e r M i n d e r w e r t i g k e i t. Auch ausgesprochen Geisteskranke können ethisch depraviert sein, aber diese Fälle sind von vornherein auszuschließen, wie beim Sadismus usw. diejenigen, wo die sexuelle Perversion durch eine Psychose oder ihr nahestehende Zustände, wie z. B. Zwangsideen, bedingt ist.

Wir sehen also wohl ohne Fehler an Dippold einen geistig Minderwertigen, wahrscheinlich einen echten Entarteten, der folglich nicht ein in gewöhnlicher Variationsbreite normaler Verbrecher ist. Ob nun der Grad der Entartung usw. so groß ist, daß man eine verminderte Zurechnung aussprechen müßte, kann ich ohne Akten und Untersuchung des Betreffenden natürlich nicht sagen. Hier würde aber das Bestehen von angeborenem Sadismus die Wagschale nach dieser Richtung hin von vornherein sinken lassen, deshalb wäre eben die Feststellung desselben so wichtig gewesen. Das Ganze macht mir aber doch den Eindruck, als ob das Pathologische in Dippold so vorwiegt, daß das Urteil einer verminderten Zurechnungsfähigkeit vielleicht gerechtfertigt gewesen wäre.

Das Gericht hat jedenfalls, auf Grund der positiven Verneinung derselben seitens des 1. Sachverständigen bei seinem Urteile, diese nicht

---

1) Auch der neueste Fall von Penta, den Priester und Mörder Potenza betreffend (Rivista mensile di psichiatria forense etc. 1903. p. 325), ist absolut kein solcher, da die Kritiklosigkeit, Suggestibilität, Leichtgläubigkeit usw. durchaus gegen intakte Intelligenz sprechen.

mit angezogen, sondern wohl neben der geistigen Minderwertigkeit als Grund zu einer geringeren Bestrafung später in der Person des 1. Staatsanwaltes angegeben, Dippold sei nicht vorbestraft und noch jung. Bei solchen Scheußlichkeiten aber, wie der Täter sie ausführte, spielen meiner Meinung nach beide Gründe absolut keine Rolle. Ebenso wenig ist bei der Niederträchtigkeit der Handlungen trotz beider Gründe an die Möglichkeit einer Reue und Besserung zu glauben. Dies um so weniger, wenn das Ganze, wie ich glaube, mehr minder der Ausfluß eines solchen pathologischen Geisteszustandes ist, der eine verminderte Zurechnungsfähigkeit bedingen dürfte und nur so wäre die geringere Strafe zu begründen gewesen. Ganz abzuweisen ist es aber, wenn der Verteidiger für seinen Klienten statt Zuchthaus das Gefängnis dekretiert wissen will, weil jener ein gebildeter Mann sei. Das Umgekehrte sollte vielmehr stattfinden: Ein Gebildeter sollte ceteris paribus stets härter zu bestrafen sein, weil man von ihm mehr Hemmungen der Triebe verlangen kann, als vom Ungebildeten. Denn die größere Bildung, bessere Erziehung, ist sicher dazu angetan, eine Menge von Hemmungsmotiven zu entwickeln und einzupflanzen, die normaliter auch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, wirksam werden.

Daß das große Publikum, ebenso manche Juristen, bei der Unkenntnis der Sachlage das Urteil zu mild fand, ist leicht begreiflich. Nicht ganz ohne Unrecht frug eine Zeitung, wie es denn komme, daß man einen Mörder töte, den Dippold aber so mild behandele, da doch jener dem letzteren gegenüber lange nicht so grausam verfuhr. In der Tat quält ja selbst der kalte Mörder sein Opfer nur sehr selten, während Dippold das seinige langsam und raffiniert dem Ende zuführte, mag er dabei selbst nicht den Tod eines derselben bezweckt haben. Für solche Scheusale wäre noch der Tod fast zu gut und sie müßten, wie die Wucherer bei Dante, in den untersten Teil des Höllentrichters kommen! Das wären solche seltene Ausnahmsfälle, wo in meinen Augen das Todesurteil ausgesprochen und ausgeführt werden könnte[1]). In unserem Falle liegt aber die Sache, wie gesagt, doch anders.

Noch einen Moment will ich beim Urteilsspruche verweilen. Wie wir schon an unserem Falle sahen, liegt öfters die Frage der Zurechnungsfähigkeit so verwickelt, daß nur die genaueste Kenntnis der

1) Näcke, Gedanken eines Mediziners über die Todesstrafe. Dies Archiv. 9. Bd. Heft 3 u. 4. 1902, und zur Abwehr eines Angriffs seitens Lohsings, meine kleine Mitteilung: Nochmals: Pro und contra Todesstrafe. Ebenda. 11. Bd. S. 263.

Psychiatrie, große Erfahrung und psychologisches Wissen hier einen Leitstern abgeben kann, der freilich auch kein untrüglicher ist, da in schwierigen Fällen die Sachverständigen sich so oft widersprechen. Im Prozesse Dippold würde ich z. B. vielleicht für verminderte Zurechnungsfähigkeit mich ausgesprochen haben. Es ist nun, da alle obigen Voraussetzungen beim gewöhnlichen Richter ganz oder doch zum größten Teile fehlen — von den Geschworenen natürlich ganz zu schweigen! — widersinnig, daß der Richter über die Zurechnungsfähigkeit urteile. Das hat er Experten allein zu überlassen und nur dem Gutachten derselben sich zu fügen, resp. ein Obergutachten einzuholen, nie aber es zu verwerfen. Ihm steht dann nur die Urteilskündung zu. Es verschlägt dabei nicht viel, wie ich glaube, daß das psychiatrische Gutachten weniger exakt ist als eine experimentelle Demonstration, weshalb Pelman neuerdings (siehe Ref. in der „Politisch-anthropologischen Revue" 1903, Nr. 7, S. 592) den Sachverständigen nur die Rolle des technischen Beraters einräumen will. Selbst bei der weniger exakten Psychiatrie ist der Irrenarzt doch immer noch unendlich sachverständiger als der Richter und manche Krankheitsfälle lassen sich einfach dem Richter nicht ohne weiteres demonstrieren.

Dies alles habe ich seinerzeit ausführlich behandelt, und so manche Psychiater sind der gleichen Meinung, trotzdem die Mehrzahl derselben entgegengesetzter Ansicht sind, wie wohl alle Richter auch, deren Gründe ich wohl kenne. Ich werde seinerzeit die Frage nochmals ausführlich behandeln und bemerke hier nur, daß obige Forderung, die seit mehreren Jahren in Portugal erfüllt ist, sich dort brillant bewährt und auch die Richter befriedigt, die natürlich erst sich dagegen sträubten. Der beste Beweis also, daß diese Idee nicht bloß theoretisch richtig erscheint, sondern praktisch gut durchführbar ist! Ich bin aber noch weiter gegangen und habe verlangt, daß der Experte sich zugleich darüber auszusprechen habe, wohin der Reat am besten unterzubringen sei; dies könnte der Richter dann der ausführenden Behörde aktlich mitteilen. Für irre Verbrecher kommt natürlich nur die Irrenanstalt, eventuell eine Irrenstation an einer Strafanstalt in Frage. Was soll aber mit dem Entarteten, vermindert Zurechnungsfähigen werden? Für ihn paßt weder die Irrenanstalt noch das Gefängnis. Ein Mittelding zwischen beiden wäre am besten. So lange es solche Anstalten aber

1) Näcke, Richter und Sachverständiger. Dies Archiv. 3. Bd. 1. u. 2. H. 1899.

2) Julio de Mattos, Os Alienados nos tribunaes. vol. II. (Einleitung.) Lisboa 1903.

nicht gibt, wird es namentlich vom Charakter und der Gemeingefährlichkeit abhängen, ob die Irrenanstalt oder das Gefängnis vorzuziehen ist[1]). Bei stark depraviertem Charakter und ausgesprochener Gemeingefährlichkeit käme nur das Gefängnis, resp. dessen Irrenstation in Frage. Das gilt also auch für Dippold. Zugleich aber wäre für solche Subjekte, wie er, ein Strafmaß überhaupt nicht auszusprechen, sondern die Internierung so lange auszudehnen, als die Gemeingefährlichkeit usw. anhält, also eventuell bis zum Tode. Ist Dippold wirklich ein eingeborener Sadist, so wird er es sehr wahrscheinlich immer bleiben und für die Mitmenschen somit eine beständige Gefahr bilden. Ist er aber nur vorwiegend ethisch verkümmert, so wäre schon eher die Hoffnung zu hegen, daß mit dem Alter die bösen Triebe, die zur Untat führten, sich soweit abstumpfen, daß der Täter später einmal noch in der Außenwelt ohne Schaden für andere leben kann.

Doch wenden wir uns jetzt vom angeklagten Dippold zu seinem noch überlebenden 13½ jährigen Opfer. Er wird als prächtiger und trotz der vielfachen Mißhandlungen gesund aussehender Junge geschildert und er und sein Bruder sind im ganzen gut beleumundet. Ausgezeichnet sind seine Antworten, kurz, prägnant, nie sich widersprechend. Alles was er sagt, trägt den Stempel der Wahrheit und wenn er für sich und seinen toten Bruder jedes Ausüben der Onanie bestreitet, so ist ihm gewiß darin zu glauben. So vorsichtig man bei Aussagen von Kindern in foro sein muß, so darf man doch nicht hierin zu weit gehen. Kinder im Alter von zehn Jahren ab etwa, besonders Knaben, sind sehr oft durchaus vertrauenswürdig und nicht selten ausgezeichnete Beobachter. Ja sogar unter noch Jüngeren findet man solche. Bei den Mädchen dagegen spielt die Suggestion stets eine große Rolle, daher sind ihre Aussagen namentlich bei Unsittlichkeitsdelikten skeptischer aufzunehmen. Die Aussagen vieler Kinder sind sicher oft viel richtiger, vertrauenswürdiger, als die der meisten erwachsenen Zeugen, besonders unter den Ungebildeten, wie man das namentlich bei Schwurgerichtssitzungen sattsam zu beobachten Gelegenheit hat.

Eine wichtige Vorbedingung aber wird es sein, wie es auch im Prozesse Dippold mit Recht geschah, das Kind nicht in Gegenwart des Angeklagten oder seiner Eltern zu ver-

1) Alle diese Fragen habe ich ausführlich in meiner Monographie: Die Unterbringung geisteskranker Verbrecher, Marhold, Halle 1902, behandelt; kürzer in verschiedenen anderen Arbeiten.

nehmen, da dann Suggestion, namentlich durch Furcht, störend einwirkt. Am besten würde man diese umgehen, wenn man das Kind nur vom Untersuchungsrichter auf seiner Expedition vernehmen ließe. doch dies ist des öffentlichen Verfahrens halber wohl kaum möglich.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die bedauernswerten Eltern. Vor Gericht machten beide einen durchaus günstigen Eindruck. Die gesamte Presse hält ihnen jedoch, wohl nicht mit Unrecht, vor, daß sie in der Wahl des Hauslehrers zu wenig Vorsicht walten ließen und auf keinen Fall ihre Kinder auf so lange Zeit einem Fremden allein hätten überlassen sollen, besonders da ihnen Klagen über Mißhandlungen der Knaben zu Ohren gekommen waren. Freilich hatten sie einen „hervorragenden“ Psychiater Berlins — wie der Verteidiger sagte — hingeschickt, um diese Gerüchte im Verein mit dem Schwager der Knaben zu untersuchen. Vielleicht war es ihr Hausarzt, jedenfalls ist der Herr aber weder als praktischer, noch als wissenschaftlicher Psychiater bekannt, also als solcher nicht „hervorragend“, wohl aber durch Arbeiten auf dem Gebiete der Hypnose und Gehirnanatomie. Sollte aber ein Psychiater oder Neurologe als solcher geschickt werden, so hätten gerade in Berlin, wo die Eltern wohnten, ganz andere Leute zur Verfügung gestanden. Der als Zeuge auftretende Abgesandte behauptet nun, er sei gar nicht geschickt worden, um die Mißhandlungen festzustellen und die Jungen zu untersuchen. Selbst wenn dies so wäre, dann hätte er aus eigenem Antriebe als Arzt es tun sollen, da er ja wußte, daß es sich um Mißhandlungen handelte. Er scheint dies auch vorgehabt zu haben, da er sich, wie es heißt, von einer Untersuchung durch den Redefluß Dippolds abhalten ließ, der ihn so zu umgarnen verstand, daß er, der Arzt, den Dippold den Eltern gegenüber später als „geradezu idealen Menschen“ hinstellte, womit er sich unsterblich blamiert hat. Weniger schon erlag der Suggestion sein Begleiter, der da sagt, Dippold sei entweder ein idealer Mensch oder ein gemeiner Schurke. Das Auftreten des ärztlichen Zeugen mit seiner aufdringlichen Schwatzhaftigkeit war ein ungünstiges und der Vorsitzende mußte ihn ermahnen, bei der Sache zu bleiben. Für Zeugen, namentlich aber für Experte, ist es eine Hauptsache, kurz sich zu fassen und nicht vom Thema abzuspringen, besonders vor Geschworenen. Kürze und Klarheit allein sind überzeugend, Länge und Abschweifung wirken nur lähmend! Bei Ungebildeten ist leider das erstere nicht allzu oft anzutreffen, wie schon allein die weitschweifigen und die Hauptsache oft gar nicht berührenden Aussagen so häufig bekunden. Von Gebildeten kann und muß man es aber fordern!

Ich will hier nicht weiter berühren, daß ein junger, unerfahrener Student, noch dazu des Rechtes, meist nicht ein geeigneter Erzieher sein dürfte, daß dazu ein älterer, erfahrener Pädagoge besser gewesen wäre. Daß die Eltern dem Lehrer ein mäßiges Züchtigungsrecht eingeräumt hatten, war richtig. Sie konnten nicht wissen, daß er es mißbrauchen würde. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn er stets in der Nähe der Eltern gewesen, oder ihm eine vertrauenswürdige Person beigegeben worden wäre. Gesundheitsrücksichten für die Knaben bildeten allerdings auch einen Grund für ein Entfernen derselben aus der Großstadt, und es hätte sich nur gefragt, ob es nicht trotzdem geratener gewesen wäre, die Jungen zu Hause zu behalten, zumal eine gute ärztliche Behandlung bei schwachen Kindern auch in der Großstadt sehr gut möglich ist. Jedenfalls gewährt die ganze Sache interessante Einblicke in gewisse Familien- und Erziehungsverhältnisse. Eigentümlich berührt es, daß der Staatsanwalt sich der Eltern in langer Rede sehr annimmt, als ob sie die eigentlichen Angeklagten gewesen wären; man gewinnt fast den Eindruck des: qui s'excuse, s'accuse.

Ein wichtiger Punkt im ganzen Prozesse ist das Züchtigungsrecht. Manche wollen dies abschaffen, aber eine mäßige Züchtigung zur rechten Zeit und am rechten Orte kann nur von Vorteil sein. Das alte Wort: *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* gilt nicht nur für das spätere Leben, sondern vor allem für die Schule. Nicht weniger aber auch für das Gefängnis, besonders bei Minderjährigen, die meist nichts anderes fürchten als Prügel. Ich halte es daher für falsche Humanität, wenn neuerdings so viele die disziplinelle Prügelstrafe für die Gefangenen abgeschafft wissen wollen. Die praktischen Engländer wissen sehr gut, warum sie dieselbe beibehalten! Doch muß hier natürlich auch das: ne nimis gelten. Wohl weiß ich sehr gut, daß man oft mit Güte weiter kommt und daß es Lehrer gibt, die fast nie schlagen. Dies hängt aber nicht nur vom Charakter und dem pädagogischen Geschicke derselben ab, sondern auch vom Materiale. Es gibt gute und schlechte Jahrgänge in den Schulen und bisweilen verdirbt ein einziger Bube die ganze Klasse. Hier kann dann nur das Baculum helfen. Dies ist besonders notwendig in Großstädten, wo namentlich die Kinder von Sozialdemokraten frech auftreten, oft schon zu Hause zum Ungehorsam gegen die Lehrer angehalten werden und in dem Verhalten des Vaters einen steten Rückhalt finden, der bei der geringsten auch noch so gerechten Züchtigung des Kindes sofort mit Strafantrag droht. Mit Recht hat man daher das Züchtigungsrecht den Lehrern belassen, wenn auch eingeschränkt.

Auf der anderen Seite ist allerdings nicht zu verkennen, daß es so manche jähzornige Lehrer gibt, die bei der geringsten Gelegenheit losschlagen. Diese haben schon ihren Beruf verfehlt. Bei andern hingegen muß man bei häufiger Züchtigung, namentlich auf entblößtem Hinterteile, an die immerhin seltene Möglichkeit eines bestehenden Sadismus denken, wie z. B. bei Dippold. Daher geht an alle Eltern die ernste Ermahnung, auch das Verhältnis ihrer Kinder zum Hauslehrer oder zur Gouvernante stets im Auge zu behalten, da nicht so selten unzüchtige Praktiken verschiedener Art hier sich entwickeln. Namentlich gilt dies bez. der Homosexualität. Aber das viele Schlagen hat noch eine andere Schattenseite. Wiederholt, zuletzt eindringlich durch Moll[1]) wird darauf hingewiesen, daß durch solche Züchtigungen, namentlich auf den Hintern, der Geschlechtstrieb sich früher als normal entwickeln und bei dazu beanlagten Kindern sogar pervers werden und bleiben kann. Ein klassisches Beispiel hiefür bietet Rousseau[2]), bei dem sich als Kind durch Schläge auf den Hintern seitens einer Frau Masochismus entwickelte, wie er das in seinen „Bekenntnissen" auseinandersetzt. Geschehen solche Züchtigungen von andern, z. B. Knaben, so können letztere, die Zuschauer, unter Umständen sexuell erregt werden usw., natürlich nur bei besonderer Anlage[3]).

Schließlich haben wir noch kurz das Publikum und die Presse in ihrem Verhalten zum Prozesse Dippold uns etwas näher anzusehen. Die Zuhörer waren schon während der Verhandlungen tief erregt und nach Schluß des Prozesses nahmen sie und zugezogene andere eine so drohende Haltung vor dem Gerichtstore an, daß man nicht wagte, den Angeklagten gleich überführen zu lassen. Ähnliche Szenen wiederholten sich dann beim Transport D.s in Bamberg, Nürnberg usw. Sehr richtig bemerkt eine Zeitung: nur ein einziger aus dem Volke hätte anzufangen brauchen und alle wären sicher über den Unseligen hergefallen. Wir sehen also, daß sogar bei uns unter Umständen die Möglichkeit des Lynchens vorliegt, hier weniger als bloßer Akt der Grausamkeit, sondern als echter Ausfluß des irregeleiteten Gerechtigkeitsgefühls, während es sich beim amerikanischen Lynchen fast nur um Rassenhaß (gegen Neger), selten um bloße

---

1) Moll, Über eine wenig beachtete Gefahr der Prügelstrafe bei Kindern. Zeitschr. f. pädagogische Psychol. usw. 3. Jahrg., auch Bloch: Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis. 2. Teil. Dohrn, Dresden 1903.

2) Siehe Féré: L'instinct sexuel etc. Alcan, Paris 1899.

3) Siehe v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis. 11. Aufl. Enke, Stuttgart 1901.

Gerechtigkeit, um Habgier usw. handelt. Ich bin darauf in einer kleinen Mitteilung[1]) seinerzeit zu sprechen gekommen und Spitzka[2]) hat namentlich das amerikanische Lynchen klar beleuchtet. Die Psychologie der Volksmasse ist eben eine andere, als die des Einzelnen. Es handelt sich hier nicht, wie einige ganz richtig bemerken, um bloße Addierung gewisser Neigungen, Antipathien usw., sondern zugleich um qualitative Änderungen. Vor allem sinkt sofort das ethische Niveau, und jeder Krieg, jede Krise usw. läßt nur zu leicht erkennen, wie sehr der Einzelne ethisch höher steht, als die kompakte Masse, die Nation. Das macht eben das Volk, die Menge, in ihren Ausbrüchen so unberechenbar und gefährlich! Diese ist vor allem leicht suggestionabel, mehr als das Kind. Die Vernunft schweigt bald und nur das Gemüt arbeitet vorwiegend. Ist letzteres in Wallung geraten — und das geschieht schneller oder langsamer —, so gleicht die Menge einem Pulverfaß. Der geringste Funken bringt dasselbe zur Explosion. Daher die ungeheuere Verantwortlichkeit der Parteiführer und Volksredner. Die Menge ist quasi eine plastische Masse, aus der sich, je nach Umständen, Gutes und Böses machen läßt, auch noch in unserer Zeit. Wir sind zwar stolz darauf, daß die Zeit der Hexen- und Ketzerverbrennungen vorbei ist und doch könnten wahrscheinlich auch jetzt noch solche stattfinden, natürlich nur an gewissen Orten. Auch Judenverfolgungen treten noch bisweilen auf, der Religions- und neuerdings der Nationalhaß ist vielfach noch tief eingewurzelt, und wenn es anginge, würde man sicher zu Religionskriegen genug Massen erhalten. Was für Zündstoff angesammelt ist, sieht man in allen fanatisierten Massen[3]), besonders der Chauvinisten, der Sozialdemokraten, Anarchisten usw. Auch heute kann hier bei geeigneter Gelegenheit das Unglaublichste geschehen. Immerhin scheinen mit fortschreitender Zivilisation doch die blutigen Instinkte des Volksganzen sich verringert zu haben, wie die Zahl der gewalttätigen Verbrecher überhaupt, während die andern Verbrechen: Diebstahl, besonders aber Betrug und Unterschlagung, zunehmen. So wird sich zwar die verbrecherische Psyche der Quantität nach scheinbar trotz fortschreitender Bildung gleichbleiben, aber ihre Qualität hat sich geändert; das Verbrechertum ist milder, weniger blutig geworden; das ist bereits ein großer Vorteil und würde an sich allein schon für den Wert der Zivilisation sprechen. Mit den Masseninstinkten scheint es sich glücklicherweise gleicherweise zu verhalten. Stets aber wird bez. der Volksmenge, wenn fanatisiert, trotzdem Schillers Wort sich bestätigen: „Wehe, wenn sie losgelassen“!

---

1) Näcke, La bête humaine. Dieses Archiv. 10. Bd. 1. u. 2. Heft.

2) Spitzka, Statistisches über das Lynchen in Nordamerika. Dieses Archiv. 11. Bd. S. 224.

3) Man denke nur an die Haltung des englischen Volkes während des Burenkrieges oder an die Exzesse der Tschechen usw. Und so groß ist die Macht der Suggestion, daß auch die meisten Gebildeten sich ihr nicht ganz zu entziehen vermögen.

Die Presse endlich hat in dem Prozesse Dippold im ganzen eine durchaus würdige Rolle gespielt und ist vor allem auf Sexualpathologisches im allgemeinen nicht näher eingegangen. Dies gehört nur in Fachblätter, nie in Tageszeitungen, die auch von Frauen, Mädchen und Unmündigen gelesen werden und durch solche Exkurse nur vergiftend wirken können. Mit tiefem Bedauern sieht man aber, daß es leider auch eine pornographische Presse gibt, die stets gute Geschäfte macht und daß sogar einige Buchhandlungen und Antiquariate mit Vorliebe Bücher mit sexuellem Inhalte, verführerischem Umschlag und oft lasziven Bildern unter der Firma von wissenschaftlichen Werken verkaufen und herausgeben, die leider vorzüglich gehen. Das meiste ist Schund, doch gibt es sicher darunter wertvolle Arbeiten, die nur dem Gelehrten zugänglich sein sollten. Aber wie ist dies zu ermöglichen? Die Presse soll die Sittlichkeit direkt oder indirekt nie schädigen und das gutgeleitete Volksgewissen repräsentieren. Insofern hat der Redakteur ein heiliges Amt zu verwalten. Sie soll ohne Ansehen der Person und möglichst objektiv die Schäden des sozialen Lebens aufdecken, immer wieder auf die wunden Punkte hinweisen und Vorschläge zur Besserung tun. Sie kann so mächtig die Volksstimmung in ihrem guten Teile nicht nur aufzeigen, sondern auch leiten, erziehen und derart indirekt an der Gesetzgebung mitarbeiten. Man fängt auch bei uns allmählich an, die Wichtigkeit der Presse als zivilisatorischen Faktor anzuerkennen, obgleich wir von Amerika hierin sehr beschämt werden, wo die Preßmänner nicht nur eine der wichtigsten sozialen Stellungen einnehmen — höher als die der Offiziere —, sondern zu allen möglichen Ehren- und Staatsämtern zugezogen werden. Hoffentlich geschieht dies auch dereinst bei uns. Der deutsche Michel ist ja bekanntlich langsam, trottet gern hinterher, macht dafür aber seine Sache meist um so gründlicher.

Nachtrag bei der Korrektur. Ausgezeichnet feine Beobachtungen über Sadismus und Masochismus finden sich bei Gustav Naumann (Geschlecht und Kunst, Leipzig, Haessel, 1899). Namentlich sieht man hier gut, wie weit das Sadistische in das Normale hineinreicht, wie wir nach v. Krafft-Ebing fast alle auch mehr oder weniger Fetischisten sind. Die Liebe, sagt Verf., ist ihrem Charakter nach nicht liebenswürdig, sondern herrisch und „der Liebende empfindet psychisch erhöhte Wollust, indem er die Geliebte quält“. Einen stark sadistischen Zug zeigt der Geschlechtsakt vieler Tiere. Verf. gibt weiter die verschiedenen Erklärungen für die so überaus seltene Kombination von Sadismus und Masochismus in einer Person. Es handelt sich hier, wie ich glaube, um psychischen Hermaphroditismus, oder: die eine Perversion ist angeboren, die andere erworben. Beide dürften schwerlich gleichzeitig angeboren sein. In kühner Weise erblickt endlich Verf. in ganzen Zeitabschnitten einen sadistischen Zug (im kaiserlichen Rom), oder einen masochistischen (jetzt) oder einen gemischten. Alle solche Betrachtungen à la Nordau sind aber sehr der Kritik ausgesetzt und schwer zu beweisen.

Besprechungen.

Bücherbesprechungen von Hans Groß.

1.

Die Grenzen der Zurechnungsfähigkeit und die Kriminalanthropologie. Für Juristen, Ärzte und gebildete Laien dargestellt von Dr. Hans Kurella, mit 20 Illustrationen. Halle a. d. S. Gebauer-Schwetschkesche Druckerei und Verlag m. b. H.

Die Schrift sei dazu bestimmt, das gebildete Publikum mit der schwierigen Frage bekannt zu machen, die als Grenzprobleme der Lehre von der Zurechnung zu bezeichnen seien. In der Tat bespricht Verfasser die Aufgaben der gerichtlichen Psychiatrie, die Anomalien des Geschlechtsgefühls, impulsives und unbewußtes Handeln usw. — aber der Hauptteil des Buches befaßt sich mit der Lehre Lombrosos, und diese zu verteidigen und von ihr zu retten, was zu retten ist, dürfte wohl auch der Hauptzweck des Buches sein. Ich habe vor vielen Jahren irgendwo erklärt, Kurella sei der beste existierende Kenner der Lehren Lombrosos; diesen Ausspruch wiederhole ich auch heute und füge bei: wer sich über Lombroso kurz, klar und völlig erschöpfend orientieren will, der lese das hiermit angezeigte Buch Kurellas, besser kann der genannte Zweck nicht erreicht werden. Die Verteidigung Lombrosos durch Kurella ist ausgezeichnet gut geführt und da zu ihren Gunsten wiederholt scheinbar schlagende und bestechend aussehende Argumentationen vorgeführt werden, so möchte ich mich mit Kurella in derselben Weise auseinandersetzen, wie ich es vor einem Dutzend von Jahren [1]) mit Lombroso getan habe. — Wenn ich Lombrosos Lehren bespreche, so kann ich dies nur vom Standpunkte des Juristen aus tun; als Jurist habe ich weder die Exaktheit der Untersuchungen Lombrosos, noch die Gültigkeit seiner Folgerungen, noch deren anatomische und anthropologische Richtigkeit zu untersuchen, wohl aber darf ich zusehen, wie die Methode Lombrosos beschaffen ist, welche Grundlagen er sich zurechtgelegt hat, und mit welcher Logik er seine Folgerungen zieht. — Kein Mensch, der die Hauptbegriffe der Biologie kennt, zweifelt daran, daß es Atavismus gibt, da wir seine Erscheinungen bei Tieren und Pflanzen oft genug beobachten können, und wer je gefunden hat, daß jemand nicht seinen Eltern, sondern einem seiner Großeltern ähnelt, hat damit behauptet, daß es Atavismus, Rückschläge, gibt; es ist auch sicher, daß solche Rückschläge auf viele Generationen, auf ganze Epochen zurückgehen können.

---

1) In der ersten Auflage meines „Handbuch für Untersuchungsrichter“.

2) Verf. nimmt den Juristen gegenüber eine eigentümliche Stellung ein und da er von ihnen bloß Bruck, Steinmetz und Vargha zu kennen scheint, und z. B. v. Liszt und seine „Jungdeutsche Kriminalistenschule“ völlig ignoriert, so ist es begreiflich, wenn er mitunter zu Ausfällen gegen die Juristen gelangt (z. B. S. 31 letzte, S. 96 erste Zeilen).

Kein Mensch zweifelt weiter daran, daß es übelveranlagte, von Geburt aus zum Bösen hinneigende Menschen gibt, und daß geistige Degeneration häufig mit körperlichen Mißbildungszeichen einhergehe; der erste, der vor tausenden von Jahren sagte: „Hütet euch vor den Gezeichneten“, war eigentlich auch der erste, der die Bedeutung der Degenerationsstigmen erkannt hat. Also auch das ist nichts Neues und der moderne Kriminalist weiß gut, daß auch hier das Kausalitätsprinzip maßgebend ist, daß jeder Mensch mit einer gewissen Anzahl guter oder schlechter Anlagen von Natur aus versehen ist, und daß auf diese Anlagen Kultur und das ihn umgebende Milieu wirken muß, im guten oder im schlechten Sinne. Sein Handeln ist die Wirkung dieser Ursachen.

Also: diese drei Momente: Atavismus, Stigmen und Veranlagung existieren und sind längst bekannt, aber ihren von Lombroso behaupteten Zusammenhang: Stigmen bedeuten die Veranlagung und sind Ergebnisse des Atavismus — hat Lombroso nicht bewiesen, und das wird auch, wenigstens mit den Mitteln von heute und der nächsten Zeit, niemand beweisen können. Und Lombrosos Argumentation liegt eigentlich in der Doppelbedeutung eines Schlag- und Titelwortes: Deliquente nato. In der einen Bedeutung heißt es: Der verbrecherische Mensch wird als solcher geboren — er bringt seine bösen Anlagen schon von Natur aus mit sich, Kultur kann bessern, Milieu maskieren, aber seine Anlage behält er.

In diesem Sinne nehmen wir Modernen, als ehrliche Deterministen, den Delinquente nato voll und ganz an. Aber Lombroso hat in diese Worte noch einen zweiten Sinn gebracht, etwa dahin: „Der Verbrecher wird mit seinen Stigmen, die ihn als Verbrecher kennzeichnen, geboren; nicht als ob die böse Veranlagung die Stigmen erzeugte, oder diese jene, sondern: wir müssen annehmen (sagt Lombroso) daß es etwas Drittes, uns Unbekanntes gibt, welches sowohl die böse Veranlagung als die Stigmen erzeugt, es ist also eines ein Kennzeichen für das Vorhandensein des anderen. Den Delinquente nato in diesem Sinne lehnen wir aber als angeblich bewiesen entschieden ab.

Vor allem will es schon im allgemeinen schwer vereinbar erscheinen, daß sich gewisse Anlagen mit so grob sinnlichen Erscheinungen vereinen sollen; wir können uns allerdings denken, daß ein arges Struma mit dem blöden Verstande eines Kretins zusammenhängt, weil die monströse Überwucherung eines Organs die Entwicklung des Gehirns beeinträchtigen kann — aber daß verbrecherische Anlage etwa mit verkrüppelten Zehen zusammenhängen soll, wollen wir ohne Beweis nicht glauben, und diesen Beweis hat uns Lombroso nicht geliefert.

Quod erat demonstrandum: Der Verbrecher besitzt von Geburt aus an seinem Körper Stigmen. Diese Aufgabe zerfällt aber wieder in zwei Beweise:

1. Der Verbrecher hat diese Stigmen in einem sehr großen Prozentsatz.
2. Der Nichtverbrecher hat diese Stigmen gar nicht oder wenigstens in einem auffallend geringen Prozentsatz.

Werden nicht beide Beweise geführt, so wäre bloß einer von ihnen völlig belanglos: denn kommen Stigmen bei Verbrechern und Nichtverbrechern in nicht sehr verschieden hohem Prozentsatz, ungefähr gleichmäßig vor, so liegt nichts Merkwürdiges vor.

Wir wollen nun die Tatsache beiseite lassen, daß die Prozentsätze,

die Lombroso von seinen Verbrechern bietet, keine hohen sind: 41, 19, 11, 16, 9, 8, 13 Proz. usw. — das sind keine imponierenden Zahlen, sie lassen nur Vermutungen zu, wenn verschiedene Fehlerquellen angenommen werden; mit Fehlerquellen beweist man aber nicht. Wir wollen nun von diesen dürftigen Zahlen absehen und die Methode Lombrosos betrachten.

Theoretisch, und wenn er korrekt vorgehen wollte, mußte Lombroso sagen: „Ich teile mein Material ein in Verbrecher und Nichtverbrecher — ich finde bei ersteren x Proz., bei letzteren y Proz.“ Könnte Lombroso so sprechen, so wäre die Beweisführung einwandfrei, so kann er aber, wie die Tatsachen liegen, durchaus nicht reden — er darf ehrlicherweise nur sagen: „ich vergleiche Eingesperrte und Nichteingesperrte“ — das ist aber etwas vollständig anderes und wissenschaftlich gleichgültig.

Vorerst: die Untersuchung Eingesperrter interessiert uns nicht, die Untersuchung von Verbrechern ist aber heute um so weniger möglich, als niemand von uns sagen kann, was wir unter einem Verbrecher verstehen; wir wissen ungefähr, was ein Verbrechen ist, nicht aber, wann einer Verbrecher wird. Was muß er begangen haben — wie oft — unter welchen Umständen — aus welchen Motiven? um Verbrecher zu sein, Verbrecher im Sinne der Kriminalanthropologie, nicht im Sinne einzelner Paragraphen. Sehen wir einmal zu, wen Lombroso alles unter seinen „Eingesperrten“ fand: einen immerhin nicht zu vernachlässigenden Prozentsatz ungerecht Verurteilter; — dann solche, die im nicht nachzuweisenden, aber doch vorhandenem Rausch schwere Verbrechen begingen; — Wilddiebe, deren Jagdlust nicht schlechter war, als die hoher Herren, und die nicht begreifen wollten, daß das Wild auf ihren Äckern nicht ihnen gehört; — Leute, die in äußerster Not stahlen; — die unterschlugen, um hungernde Kinder zu nähren; — Leute, die im gerechtesten Zorn einen erschlugen; — politische Verbrecher; — Duellanten, oder einen, der falsch geschworen hat, um die Ehre einer Frau zu retten — die alle hat Lombroso gemessen, verzeichnet und z. B. mit hoher Crista frontalis interna behaftet gefunden oder auch nicht — waren das Verbrecher? Eingesperrt waren sie, Verbrecher aber nicht, und die Notizen Lombrosos wurden durch sie konfus gemacht.

Nun sehen wir uns das Vergleichsmaterial an, die „Freien“. Abgesehen davon, daß wir auch hier oft Vergleichsmaße von Schädeln aus Sammlungen, von der Anatomie, aus Beinhäusern angeführt finden, also von Schädeln, von denen niemand weiß, ob ihre Träger Mörder oder ehrliche Leute waren, abgesehen davon, wie steht es mit den „frei Herumgehenden“? dürfen wir sie den „Nichtverbrechern“ gleichstellen? unter ihnen befinden sich vor allem solche, die schon bestraft wurden, die das Lombroso nicht gesagt haben, und die er vielleicht vor einigen Jahren oder Tagen als „Verbrecherschädel“ gemessen hätte. Dann solche, die über kurz oder lang ein Verbrechen begehen werden, die schon alle Anlagen und den Sinn für Verbrechen besitzen, und nur noch keinen Anlaß hatten, dasselbe zu begehen. Dann alle, die Verbrechen begangen haben aber nicht erwischt oder unrichtig freigesprochen wurden; endlich die ungeheure Zahl derer, die als Diebe, Räuber, Betrüger, Mörder, Notzüchter gestraft worden wären, wenn sie nicht zufällig in wohlhabenden Verhältnissen wären und nicht zu stehlen, rauben, morden brauchten. Kriminalanthropologisch sind

alle die Genannten Verbrecher, oft hundertmal mehr als die im Gefängnis befindlichen, aber sie hatten ein Verbrechen nicht nötig, wurden nicht eingesperrt und somit als „Ehrliche“ vermessen und gezählt.

Man wird vielleicht fragen, ob sich der Vorgang nicht exakter gestalten ließe; man könnte ja in den Gefängnissen bloß die „zweifellosen“ Verbrecher untersuchen und alle anderen beiseite lassen. Aber wer weiß, was ein „zweifelloser“ Verbrecher ist? Wie subjektiv und individuell würde das ausfallen und wer kennt alle Motive und Gründe und vorausgegangene Umstände auch beim „zweifellosesten“ Mörder? Wüßte man alles, so würde man den „ruchlosen Mörder“ vielleicht sofort von der Liste der Verbrecher streichen und sagen: „Eingesperrt ja — Verbrecher nein“.

Ebenso könnte man ja etwa bei den Kontrollmessungen der „Ehrlichen“ nur wirklich „zweifellos Ehrliche“ nehmen? Wer ist ehrlich! Wir wollen tun, wie der Zöllner im Tempel, der rückwärts stand, an die Brust klopfte und sprach: „Herr sei mir armen Sünder gnädig“. Wer von uns weiß, ob er nicht ein Dieb geworden wäre, wenn er es nötig gehabt hätte, ob er nicht einen erschlüge, wenn er im höchsten Zorn wäre? Wir alle wären vielleicht Delinquenti nati, wenn uns die Verhältnisse zu Fall gebracht hätten.

So wie es heute gestaltet vorliegt, ist Lombrosos Material für das, was er beweisen will, unbrauchbar. Wenn wir einmal wissen, was ein Verbrecher ist, wenn man die Erdbewohner reinlich in zwei Lager teilen kann: Verbrecher und Nichtverbrecher — dann mag Lombroso messen, zählen und vergleichen — was er heute mißt, zählt und vergleicht, das beweist nicht das, was er beweisen will, es ist in dieser Richtung wissenschaftlich wertlos.

Wir wissen, was wir Lombroso an Anregung, an Ideen und Problemen zu verdanken haben, aber der Delinquente nato in seinem Sinn läßt sich auch durch die, ich wiederhole: geradezu glänzende Verteidigungsschrift Kurellas nicht halten.

2.

Strafrechtliche Abhandlungen. Begründet von Prof. Dr. Hans Benneke. Heft 38: Die Staatsverleumdung (§ 131 R.St.G.B.). Von Paul Riedinger, Referendar in Breslau. Schletter, Breslau.

Das im Gesetz nicht sehr klar gefaßte Delikt hat schon oft zu Zweifeln Anlaß gegeben; es wird auch in den Lehrbüchern und Kommentaren verschieden genug behandelt. Es war daher eine dankenswerte Arbeit, daß Verf. die diesfalls in Frage kommenden Momente gründlich und mit genauer Literaturverwertung zur Besprechung gebracht hat.

Druckfehlerberichtigung.

Schneickert, Zur Psychologie der Zeugenaussagen, Archiv XIII, Heft 3:

S. 198,	Zeile 14	von oben	muß es heißen:	Juristen, statt Juristern.
S. 198,	„ 3	„ unten	„ „ „	: heute, statt Leute.
S. 200,	„ 7	„ oben	„ „ „	: ihn, statt ihm.
S. 202,	„ 2	„ unten	„ „ „	: Sicherheitsorgane, statt —orgene.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ARCHIV

FÜR

KRIMINAL-ANTHROPOLOGIE

UND

KRIMINALISTIK

MIT EINER ANZAHL VON FACHMÄNNERN

HERAUSGEGEBEN

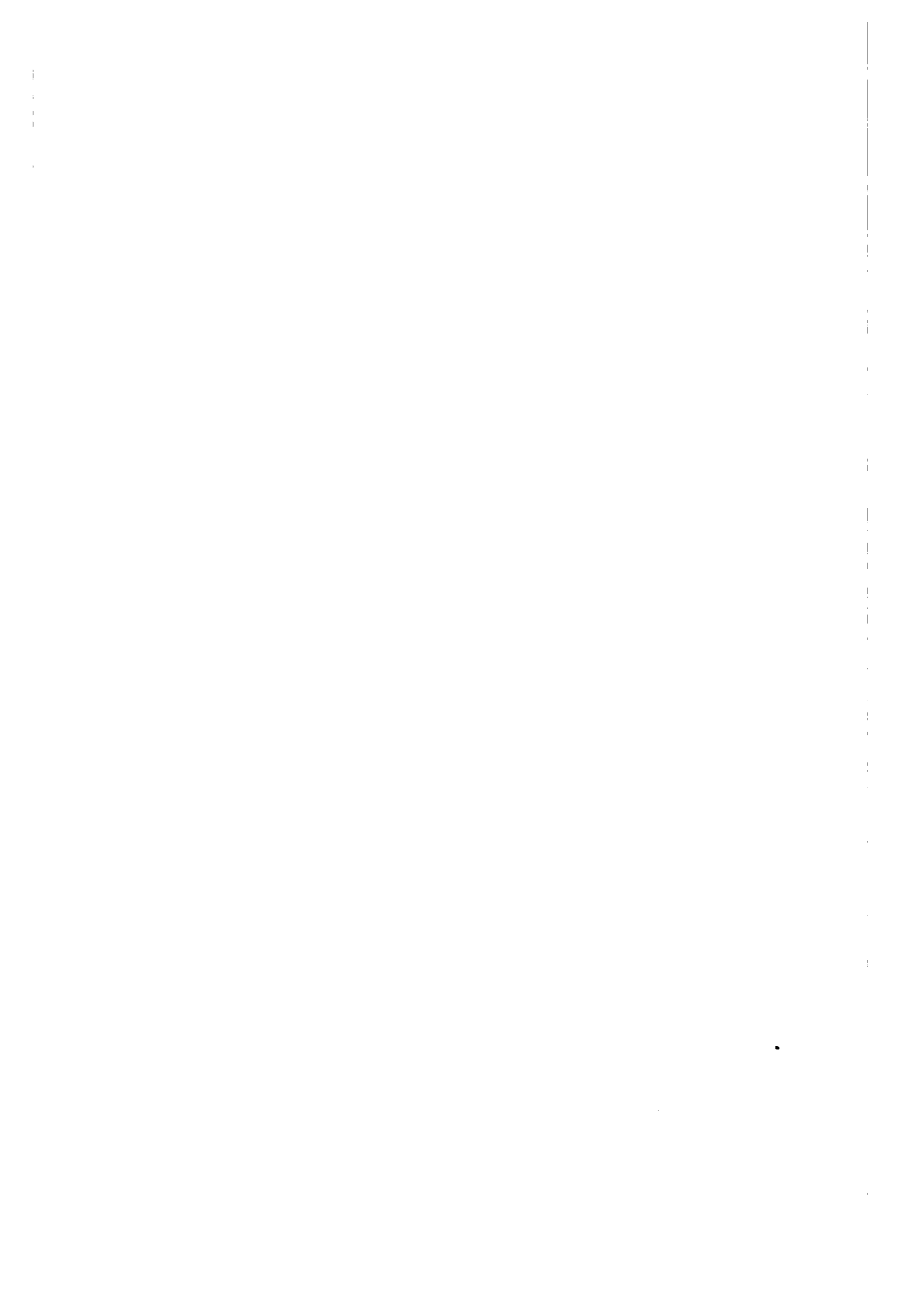
VON

PROF. DR. HANS GROSS

VIERZEHNTER BAND.



LEIPZIG
VERLAG VON F. C. W. VOGEL
1904



Inhalt des vierzehnten Bandes.

Erstes und Zweites Heft

ausgegeben 23. Dezember 1903.

Original-Arbeiten. Seite

Drittes und Viertes Heft

ausgegeben 18. Februar 1904.

I.

Zur Literatur der Kriminalistik.

Vom

Landrichter **Haußner** in Zwickau.

Voraussetzung der Anwendung des Strafgesetzes ist der Nachweis des mit Strafe bedrohten Verbrechens. Kann dieser Nachweis nicht gegen den Täter geführt werden, so muß auch das Verbrechen ungesühnt bleiben. Damit hängt aber die Wirksamkeit des Strafgesetzes, abgesehen davon, daß seine Strafandrohung geeignet ist, dem Verbrechen vorzubeugen, davon ab, daß es gelingt, den Täter des Verbrechens zu überführen.

Da den Schuldigen zu überführen, Zweck und Ziel der Untersuchung ist, so ist klar, daß der vom Strafgesetze gewollte Zweck vereitelt wird, wenn die Untersuchung des Verbrechens nicht zum Ziele geführt hat.

Ebenso wichtig wie die richtige Anwendung des Strafgesetzes auf die Tat, ist es deshalb auch, daß die Untersuchung des Verbrechens so geführt werde, daß Klarheit über die Beschaffenheit der Tat und den Täter gewonnen werde.

Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es aber nicht allein der Kenntnis der Gesetze, sondern neben ganz gewissen Fähigkeiten auch der Kenntnis aller der Dinge, die mit dem Verbrechen in Zusammenhang stehen, zu ihm in Verbindung gebracht zu werden pflegen, gebracht worden sind oder annehmbar gebracht werden können oder zu seiner Aufdeckung nützlich sind, wie ferner auch die Kenntnis zahlreicher Erfahrungssätze, durch deren Hilfe sie erleichtert wird.

Die Wissenschaft dieser Kenntnisse in neuerer Zeit unschätzbar gefördert und das Interesse an ihnen neu belebt zu haben, ist das unbestrittene Verdienst des Professors Dr. Hans Groß, der in seinem Handbuche für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik ein Werk geschaffen hat, das auf lange Zeit für jeden, der sich

mit der Untersuchungskunst vertraut machen muß oder will die beste Quelle bleiben wird.

Nachdem seit dem ersten Erscheinen des Großschen Handbuchs im Jahre 1892 sich schon mehrere Auflagen[1]) nötig gemacht haben, es auch in acht Kultursprachen übersetzt worden ist und durch das rege Interesse, das auch dieser von ihm begründeten Zeitschrift, dem Archive für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, in den Kreisen der Fachleute entgegengebracht wird, ausreichend dargetan worden ist, daß die junge Wissenschaft der Kriminalistik weiter sich gedeihlich entwickeln wird, ist es wohl auch an der Zeit, das, was über die Untersuchungskunst und die zu ihr gehörigen Dinge früher geschrieben worden ist, zu sammeln, und die meist längst vergessene kriminalistische Literatur darauf zu prüfen, ob und inwieweit bereits in ihr Erfahrungssätze aufgestellt wurden, die jetzt als allgemein richtig anerkannt sind, und ob sich nicht vielleicht in ihr Stoff findet, der die Erkenntnis noch nicht anerkannter Erfahrungssätze zu fördern geeignet ist.

Ich habe deshalb, als mir vor kurzem Quellen zugängig wurden, aus denen ich mich über die kriminalistische Literatur unterrichten konnte, das, was davon mir als Literatur der Kriminalistik erschien, zusammengestellt.

Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß ich nicht mehr als einen Anfang zu ihrer Sammlung und anderen die Anregung zu ihr geben will und kann, weil mir an meinem hiesigen Amtssitze die einschlagende Literatur nur in sehr beschränktem Umfange zugängig ist, ich mir andere aber nur mit unverhältnismäßigen Umständen und Kosten zugängig machen kann.

Wer die junge Wissenschaft auch zu seinem Teile fördern will wird das durch Sammlung ihrer an seinem Aufenthaltsorte ihm zugängigen Literatur gewiß erreichen und dürften die reichen Bibliotheken der Universitäten den dort sich Aufhaltenden zu diesem Zwecke reiche Ausbeute liefern.

Mir hat als Quelle der einschlagenden Literatur zunächst Friedrich Kapplers Handbuch der Literatur des Kriminalrechts und dessen philosophischer und medizinischer Hilfswissenschaften für Rechtsgelehrte, Psychologen und gerichtliche Ärzte (Stuttgart, J. Scheibes Buchhandlung 1838) gedient, in das grundsätzlich nur die seit 1800 erschienenen Abhandlungen aufgenommen worden sind, weil, wie der Verfasser mit Recht sagt, die Literatur der früheren Jahrhunderte zum

1) Die 4. Aufl. ist eben im Druck.

größten Teile nur noch historischen, aber nicht mehr praktischen Wert hat. Gleichwohl hat er auch bei den Materien, bei denen nur entfernt noch ein Interesse denkbar schien, alle Schriften, von den ältesten Zeiten an, soweit sie nur ermittelt werden konnten, beachtet. Dies ist besonders geschehen bei Anführung der Quellen, der Geschichte und der Literatur des Kriminalrechts, bei den Kommentarien, Systemen, Hand- und Lehrbüchern und bei einzelnen Lehren. Besonderes Augenmerk richtete er auf die gerichtliche Psychologie und die gerichtliche Arzeneiwissenschaft.

Wertvoll wird sein Werk besonders dadurch, daß er bei den angeführten Abhandlungen und Rechtsfällen, wo immer nur es möglich war, einen kurzen Auszug des Wesentlichen beifügte, woraus man, auch ohne die Werke selbst nachzuprüfen, über ihren Inhalt im wesentlichen und jedenfalls besser unterrichtet wurde, als durch bloße Anführung ihrer Überschriften.

Die Zusammenstellung selbst, denke ich, wird am besten dadurch zu erreichen sein, daß nach und nach das Gesammelte gruppenweise in dieser Zeitschrift zum Abdrucke kommt und dann durch auf neuen Forschungen beruhender Nachträge ergänzt und, soweit nötig, berichtigt wird, bis das Werk der Zusammenstellung der ganzen Literatur gediehen ist.

Als weitere Aufgabe denke ich mir dann die Durcharbeitung und Verwertung des in ihr Niedergelegten, zum Nutzen und zur Förderung der Kriminalistik.

Ich beginne mit den Teilen, die ohne weiteres und ohne besondere Sichtung aus Kapplers Handbuch entnommen werden können.

1. Die Literatur der Gaunersprache.

Schöll, Abriß des Gauner- und Bettlerwesens in Schwaben. Erhard und Löfflund, Stuttgart 1793.

Roth, F. A., General-Gaunerliste, oder alphabetischer Auszug aus mehrentheils im Drucke, theils geschrieben erschienener Listen über die in Schwaben und den angränzenden Ländern zu deren Nachtheil noch herumschwärmenden Gauner, Zigeuner, Mörder, Kirch-, Markt-, Tag-, und Nachtdiebe, Falschmünzer, falsche Collektanten, Falschspieler, andere Erzbetrüger und sonstiges liederliches Gesindel usw. Karlsruhe, Maclot, 1800.

Becker, J. N., Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Rheins. Köln, Keil, 1804.

Rebmann, A. G. F., Damian Hessel und seine Raubgenossen; actenmäßige Nachrichten über die Gegenden, wo sich gegenwärtig die Überbleibsel der zerstreuten Niederländer, Crevelder und Mörsischen Räuberbanden aufhalten; über die neueste Art ihrer Diebstähle und die Kunstgriffe, die sie anwenden,

um sie zu begehen und zu verhehlen; nebst Anzeige der Mittel, die man anzuwenden hat, um diese Banden zu zerstören und sein Eigentum gegen sie zu sichern, und ein Winken für Polizeibehörden; zunächst für Beamte an den Gränzen Frankreichs und Deutschlands. Bearbeitet von einem gerichtlichen Beamten. Mainz, Kupferberg, 1810.

Pfister, B., Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde. Enthält vorzüglich die Geschichte der Beraubung und Ermordung des Handelsmanns Jacob Rieder von Winterthur, auf der Bergstraße. Nebst einer Sammlung und Verdollmetschung mehrerer Wörter aus der Jenischen oder Gaunersprache. Heidelberg, Braun.

Grolmann, F. L. A., Aktenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden und mehrerer mit ihnen in Verbindung gestandenen Verbrechern. Nebst Personalbeschreibung vieler, in alle Lande deutscher Mundart dermalen versprengter Diebe und Räuber. Mit einer Kupfertafel, welche die getreuen Bildnisse von 16 Hauptverbrechern darstellt. Gießen, Heyer, 1813.

Britt, C. F., Aktenmäßige Nachricht von dem Raubgesindel in den Mainzer Gegenden, dem Odenwalde und den angränzenden Ländern. 2. Abt. Darmstadt, Heyer und Leske, 1814—1815.

Derselbe, Kurze Nachrichten von den persönlichen Verhältnissen und den Verbrechen der bei den großherzoglichen Criminalgerichte in Untersuchung gestandenen und zum Tode verurteilten Räuber; aus den Untersuchungsakten. Darmstadt, Heyer u. Leske, 1814. ? Aufl.

Christisen, L. D., Alphabetisches Verzeichnis einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabunden, mit hinzugefügten Signalements, ihrer Person und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Aussagen einer zu Kiel in den Jahren 1811 und 1812 eingezogenen Räuberbande. Nebst einer erläuternden Vorbereitung über die verschiedenen Gattungen, Lebensweise und Sprache dieser Gauner. Hamburg, Bohr, 1814.

Falkenberg, K., Versuch einer Darstellung der verschiedenen Klassen von Räubern, Dieben und Diebshehlern, mit besonderer Hinsicht auf die vorzüglichsten Mittel, sich ihrer zu bemächtigen, ihre Verbrechen zu entdecken und zu verhüten. 1. Bd. 1816. 2. Bd., nebst Anhang, ein Wörterbuch, die Diebssprache enthaltend. Berlin, Dunker u. Humblot, 1818.

Christisen, L. D., Gaunerlexikon, oder Beschreibung der in den Herzogtümern Schleswig und Holstein, den Hansestädten Hamburg und Lübeck, zum Teil auch in dem Königreich Hannover und dem Großherzogtum Mecklenburg in den Jahren 1802—17 bestraften, oder mit Steckbriefen verfolgten Verbrechern, nach dem Alphabet geordnet, nebst einigen Bemerkungen und einem Register der Hauptkennzeichen. 3 Teile. Kiel u. Hamburg, Perthes u. Besser, 1819.

Schwencken, L. P. T., Notizen über die berüchtigsten jüdischen Gauner und Spitzbuben, welche sich gegenwärtig in Deutschland und anderen Gränzen umhertreiben; nach Criminalakten und sonstigen zuverlässigen Quellen bearbeitet und in alphabetischer Ordnung zusammengestellt. Kassel und Marburg, Krieger, 1820.

Schott, A. K., Kurzes jurist. prakt. Wörterbuch, als ein Nachtrag zu seiner Vorbereitung zur juristischen Praxis. Erlangen, Palm, 1784. Neue umgearb. u. vermehrte Aufl. v. S. A. Kraft. 1793. Ganz umgearbeitete und bedeutend vermehrte, nebst angehängtem Wörterbuche, über die rothwelsche sogenannte Gauner- oder Zigeunersprache, von J. Ch. F. Sommer. Ebenda. 1821.

Bischoff, Ferd., Die Kocheme Walddiwerei in der Reußischen Märtine, oder die Gauner und Gaunerakten im Reußischen Voigtlande und der Umgegend, ihre Taktik, ihre Aufenthaltsorte und ihre Sprache. Neustadt, Wagner, 1822.

v. Grolmann, F. L. A., Wörterbuch der in Deutschland üblichen Spitzbubensprachen in 2 Bänden, die Gauner- und Zigeunersprache enthält der 1. Bd. Gießen, Müller, 1822.

Nachrichten, aktenmäßige, von dem Gauner- und Vagabunden-Gesindel, so wie von einzelnen professionirten Dieben in den Ländern zwischen dem Rhein und der Elbe, nebst genauer Beschreibung ihrer Person (von C. P. T. Schwenken). Kassel 1822.

Wennmohs, F. A., Über Gauner und über das zweckmäßigste, vielmehr einzige Mittel zur Vertilgung dieses Übels. 1. Theil, oder Schilderung des Gauners nach seiner Menge und Schädlichkeit usw. Berlin, Enslin, 1824.

Bischoff, Ferd., Deutsch-zigeunerisches Wörterbuch. Ilmenau, Voigt, 1827.

Jaunerliste, Nach Angabe der sich in Mannheim in Untersuchung befindlichen Jauner und Strohmer: S. Amende, A. Keller, P. Talmond, T. Lautenbach und J. Stein. Karlsruhe, Marx, 1827.

Giese, G. L., Aktenmäßige Darstellung über eine Anzahl Gauner und Vagabunden des nördlichen Deutschlands. Celle, Schulze in Cönne, 1828.

Eberhardt, F., Polizeiinspektor, Polizeiliche Nachrichten von Gaunern, Dieben und Landstreichern, nebst deren Personalbeschreibungen. Koburg, Meusel u. S., 1828 (mit 2 lithograph. Stammtafeln). 3. Bd. Gotha, Gläser, 1835.

Derselbe, Polizeirath, Polizeiliche Nachrichten von Gaunern, Dieben und Landstreichern, nebst deren Personalbeschreibungen. Ein Hülfsbuch für Polizei- und Criminalbeamte usw. 2. Bd., mit 14 Stammtafeln. Gotha, Gläser, 1833. (Der 1. Bd. erschien 1828 bei Meusel u. Sohn, Coburg, um den gleichen Preis.)

Pfeiffer, Dr. G. W., Aktenmäßige Nachrichten über das Gauner-Gesindel am Rhein und Main und den an diese Gegenden grenzenden Ländern. Frankfurt, Sauerländer, 1828.

v. Train, J. K., Chochemer Loschen. Wörterbuch der Gauner- und Diebs-, vulgo Jenischen Sprache, nach Criminalakten und den vorzüglichsten Hülfsquellen für Justiz-, Polizei- und Mauthbeamte. 4. Abt. Jenisch-Deutsch — Deutsch-Jenisch — Gaunerschriften — Szene aus Räuberleben. Meißen, Gödsche, 1833.

Heyde, Bürgermeister W. G. von der, Mitteilungen über die verschiedenen Gattungen von Räubern, Dieben und Gaunern, über die Art, Weise und die Mittel, welche sich eine jede dieser Verbrecherklasse bei Ausübung ihrer Verbrechen bedient, und über die Diebshehler und Diebsherbergen, begleitet mit einer Hinweisung auf das Verhalten der Polizeibeamten zur Verhütung von Räubereien und Diebstählen, sowie bei der Entdeckung derselben, besonders in Absicht der Wiedererlangung der gestohlenen Sachen. Magdeburg, Heinrichshofen, 1833.

Hundrich, L. O., Landgerichtsrath, Darstellungen und Ansichten aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft und Justizverwaltung. Quedlinburg und Leipzig, bei Basse, 1819. Seite 80: Mitteilungen aus der Diebssprache.

2. Die Literatur über den Beweis durch Geständnis.

Tabor, J. O., Diss. de confessionibus. Gießen 1667.

Döring, P., Diss. de obligatione delinquentis ad confessionem criminum propriorum corum magistratu. Lips. 1713.

Willenberg, S. Fr., Diss. de inefficaci criminis. Gedan. 1721.
Hagenbruch, Chr., Comm. de effectu confessionis spontaneae in crim. corpore delicti deficiente. Lips. 1739.
Schöpf, W. A., Diss. de confessione qual. Tub. 1735.
Graffen, Fr. de, Diss. de conf. qual. Göttingen 1769.
Heineccius, J. G., Diss. de religione judicantium circa reorum confessiones; in op. Ex. 17.
Ittig, G. N., Diss. de confesso non convicto. L. 1715.
Dressel, N. W., Diss. de delinquente convicto licet non confesso, poena ord. aff. Hal. 1726.
Breuning, Ch. H., Diss. de vi confessionis extra judicium. Lips. 1768.
Barth, G., Diss. de conficto non confesso. Lips. 1699.
Ob das Eingeständnis bei Verbrechen allerzeit nötig sei? Hamburg 1789.
Reinharth, Tob. Fac., Diss. de inficatione ejusque poenis. Erf. 1734.
Leyser, Spec. 637—39.
Hommel, Rhaps. 217, 418, 680. 772.
Tittmann, K. A., Über Geständnis und Widerruf in Strafsachen und das dabei zu beobachtende Verfahren. Halle, Hemmerde u. Schwetschke, 1810.
Heddaeus, Fr., Über das qualificierte Geständnis, nach dem deutschen ge-gemeinen, neueren französischen und neueren badischen Rechte. Mannheim, Schwan u. Götz, 1827.
Geib, G. De confessionibus effectu in processu criminali Romanorum observationes aliquot. Disputatio historico-juridica. Turici, Orell, Fuessli et soc. 1837.

Einzelne Abhandlungen zu finden bei:

Strube, David Georg. Rechtliche Bedenken, systematisch geordnet usw. von L. Spangenberg. 3 Bände, Hannover, Hahn 1827.
Bd. 3. S. 412: Wegen eines widerrufenen Bekenntnisses ist niemand zum Tode zu verdammen.
Derselbe, Bd. 3, S. 466 und 467: Von dem Widerrufe eines gethanen und ratificirten Bekenntnisses eines Inquisiten.
Kleinschrod: Archiv des Kriminalrechts (altes). Herausgegeben von Dr. Ernst Ferdinand Klein, kgl. preuß. Geh. Justiz-Kammergerichtsrat usw. und Gallus Aloys Kleinschrod, Hofrat, Professor usw. in Würzburg. Halle bei Hemmerde u. Schwetschke.
Bd. 4, Stück 4, Abhandlung, Seite 83: Über das Geständnis als Beweismittel in peinlichen Fällen.
Criminalurteil in der Untersuchungssache wider den Hafnermeister Benkordt zu Frankfurt a. M., wegen Ermordung seiner Ehefrau.
bei Klein, E. F., kgl. preußischer Kammergerichtsrath, Merkwürdige Rechtssprüche der Hallischen Juristen-Fakultät. Berlin und Stettin, Nicolai. Bd. 4, Abh. 23. S. 360.
Es wird darin über den Widerruf des Geständnisses folgender Satz aufgestellt: War das Geständnis nicht nur zur Verurteilung hinreichend, sondern vereinigen sich auch alle Umstände, es, des Widerrufes ungeachtet, für wahr zuhalten, so ist der Widerruf unbeachtlich, zu dessen Rechtfertigung keine oder wenig wahrscheinliche oder erwiesenermaßen falsche Gründe angeführt werden.
Von der nötigen Behutsamkeit bei Abforderung eines Geständnisses; erläut. durch die wider A. S. S. verehlichte R. wegen Kindsmords geführte Criminal-Untersuchung

in Klein, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit, in den preußischen Staaten, herausgegeben von Ernst Friedrich Klein, königlich preußischem Kammergerichtsrathe. Berlin und Stettin, Nicolai. Bd. 8, S. 97: Die Untersuchung beruhte lediglich auf den Angaben der schließlich freigesprochenen Beschuldigten, die diese bald für Scherz, bald für Ernst ausgab. Ein Corpus delecti fehlte.

Es werden Fehler angegeben, die der Untersuchungsrichter bei der Fragstellung gemacht hat.

Gutachten der Criminal-Deputation des preußischen Kammergerichts von 1789 über Thomas Laschowky aus Gnesen, den vermutlichen Mörder seines Brotherrn, nebst Bemerkungen des Herausgebers über den Widerruf freiwilliger Geständnisse.

in Kleins Annalen, siehe oben. Bd. 10, S. 71. Der Beschuldigte hatte in einem Verhöre zweimal den Mord in allen Einzelheiten eingestanden, auch später nochmals ein Geständnis abgelegt, später aber die Tat auf einen anderen geschoben, ohne diesen Widerruf rechtfertigen zu können. Gleichwohl fand er Beachtung.

Die Untersuchung wider den in Lübben damals wohnhaften französischen Emigranten Girault, welcher des Verbrechens in rixa den dortigen Uhrmacher Schneider tödlich verwundet zu haben, besonders dadurch verdächtig ward, daß der Verwundete vor seinem Hinscheiden die Worte ausstieß: „Girault hat mich gestochen, Girault hat mich dreimal gestochen!" —

bei Zachariae, Car. Sal., Annalen der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in den Ländern des Churfürsten von Sachsen, Leipzig, Fleischer, 1806. Bd. 1, S. 321: Die Untersuchung wies Umstände nach. aus denen entnommen werden konnte, daß Schneider den Beschuldigten, der am Hinterkopfe verwundet war, hatte ermorden wollen, und sich, als der Beschuldigte um Hilfe gerufen hatte, die Stiche selbst beigebracht hatte, um den Verdacht auf den Beschuldigten zu lenken.

Dadurch wurde das dahingehende Verteidigungsvorbringen des Beschuldigten als ausreichend erwiesen, aber auch ein Beispiel dafür geliefert, daß Anschuldigungen auch Sterbender nicht unbedingten Glauben verdienen.

Ein zur Strafe des Rads Verurtheilter widerruft sein Bekenntnis:

bei Paalzow, C. L., Magazin der Rechtsgelahrtheit in den preußischen Staaten, 1801. Bd. 7, S. 1.

Feuerbach, Ritter a. o., aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen. G. F. Heyer, Gießen 1828. Bd. 2, Abh. 9, S. 449. Die Bekenntnisse.

Ebendaselbst S. 504: Johann Utting zieht ein Gericht durch erlogene Bekenntnisse mit einer weitläufigen Untersuchung auf.

Oberappellations-Gerichts-Erkenntnis nebst der Darstellung eines für Psychologie, Criminal-Justiz und in anderem Betracht merkwürdigen peinlichen Rechtsfalls.

in Annalen, neue, der Gesetzgebung, Rechtsgelehrsamkeit und Rechtspflege in den churfürstlichen-hessisch Ländern. 3 Hefte 1815 und 1816, Rinteln, bei Streuber.

Nachdem ein durchaus Unschuldiger durch ungesetzliche Mittel zur Ablegung eines von ihm erfundenen Geständnisses bestimmt worden war, wurde — noch rechtzeitig — der wahre Täter entdeckt.

Kleinschrod, im: Archiv des Criminalrechts (neues), herausgegeben von Gallus

Aloys Kleinschrod, Hofrat und Professor in Würzburg, Christian Gottlieb Konopak, Konsistorialrath und Professor der Rechte in Rostock und C. F. A. Mittermaier, Hofrath und Professor in Landshut. Bd. 4, Stück 2, Abh. 8, S. 194: Über den Widerruf eines Geständnisses.

Criminalfall über die Fragen:

1. Ist der Tatbestand eines Verbrechens für bewiesen anzunehmen, wenn der Beweis allein in dem, später widerrufenen Eingeständnisse des Inkulpaten liegt?
2. Unter welchen Voraussetzungen ist der Widerruf eines Geständnisses als statthaft zu betrachten?

bei Nahmer, von der — Advokat in Wiesbaden; Sammlung der merkwürdigeren Entscheidungen des Oberappellationsgerichts zu Wiesbaden. Hermannsche Buchhandlung, Frankfurt a. M. 1824. Bd. 1, S. 95 ff.

Geständnis des Verbrechers. Gültigkeit des durch Schläge erzwungenen. bei Tittmann, K. A., Handbuch des gemeinen deutschen peinlichen Rechts. Halle, Hemmerde und Schwetschke, 1806—1810, Bd. 4, S. 800.

und in Jahrbüchern des großherzoglich-badischen Oberhofgerichts in Mannheim, gesammelt und mit Genehmigung des großherzoglich obersten Justiz-Departements herausgegeben von Staatsrath von Hohnforst, Kanzler des Oberhofgerichts. Mannheim, Schwan und Götz. Jahrgang 1, S. 294: Plenarbeschluß dieser Behörde von 1823; ebenda Jahrgang 2, S. 305: Indirektes Geständnis des Verbrechers.

Gesterding, Dr. F. G., Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien, Greifswald, Koch. Bd. 2, Abh. 3, S. 93—124: Vom Geständnis.

Hitzig, Kriminal-Direktor in Berlin, Annalen der deutschen und ausländischen Kriminalrechtspflege. Berlin, Dümmler. Bd. 5, S. 419: Was ist Geständnis? S. 420: Entwicklung der Lehre vom Bekenntnisse. S. 421: Vom Zurückhalten der Wahrheit und der Offenheit im Bekenntnisse.

Abegg, im Archiv des Criminalrechts, neue Folge, herausgegeben von Abegg, Heffter, Birnbaum, Mittermaier und Wächter. Jahrgang 1894, Stück 1, Abh. 5, S. 95: Praktische Bemerkungen durch Rechtsfälle erläutert. Zur Lehre vom Bekenntnisse.

Bischoff, Dr., großherzoglich sächs. Criminalrichter, Dirigent des Criminalgerichts zu Eisenach usw. Merkwürdige Criminalgerichtsfälle für Richter, Gerichtsärzte, Verteidiger und Psychologen, Hannover, Hahnsche Buchhandlung. Bd. 1, S. 476: Vom Geständnisse und dessen Widerruf bei Gelegenheit eines Rechtsfalles entwickelt. Desgleichen Bd. 2, S. 615.

3. Die Literatur über die Brandstiftung.

Henke, Über Geisteszerrüttung und Hang zur Brandstiftung als Wirkung unregelmäßiger Entwickelung beim Eintritte der Mannbarkeit.

Kopp, Joh. Heinr., Dr. Prof., in Hanau, Jahrbuch der Staatsarzneikunde, Hermann, Frankfurt. Jahrgang 10, S. 78.

Henke, Über den Zusammenhang der bei Knaben und Mädchen vorkommenen Feuerlust und Neigung zu Brandstiftung mit Entwicklungs-Vorgängen.

Derselbe, Adolph, Dr. und Professor der Medizin in Erlangen, Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin, als Erläuterungen zu dem Lehrbuche der gerichtlichen Medizin. Bd. 3, S. 211.

(Fortsetzung folgt.)

II.

Auftreten von Epidemien des religiösen Fanatismus im zwanzigsten Jahrhundert.

Die neulichen Suggestionserscheinungen bei den Duchoborzen in Kanada.

Von

Dr. E. A. Spitzka in Neuyork.

Ein frappantes Beispiel von Suggestionswirkung auf das Religionswesen eines in der Kultur primitiven Volkes, bieten die neuerdings ausgebrochenen Unruhen der fanatisierten Duchoborzen in Kanada. Diese quäckerähnliche Sekte, von den Quäkern selbst zur Auswanderung bewogen, glaubte in Amerika ihr wunderliches Wesen ungestört treiben zu können, da doch so viele verfolgte Sektierer seit Jahrhunderten in diesem Lande ein Asyl gefunden haben. Solche Religionsformen aber, die mit den Anforderungen des praktischen Lebens in zu schroffem Widerspruch stehen, gehen, wie es scheint, auch hier bald zu Grunde; blühten sie glücklich weiter, so war es hauptsächlich deshalb, weil ihre provozierenden oder wunderlichen Lehren und Gebräuche weniger bekannt wurden. Unter den vielen Sekten, die aus Rußland nach Amerika wanderten, sind namentlich die Mennoniten und die Duchoborzen zu nennen. Die Mennoniten siedelten sich in Manitoba (Kanada) schon 1876 an, gründeten eine vernünftige Kommunal-Regierung, welche sich den Gesetzen des Landes anpaßte, arbeiteten fleißig und wurden wohlhabend. Die Duchoborzen dagegen, obgleich kaum vier Jahre in demselben Lande ansässig, sind bereits in Konflikte geraten, die zum Niedergang und zur gänzlichen Auflösung der Sekte führen müssen, falls nicht eine Änderung ihres Wesens erzielt wird.

Die Geschichte der Duchoborzen in Rußland ist im allgemeinen bekannt. Unter der Regierung Peters des Großen trat die Sekte schon in verschiedenen Städten auf; behauptet wird von manchen, daß sie Nachfolger der Hussiten seien, andere nehmen an, daß sie ihre

Religionsideen den Quäkern verdanken. Das letztere ist mehr wahrscheinlich. Sie nennen sich Friedensapostel und verweigern den Eid und den Kriegsdienst. Sie vermeiden jeden Luxus, rauchen und trinken nicht, und essen nie Fleisch. Ferner verwerfen sie gänzlich die russische Kirche, das Zeichen des Kreuzes, die Trinitätslehre usw. Ein „inneres Licht“ tritt an Stelle der christlichen Lehre; dieses Licht sei in jedes Menschen Brust, der bereit ist, es zu empfinden. Die Bibel und die Annahme des historischen Christus halten sie für überflüssig, doch zitieren sie beide in einem fort; dies erklären sie damit, daß das „äußere Wort“, d. h. die Regeln und Handlungen Gottes, bloß symbolisch aufgefaßt werden sollen; es muß im „Inneren“ verstanden sein. Eine „äußere Taufe“ des Priesters anerkennen sie nicht; der Gläubige muß von Christus in seinem „Innern“ getauft sein. Die Heirat findet unter ihnen ganz ohne Zeremonie statt. Sie bauen keine Kirchen, da Christus gesagt habe, daß jeder in seinem eigenen Hause zu seinem Gott beten soll. Wegen ihres Angriffes auf die Trinitätslehre wurden sie „Geisteskämpfer“ genannt, doch behaupten die Duchoborzen, daß sie in Wirklichkeit mit der Hilfe des heiligen Geistes kämpften, nicht aber mit blutigen Waffen.

Kurz gefaßt ist die frühere Geschichte der Wanderungen dieser Sekte wie folgt. Von der orthodoxen Regierung wurden sie immer arg bedrängt und verfolgt, ja viele Mitglieder wurden ihres Glaubens halber zu lebenslänglicher harter Arbeit verurteilt; endlich erlaubte ihnen der mildere Alexander I., sich in Taurien anzusiedeln. Hier weilten sie bis 1840, aber immer noch von allen Seiten gehetzt; 1841 wurden sie nach Transkaukasien versetzt. J. Abramov[1]) erzählt, daß die Frauen, als sie von ihrem geliebten Lande, das sie so lange genährt, Abschied nahmen, niederknieten und ihre Brust an die Erde drückten; sie küßten den Boden und streckten schluchzend ihre Arme zum Himmel, traurige Hymnen dabei singend. Aber die Erde, an welche sie ihre Brust drückten, und die Männer, die sie hätten hören sollen, blieben taub.“ Im Kaukasus wurden sie von der mohammedanischen Bevölkerung freundlich aufgenommen. „Die Duchoborzen,“ sagten diese, „können nicht Christen sein, denn Christen streiten ja immer“.

In den Gouvernements Elizavetpol, Tiflis und Kars wuchs ihre Zahl nahe an 20000, und durch Viehzucht und Getreidebau wurden viele unter ihnen ziemlich wohlhabend. Eine eigentliche Regierungsform hatten sie nicht. Einen Führer, auch „Prophet“ genannt, gab es

1) Abramov, Christian Martyrdom in Russia. 1897. London.

stets unter ihnen, doch ist nicht bekannt, wie dieser erwählt wird. Ohne Polizei oder Militär haben sie ihre Angelegenheiten im ganzen mit gutem Erfolg verwaltet. Von Ärzten, Advokaten, Büchern und den Wissenschaften wollen sie nichts wissen; der Kommunismus wird von ihnen als ein Religionsprinzip betrachtet, und das, behaupten sie, genügt. Reibungen gab es natürlich hie und da. Wie bei jeder anderen Religionssekte mit hohen Idealen kam es zum Zwiespalt. Zur Zeit als der „Prophet" Peter Verigin nach dem kalten Norden verbannt wurde (1886), wollte die eine Partei den Bruder der früheren „Prophetin" Kalmykova als Nachfolger anstellen. Der Streit führte zum Anrufen der russischen Gesetze, und man griff sogar zu Bestechungen, so daß durch eine Opferung von 10000 Rubeln ein Teil der Gegenpartei nach Sibirien geschickt wurde. Über solche verräterische Handlungen höchst erzürnt und gegen den Regierungsbeamten besonders empört, brachte die Majorität 100000 Rubel zusammen indem sie die Besitztümer der Reichen mit denen der Armen gleichstellten und gaben diese Summe den Peter Verigin in die Hände. Nun lebten die Religionsideen wieder auf; die Enthaltsamkeitsregeln wurden streng ausgeführt, sie verweigerten hartnäckig den Militärdienst, und wurden dafür ins Gefängnis geworfen. Sie beschlossen an einem bestimmten Tage alle ihre Waffen zu verbrennen. Dieses geschah in jedem Duchoborzen-Dorfe und wo diese Vergehen entdeckt wurden, gab es bald Kosakenhetze. Peter Verigin wurde tiefer nach Sibirien verbannt. Graf Tolstoi und andere sorgten dafür, daß diese schauerlichen Geschichten im Auslande bekannt wurden, und die englischen Quäker (Society of Friends) nahmen besonderes Interesse an dem traurigen Zustand dieser frommen, aber umnachteten Leute. So kam es denn, daß zwei Duchoborzen-Familien nach England zogen und von da besuchten zwei Delegierte mit dem Prinzen Hilkov[1]) die Insel Cyprus. Diese Abgeordneten erkannten aber bald, daß das Klima unpassend sei, doch kam ihr Bericht so spät, daß bereits eine große Schar der Duchoborzen nach dieser Insel aufgebrochen war.

1) Prinz Hilkov hat eine interessante Lebensgeschichte durchgemacht. Als Offizier in der russischen Armee tötete er einmal in einer Schlacht einen Türken, und eroberte dessen Pferd. Ein anderes, schöneres Pferd wollte er fangen, doch entkam es ihm nach langer Jagd. Er kehrte nach seinem Lager zurück, ergrimmt und unzufrieden über das Mißlingen. Bei weiterem Nachdenken kam er zur Erkenntnis, daß seine Unruhe eigentlich daher rühre, daß er einen Menschen getötet. Er entschloß sich daher, den Soldatenstand aufzugeben, lernte die Duchoborzen und ihre Lebensweise kennen, und widmete sich schließlich ganz dieser Sekte. Er blieb taub gegen die Ermahnungen des Kaisers und wurde auch dafür verbannt. Nach 2 Jahren wurde ihm erlaubt, Rußland zu verlassen.

Viele starben am Fieber, und ihre Zustände zwangen sie bald, sich um einen anderen Ort umzusehen. Nach Deutschland, Frankreich, Österreich und Italien wollten sie nicht, da sie dort entweder Kriegsdienst leisten oder wegen Verweigerung desselben Strafe leiden müßten. Mit Hilfe der englischen „Society of Friends“ wurden die ungefähr 1000 Überlebenden nach Kanada eingeschifft. Im Sommer 1898 trafen sie in Yorkton (im Nordwest-Territorium) ein. Ein Jahr später kamen weitere 2278 Duchoborzen, darunter 1540 Erwachsene, direkt von Kars; diese siedelten sich weiter nördlich, in Saskatchewan, an. Als sie ihre Häuser in Kaukasien verließen, wurde alles in Ordnung gebracht und ein Tisch mit zwei Stühlen hingestellt; auf dem Tische lagen zwei Laib Brot mit einem Krug Wasser. Dann gingen sie singend von dannen.

Als sie in Halifax landeten, stimmte das Volk eine Danksagungshymne an, und sprachen, auf Deck knieend, ein lautes Gebet. Unzweifelhaft froh, endlich ein Land der Freiheit vor sich zu sehen, gaben sie sich ihren innigsten Gefühlen hin. Sie machten einen ziemlich guten Eindruck auf die kanadischen Beamten, denn sie führten sich im ganzen gut auf. Die Regierung hat sich seit Jahren bemüht, den nordwestlichen Teil der Kolonie zu besiedeln; die Empfehlungen des Grafen Tolstoi und der Quäker schienen ihnen willkommen, hatten sich doch die Mennoniten als Landbauer gut bewährt. Es wurde jedem Duchoborzen 1 Pfd. Sterling (5 Dollars) und ein Stück Land geschenkt. Viele Philantropen unterstützten sie während des ersten strengen Winters. Ihre Zahl hatte sich durch frische Einwanderungen bald auf 10000 vermehrt; die Frauen waren in der Mehrzahl, da doch so viele der Männer in Sibirien weilten.

Es dauerte nicht lange, so kamen die Duchoborzen mit der Zivilbehörde in Konflikt. Sie bezeichneten jede Regierungskontrolle über das Individuum als unrecht und verhielten sich höchst mißtrauisch gegen die in Wirklichkeit wohlmeinenden Beamten; sie wollten bloß dem „Gesetz Gottes“ folgen. Seit Jahrhunderten bestand unter ihnen der Dorfkommunalismus, Mir genannt, und sie konnten oder wollten diesen Brauch nicht aufgeben. Doch die kanadischen Gesetze verlangen von jedem Emigranten, welcher Regierungsdomänen besiedeln will, daß er das betreffende Grundstück auf seinen Namen eintragen läßt, so daß er nach einer gesetzlich bestimmten Zeit zum Eigentümer desselben wird. Das wollten die Duchoborzen aber nicht; in schwärmerischen Worten protestierten sie in einer Bittschrift dagegen, das Land als Privateigentümer halten zu müssen, indem solches „Gottes Befehl“ entgegen sei. Sie erklärten weiter: dem Menschen

der die Frucht seiner Arbeit, sowie das für das tägliche Leben nötige als sein Eigentum betrachtet, könne verziehen sein, doch was Gott für den Gebrauch aller Menschen erschaffen hat, darf keiner für sich allein beanspruchen. Die Menschen sollen in enger Vereinigung leben und die Früchte der Arbeit miteinander teilen; wenn ein Mann für sich allein ein Stück Land, das er doch nicht selbst erschaffen hat, bearbeitet, wie kann er, sagten sie, die Ergebnisse seiner Arbeit mit den andern teilen. — Nach kanadischen Gesetzen müssen alle Heiraten, Geburten und Sterbefälle eingetragen werden. Dem entgegen behaupteten die Duchoborzen in der eben erwähnten Bittschrift, daß nicht Polizeiregister und Lizenzgebühren, sondern Gott allein eine Heirat gültig machen kann. Auch könnte Gott allein eine Ehe trennen; kein Gericht sei hierzu kompetent. Was weiter das Eintragen der Geburts- und Sterbefälle beträfe, so wüßte ja Gott ohnedem, wen er in die Welt schickt und wen er zu sich nimmt. „Des Menschen Leben und Tod hängt von Gott ab, nicht vom Polizeiregister". „Zwar wollen wir Auskunft über solche Fälle geben, wenn die Behörden uns fragen, aber freiwillig tun wir es nicht". Die Bittschrift schloß mit den Worten: „Da wir nun erklärt haben, inwiefern die Gesetze Kanadas mit Gottes Wahrheit unversöhnlich sind, so bitten wir die Regierung in betreff der Landesgesetze, Heiraten und Registrationen bei uns eine Ausnahme zu machen. Dann können wir in Kanada ohne Verstoß gegen Gottes Wahrheit, wie wir es verstehen, leben".

Die Regierung ging vorsichtig ans Werk, um diese armen Schwärmer eines besseren zu bekehren. Statt daß sie gleich einen gewaltsamen Eingriff machten, schickten sie mehrere Wohltäter — den Duchoborzen als freundlich Gesinnte bekannt — zu ihnen; diese bemühten sich, die Berechtigung der Gesetze und ihre eigenen Fehler ihnen klar zu machen. Die amerikanischen Quäker, die es immer verstanden hatten, sich den Gesetzen verschiedener Länder anzupassen, schickten ihnen ein langes Schreiben, worin sie den Duchoborzen rieten, sich den Gesetzen ihres neuen Landes zu fügen. Letztere beharrten aber hartnäckig bei ihren Vorsätzen und beschuldigten sogar ihre Quäkerfreunde der Inkonsequenz, weil sie ihre Bittschrift nicht guthießen. Die Sache ist noch unerledigt, denn die Behörden wollen nicht gleich zu drastischen Maßregeln greifen, da sie hoffen, daß die Gerechtigkeit der Gesetze allmählich den Duchoborzen einleuchten würde. In manchen Gegenden, wo der Einfluß einiger klügeren Leute geltend gemacht werden konnte, ist dies auch der Fall; in anderen Orten aber konnte kein Fortschritt gemacht werden und hier kamen bald allerlei seltsame Ideen unter den Leuten auf, die den Behörden

viele Besorgnis verursachten. Man hoffte, daß der Einfluß des neulich in Freiheit gesetzten Peter Verigin zur Lösung des Problems beitragen werde. Bis jetzt hat man davon nichts merken können.

Allmählich steigerten sich die Grillen der Duchoborzen zu echt fanatischen Ausbrüchen. Behauptet wird von ihren Quäkerfreunden (z. B. Elkinton, „The Doukhobors", Philadelphia, 1903), daß ein Fanatiker sich als Prophet ausgebend, „aber selbst kein echter Duchoborze", die Kolonisten verblendet hätte. Jedenfalls fielen seine aufhetzenden Reden auf höchst fruchtbaren Boden. Glücklicherweise sind die Duchoborzen im Nordwest-Territorium ziemlich verstreut; wären sie alle zusammen zu ihrer fanatischen Pilgerfahrt aufgebrochen, so hätten die Behörden eine sehr schwere Aufgabe gehabt. —

Die Kolonien, vier an der Zahl, befinden sich bei Rosthern (in der Provinz Saskatchewan), Swan River, Good Spirit Lake und Yorkton (in der Provinz Assiniboia). Zuerst brach der Fanatismus in der Yorktonkolonie aus, verbreitete sich aber nach einiger Zeit unter den anderen.

Im Herbst 1902 kam es zu einer „Erleuchtung", in dem die Duchoborzen mit wahrhaft kindischem Religionseifer auf ihre „Propheten", denn nun gab es mehrere solche, horchten. Im September und Oktober des Jahres 1902 setzen sie all ihr Vieh in Freiheit, und alle Lebensmittel, die von Tieren abstammten, sogar Butter und Eier, wurden streng verpönt. Auch ihre Kleidungsstücke durften nicht von Tieren stammen, weshalb sie baumwollene Kleider und Gummistatt Lederschuhe trugen. Nur die Hunde blieben, weil sie sich nicht forttreiben ließen. Nun mußten die Frauen auf dem Felde mithelfen, und man sah sie oft, zwölf an der Zahl, an einem Pfluge angeschirrt; junge Männer schleppten die Feldprodukte, auf Karren geladen, vierzig (engl.) Meilen weit zum Markt. Geerntet wurde mit Sichel und Dreschflegel. Wo sonst mit der Dreschmaschine tausende Scheffel eingebracht wurden, konnten in den meisten Dörfern fünfzig Männer und Frauen nur 70 bis 80 Scheffel ausdreschen. Das freigelassene Vieh, ungefähr 500 Pferde, Kühe und Schafe, wurde von den Regierungsbehörden aufgefangen und verkauft; das Geld (25 000 Dollars) wurde in Banken auf das Konto der Gemeinschaften eingelegt. Später wurden die Tiere von den wieder vernünftig gewordenen Duchoborzen zurückgekauft. Mittlerweile steigerte sich der religiöse Enthusiasmus mehr und mehr. —

Durch die Vernachlässigung ihrer Felder überraschte der Winter die Duchoborzen in völlig unvorbereitetem Zustand. Abgemattet, hungrig und nur dürftig von baumwollenen Kleidern bedeckt, kamen

sie in eine Verfassung, in der sie leicht den weiteren Aufhetzungen der fanatischen Agitatoren zum Opfer fielen. Unter diesen Ruhestörern, die nun besonders tätig wurden, sind Zeibroff, Deutryff, Simeon Tscherninkoff und Ivan Penomaroff zu nennen; der erste heißt auch „Johann der Täufer" und ist ein unermüdlicher „Prophet". Ein Mann von großem Wuchse, mit dunklem Bart und mächtiger Stimme, ging er seiner großen Schar majestätisch voran. Er lief barfuß; auf dem Kopf trug er ein grellrotes Tuch, und sein langer, staubiger Mantel reichte fast an die Knöchel. Sein Gefolge bestand aus ungefähr 1500 Männern, Frauen und Kindern, die ihre Dörfer nördlich von Yorkton ohne genügende Lebensmittel verlassen hatten. Gefragt, wohin sie wollten, sagten sie: „Wir suchen Jesus". Auf die Frage: „Wo wollt ihr ihn finden?" lautete die Antwort: „Wir wissen es nicht, aber Gott wird uns zu ihm führen". — Der Winter fängt in diesem Landesteil sehr früh an; keiner unter dem Gefolge war genügend warm gekleidet und die dünnen Gummischuhe wurden bald abgenützt. Die Strenge des Wetters schreckte sie aber nicht von ihrem Vorhaben ab, mit dem zum zweiten Male aufgestandenen Jesus die Welt zu bekehren. Fest glaubten sie ihrem Führer, daß sie Jesus in Millwood, ein reizendes Dörfchen am Assiniboine River, treffen würden, um dann mit ihm über die schneebedeckte Prairie durch die ganze Welt zu ziehen; Jesus werde vom neuen das Evangelium predigen. Natürlich waren sie bei ihrer Ankunft in Millwood in ihren Erwartungen arg getäuscht, doch wankte ihr Glaube noch immer nicht. Der Heiland zögerte ja nur, um ihre Treue und Geduld auf die Probe zu stellen. „Johann der Täufer" versicherte den Pilgern, daß Jesus sie in Winnipeg, die Hauptstadt Manitobas, erwartet; sie glaubten es auch alle — und weiter zog dieser wunderliche Zug. —

Vor der Pilgerfahrt hatten sich ungefähr 5000 Duchoborzen in einem ihrer Dörfer zu einem „großen Gebet" versammelt. Ein Reisender, der Zeuge dieser Versammlung war, frug einen englisch sprechenden Duchoborzen, was da vorginge. Die Antwort lautete ernsthaft: „Wir machen ein großes Gebet; wir haben eine Botschaft von Jesus, daß er bald wieder auf Erden kommt und wir wollen ihn suchen". Andere Dörfer in der Umgebung waren ganz verlassen; die Häuser, wie bei ihrer Wanderung aus Kaukasien, standen in guter Ordnung, während viel Getreide in den Speichern lag. Das „große Gebet" fand am 26. Oktober (Sonntag) statt; am folgenden Tage marschierten sie auf Yorkton zu, erreichten diese Stadt aber nicht, und mußten draußen auf der Landstraße lagern, 3 englische Meilen von Yorkton entfernt. Es war eine bitterkalte Nacht, die Temperatur war — 10°, und schutzlos vor dem

Wind halfen ihnen die kleinen Lagerfeuer kaum. Manche fielen todmüde auf den Schnee; halberfroren und hungrig waren sie alle; die der Schlaf nicht übermannte, sangen und beteten die ganze Nacht hindurch. Ihr Zustand war beispiellos elend. Ein Kind wurde während der Nacht geboren; die Mutter marschierte am nächsten Tage weiter. In Yorkton wurden die Einwohner sehr besorgt, nicht der persönlichen Sicherheit wegen, sondern aus gesundheitlichen Rücksichten. Die Stadtbehörden, mit einigen Dolmetschern und eine Deputation der Bürger gingen am nächsten Morgen zu ihnen und versuchten die halberschöpften Pilger zur Rückkehr zu überreden. Die Fanatiker waren aber nicht von ihrer Absicht abzubringen. Auf jede Frage und jeden Einwand lautete die Antwort: „Wir haben eine Botschaft vom Himmel und wir suchen Jesus“. Unverrichteter Sache kehrten die Städter zurück, von der Pilgerschar gefolgt. Voran gingen die verrückten Anführer, Zeibroff und Tscherninkoff. Ein Zuschauer, bemerkend, daß Zeibroff barfuß ging, frug ihn, wo seine Stiefel seien. Zur Antwort streckte dieser seinen Fuß vor mit der Bemerkung „Dies sind des Heilands Stiefel“. Zuweilen bekam dieser „Prophet“ Anfälle von fanatisch-religiösem Eifer, die wunderbar auf seine Herde wirkten. Er stand plötzlich still, seine Gesichtsmuskeln zuckten, die Augen rollten, sein ganzer Körper fing an zu beben; bald sprang er hoch auf, mit den Händen ringend, dazu auf Russisch laut schreiend: „Ich sehe ihn! Ich sehe Jesus! Er kommt! Er ist jetzt da, meine Brüder! Ihr werdet ihn bald sehen!“ Erwartungsvoll hielt der Zug dann an, alle strengten ihre Augen an, die himmlische Erscheinung zu gewahren; dann sprachen sie leise unter sich, während der „Prophet“ in einen Zustand von Starrsucht oder Betäubung verfiel, um wieder plötzlich in einem neuen Ausbruch von religiöser Raserei zu toben.

Die Pilger boten einen traurigen Anblick dar. Voran zogen die Männer in groben, baumwollenen Kleidern, nur wenig gegen Wind und Wetter geschützt. Die meisten liefen barfuß; manche hatten noch ihre Gummischuhe, andere verbanden sich die Füße mit Stricken und Tüchern. Im Marschieren sangen sie laut klägliche, rhythmische Hymnen, die manchmal einen wahrhaft kriegerischen Ton annahmen. Mancher Zuschauer konnte bei dem komischen Anblick ein Lächeln nicht verbeißen; sahen die Pilger dieses, so zitierten sie, auf Russisch, aus dem 22. Psalm: „Alle die mich sehen, spotten mein, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf“.

Hinter den Männern kamen die Krankenbahren und zuletzt die Frauen und Kinder, alle nur dürftig gekleidet, hungrig und erschöpft,

mit großer Not sich des Weges entlang schleppend. Die armen Kinder riefen das größte Mitleid hervor; fest, aber vergebens sich an der Mutter Brust anklammernd, verhungert und halb erfroren, wimmerten sie, daß es Gott erbarmen müßte. Die Städter sahen auch gleich ein, daß sie es mit einer ernsten Situation zu tun hatten. Die Pilger hatten sich nur etwas Brot mitgenommen und dieses war schon längst verzehrt; für die Kinder war das harte, vom ganzen Weizen gemachte Brot nicht genießbar, und es hieß auch, daß viele auf dem Wege gestorben und begraben wurden. Darüber wollten die Duchoborzen jedoch keinen Aufschluß geben.

Was nun mit den Fanatikern anfangen, besonders, da Nachrichten von weiteren Verstärkungen kamen. Die Yorktoner Behörden nahmen sich mehrere „Ranchers" (auch „Cowboys" genannt), die es verstehen, große Herden von Vieh geschickt aufzuholen, zu Hilfe. Diese trennten die Frauen und die Kinder von den Männern, und trieben sie in alle verfügbaren Warenlager, Hallen usw. Vom Hunger und der Kälte verdummt, folgten diese auch wie eine Schafherde. Obgleich von den immer noch singenden und fanatisch tobenden Männern abgesondert, hielten die Frauen fest an ihren Glaubensprinzipien. Nach einiger Zeit wieder am Körper sich behaglich fühlend, wuchs auch ihr religiöser Wahn. Als eine mitleidige Stadtfrau einem Kinde ein Glas Milch darbot, stieß es die Mutter aus der Hand des Kindes, war doch Milch ein Tierprodukt.

Den Frauen wurde nicht erlaubt die Gebäude zu verlassen, trotz allen Bittens seitens der Duchoborzen-Männer. Nachdem diese die Nacht hindurch fortwährend gebetet hatten, brachen sie am Morgen ohne die Frauen auf, um in Winnipeg oder gar in Millford Jesus zu finden. Zwar hatten die Strapazen einige der Pilger wieder zum Verstand gebracht und diese gingen auch nach ihren Dörfern zurück; die meisten aber, über 500 an der Zahl, gingen weiter. Die Frauen, die sich bis jetzt unter der gütigen Behandlung der Städter passiv gehalten, tobten nun wie wahnsinnig, um die Männer begleiten zu dürfen. Eine Frau, ihrer Sinne ganz beraubt, behauptete die Mutter des Jesus zu sein; ihre Gefährtinnen glaubten es auch. Eine andere lag mit dem Gesicht auf dem Boden, laut wehklagend, verschiedene Buchstaben auf die Bretter zeichnend. Alle Frauen verweigerten die nahrhafte Kost, die ihnen von den Yorktonern angeboten wurde; sie nahmen nur Brot und Wasser und gaben ihren Kindern dasselbe.

Die Schar der Männer zog nach Winnipeg. zu. Das Wetter hatte sich etwas gebessert, und die Duchoborzen-Führer behaupteten, dieses sei ein Zeichen der Genehmigung Gottes. Ehe sie nach Millwood

kamen, fiel aber wieder Schnee, und ein starker, kalter Wind wehte über die unfreundliche Prairie. Am 3. November erreichten sie Binscarth. Sie übernachteten draußen, auf Baumzweige, Stroh, dürre Blätter und dergleichen gebettet. Viele hatten wunde Füße. Am Morgen wurden sie von den Binscarther Bewohnern besucht. Ein Berichterstatter, der ein Stück Wegs mit den Duchoborzen marschiert war, erzählte, daß sie viele Hymnen sangen und oft die Bibel zitierten. Gefragt nach dem Zweck ihrer Pilgerfahrt, antwortete ein englischsprechender Duchoborze (Vassili Konkin): „Wir wollen das Evangelium vor allen Menschen predigen. Das ist doch recht, nicht? Warum kam Jesus das erstemal? Um ein gutes Leben zu führen und die Menschen zu belehren, wie sie leben sollten. Wir versuchen zu leben wie er gelebt. Wir wollen seine Lehren unter den Menschen verbreiten und wollen sein zweites Kommen verkündigen.“ Gefragt, warum sie nicht bis zum wärmeren Frühling warteten, da doch viele von der Kälte sterben müßten, lautete die Antwort: „Jesus sagt, wir müssen heute an ihn denken. Morgen wird Gott die Kälte in Wärme verwandeln. Wenn nicht, so stärkt er uns so, daß wir die Kälte aushalten. Sterben wir, so kommen wir bald zu ihm.“

„Aber viele von deinen Leuten, Vassili, denken nicht so wie ihr. Sie nennen euch töricht“.

„Ja, ich weiß es,“ sagte Konkin; „aber sie werden bald das innere Licht empfinden. Vor langer Zeit nannten die Leute auch Jesus töricht. Sie lachten ihn aus, ja, sie nagelten ihn an das Kreuz und er starb; und die Leute lachten immer noch und sagten: der Narr! der Tor! So geht es jedem Apostel. Sie werden Toren und Narren genannt, und die Leute schenken ihnen keinen Glauben. Doch eines Tages, nachdem wir tot sind, werden die Leute sagen: Die Duchoborzen haben doch Recht! und werden uns glauben. Vielleicht sehen wir Jesus nicht; aber wir wollen vor den Menschen predigen und wenn wir sterben, sehen wir ihn doch. Je eher wir sterben um so eher kommen wir zu ihm.“

„Gott ist uns nötig; aber Regierungen nützen nichts. Wir warten bis Jesus kommt und alle schlechten Menschen wegschafft. Wenn er da ist, belästigen uns die bösen Menschen nicht mehr.“

„Gott sagte, die Menschen sollten nicht reich werden; Jesus sagte es auch. Wären alle Menschen arm, so würde niemand Diebstahl begehen oder sonst Schlechtes tun.“

„Die Leute hier sagen uns, wir sollten auf unsere Farmen zurück: Gott aber sagt, wir können nicht zwei Herren auf einmal dienen. Ginge ich zurück und arbeitete auf der Farm, so zeigte ich, daß ich mir

selber lieber sei, ich täte also für Gott nichts. Will ich aber Gott Dienste leisten, so gehe ich unter die Menschen und predige die heiligen Lehren" usw.

Als es Zeit zum Aufbruch am Morgen des 3. November wurde, erhoben sich die Pilger, frostschüttelnd auf ihren Schlafplätzen stehend. Um weiter zu gehen, mußten sie in den Schnee treten und das getrauten die meisten sich erst nicht. Bald aber stimmte einer der „Propheten" einen Gesang an, drängte sich mit seinen blutigen Füßen eifrig durch den Schnee nach einem Feuer, und wärmte sich daran, nachdem er den Schnee unter sich auseinander geworfen. Andere folgten seinem Beispiel und bald war das Lager lebhaft. Die meisten kauerten um die Feuer zusammen, manche aber blieben auf ihren Lagern liegen, entweder tot oder unfähig aufzustehen. Während der Nacht hatten sich einige davon gemacht, um nach der Heimat zurückzukehren. Die meisten aber, nachdem sie Hände und Gesicht mit Schnee gewaschen und am Feuer getrocknet, stimmten nach einer kurzen Beratschlagung wieder ihren Gesang an und zogen weiter nach Winnipeg zu. In Binscarth und Foxwarren nahmen die Pilger allerhand Lebensmittel (hauptsächlich Hafergrütze, da sie Fleisch nicht essen) von den Bewohnern an. Als es Zeit zur Mahlzeit wurde, hielt der Zug an, ihre groben Tücher wurden in drei langen Reihen auf den Boden gelegt, und die Lebensmittel wurden in kleinen Haufen verteilt. Mit unbedecktem Kopfe wurde erst gebetet und gesungen. Dann setzten sich die Pilger einander gegenüber. Die Lappen und Decken dienten als Tischtücher, worauf trockene Hafergrütze, dazu etwas Salz, in kleinen Haufen lag. Einige der Pilger hatten während des Marsches ihre Tücher mit Prärie-Rosenknospen gefüllt, und diese wurden auch unter ihnen verteilt. Die meisten nahmen die Hafergrütze mit der Hand heraus, und tranken nachher viel Wasser, um den Durst zu stillen. So groß war die Hungersnot, daß die mitleidigen Binscarther Einwohner die Haufen mehreremal erneuern mußten.

Die Behörde war bis jetzt ohnmächtig gewesen diese große Schar von Fanatikern einzuschränken. Als die Pilger aber der Stadt Minnedosa nahten, kamen die Herren Frank Pedley (Superintendent of Immigration, Ottowa) und C. W. Spiers (General-Colonisation-Agent) daselbst mit zwanzig berittenen Polizisten an. Reguläre Soldaten waren auch bald zu erwarten. Die Duchoborzen erreichten Minnedosa am 7. November, spät abends, und wurden in ein großes „Skating-Ring", worin viel Brot, Gemüse und Früchte lagen, ohne viel Mühe von den Behörden gelockt. Die Nacht war bitterkalt und erst um 11 Uhr am nächsten Morgen wollten die Fanatiker wieder aufbrechen. Nun redete Herr Pedley sie

an, um sie zur Rückkehr zu überreden. Erst hörten sie auch geduldig zu, wurden aber bald unruhig, und da Herr Pedley sah, daß sein Reden wirkungslos blieb, befahl er, daß die Türen des „Rinks" fest verschlossen und bewacht sein sollten. Nun wurde den Duchoborzen einfach die Wahl gelassen, ob sie der Behörde gehorchen wollten und ruhig nach ihren Kolonien ziehen oder ob sie lieber von den Soldaten gewaltsam hingebracht werden wollen. Mürrisch antworteten sie, daß, wenn sie gewaltsam zurückgebracht werden sollten, sie bei der ersten Gelegenheit wieder aufbrechen würden. Der Führer Zeibroff erschwerte die Lage der Behörden durch den unermüdlichen Eifer, mit dem er sein Gefolge fortwährend ermahnte. Schließlich riß dem Herrn Spiers die Geduld; er packte den Zeibroff bei den Schultern und schob ihn zur Tür hinaus. Dann befahl er den Polizisten die anderen nachzubringen. Mit sehr viel Mühe wurden die Fanatiker in geschlossene Eisenbahnwagen geladen. Zwar wehrten sich die Duchoborzen nur in passiver Weise; als sie zur Tür herauskamen, schlossen sie sich eng zusammen, jeder sich an seinen Nachbar anklammernd, so daß oft vier oder fünf Polizisten und Bürger es kaum vermochten, einen Duchoborzen aus der fest zusammengeschlossenen Masse herauszuzerren. Endlich wurde die ganze Schar aufgeladen und am 10. November erreichten sie wieder Yorkton. Daselbst verweilten noch, wie sich der Leser erinnern wird, die 500 Frauen und Kinder der Duchoborzen. Anstatt sich aber über die Zusammenkunft zu freuen, begrüßten die Frauen die zurückgekehrten Pilger mit dem Ruf: „Geht zurück! Wir bleiben hier, aber ihr müßt wieder zurück und den Heiland suchen!" Viele Wagen wurden angeschafft, um die Fanatiker nach ihrer Heimat nördlich von Yorkton zu bringen. Da sie aber nicht von Tieren gezogen sein wollten, mußten sie zu Fuß gehen. Herr Spiers nahm einen der Führer mit sich, und unwillig folgten die anderen nach. Eine kurze Zeit ging alles gut; dann hielten die Pilger auf einmal an, und man mußte mehrere gewaltsam auf die Wagen laden. Diese und andere strenge Maßregeln schüchterten nun die Fanatiker etwas ein; die Führer erkannten, daß die kanadischen Behörden ihre Handlungen nicht weiter dulden wollten und ergaben sich nun ihrem Schicksal mit den Worten: „Im nächsten Frühjahr gehen wir wieder auf die Suche nach Jesus." Am 11. und 12. November wurden die Frauen auch auf Wagen nach den Kolonien geschafft.

Herr Spiers erzählt, daß die Pilger bei ihrer Ankunft in der Heimat nur kalt empfangen wurden, und daß dieses eine gute Wirkung auf die Fanatiker hatte. Er behauptet, daß nur 20 Prozent der Kolonisten an dem fanatischen Ausbruche teilgenommen hatten. Die Be

hörden hatten schon für Nahrungsmittel und Kleidungsstücke gesorgt und die meisten Pilger übernahmen wieder ihre gewohnten Arbeiten. Die früher freigelassenen Pferde und Kühe wurden wieder nach und nach zurückgekauft — ein Zeichen, daß die Vernunft etwas ihre Rechte wieder geltend zu machen anfing.

Doch die Führer Zeibroff, Penomaroff und andere ruhten nicht. Penomaroff sandte eine Bittschrift an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, worin die Duchoborzen erklärten, daß sie in der Republik Zuflucht suchen möchten. Eine Antwort auf dieses Schreiben fiel nicht schwer, behaupteten doch die Duchoborzen ganz unverblümt daß sie bloß den „Gesetzen Gottes", nicht aber den der Menschen gehorchen könnten. Ein sonderbarer Zufall brachte es mit sich, daß um dieselbe Zeit die russischen Duchoborzen eine ähnliche Schrift an den Sultan der Türkei sandten. —

Bis jetzt hatten die Duchoborzen der Rosthernkolonie an den fanatischen Ausbrüchen keinen wesentlichen Teil genommen. Doch Ende April 1903 wurde es hier auch rege. Am 30. April brach eine Schar von Duchoborzen-Männern auf, „um Jesus zu suchen". Sie gingen halbnackt, ohne Hosen, und nur in Jacken und Schuhe gekleidet, auf dem Wege nach Saskatoon. Betend und singend marschierten sie dahin, sich ebenso geberdend, wie wir es oben geschildert haben. Die Behörden schritten aber gleich energisch ein und machten der Sache ein Ende. —

Vielleicht das seltsamste Ereignis in der Geschichte der kanadischen Duchoborzen-Kolonien war aber die „Suche nach Jesus" durch mehrere hundert nackte Frauen. Im Anfang des Monats August erschien eine gewisse Sophie Storboloff unter den Kolonisten am Swan River. Diese Person hielt die religiöse Aufregung unter den Frauen wach, und am 11. August, während die Männer auf den Feldern beschäftigt waren, gelang es ihr, die Frauen so zu erregen, daß diese alle ihre Kleider abwarfen und mit Gesang auf die Prärie hinauszogen, um den Heiland zu suchen. Als die Männer dieser wunderlichen Prozession gewahr wurden, liefen sie den Frauen nach und versuchten sie zur Rückkehr zu bewegen. Die Frauen waren aber gegen alle Bitten taub, und Befehle erhielten nur biblische Zitate zur Antwort. Den Männern blieb nichts anderes übrig als sie mit Gewalt zur Besinnung zu bringen, und schonungslos peitschten sie auf die Frauen los. Junge und Alte fühlten die wuchtigen Hiebe auf den nackten Schultern, so daß manche stark bluteten. Diese Maßregeln wirkten schließlich und die Frauen ließen nun von ihrem Vorhaben ab, kehrten nach Hause zurück und bekleideten sich wieder.

In den Duchoborzen sieht man also bei einem Volk von nicht schlecht veranlagten Leuten, die auf an und für sich lobenswerten ethischen Grundlagen ein religiös-soziales System gründeten, dessen Lehren schließlich die Gemüter immer enger und enger auf das sogenannte innere Fühlen einschränkend, zu einer monotonen Einseitigkeit führte, wie sie erfahrungsgemäß den günstigsten Boden für plötzliche Ausbrüche in Form von motorisch-psychischen Ausartungen bildet. Vor allem wirkt das Neue mächtig auf ein bisher einförmiges Leben; wenn nun dieses Neue in die subjektive träumerische Welt der Sektierer harmonisch paßt, so ist die Suggestion und Imitation gesichert. Dazu kommt noch der motorische Drang, wenn er sich bei einem tätigen Volk auch in dem neuen Brauch geltend macht, da die gewohnheitsmäßigen unterbrochen wurden.

Interessant ist die Erscheinung, die hier durch die körperliche Züchtigung erzielt wurde. Offenbar wirkte das Peitschen der irregeleiteten Weiber als ein so probates Heilmittel, daß man sich unwillkürlich die Frage stellt, ob nicht eine ähnliche Therapie auf die einzelnen Führer gleich im Anfange die Bewegung im Keime erstickt haben dürfte. Man kennt ja einige Fälle von psychischen Epidemien in Klöstern, die auf ähnliche Weise unterdrückt wurden.

Daß nun bei Sektierern, trotz grausamer und wiederholter Unterdrückungsversuche, der festgehaltene Glaube öfters zu einer einseitigen Individualisierung führt, die von Generation zu Generation schließlich ins Krankhafte ausartet, ist öfters beobachtet worden; so bei alten Hugenottenfamilien, bei den „Peculiar People“ der schottischen „Covenanters“ und, wenn auch selten, bei den Quäkern. Ähnliches hat entschieden bei den Duchoborzen auch stattgefunden. Ob die Einförmigkeit der russischen Steppe auch einen Einfluß hat? Das Zarenreich scheint besonders reich an ähnlichen Erscheinungen, wobei man bloß die Skopzen, Chlysten, Raskolniki, Mennoniten und Morelstschiki zu nennen braucht. Die Geberden der in den Abgrund des religiösen Aberglaubens tief gesunkenen Duchoborzen erinnern uns an die Erscheinungen der Massensuggestion der Kreuzzüge und der Flagellanten des 13. Jahrhunderts. Wie Lazzaretti und Peter der Einsiedler sind Zeibroff und die andern Duchoborzen-„Propheten“ als religiöse Halluzinanten zu betrachten. Nur durch ihre Abfassung können weitere Epidemien verhütet werden.

III.

Ein an Sadismus grenzender Fall.

Mitgeteilt von dem
Untersuchungsrichter bei dem k. k. Kreisgerichte Korneuburg (N.-Ö.)
Dr. **Hans Krticzka Freih. v. Jaden.**

Der im Jahre 1883 in Südungarn geborene Michael Fodor ist fast unbescholten und von ruhigem Temperament. Er absolvierte die fünfklassige Volksschule seiner Heimat mit gutem Erfolg, und schreibt sogar weit besser (ungarisch) als die meisten seines Schlages. Nach dem 14. Jahre blieb er noch bei seinen Eltern und half ihnen in der kleinen Wirtschaft. Nur im Sommer arbeitete er als Ziegelschläger im nördlichen Ungarn.

Im Sommer 1902 half er bei den Donauregulierungsarbeiten bei Preßburg und kam dann mit seinem Vater in die Gegend von Matzen wo sich beide einer ungarischen Arbeitergruppe anschlossen und als Erdarbeiter bei dem dortigen Bahnbau verdangen.

Am 28. September 1902 abends wurde dem journalhabenden Untersuchungsrichter gemeldet, daß in einer „Remise" (Wäldchen) in den „Fünfzigjochen", 1/4 Stunde von Matzen entfernt, neben der Straße nach Reyersdorf ein etwa 3 Jahre alter Knabe tot — und zwar unzweifelhaft ermordet — aufgefunden wurde.

Der sofort vorgenommene Lokalaugenschein ergab u. a. folgendes:

„Die Schenkel sind auseinandergespreizt, die Knie gebogen, so daß die Füße wieder in einem stumpfen Winkel sich einander nähern und die Fersen nur einige Zentimeter voneinander entfernt sind. Das ganze Gesicht ist blutunterlaufen, die Augen mit Blut verklebt und das Gesicht vollständig mit Blut beschmiert. In der Mitte der Stirne findet man eine quer verlaufende Kratzwunde und neben derselben auf der mittleren Seite eine ca. 2 cm lange Rißquetschwunde, anscheinend mit einem stumpfen Instrumente beigebracht. Der ganze Oberkörper ist auf der Vorderseite mit Kratzwunden bedeckt. An der Oberseite der Schenkel in der Leistengegend sind mehrfache Wunden

und zwar auf dem linken Schenkel eine, auf dem rechten Schenkel drei rundliche, dunkel verfärbte Hautwunden, welche den Anschein hervorrufen, als ob dieselben mit einem stumpfen Instrumente beigebracht worden seien. Nach erfolgtem Umwenden des Leichnams bemerkt man auf dem Hinterhaupte eine anscheinend tiefer gehende, ebenfalls rundliche Wunde. Auch der Rücken ist teilweise blutunterlaufen und der After und seine Umgebung mit Erdteilen und Laubresten bebedeckt".

Die Leiche wurde sohin photographiert und am nächsten Tage von den Gerichtsärzten obduziert. Nach dem eingehenden äußeren und inneren Befunde der Leiche, wobei insbesondere mehrere Einrisse der Mastdarmwand festgestellt werden, erstatteten die Ärzte zunächst folgendes Gutachten:

„... ergibt sich, daß der Tod des obduzierten Kindes Josef Loczkaj durch Erstickung erfolgt ist, hervorgerufen teils durch Würgen, teils dadurch, daß das Gesicht desselben mit Gewalt gegen den mit Laub bedeckten Erdboden gedrückt, beziehungsweise längere Zeit gehalten wurde, so daß die Zugänge (Mund und Nase) zu den Atmungswegen durch längere Zeit vollkommen versperrt waren. Die in dem Beckenraume erfolgte, durch die Verletzung des Mastdarmes und Bauchfells herbeigeführte Blutung hat jedenfalls den Eintritt des Todes beschleunigt. Die am After und Mastdarm vorhandenen Verletzungen deuten mit großer Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß diese durch gewaltsames Einführen eines männlichen Gliedes erzeugt wurden, wenn es auch nicht auszuschließen ist, daß diese Verletzungen durch gewaltsame Manipulationen mit den Fingern oder einem anderen harten, stumpfen Gegenstande, der im körperlichen Mißverhältnisse zu After und Mastdarm stand, herbeigeführt worden sein können. Die Verletzungen am linken Oberarm, bestehend in einer Fraktur des Armknochens, wurden jedenfalls durch das gewaltsame Niederdrücken auf den nicht ganz ebenen Erdboden oder durch Niederwerfen auf denselben erzeugt. Die übrigen Verletzungen, meist an der Vorderseite des Körpers gelegen (Exkoriationen und Hautwunden) sind jedenfalls dadurch entstanden, daß der nackte Körper des Kindes unter großer Belastung auf einem Erdboden lag, welcher durch zahllose, teils dicht über dem Erdboden abgebrochene, teils zerstreut umherliegende Holzstücke, wie die vorgezeigten, so uneben wurde, daß derartige Verletzungen leicht erfolgen konnten. Die Eindrücke zu beiden Seiten des Halses sind als Würgespuren anzusehen, und wurde das Kind von dem Täter wahrscheinlich nur deshalb gewürgt, um es in der benötigten Lage festzuhalten".

Die Gendarmerie berichtete nunmehr:

Michael Fodor wurde verhaftet, weil er dringend verdächtig war, am 28. September 1902 zwischen 11 und 12 Uhr mittags in einer von Matzen ca. 1 km. südlich gelegenen kleinen Remise den 3½ Jahre alten Josef Loczkaj — Sohn eines beim Bahnbau beschäftigten Arbeiters namens Franz Loczkaj — ermordet zu haben.

Der Sachverhalt ist folgender:

Michael Fodor hat am 28. September 1902 um ½11 Uhr vormittags aus der, an der im Bau begriffenen Bahnstrecke befindlichen Hütte der Eheleute Franz und Elisabeth Loczkaj — derzeit im Matzner Gebiete beschäftigt — ihren 3½ Jahre alten Knaben, namens Josef Loczkaj mit der Angabe mitgenommen, er gehe Weintrauben stehlen und wolle das Kind mitnehmen. Zu dieser Zeit befand sich die Mutter des Knaben beim Einkaufen in Matzen, während ihr Gatte mit den Kindern in der Hütte lag und es dem Fodor entschieden verwehrte, das Kind mitzunehmen. Hierauf ergriff Fodor den Knaben, schleppte ihn mit Gewalt aus der Hütte und eilte mit ihm feldeinwärts gegen die auf einer Anhöhe liegende ca. 1 km. von Matzen entfernte Remise.

Nach 12 Uhr mittags hat Franz Loczkaj (Vater des Kindes), den Michael Fodor gesehen, wie er vom Felde, in der Richtung von der Remise herbei kam; er fragte ihn wiederholt, wo er sein Kind gelassen habe, worauf dieser Bursche antwortete, er wisse nichts vom Kind. Da die Eltern des Kindes Böses ahnten und dasselbe bis um 4 Uhr nachmittags vergebens suchten, machten sie hiervon beim Posten die Anzeige, worauf sich zwei Gendarmen auf die Suche begaben, da sich der Verdacht einer Entführung aufdrängte.

Michael Fodor, welcher sich einstweilen hinter die Hütte seines Vaters gelegt und mit dessen Pelz zugedeckt hatte, stellte sich schlafend und betrunken; als ihn der Gendarm weckte und über den Verbleib des Kindes befragte, antwortete er in ungarischer Sprache nur, „er wisse nichts und verstehe nicht deutsch“.

Man sah, daß Michael Fodor nur mit der Gattie und dem Hemd bekleidet und gänzlich durchnäßt war und vermutete, daß das Kind in die Ortsschwemme gefallen sein mochte, weshalb auch darin, doch vergebens, gesucht wurde. Während sich ein Gendarm in der Richtung gegen Reyersdorf ziemlich weit begab, um den Weingartenhüter Mathias Eichberger aufzusuchen und zu befragen, streifte der zweite Gendarm mit den Eheleuten Franz und Elisabeth Loczkaj in dem naheliegenden Kukeruzfelde und der Remise. — Alsbald vernahm der Gendarm ein markerschütterndes Jammern der Elisabeth Loczkaj,

welche ihr Kind in der Akazien-Remise um $^{1}/_{4}$ 6 Uhr nachmittags tot gefunden hatte. Als sich der Gendarm sofort zur Stelle begab, war die Loczkaj in Ohnmacht gefallen. —

Die Leiche des Kindes lag in der Mitte der ziemlich dichten Akazien-Remise nackt, die Fetzen seines weißen, mit Blut getränkten Hemdchens lagen der Leiche zur linken, die blaue Leinwandhose in unbeschädigtem Zustande zur rechten Hand daneben.

Der Leichnam lag auf dem Rücken, mit dem Gesichte nach links gewendet, den rechten Arm längs des Körpers ausgestreckt, den linken in einem rechten Winkel, Unterarm nach aufwärts und die Füße auseinandergestreckt in Kniebeuge. Das Gesicht zeigte mehrere mit Blut unterlaufene Hiebwunden, das Hinterhaupt eine, der Unterleib und die Oberschenkel dagegen mehrere offene Stoß- oder Stichwunden, von scharfrandigen Holzstücken herrührend. Auf dem Tatorte zu Füßen der Leiche fanden sich mehrere blutige Aststücke, mit welchen die offenen Hautwunden offenbar zugefügt wurden, da ein solches Holzstück der Größe und Form nach den Verletzungen genau entsprach. Ferner wurde ein weißer Fetzen in der Erde eingetreten gefunden, welcher von dem Hemde des Knaben abgerissen worden und mit Blut stark besudelt war; hiermit hatte sich der Täter zweifellos seine blutigen Hände abgewischt, worauf er diesen Fetzen in die Walderde eingetreten hat.

Die Augen der Leiche waren geschlossen und mit hervorquellendem Blute aus denselben stark verklebt.

Die Stelle um die Leiche war stark abgetreten, was auf ein vorausgegangenes Herumzerren und Bearbeiten des Opfers schließen ließ. Dem ersten Augenscheine nach und wie die gerichtliche Totenbeschau und Obduktion der Leiche ergab, hat der Täter zweifellos an dem Kinde ein Sittlichkeitsverbrechen begangen und es sodann, da es geschrien haben mußte, mit den Holzpflöcken durch Stoßen, Schlagen und Würgen mit den Händen getötet, welche Gewalt und Roheit auch die gänzlich eingeschlagenen Zähne im Munde der Kindesleiche erweisen.

Durch die Aussagen der Zeugen wurde sichergestellt, daß nur Michael Fodor der Täter sei, da die Kinder der Eheleute Loczkaj und zwar der 9 Jahre alte Ferenz und die 6 Jahre alte Elisabeth Loczkaj dem Fodor nachgesehen und bemerkt haben, wie er mit dem Opfer die Richtung gegen die Remise einschlug und unmittelbar vor der Remise in dem dichten Kukuruzfeld ihren Augen entschwand.

Dies war um $^{1}/_{2}$11 Uhr vormittags. Nachmittags etwa um $^{1}/_{2}$1 Uhr wurde er von dem Vater des ermordeten Kindes, Franz Loczkaj, gesehen, wie er aus der Remise über die Felder und sodann längs des

Bahndammes herbeikam. Loczkaj sagt, er habe ihn angehalten und gefragt, was er mit seinem Kinde gemacht habe und wo es sei, worauf Fodor gegen Loczkaj eine drohende Stellung annahm und jede Auskunft verweigerte.

Ferner wurde er um 1/21 Uhr nachmittags von dem vom Felde heimkehrenden Landwirte Anton Zöhrer aus Matzen Nr. 15 und dem diesen begleitenden Knecht Johann Amon aus Reyersdorf gesehen, wie er, Fodor, direkt aus der Remise herausgekommen war und die Richtung gegen die Ortsschwemme eingeschlagen hatte. Sie sahen auch, wie er in die Schwemme sprang und wieder herausstieg und sich sodann am Geländer anlehnte. Sie wußten sich diesen Vorfall zwar nicht aufzuklären, doch haben sie sich um ihn weiter nicht gekümmert. — Überdies wurde Fodor auf dem Wege von der Remise auch durch die Bahnarbeiter Giovanni Piasentini, Michael Erminio und Benedikt Giordano gesehen.

Da Fodor in der Ortsschwemme nach verübter Tat ein Bad genommen hat, konnte man weder an dessen nasser Kleidung noch an den Händen Blutspuren wahrnehmen. Doch hatte er im Gesichte unter dem rechten Auge eine ganz frische Kratzwunde, offenbar von den Fingernägeln des Kindes herrührend, weil man bei Besichtigung der Kindesleiche Blutspuren hinter den ziemlich scharfen und hervorstehenden Nägeln des Kindes bemerkt hat. Ferner hatte er eine ganz frische Verletzung unter dem Daumen der linken Hand, welche er sich in dem Dorngestrüppe der Remise zugezogen haben dürfte.

Der Beschuldigte, welcher der deutschen Sprache nicht mächtig ist, wurde durch einen Dolmetsch einvernommen. Er leugnete die Tat und erklärte, sich an nichts erinnern zu können. Auf die Frage, warum er so naß war, gab er an, daß er in die Schwemme gefallen sei. Auch bezüglich seiner Kratzwunden im Gesichte und an der Hand gab er an, daß er sich selbe durch den Sturz in die Ortsschwemme zugezogen haben mochte, was jedoch durch die Zeugenaussagen widersprochen wird. Anton Zöhrer gibt nämlich mit Bestimmtheit an, daß er gesehen habe, wie Fodor in die Schwemme gesprungen sei und zwar so gut, daß er sich durchaus hierbei nicht verletzen konnte. Fodor gestand, daß er zu der Schwemme in der Richtung von dem oberen Feld, unterhalb der Remise gekommen sei. Von dem Kinde wisse er nichts.

Das Inswasserspringen läßt die Annahme zu, daß er sich entweder der Blutspuren im Wasser entledigen wollte, oder daß ihm die Tat so ans Gewissen ging, daß er dann einen Selbstmord begehen wollte.

Nach den Aussagen der Zeugen war Fodor auch nicht derart be-

rauscht, daß er sich seiner Handlung nicht bewußt gewesen wäre. Es wurde erhoben, daß er am selben Tage vormittags, vor der Tat, in einem Gasthause in Matzen gemeinsam mit seinem Vater und einem Friseur fünf halbe Liter Bier getrunken habe, wovon auf ihn nur etwa 1½ Liter entfallen sein mochten. Überdies wurde er um 10 Uhr vormittags vom Gefangenaufseher Johann Heublick gesehen, als er eine Zigarette rauchend ganz stramm und ohne Rausch vorüberging. Fodor behauptete noch, daß er am selben Tage früh ½ Liter Schnaps Spiritus mit Wasser gemischt, getrunken hatte.

Bei seinem Verhör, welches sich, da er nur ungarisch kann, schwierig gestaltete, gab Fodor gleich nach seiner Verhaftung dasselbe an, wie vor dem Gendarmen, beteuerte seine Unschuld und wollte betrunken gewesen sein, er gab die Menge geistiger Getränke, die er zu sich genommen habe, aber verschieden an. Er sei allerdings Onanist, fühle sich aber zu Knaben nicht hingezogen und habe öfter naturgemäß mit Weibern geschlechtlich verkehrt.

Daß er den später ermordet gefundenen Knaben mit sich genommen habe, wisse er nicht, ebenso nicht, wie er in die Schwemme geraten sei. er werde wohl hineingefallen sein.

Durch die Gendarmerie wurde erhoben, daß die Ortsschwemme an jener Stelle, wo Fodor hineinsprang, 78 cm tief ist und sich vom Rande nur allmählich vertieft. Da die am Tatorte — in der Remise — vorgefundenen Hemdfetzen, sowie das Aststück, mit dem Fodor dem Kinde die Verletzungen zum Teil beigebracht haben mußte, die Spuren blutiger Hände aufwiesen, ist die Annahme, daß Fodor sich in der Schwemme reinigte, naheliegend. Fodor mußte aber auch, da er stets in der Nähe der Schwemme beschäftigt war, deren geringe Tiefe kennen, und somit erscheint es schon deshalb höchst unwahrscheinlich, daß er dort einen Selbstmord begehen wollte. Auch daß sich Fodor etwa in der Schwemme hätte abkühlen wollen, ist nicht anzunehmen, da es nie vorkommt, daß jemand in dem unreinen Wasser der sumpfigen Schwemme baden würde; auch herrschte an dem Tage keine besondere Hitze.

Da ein ungarischer Dolmetsch dem Kreisgerichte für gewöhnlich nicht zur Verfügung steht, die Untersuchung des Geisteszustandes des Michael Fodor jedoch eine längere Beobachtung desselben und wiederholte Expertise des Gerichtspsychiaters erforderte, wurde Fodor dem Inquisitenspitale des Wiener Landesgerichts überstellt und haben die dortigen Psychiater nach mehrmonatlicher Beobachtung einen eingehenden Befund samt Gutachten abgegeben, welch letzteres in folgenden 5 Punkten gipfelt:

1. daß Michael Fodor an keiner dauernden Geistesstörung leidet;

2. daß das inkriminierte Delikt weder ein auf sadistische Befriedigung des Geschlechtstriebes abzielender Lustmord, noch ein Ausfluß einer durch pathologische Veranlagung bedingten Verkehrung — Perversion des Geschlechtstriebes (Homosexualität) war;

3. daß dieses Delikt, insofern es sich bei demselben um einen Geschlechtsakt an einem gleichgeschlechtlichen Kinde handelt, nur ein Surrogat normalen Geschlechtsverkehres war, welches durch den infolge Alkoholgenusses und mangelnder normaler sexueller Befriedigung gesteigerten Geschlechtstrieb des Inkulpaten hervorgerufen wurde, also lediglich eine temporäre Perversität, eine lasterhafte geschlechtliche Verirrung darstellt, deren Auftreten nur auf den Einfluß äußerer Momente, nicht aber etwa von vornherein im Inkulpaten liegende pathologische Veranlagung, ausgenommen etwa seinen Alkoholismus tempore criminum zurückzuführen ist und daher nicht als Ausdruck einer Geistesstörung aufgefaßt werden darf;

4. die Ermordung des Knaben ist nur eine indirekte Folge des Geschlechtsaktes, die mit demselben an sich nicht als integrierender Bestandteil im Sinne eines sadistischen Lustmordes zusammenhängt, sondern eine zweckbewußte, auf Beseitigung des lästigen Zeugen abzielende, allerdings im Affekte begangene Handlung für sich;

5. momentane Sinnesverwirrung oder volle Berauschung nach § 2 (b und c St.-G.) müsse beim Inkulpaten tempore criminum ausgeschlossen werden.

Bei der Hauptverhandlung ergab sich nichts, was nicht im Vorverfahren bekannt wurde. Fodor blieb bei der früheren Verantwortung und wurde wegen 1. der Übertretung der versuchten Verleitung zur Übertretung des Diebstahls; 2. des Verbrechens der Unzucht wider die Natur, und 3. des Verbrechens des gemeinen Mordes angeklagt und vom Schwurgerichtshofe einstimmig schuldig erkannt und zur Strafe des schweren Kerkers in der Dauer von 12 Jahren verurteilt.

IV.

Laien als Strafrichter.

Von

Hauptmann-Auditor Dr. **Georg Lelewer** in Wien.

Verfasser hat in seiner gleichnamigen Abhandlung im 1. Hefte des 12. Bandes des Archivs die Minderwertigkeit und Unzulänglichkeit der Geschworenengerichte dadurch zu erweisen versucht, daß er die Resultate ihrer Tätigkeit mit dem Ergebnisse der Tätigkeit der Erkenntnisgerichte an der Hand der offiziellen Statistik verglich. Hierbei zeigte es sich, daß den Geschworenengerichten eine derart hohe Zahl ungerechtfertigter Freisprüche zur Last gelegt werden muß, daß schon dadurch allein ihre Unzulänglichkeit dargetan erscheint. Das soeben neu erschienene Heft der von der k. k. Statistischen Zentralkommission herausgegebenen österreichischen Statistik, behandelnd die Ergebnisse der Strafrechtspflege in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern im Jahre 1899, bestätigt die Erfahrungen der vorangegangenen Jahre und gibt um so mehr Anlaß zu einer Fortsetzung der einmal begonnenen Untersuchung, als die obwaltenden Verhältnisse die genannte Kommission und das Justizministerium bewogen haben, die Freispruchverhältnisse bei den Erkenntnisgerichten und bei den Geschworenengerichten zur Erlangung eines besseren Überblickes in einer einheitlichen Tabelle darzustellen, analog wie Verfasser dies in seiner vorerwähnten Arbeit getan hatte.

Von den im Jahre 1899 von den Gerichtshöfen abgeurteilten 57895 Personen (gegen 56181 im Jahre 1898) wurden 9787, d. i. 17,0 Proz. (gegen 16,3 Proz. im Jahre 1898) freigesprochen. Die Verhältniszahl der Freisprüche der Erkenntnisgerichte bleibt diesem Durchschnitte gegenüber etwas zurück, indem von den 54312 durch Erkenntnisgerichte abgeurteilten Personen 8775 = 16,1 Proz. freigesprochen wurden. Dagegen wurden von den 3506 Personen, die im selben Jahre (1899) vor den Geschworenen standen, 1012 = 28,8 Proz. freigesprochen.

Nachstehende Tabelle zeigt das Ergebnis bei beiden Arten der Gerichtsbarkeit von 1876 bis einschließlich 1899, und zwar für die ersten fünf Jahre nach Fünfjahrsdurchschnitten:

Zahl der Abgeurteilten in den Jahren	Bei den Erkenntnisgerichten	Davon freigesprochen		Bei den Geschworenengerichten	Davon freigesprochen	
		Zahl	Proz.		Zahl	Proz.
1876—1880	39 682	5 187	13,0	3 917	970	24,7
1881—1885	48 699	6 387	13,1	3 655	972	26,5
1886—1890	41 594	5 785	13,9	3 152	797	25,2
1891—1895	43 693	6 021	13,7	3 188	855	26,8
1896	44 516	6 521	14,6	3 166	853	27,3
1897	47 246	7 457	15,7	3 011	921	30,5
1898	52 045	8 097	15,5	3 256	931	28,5
1899	54 312	8 775	16,1	3 506	1012	28,8

Das Freispruchverhältnis bei den Geschworenengerichten ist also stets **fast doppelt so groß**, wie bei den Erkenntnisgerichten, obgleich, wie auch die von uns benützte offizielle Publikation betont zweifellos bei ersteren sowohl das Vorverfahren sorgfältiger durchgeführt, als auch bei der Erhebung der Anklage mit größerer Zurückhaltung vorgegangen wird.

Dieses Versagen der Laienstrafgerichte in einer erheblichen Anzahl der Straffälle ist für die öffentlichen Rechtszustände um so bedrohlicher, als die der Judikatur der Geschworenengerichte unterliegenden Delikte zu den schwersten gehören.

Die Freispruchsverhältnisse sind in den einzelnen Kronländern sehr verschieden und schwanken auch bei den Erkenntnisgerichten zwischen 7,6 Proz. in Tirol und 8,7 Proz. in Salzburg einerseits und 22,5 Proz. in Dalmatien und 22,8 Proz. in Ostgalizien andererseits. Geradezu ungeheuerliche Verhältniszahlen ergeben jedoch die Freisprüche der Geschworenengerichte, die von 11,8 Proz. in Oberösterreich und 15,7 Proz. in Kärnten bis zu **41,2 Proz.** in der Bukowina und **46,7 Proz.** in Dalmatien reichen. Diese Länderdurchschnitte werden von einzelnen Gerichtshöfen noch bedeutend übertroffen, derart, daß bei diesen für die Erzielung eines verurteilenden Spruches nur eine sehr verminderte Wahrscheinlichkeit spricht. Umstehende Tabelle möge dies veranschaulichen.

Die unheilvolle Tätigkeit der Geschworenengerichte erschöpft sich aber nicht nur in ungerechtfertigten Freisprüchen, sondern zeigt sich, wie wir schon in unserer ersten Abhandlung über dieses Thema nachgewiesen haben, auch darin, daß in mehr, als einem Fünftel aller

In den Jahren 1896—1899 wurden bei den Geschworenengerichten in	abgeurteilt	davon freigesprochen	
		Zahl	Proz.
Krakau	471	176	37,3
Rzeszów	352	114	32,3
Lemberg	428	152	35,5
Brzeżany	180	70	38,8
Kołomea	311	148	47,5
Przemyśl	287	122	42,5
Sambor	209	87	41,6
Sanok	128	47	36,7
Stanislau	284	131	46,1
Stryj	71	35	49,2
Tarnopol	320	133	41,5
Złoczów	217	86	39,6
Suczawa	181	76	41,9
Zara	289	111	38,4
Cattaro	25	16	64,0
Ragusa	18	10	55,5
Spalato	225	119	52,8
Sebenico	106	39	36,7
Prag	430	162	37,6
Brüx	125	45	36,0
Chrudim	161	50	31,0
Jungbunzlau	59	18	30,5
Königgrätz	175	51	29,1
Pilsen	105	33	31,4
Pisek	78	24	30,7
Reichenberg	152	48	31,6
Tabor	79	23	29,1

Aburteilungen (20,1 Prozent im Jahre 1899, 21,8 Proz. im Jahre 1898) zwar eine Verurteilung erfolgt ist, jedoch nicht im Sinne der Anklage, sondern wegen einer von der Anklagetat verschiedenen, weit geringeren Straftat. So erzielt der Staatsanwalt nur ungefähr in der Hälfte der Fälle ein Geschworenenverdikt im Sinne seines Antrages (51,8 Proz. im Jahre 1899, 50,7 Proz. im Jahre 1898). Wer kennte nicht die so häufigen Geschworenenverdikte, die den Angeklagten, der sich selbst z. B. einer Veruntreuung von 1000 Gulden schuldig bekennt, zwar schuldig sprechen, jedoch mit dem Beisatze, daß der Betrag 300 Gulden nicht übersteigt. Vielleicht war unter den Geschworenen ein Ingenieur oder ein Baumeister, die die Zumutung gewiß mit Entrüstung von sich wiesen, auf ihren fachmännischen Eid zu erklären, daß eine 50pferdige Dampfmaschine zu jenen gehöre, die nicht über 10 Pferdekräfte habe oder ein vierstöckiges Haus zu jenen Häusern, die nicht über zwei Stockwerke hoch sind. Hingegen haben sie als Geschworene nicht gezögert, auf ihren Richtereid zu erklären, daß 1000 Gulden den Betrag von 300 Gulden nicht übersteigen, und weder sie selbst, noch die große Masse erkennen, daß sie einen verbrecherischen Eidbruch begangen haben, sondern leben in der erhebenden

Überzeugung, daß solch schamloser Widersinn zu den hohen Vorrechten des Laienrichteramtes gehöre.

Verfasser hat in seiner ersten Arbeit über vorliegendes Thema an der Hand der Statistik des Ergebnisses der Rechtsmittel den Nachweis geführt, daß die Divergenz zwischen den Erkenntnisgerichten und den Geschworenengerichten hinsichtlich des Prozentsatzes an Freisprüchen nicht etwa dadurch zu erklären sei, daß die Geschworenengerichte richtig und die Erkenntnisgerichte zu streng judiziert hätten sondern daß umgekehrt schon die Erkenntnisgerichte zu milde geurteil haben und in noch viel höherem Maße die Geschworenengerichte. Die Betrachtung der Ergebnisse des Jahres 1899 liefert dasselbe Resultat, und es seien hier folgende Ziffern hervorgehoben:

Im Jahre 1899 wurden gegen die Urteile der Erkenntnisgerichte und der Geschworenengerichte beim obersten Gerichts- als Kassationshofe zusammen 1767 Nichtigkeitsbeschwerden angebracht, davon von den Angeklagten 1504 = 85,1 Proz. (gegen 85,2 Proz. im Jahre 1898). Die Staatsanwaltschaften erzielten in 55,3 Proz. der Fälle, die Angeklagten jedoch nur in 11,2 Proz. der Fälle einen Erfolg.

Die Oberlandesgerichte hatten im Jahre 1899 über 1719 Berufungen gegen die Strafart oder das Strafausmaß zu entscheiden. Hierunter waren 373 Berufungen der Staatsanwaltschaft mit der ansehnlichen Erfolgsziffer von 78,6 Proz. und 1342 Berufungen der Angeklagten mit der Erfolgsziffer von nur 5,0 Proz.

Die Verurteilten haben also im Jahre 1899 an Nichtigkeitsbeschwerden und Berufungen gegen Strafart oder Strafausmaß zusammen 2846 Rechtsmittel an die höhere Gerichtsstelle gebracht, jedoch nur in 236 Fällen (= 8,3 Proz.) mit Erfolg. Hingegen waren die nur 624 Rechtsmittel der Staatsanwälte in 431 Fällen (= 69,1 Proz.) von Erfolg begleitet. Hieraus ergibt sich, daß die Judikatur im allgemeinen zu milde war, was auch von der vorliegenden Statistik besonders hervorgehoben wird.

Der Kampf gegen das Geschworenengericht gehört zu den Hauptaufgaben des Kriminalisten. Deshalb hat Verfasser sich nicht gescheut, abermals die Waffe der Statistik gegen den Feind zu kehren und wir erblicken es mit Befriedigung, daß auch die offiziellen Kreise, die mit der Verfassung des benützten statistischen Werkes betraut sind, durch die Aufnahme entsprechender Tabellen und Erläuterungen zeigen, daß sie die in der Laiengerichtsbarkeit liegenden krassen Mißstände nicht nur erkennen, sondern, was ein noch bedeutsamerer Fortschritt ist, sich zu dieser Erkenntnis auch bekennen.

V.

Der Fall Goldschmidt.

Mitgeteilt vom

I. Staatsanwalt **Siefert** in Weimar.

Herr Medizinalrat Dr. Näcke-Hubertusburg hat in einer „Der Fall Behnert" betitelten Mitteilung (dieses Archiv Bd. XII. S. 259) meinen Aufsatz: „Das Vorleben des Angeklagten" (dieses Archiv Bd. XII, S. 209) in mehrfacher Hinsicht einer bemängelnden Kritik unterzogen. Ich beabsichtige nicht, im einzelnen auf die gemachten Ausstellungen einzugehen, da ich Erörterungen de lege ferenda — und um solche würde es sich im wesentlichen handeln müssen — grundsätzlich vermeide; vielmehr will ich mich auf die Widerlegung nur eines Punktes beschränken.

Herr Näcke sagt: „Goldschmidt wird schon in der Arbeitsanstalt als schwachsinnig erkannt, noch mehr dann im Dresdner Irrensiechenhause, wo er zirka 1/4 Jahr verweilte. Mehrere Jahre wird er als solcher in der Anstalt Hubertusburg behandelt und also genügsam beobachtet. Deutlich und klar gab ich als Sachverständiger an, daß Goldschmidt schwachsinnig und vermindert zurechnungsfähig sei.

Der zweite Experte, Professor Binswanger, der den Goldschmidt zum ersten Male sah, war natürlich außer stande, ein Verdikt abzugeben, da der Angeklagte wie gedruckt sprach und antwortete, was man bei leicht Schwachsinnigen ja oft sieht ... Man sollte aber meinen, daß, wenn zwei bekannte Irrenärzte in ihren Anstalten den Goldschmidt beobachtet hatten, dies an sich hätte dem Richter genügen sollen. Der Staatsanwalt aber unterstützte den Vorschlag Professor Binswangers, den Goldschmidt erst noch in der Jenaer Klinik eventuell zu beobachten. Als ich deshalb gleich darauf privatim den Staatsanwalt befragte, meinte er, ich hätte mich ja nicht deutlich darüber ausgesprochen, ob der Goldschmidt zurechnungsfähig sei oder nicht, was aber, wie alle gehört haben, deutlich meinerseits geschehen, vom

Staatanwalt aber wegen seiner Schwerhörigkeit überhört worden war! . . . Der Jenenser Begutachter ist später genau auf meinen Schluß verminderter Zurechnungsfähigkeit gekommen."

Hierzu habe ich nun folgendes zu bemerken:

I. Ich mache zunächst die Voraussetzung, daß die obige Darstellung objektiv einwandsfrei sei. Demnach war Goldschmidt als vermindert zurechnungsfähig, also für die Auffassung des Gesetzes als zurechnungfähig zu betrachten. Das Hauptverfahren war wegen Mordes eröffnet und das Beweisergebnis der Hauptverhandlung meines Erachtens dahin aufzufassen, daß Goldschmidt der Mittäterschaft am Morde schuldig war. Nach Lage der Sache hätte ich mich also im Plaidoyer für schuldig des Mordes auszusprechen gehabt. Mildernde Umstände sind beim Morfe durch das Gesetz nicht zugelassen; so wäre Goldschmidt der Todesstrafe verfallen gewesen.

Wenn nun der andere Experte weder durch den Gang der Verhandlung, noch auch durch die Ausführungen des Herrn Näcke selbst zu einem abschließenden Urteil gekommen war, wenn er ganz offenbar nicht vermochte, sich der Auffassung des letzteren unbedingt anzuschließen, so erachtete ich es einfach für meine Pflicht, dem Antrag auf neuerliche Anstaltsbeobachtung mich anzuschließen. Es war doch möglich, daß die Frage der Zurechnungsfähigkeit nach erneuter Prüfung noch im verneinenden Sinne beantwortet wurde. (Die Verteidigung hat der Staatsanwalt bekanntlich ebenso im Auge zu behalten als die Belastung.)

Inwiefern hierin ein „Mißtrauensvotum den beiden anderen Irrenärzten gegenüber" erblickt werden kann, vermag ich nicht einzusehen. Hinzu kam für mich noch, daß der Anstaltsaufenthalt des Goldschmidt in Hubertusburg bereits am 6. Februar 1899 sein Ende erreicht hatte, somit ein mehrjähriges Intervall zwischen der irrenärztlichen Beobachtung und der Straftat lag. War somit nicht wenigstens die Möglichkeit gegeben, daß in dieser Zeit Veränderungen in dem originär, krankhaften, psychischen Leben des Goldschmidt Platz gegriffen hatten, welche vielleicht doch eine Anwendung des § 51 auf die Straftat zugelassen hätten?

II. Ich kann aber auch die sonstigen Angaben des Herrn Medizinalrates Dr. Näcke in dem oben abgedruckten Passus nicht als in allen Punkten richtig anerkennen.

Herr Näcke sagt, daß er, wie alle gehört hätten, deutlich und klar sich für verminderte Zurechnungsfähigkeit ausgesprochen habe; dabei zieht er gleichzeitig eine private Äußerung von mir in die Öffentlichkeit und glaubt eine — gar nicht existierende — Schwer-

hörigkeit meinerseits für meine Unterstützung des Antrages Binswanger verantwortlich machen zu müssen.

Ich will in eigene Erörterung hierüber nicht eintreten, sondern nur zur Illustration einige Stellen aus dem Verhandlungsbericht der hier erscheinenden Zeitung „Deutschland" wörtlich anführen, welcher, wenn natürlich auch nicht von protokollarischem Werte, doch über den Gang der Sache einigermaßen orientiert.

„Mein Gutachten geht dahin," so äußert sich der Herr Sachverständige, „daß der Angeklagte Goldschmidt im Sinne des Gesetzes als unzurechnungsfähig zn betrachten ist. Will man zu einem solchen Resultate nicht kommen, so muß ihm sein Schwachsinn wenigstens als Milderungsgrund angerechnet werden."

„Präsident: Ob irgend etwas mildernde Umstände bedingt, darüber hat der Gerichtshof zu befinden; es würde diese Frage also aus dem Bereich des Herrn Sachverständigen herausfallen.

Herr Dr. Näcke: Jedenfalls gehört der Angeklagte Goldschmidt nicht unter die menschliche Gesellschaft ... Es würde sich also hier darum drehen: hat der Angeklagte Goldschmidt die Handlung in geistesgestörtem Zustande begangen? Ich für meinen Teil würde ja nach den heutigen klaren und korrekten Aussagen des Angeklagten eine Zurechnungsfähigkeit nicht für ausgeschlossen halten.

Verteidiger Rechtsanwalt Erhardt: Der Herr Sachverständige sagte doch am Anfang seiner Ausführungen, er halte den Angeklagten Goldschmidt für vollkommen unzurechnungsfähig.

Dr. Näcke: Ich kann mich augenblicklich nicht erinnern, dieses gesagt zu haben; jedenfalls ist der große Schwachsinn des Angeklagten nicht mit vollkommener Geistesgestörtheit zu vergleichen."

Nach einigen weiteren Fragen, die sich auf die Suggestibilität des Goldschmidt bezogen, sagt dann:

„Herr Dr. Näcke: Wenn es sich nur um die Frage handelt, ist der Angeklagte zurechnungsfähig oder unzurechnungsfähig, so würde ich mich natürlich im letzteren Sinne äußern. Bei einer Zwischenfrage muß ich mich dann für verminderte Zurechnungsfähigkeit aussprechen."

Ich muß es dem Urteil des Lesers überlassen, ob Herr Medizinalrat Dr. Näcke wirklich so „deutlich und klar" die Tatsache der verminderten Zurechnungsfähigkeit des Goldschmidt ausgesprochen hat, wie er selbst sie ausgesprochen zu haben glaubt.

Übrigens ist meine Darstellung in meinem früheren Aufsatz von ihm nicht beanstandet worden. Das Gutachten des Herrn Medizinalrat Näcke ist dort in folgenden Worten zusammengefaßt:

„Es frage sich, ob im konkreten Falle wirkliche, deklarierte Psychose und damit Unzurechnungsfähigkeit vorliege. Ohne weiteres brauche man dies aber nicht auszusprechen. Goldschmidt sei der Suggestion anderer in hohem Grade unterworfen. Er bezeichne den Angeklagten als vermindert zurechnungsfähig, es lägen mildernde Umstände vor. Auf Befragen erklärte der Sachverständige, daß, wenn er mildernde Umstände ausscheiden solle, er den Angeklagten als unzurechnungsfähig bezeichnen müsse. Goldschmidt sei ethisch depraviert, sein ethisches Niveau wenig über 0."

III. Herr Näcke sagt, daß der Jenaer Begutachter später genau auf seinen Schluß der verminderten Zurechnungsfähigkeit gekommen sei.

Diese Tatsache an sich ist richtig. Auf Grund neuerlicher Anstaltsbeobachtung gab Geheimer Medizinalrat Professor Binswanger ein Gutachten ab, welches dann in der Hauptverhandlung am 20. März 1903 vom Privatdozent Dr. Berger vertreten wurde.

Wie sehr aber dieses Gutachten, trotz gleichen Endresultates, von den Ausführungen des Herrn Näcke abweicht, mögen folgende Angaben beweisen. Es heißt in dem Gutachten:

„Würde seine (d. h. Goldschmidts) intellektuelle Ausreifung auch heute noch auf dem Standpunkt sein, welcher zur Zeit der Beobachtung in Hubertusburg vorhanden gewesen ist, so würde ich keinen Augenblick darüber schwankend gewesen sein, den p. Goldschmidt als moralisch schwachsinnig und geisteskrank zu bezeichnen." Damals habe ein Zustand von angeborener geistiger Schwäche mit krankhaften Erregungszustönden bestanden. Im Verlauf der Jahre habe sich aber eine Veränderung vollzogen, indem seine geistige Entwicklung schnelle Fortschritte gemacht, seine Kenntnisse und Urteilskraft sich erweitert hätten. Dieses nicht ungewöhnliche Einsetzen einer geistigen Weiterentwicklung am Ausgang der Pubertätszeit habe sich aber auf die intellektuelle Seite der Geistestätigkeit beschränkt, während die ethische Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten habe. So erkläre sich das jetzt bestehende schreiende Mißverhältnis zwischen der späteren Ausreifung der geistigen Fähigkeiten und der Erwerbung von Kenntnissen einerseits und dem weiteren Herabsinken der Persönlichkeit andererseits, welches die Nutzanwendung sittlicher Gefühle und Begriffe auf das eigene Handeln zunichte mache.

Da nun zur Begriffsbestimmung des moralischen Schwachsinnes der Nachweis einer allgemeinen hochgradigen intellektuellen Schwäche unbedingt erforderlich sei, dieser Nachweis aber zur Zeit nicht erbracht werden könne, so könne von einem ausgesprochenen Schwach-

sinn in psychiatrisch-forensischem Sinne nicht gesprochen werden und sei der § 51 nicht anwendbar.

Wie man sieht, lassen also die Erfahrungen aus der Anstaltszeit in Dresden und Hubertusburg den ersten Gutachter sich für geminderte Zurechnungsfähigkeit, d. h. also im gesetzlichen Sinne Zurechnungsfähigkeit, aussprechen; der zweite dagegen schwankt überhaupt nicht in den früheren Beobachtungen die rechtlichen Elemente der Unzurechnungsfähigkeit zu erblicken.

Erst die neuerliche Anstaltsbeobachtung ergibt dann das erst durch sie erkannte, vorher nicht bekannte Moment einer intellektuellen Weiterentwicklung des Angeklagten und eines dadurch bedingten Herauswachsens aus dem Schutze des § 51.

Auch in der neuen Hauptverhandlung wurde seitens der Staatsanwaltschaft das Schuldig wegen Mordes und ideell konkurrierenden Raubes gestellt. Die Geschworenen sprachen Goldschmidt jedoch nur der Beihilfe zu beiden Verbrechen schuldig. Es erfolgte die Verurteilung Goldschmidts zu lebenslänglichem Zuchthause mit der Begründung, daß der Angeklagte ebenso wie seine Genossen an der Straftat zu den gemeingefährlichen Menschen gehörte, vor denen man sich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen, die man unschädlich zu machen habe.

Der Verteidiger hatte Wiedervorladung des Medizinalrats Näcke beantragt, welcher den Angeklagten für unzurechnungsfähig erklärt habe, und Ladung des Hofrats Ganser in Dresden. Das Urteil griff die Verteidigung dann mit Revision an; in dieser ist folgendes gesagt: „Es stand fest, daß der Sachverständige Dr. Näcke, welcher den Angeklagten vier Jahre lang behandelt hat, denselben für unzurechnungsfähig erklärt hat. Ich beziehe mich auf das Protokoll vom 8. bezw. 10 November 1902. Ich hatte weiter das Gutachten des Prof. Binswanger zur Begutachtung an Herrn Hofrat Ganser in Dresden eingeschickt und hatte mir dieser mitgeteilt, daß er trotz der in Jena festgestellten Besserungen des Angeklagten auf intellektuellem Gebiete denselben dennoch, wie früher bereits in Dresden, so auch jetzt noch im Sinne des Strafgesetzes für unzurechnungsfähig erachtete, da der Angeklagte in ethischer Beziehung vollkommen schwachsinnig geblieben sei.

Diese Tatsachen hatte ich vor der Beschlußfassung dem Gericht unterbreitet. Das Gericht hätte meines Erachtens die von mir beantragte Vorladung dieses Sachverständigen beschließen müssen, da es sich um die Frage handelte, ob jemand zum Tode zu verurteilen sei oder nicht und da das in der Hauptverhandlung abgegebene Gutachten lediglich das Gutachten eines jüngeren Assistenzarztes war, der

den Angeklagten nur sechs Wochen beobachtet hatte. Es wäre sehr wohl möglich gewesen, daß, wenn auch nur einer der von mir vorgeschlagenen Sachverständigen vernommen worden wäre, den Geschworenen so erhebliche Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten beigegangen wären, daß sie zu einem freisprechenden Wahrspruch gekommen wären. In dem Plaidoyer des Herrn Staatsanwaltes wurde von diesem behauptet, der Sachverständige Näcke habe lediglich erklärt, der Angeklagte sei vermindert zurechnungsfähig. Ich habe dem sofort entgegnet, daß diese Darstellung unrichtig sei und daß Dr. Näcke, vor die Frage gestellt, ob er den Angeklagten für zurechnungsfähig oder unzurechnungsfähig erachte, klipp und klar erklärt habe, er halte den Angeklagten für unzurechnungsfähig.

Obwohl ich an der Hand von Zeitungen, welche seinerzeit den Bericht über die Hauptverhandlung vom 8. und 10. November gebracht hatten, nachweisen konnte, und obwohl der Herr Vorsitzende selbst vor Stellung eines Beweisantrages, als bereits über diesen Punkt Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Herrn Staatsanwalt und mir zutage traten, selbst bestätigt hat, daß Dr. Näcke allerdings die Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten anerkannt habe, hat der Herr Vorsitzende es in seiner Rechtsbelehrung unterlassen, diese Feststellung, welche bei der längeren Dauer der Verhandlung wohl am Platze gewesen wäre, nochmals hervorzuheben, und hat im Gegenteil lediglich den Geschworenen mitgeteilt: Herr Dr. Näcke habe erklärt, der Angeklagte sei vermindert zurechnungsfähig.

Nach dem Protokoll über die Hauptverhandlung vom 20. März 1903 hat der Herr Vorsitzende — obwohl meines Erinnerns in dieser Richtung das Protokoll ihm Unrecht tut — aus der Hauptverhandlung vom 10. November lediglich festgestellt, daß Dr. Näcke den Angeklagten für zurechnungsfähig halte, obwohl jenes Protokoll ausdrücklich die Näckesche Aussage dahin enthält: „Er ist nicht zurechnungsfähig."

Das Reichsgericht hat durch Urteil vom 23. Mai 1903 die Revision verworfen. In den Gründen wird ausgeführt:

„Der Verteidiger hatte in der Hauptverhandlung beantragt: ‚die Vernehmung des Dr. Näcke-Hubertusburg und Professor Ganser-Dresden,' mit der Begründung, daß sowohl Dr. Näcke in der vorigen Hauptverhandlung als auch Professor Ganser ihm persönlich brieflich erklärt hätten, daß sie den Angeklagten für unzurechnungsfähig hielten. Durch verkündeten Beschluß des Gerichtes wurde dieser Antrag abgelehnt, ‚da die Beobachtung in der Irrenanstalt Jena, mit Kenntnis des gesamten Vorlebens des Angeklagten, insbesondere auch

seines Aufenthaltes im Irrenhause, und die auf Grund dieser Beobachtung heute erfolgte Begutachtung des Geisteszustandes des Angeklagten dem Gerichte als hinreichende Unterlage erscheinen, um ein Urteil über die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten abgeben zu können."

Mit dieser Begründung ist die Ablehnung nicht zu beanstanden. Durch § 73 der Strafprozeßordnung ist die Auswahl der zuzuziehenden Sachverständigen, sowie die Bestimmungen ihrer Zahl ausschließlich in das Ermessen des erkennenden Gerichtes gestellt. Dies gibt zwar dem erkennenden Gericht nicht die Befugnis, einen auf Vernehmung von Sachverständigen oder weiterer Sachverständiger gerichteten Antrag abzulehnen, weil es die bereits erhaltenen Beweisergebnisse für genügend oder nicht mehr zu erschütternde gehalten hat. Erachtet jedoch das Gericht auf Grund der Gutachten der bereits abgehörten Sachverständigen sich zur eigenen Beurteilung der Tatfrage, hier der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten, schon für ausreichend informiert, so kann von der Vernehmung weiterer Sachverständiger ohne Rechtsverletzung abgesehen werden."

VI.

Einiges zur Frauenfrage und zur sexuellen Abstinenz.

Von

Medizinalrat Dr. P. Näcke in Hubertusburg.

Vor mir liegt ein von dem Verlage der „Frauen-Rundschau" in Leipzig verschicktes und für 20 Pfg. käufliches Heftchen: das „Vera"-Buch, 13. Auflage (ohne Jahreszahl), 136 Seiten stark, welches in der Hauptsache aus Abschnitten aus Novellen oder Abhandlungen über die Frauenfrage besteht, meist von Frauen herrührend und die einschlägigen Fragen in verschiedener, oft diametral sich entgegen stehender Weise beleuchtend. Heutzutage ist alles, was die Frauenfrage anbetrifft, so überaus wichtig, daß jeder wahrhaft Gebildete sich damit abzufinden hat und selbstverständlich, der Gerechtigkeit halber, beide Teile hören muß. Jeder billig Denkende wird nur mit Freuden vernünftige Forde-rungen der Frauen, die in der Tat zu lange in einer Art von Sklaverei gehalten worden sind, unterstützen, dagegen zu weitgehende ablehnen. Hier will ich nur einige sozial-psychologische Bemerkungen zur Anregung geben.

Die große Masse auch der heutigen Damen will die legale Ehe, wie sie zur Zeit gehandhabt wird, fortbestehen lassen, wenige die „freie", wie sie jetzt schon in den gebildeten Kreisen Dänemarks hie und da existiert. Ist eine „freie" Ehe wirklich im großen und auf die Dauer möglich? Ich glaube es nicht. Theologische Bedenken übergehe ich hier. Der Mann, der an sich schon polygam angelegt und zum „Naschen" oft sehr bereit ist — viel mehr als die Frau! — wird, auch wenn die freie Liebe ihn mit seiner Partnerin zusammengeführt hat, derselben leicht überdrüssig werden, noch leichter natürlich, wenn er weiß, daß er jederzeit das Verhältnis lösen kann. Bei der Frau wird es wohl seltener eintreten, wenn aber doch, dann ist viel mehr für sie die Gefahr vorhanden, moralisch zu sinken, als für den Mann. Denn es ist eine alltägliche Erfahrung, daß, wenn das Weib einmal den moralischen Halt verloren hat, der Boden sehr schnell unter ihr ver-

sinkt. So wird sie sehr bald zur Dirne oder stumpft schnell gegen uneheliche Schwängerungen ab. Diesen Prozeß psychologisch näher zu beleuchten, wäre übrigens eine dankbare Aufgabe. Was soll aber nach der Lösung der „freien“ Ehe aus den Kindern werden? Man kennt ja genugsam das traurige Los solcher in getrennten Ehen! Werden sie von dem einen oder anderen Teile zu sich genommen, so kommen bald andere Kinder dazu und man weiß, was aus einer solchen buntscheckigen Gesellschaft entstehen kann. Jedenfalls muß die Eltern- und Kindesliebe unter der freien Ehe leiden, wie das ja polygamische Ehen beweisen. Aber auch die pekuniäre Seite ist zu betrachten. Wer soll dann für die Frau, die meist nicht gelernt hat, ihren Lebensbedarf selbst zu decken, sorgen? Kurz, man sieht, die „freie“ Ehe würde praktisch nur Nachteile haben. Daher ist die alte Ehe trotz ihrer Mängel immer noch besser. Freilich sollte sie insofern reformiert werden, als 1. bei unerträglicher Ehe die Ehescheidung zu erleichtern, und 2. die getrennte Gütergemeinschaft einzuführen wäre. Letzteres verlangt die theoretisch durchaus zu fordernde Gleichberechtigung beider Geschlechter. Das Wichtigste freilich, leider undurchführbar, wäre das Schließen von Ehen nur aus Liebe, denn daß der jetzige Zustand der vielen Konvenienz-Heiraten unmoralisch ist, versteht sich von selbst. Ja selbst sich in die Ehe zu verkaufen ist sicher unmoralischer, als im Rausche der Liebe einen „Fehltritt“ begehen, wie es z. B. in Halbes „die Jugend“ geschieht.

Im „Vera“-Buche kommen ferner zwei andere Standpunkte zur Geltung. Die einen verlangen, daß die Frau sich ganz allein auf sich stelle, die anderen bezeichnen als einziges Ziel des Weibtums den „Schrei nach dem Kinde“. Auch hier ist aber, wie überall, die Exklusivität nur schädlich. Es ist zweifellos, daß der eigentliche Beruf der Frau ist, Gattin und Mutter zu werden, ja in dem „Schrei nach dem Kinde“ liegt sogar der Gedanke, daß die Frau sich mehr nach der Mutterschaft als nach der Ehe sehnt, der Mann mithin mehr Mittel zum Zwecke ist. Dies mag in einzelnen Fällen wohl so sein, doch glaube ich, daß in den meisten Fällen der Gatte zunächst doch die Hauptsache ist, ja, daß, wie das neuerliche Buch von Havelock Ellis[1]) zeigt, in der Frau oft schon sehr früh und deutlich geschlechtliche Regungen sich geltend machen, die zunächst nur dem Manne gelten.

Leider wird aber bekanntlich die Ehe jetzt immer seltener beschritten und so bleiben immer mehr Mädchen unverheiratet, die so oft

1) Havelock Ellis, Studies in the Psychology of sex. Davis Company. Philadelphia 1903.

zu griesgrämlichen alten Jungfern werden, welch letztere freilich nicht um ein Haar lächerlicher, wohl aber bedauernswerter sind, als alte Junggesellen. Ob die unterdrückte Sexualität wirklich oft an dem „alten" Jungferntume schuld ist, möchte ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls wirken hier sehr viele verschiedene Ursachen ein. Was sollen wir nun mit den vielen überschüssigen Mädchen machen? Und hier antwortet mit vollem Rechte die moderne Frau: Ihr sollt sie auf eigene Füße stellen, ihnen einen Beruf geben, damit sie nicht, wie bisher, nur auf die Ehe „dressiert" werden. Auch hier soll das freie Spiel der Kräfte bestehen, das heißt kein Beruf a priori der Frau verwehrt werden. Für jeden werden sich immer einige Frauen geeignet finden, eventuell darin sich glücklich fühlen und so die Zahl der „alten" Jungfern ohne Beruf und Lebensfreude vermindern helfen. Es sind also auch alle Fakultäten ihnen zu öffnen. Und man fürchte nicht sehr die Konkurrenz! Die größere Hälfte der Frauen mit Beruf wird doch Gelegenheit finden, zu heiraten, und dies gewiß meist, als das eigentliche Ziel der Frau, mit Freuden begrüßen. Aber wie verschieden ist dann ihre Lage gegen jetzt! Sie steht frei da und hat eine Lebensaufgabe, auch wenn sie nicht heiratet, was von unseren meisten jungen Mädchen, die zu Hause sehnsüchtig auf einen Mann warten, sich abhärmen, zu Hause oft scheel angesehen werden und sich nicht allein durchs Leben schlagen können, nicht gilt. Und eine Frau mit Beruf wird auch gewöhnlich eine vernünftigere Mutter und bessere Gattin werden, da sie das Leben mit ihrer Not kennen gelernt und ihren Gesichtskreis erweitert hat. Ein wahrhaft gebildetes Weib, wie ich dies schon früher ausführte, wird ceteris paribus gewöhnlich mehr Eigenschaften zu einer guten Gattin und Mutter mitbringen, als ein wenig oder ungebildetes. Und hat sie das Unglück Witwe zu werden, so ist sie auf Almosen nicht angewiesen, sondern für sich und ihre Kleinen auf ihrer Hände oder ihres Geistes Arbeit. Sie wird den Kindern auch ein besserer Schutz sein, als die meisten Witwen bisher, die Selbständigkeit früher nie kennen gelernt haben. Erst die Frau mit Beruf kann von einer wahren Gleichberechtigung reden. Sie steigt dadurch nicht nur in ihrer eigenen, sondern auch in der Männer Wertung. Sie ist dann nicht mehr bloßes Geschlechtstier wie jetzt noch so oft. Dann auch wird es sich, freilich erst im Verlaufe vieler Generationen herausstellen, ob wirklich dem Weibe ein „physiologischer Schwachsinn" eignet [1]). Bis dahin sind alle

1) Die „anatomische" Inferiorität des Weibes ist namentlich von Giuffrida-Ruggeri als Märchen nachgewiesen worden. Herrliche Worte über das Wesen der Frau, der Frauenemanzipation usw. sagt uns der großartige Carneri (Sittlich-

solche Äußerungen nur Tiraden ohne Beweise. Sollte es sich ja aber zeigen, daß sie für die höchste Geistesentfaltung nicht geschaffen wurde, so ist sie trotzdem nicht „minderwertig", da sie auf anderem Gebiete, dem der Gattin, Mutter und Erzieherin das Höchste leistet, gewiß auch sehr viel in bestimmten Gewerben usw. Auch deshalb wäre von „physiologischem Schwachsinn" noch lange nicht die Rede, da es sehr wahrscheinlich ist, daß der geistige Durchschnitt beider Geschlechter so ziemlich gleich ist, und vielleicht nur die höchsten Grade der Intelligenz, künstlerischer und literarischer Betätigung usw. der Frau vorenthalten sind. Wer viel mit dem niederen Volk umgeht, wird oft genug sehen, wie gar nicht so selten viel aufgeweckter die Frau als der Mann ist, wie sie speziell dem Richter, Arzt, Kunden besser und schneller Anwort gibt usw.

Im „Vera"-Buche wird aber auch der „Furcht vor dem Kinde" Ausdruck gegeben, das heißt dem Neo-Malthusianismus das Wort gesprochen. Auch hierfür habe ich wiederholt die Lanze gebrochen, im Interesse des Großen und Ganzen, da es mir im allgemeinen mehr auf die Qualität, als die Quantität der Nachkommenschaft anzukommen scheint. Freilich hat der Begriff: Quantität, auch eine untere, schwer festzusetzende Grenze, da die Quantität als solche oft schon eine Macht darstellt. Hat man doch gesagt, daß nur fruchtbare Völker eine Zukunft haben und sieht daher in den Slaven und Mongolen die Völker der Zukunft, vielleicht nicht mit Unrecht. Die Menge darf also nicht unter ein gewisses Maß fallen, soll nicht die Widerstandsfähigkeit gegen äußere und innere Feinde leichter gebrochen werden. Deshalb ist der Neo-Malthusianismus, das heißt also die weise Beschränkung der Kinderzahl, nicht überall anzuwenden. Die theoretische Formel lautet freilich sehr einfach: Nur so viel Kinder in die Welt zu setzen, als gut ernährt und erzogen werden können. Faulheit, Genußsucht, Bequemlichkeit, Habsucht usw. dürften dann aber hierbei keine Rolle spielen, wie z. B. in dem so weit verbreiteten Zweikinder-

---

keit und Darwinismus, 3. Aufl., 1903, Braumüller, Leipzig). Er verlangt mit Recht, daß die Weiblichkeit nie erdrückt oder gar aufgehoben werde. „Was uns vorschwebt, sagt er weiter, ist nicht bloß eine Heranbildung, die das Weib befähigt, in leichterer und weit einträglicherer Weise, denn durch Handarbeit oder die Dienste einer Magd, für ihren Unterhalt zu sorgen ... Was uns vorschwebt, ist eine der Bildung des Mannes ebenbürtige Bildung des Weibes, das allmählich den Standpunkt der Inspiration ... mit dem eines klar entwickelten Denkens zu vertauschen hat ... Nur der auf wechselseitige Freiheit gegründeten Ehe kommt der Name einer sittlichen Verbindung zu ..." Der „eigentliche Mensch" ist nach Carneri in der Einheit von Mann und Weib gegeben. Damit ist jede Inferiorität der Frau abgewiesen.

system Frankreichs. Leider sind jedoch diese Faktoren nie ganz auszuschalten, ebensowenig wie Konvenienz-Heiraten, was aber nicht hindert, theoretisch den Neo-Malthusianismus immer wieder auf den Schild zu heben — von rein medizinischen Indikationen ganz abgesehen —, in der Hoffnung, daß es einmal praktische Vorschläge geben wird, die dem theoretisch Geforderten möglichst sich nähern. So wird es wohl auch hoffentlich einmal gelingen, die schädlichen Ehen infolge von allerlei körperlichen, seelischen oder moralischen Gebrechen des einen oder anderen Teiles irgendwie einzudämmen, weshalb ich früher in diesem Archiv, immer mit den nötigen Kautelen, für gewisse Fälle die Kastration empfahl[1]), da Eheverbote illusorisch sind.

Daß im „Vera"-Buche auch die Prostitution abzuschaffen versucht wird, kann niemanden Wunder nehmen. Die Abolitionisten sind aber wunderliche Heilige, die das praktische Leben nicht kennen und deshalb ebensowenig reüssieren werden, als die Abstinenzler. Da der Geschlechtstrieb nun einmal nicht abzuschaffen geht, derselbe in dem Milieu der Städte, besonders der Großstädte, immer neue Nahrung findet, besonders durch die traurigen Trinksitten, Balllokalitäten, Variétés usw., da ferner eine frühe Ehe[2]), die allerdings hiergegen förderlich sein würde, immer seltener ist, so kommt es nur darauf an, die Prostitution als ein notwendiges Übel hinzunehmen und ihre Gefahren auf ein möglichst geringes Maß herabzudrücken. Das sagt auch klipp und klar einer der genauesten Kenner des Prostitutionswesens, Professor Neisser, in seinem kürzlich erschienenen Buche[3]). Er verlangt mit Recht für größere Städte Kasernierung und genaueste oftmalige Untersuchung der Dirnen. Ich bin sogar weiter gegangen und habe wiederholt für die Vermehrung der Bordelle plädiert, da die Winkelhurerei, die sonst entsteht, entschieden viel gefährlicher ist[4]). Ein großartiges Experiment hat hierbezüglich

---

1) Näcke, Die Kastration bei gewissen Klassen von Degenerierten als ein wirksamer sozialer Schutz. Dieses Archiv. 3. Bd. 1899. 1. u. 2. Heft.

2) Die frühe Ehe ist zudem ein zweischneidiges Schwert, da nach Marro (La pubertà etc. Torino 1897) aus zu frühen oder zu alten Ehen, auch wenn nur ein Teil zu jung oder alt ist, leicht körperlich und geistig minderwertige Geschöpfe entstehen.

3) Neisser, Nach welcher Richtung läßt sich die Reglementierung der Prostitution reformieren? Barth, Leipzig 1903.

4) Manche wollen sogar die öffentlichen Häuser verstaatlicht wissen, was sicher zu weit geht! Interessant ist übrigens die Nebenfrage, ob Prostitution an sich eine rechtswidrige Tat sei. Neisser möchte es leugnen, ich auch. Das Recht über seinen Körper sollte niemand, wenn mündig, versagt sein; daher

vor längerer Zeit Italien gemacht. Unter der Wucht der Abolitionisten-Anläufe wurden sämtliche Bordells unterdrückt. Und die Folge? Daß in den nächsten Jahren die Geschlechtskrankheiten der Soldaten in kolossaler Häufigkeit anstiegen, und die Regierung sich veranlaßt sah, die öffentlichen Häuser wieder zu öffnen, worauf die Zahl obiger Krankheiten sofort sank! Ich fordere aber mit anderen auch die Untersuchung der Besucher jener Lokale. Neisser steht dem zwar sehr skeptisch gegenüber als schwer durchführbar und wenig ersprießlich. Ich glaube aber trotzdem, daß manches dadurch sich bessern würde, wie auch daß eine ungenügende Untersuchung und Behandlung der Dirnen a priori — und gegenteilige Beweise sind mir nicht bekannt — immer noch besser zu sein scheint, als gar keine. Sehr wichtig ist es, die freie Zeit der jungen Leute ordentlich durch Vortragsabende — die sich auch mit den Gefahren der Geschlechtskrankheiten zu befassen haben —, Museumsbesuche usw. auszufüllen, um sie schon dadurch dem Alkoholteufel nach Kräften zu entziehen, der sicher in den meisten Fällen die Kupplerrolle übernimmt, von schlechter Gesellschaft natürlich abgesehen.

Dies führt mich naturgemäß nun zum letzten Punkte, den ich hier noch kurz besprechen möchte, und der eine Hauptrolle im „Vera"-Buche spielt, nämlich das Verlangen nach männlicher Keuschheit vor der Ehe. Vorausgeschickt sei, daß wie es keine besondere Moral für jedes Geschlecht gibt, so auch keine besondere Geschlechtsmoral. Wenigstens theoretisch, praktisch wird leider sehr oft nicht darnach gehandelt und es gilt nun hier die Gründe dafür aufzusuchen. Da seit Jahrhunderten der Mann sich als Herr der Situation ansieht, so hat sich dies auch in den Moralsätzen niedergeschlagen, wie ja Gesetze immer Ausdruck des Machthabers sind. Für sich vindiziert der Mann gewisse moralische Lizenzen, die er dem Weibe nicht einräumt, besonders in sexueller Beziehung. Hierzu verleiten ihn nicht bloß der Machtkitzel, sondern auch gewisse physiologisch-soziale Daten, die für ihn Entschuldigungsgründe darbieten können bisweilen sogar müssen. Es steht zunächst fest — wenigstens spricht bisher das meiste dafür —, daß der Geschlechtstrieb durchschnittlich beim Manne stärker ist[1]), als beim Weibe, ja er wird sogar in gewissen forensischen Fällen nicht selten als „unwiderstehlich" bezeichnet. Ob

---

wird mit Recht in den meisten Ländern auch Selbstmordversuch nicht bestraft. Der heilige Augustin sagt bezw. der Dirnen sehr richtig: „aufer meretrices et turbaveris omnia libidimibus".

1) Der Mann ist beim Weibe sehr oft mehr von äußeren Reizen angezogen die Frau von inneren des Mannes.

letzteres wirklich bei einem normalen und nüchternen Manne stattfinden kann, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls dürfte es relativ nur selten der Fall sein und man kann ruhig den Satz aufstellen, daß der Geschlechtstrieb meist unterdrückbar ist und dies im allgemeinen sicher ohne Schaden für die Gesundheit. Solches ist nämlich bisher strikte nicht nachgewiesen worden[1]), auch nicht bei der Frau, und es gehört zu den Ammenmärchen, daß man so oft die Hysterie des Weibes auf ungestillte Libido zurückführt. Also zu unterdrücken ist der Geschlechtstrieb meist wohl, doch ist dies dem einen leichter, als dem andern und niemandem kann ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er eine starke Libido von der Natur erhalten habe. Die Zahl und Größe der fleischlichen Anfechtungen ist also eine sehr verschiedene. Ist es nun sicher schon schwer, hier lange Jahre hindurch aus dem Kampfe gegen den Trieb siegreich hervorzugehen, so sind die Gefahren der Versuchung um so größer, wenn man das Milieu und die Umstände betrachtet. Mit der höheren sozialen Stellung, mit Reichtum, Genie, gewissen Berufsarten (Künstler, besonders solche der Bühne) usw. müssen natürlich die Versuchungen zunehmen. Es ist unbillig, von seinem Helden, dem man allerdings eine größere Widerstandsfähigkeit wünscht, völlige Enthaltsamkeit zu verlangen, wenn man die tausend Versuchungen sieht, die ihn bedrohen. Zum Glück wird das Genie sittlich nicht so leicht versinken, wenn es nicht von Haus aus Anlage dazu hatte. Man denke nur z. B. an Goethe, dessen großartiger Charakter nicht dadurch gelitten hat, daß er viel liebte! Heutzutage kommt in besseren Kreisen selten einer vor dem 30. Jahre zum Heiraten. Gerade aber vor dieser Zeit ist der Geschlechtstrieb gewöhnlich am stärksten. Dazu kommt, daß Tausende ihre Abende außer der Familie verleben müssen. Der Alkohol, die animierte Gesellschaft, die weibliche Bedienung der Wirtschaften, das Besuchen von allerlei Bällen, Ballets, Variétés, von Theatern mit ihren moralisch oft sehr zweifelhaften modernen Stücken, das Lesen direkt oder indirekt die Sinne reizender Bücher u. s. f., alles das wirkt mit, um den Geschlechtstrieb anzureizen, zu erhöhen und den Widerstand dagegen herabzusetzen. Die

---

1) v. Ehrenfels (Sexuales Ober- und Unterbewußtsein. Politisch-anthropologische Revue, 1903, S. 756 f.), erwähnt zwar etliche Gefahren, beweist sie aber nicht. Daß Schaden nicht besteht, ersieht man namentlich im Irrenhause. Trotzdem zeugungsfähige Männer hier oft viele Jahre verbleiben, läßt sich aus der sexuellen Abstinenz her keine Verschlimmerung des Leidens nachweisen und die Onanie usw. — von Blöd- und Schwachsinnigen abgesehen — ist durchaus nicht besonders stark vertreten und dann meist bei solchen nur, die schon vorher Onanisten waren.

gefährlichsten Gegner sind aber stets der Alkohol und die Nachahmung. So kommt es denn, daß vielleicht die Mehrzahl der jungen Männer der Venus vulgivaga gehuldigt haben, bevor sie in die Ehe treten. Das gilt nicht nur von den Fabrikarbeitern, der akademischen Jugend, von den Offizieren, sondern auch von den Soldaten, und gerade hier ist bekanntlich die Zahl der Geschlechtskrankheiten eine sehr große. Belehrung allein nützt nichts, auch nicht die Furcht vor Ansteckung. Ja, so groß ist der Trieb, so groß die Versuchung, daß in jedem größeren Garnisonorte öffentliche Häuser existieren sollten, um die anständige Bürgerschaft zu schützen. Physiologisch am stärksten steigt die Libido durch die erzwungene Enthaltsamkeit auf langen Seereisen an, daher, faute de mieux, auf den Schiffen so viel homosexuelle Praktiken vorkommen. Läuft das Schiff nach langer Fahrt in den Hafen, so stürzt sich die Bemannung erst in die Kneipe und dann sofort in die Arme der Dirnen, ja auf Kriegsmarinen sollen geradezu kompagnieweise die Soldaten von Unteroffizieren in die Bordelle geführt werden, um Ärgeres zu verhüten! Man weiß ferner, daß von jeher das Institut des Zölibats mit Recht als naturwidrig angefeindet wurde und eine Menge junger Priester fallen alljährlich dem Triebe zum Opfer. Klöster sind oft Brutstätten homosexueller Taten. Die Kirche hat wohl die Sachlage gekannt, auch oft Nachsicht geübt, mußte aber aus anderen Gründen an dem Zölibate festhalten, und, wie ich glaube, wohl überlegt. Aber außer dem größeren Geschlechtstrieb beim Manne — den freilich auch Havelock Ellis für noch nicht absolut sicher nachgewiesen hält — ist es ein weiterer Umstand, der ihm als Entschuldigung dienen kann, ja oft muß. Er ist entschieden polygam von Natur angelegt, wenigstens in den meisten Fällen, wie das namentlich seine Träume dartun; und das allein spricht schon für das frühere Bestehen einer Art von Promiskuität vor der Monogamie. Diese polygame Veranlagung des Mannes wird immer mehr anerkannt und v. Ehrenfels (l. c.) tritt kräftig dafür ein, ja, er glaubt sogar, daß auch daß Weib polygam angelegt ist, wofür er unter anderem auch die Polyandrie anführt, was mir aber nicht zutreffend erscheint. Wenig Reize scheinen so schnell sich abzustumpfen und eine Variation zu benötigen, als gerade sexuelle[1]); und „geistiger“ Ehebruch, d. h. in Gedanken — von den Träumen ganz abgesehen —, ist beim Mann etwas ganz Gewöhnliches und sehr Begreifliches.

Das alles hat man sich vor Augen zu halten, um gerecht zu sein

---

1) Daher nicht selten relative Impotenz der eigenen Frau gegenüber, die bei einer fremden aber schwindet.

und den „Fall" des Mannes vor der Ehe gelinder zu beurteilen, wenn man von Fall überhaupt reden darf.

Ein Unrecht liegt nun offenbar darin, den Fall eines Mädchens strenger anzusehen, als den des Mannes. Wenn auch hier gewiß die Libido selten so stark und so oft wie beim Manne eintritt, so ist doch zu bedenken, daß gewöhnlich der Mann der Verführer[1]) ist und das Mädchen ihm nur zu leicht glaubt, besonders, wenn ihr versichert wird, was ja meist geschieht, daß der Umgang keine Folgen haben oder die Ehe versprochen wird. Auch ist an sich die Widerstandsfähigkeit des Weibes gegen Suggestion geringer, als beim Manne und es dürften endlich mehr Mädchen von sexuellen Dingen vorher nichts oder ungenügendes gewußt haben, als Männer. Durch die eventuellen Folgen ist der Fall schon gesühnt genug und schweres Unrecht ist es, das arme Mädchen zu verachten und als Ausbund der Immoralität hinzustellen, während viele der „demi-vierges" moralisch unendlich tiefer stehen. Der Verführer ist zu verachten! Die Moral überhaupt nach einem eventuellen „Unglück", wie eben eine uneheliche Entbindung oder eine Geschlechtskrankheit ist, zu bewerten, erscheint sehr einseitig. Was den Körper „befleckt" hat, braucht die Seele noch lange nicht zu berühren, während oft genug bei unbeflecktem Körper die Seele tief in moralischen Sumpf geraten ist. Es ist z. B. sehr naheliegend, anzunehmen, daß lang geübte Onanie die Psyche und die Moral viel tiefer schädigt, als ein- oder mehrmaliges Nachgeben im Sinnesrausche.

Andererseits darf man aber auch nicht auf den Mann alles schieben wollen. Sicher ist freilich, daß viel weniger Mädchen vor der Ehe ihre Jungfernschaft verloren haben, als junge Männer. Trotzdem ist ihre Zahl keine geringe, besonders auf dem platten Lande, wo das ja sehr milde beurteilt wird[2]), ebenso wie in den großen Städten. Dazu kommt auch noch, daß sehr viele „psychische Onanie" treiben, d. h. sich in Gesprächen, Wach- und Nachtträumen mit geschlechtlichen Dingen intensiv abgeben und ihre Libido so befriedigen. Wenn dies, wie so oft, mit Absicht, mit Raffiniertheit geschieht, durch Gespräche oder Lektüre der schlüpfrigsten Art, so ist es sicher viel verwerflicher, als wenn die Mädchen im Liebesrausche in den Armen des Geliebten sich einmal vergessen. Das sind die sogenannten „Halb-Jungfern", demi-vierges, wie Marcel Prevost, der große Psycholog der sinnlichen Liebe, sie getauft hat. Sie sind es auch, die oft fanatisch

1) Freilich sind manche Mädchen so faciles accessu, daß von einer Verführung kaum noch die Rede sein kann.

2) Später gedenke ich „Beiträge zur Geschlechtsmoral" zu geben.

der körperlichen Onanie huldigen und hierzu nicht selten zu den verwerflichsten Mitteln greifen. Gerade in Pensionaten, Werkstätten, Fabriken grassiert dies Laster fürchterlich. Nicht wenige schreiten aber auch zur vollen Erkenntnis der Mysterien und suchen dann die Frucht abzutreiben, während sie mit tiefer Verachtung — echte Pharisäergestalten — auf das arme gefallene Mädchen sehen! Enthaltsamkeit aus Furcht vor Ansteckung oder Schwängerung ist keine Tugend; diese ist es nur, wenn es aus Überzeugung geschieht, daß eine Sünde durch die Hingabe bewirkt wird. Man glaube ferner ja nicht, daß außerhalb dieser hoffentlich immerhin an Zahl geringen Mengen von „demi-vierges" unsere jungen Mädchen und Damen nichts von sexuellen Dingen wüßten. Dafür sorgt schon die Schule und die getreuen Nachbarn, nicht am wenigsten die Lektüre der ungekürzten Bibel, speziell des alten Testaments. Nur abnorm wenige dürften in die Ehe treten, ohne von ihren Geheimnissen etwas zu wissen und bekanntlich lassen sich die Mädchen nicht selten von der Brautnacht ihrer Freundinnen erzählen. So fand ich es rührend, als mir erzählt ward, wie eine jungverheiratete Frau ihre Tante ernstlich frug, ob man denn durch den Kuß eines Mannes Kinder bekommen könne! Auch die Jungen in der Schule sind schon schnell „helle", was die obscönen Zeichnungen an Wänden, Bäumen usw. genügsam bekunden.

So ist denn auch nicht auf seiten der Frau alles vorher rein, wie manche Frauenrechtlerin zu glauben scheint. Noch auf einen merkwürdigen falschen Schluß, den uns insbesondere die Theologie aufgezwungen hat, sei hier aufmerksam gemacht. Von Keuschheit spricht man nur vor der Ehe, nicht mehr in derselben. Ein und dieselbe Tat, hervorgebracht durch einen eingepflanzten Trieb, hält man also vor der Ehe für unmoralisch, sobald aber der Priester die Eheformel gesagt hat, für erlaubt, ja sogar für heilige Pflicht! Ist das Logik? Dabei läßt sich der Ehemann oft viel mehr gehen, als der Junggeselle, mutet seiner Frau häufig allerlei Abscheulichkeiten zu und ruiniert sie geradezu gesundheitlich. Ein und derselbe Trieb ist also moralisch und unmoralisch, seine Befriedigung erlaubt oder nicht! Dabei ist die Betätigung desselben in der Ehe genau so von dem Milieu und den Umständen abhängig, wie bei den jüngeren Männern. Namentlich spielt der Alkohol, das Theater, Lektüre usw. eine Rolle; nach einer Hochzeit feiert nicht bloß das junge Paar die Brautnacht, sondern oft genug so mancher der verheirateten Hochzeitsgäste. Ja, es ist sehr schwer zu sagen, wann überhaupt die Befriedigung der *Libido* wirklich nötig ist. Ich habe darüber nirgends etwas Näheres finden können, außer Phrasen. In den meisten Fällen dürfte sich der Be-

treffende die Notwendigkeit nur einreden[1])! Also auch in der Ehe kann man meist ebensowenig von einem unüberwindlichen Triebe reden, wie vorher. Es ist demnach widersinnig, die Enthaltsamkeit dem jungen kräftigen Manne zuzumuten, aber in der Ehe die Befriedigung des tierischen Triebs zu gestatten. Und weiß denn der junge Mann, ob er überhaupt heiraten wird? Er soll also durchaus enthaltsam sein und nur Priesterworte sollen ihn von den Anfechtungen befreien! Das ist physiologisch albern! Mit vollem Rechte sagt Neißer (l. c.): „Eine ‚moralische Verantwortung‘ kann ich bei den Männern nur dann anerkennen, wenn es sich um die Verführung eines unbescholtenen Mädchens handelt oder wenn einem längere Zeit dauernden Verhältnis ein Kind entspringt“. In letzterem Falle verlangt Neißer richtig, daß der Vater Alimente seinem Stande gemäß bezahle. Denn die jetzige Höhe derselben ist ganz ungenügend und nur durch volle Heranziehung des Mannes kann den Verführungen ein wirksamer Riegel vorgeschoben werden. Statt des so oft gehörten: où est la femme? müßte viel strenger, als bisher, nach dem: où est l'homme? gefahndet werden. Dem unglücklichen Kinde könnte aber nur dann volle Gerechtigkeit geschehen, wenn es anerkannt werden müßte. Soweit freilich ist „unsere“ Moral noch nicht gekommen, trotz ihrer gepriesenen Höhe! An sich halte also ich nicht Enthaltsamkeit vor der Ehe für eine Tugend, ebensowenig wie das Gegenteil als Sünde. Auch ernste Männer, wie Marro, Neißer usw. raten dem jungen Manne, wenn er nicht mehr enthaltsam sein kann, auf sein eigenes Risiko den Koitus außerhalb der Ehe. Sünde wird es nur, wenn ein Gelübde der Keuschheit besteht, wie beim katholischen Priester, obgleich diese Sünde keine allzugroße und eine verzeihliche ist.

v. Ehrenfels (l. c.) sagt: Statt ihr eine fromme Lüge aufzutischen, sollte man die männliche Jugend lieber über das normale Maß der gesunden Befriedigung der Sexualtriebe aufklären. Nur so viel steht fest, daß vollkommene Enthaltung, wie auch äußerste Inanspruchnahme schädlich wirken ... das Zuviel jedenfalls viel schädlicher als das Zuwenig. Daß Enthaltsamkeit kaum je schadet, haben wir aber oben gesehen! Bis zum 25. Jahre verlangt jedoch v. Ehrenfels vom Manne Enthaltsamkeit, weil er glaubt, daß „(vielleicht durch Resorption der Samenstoffe) der Aufbau psychischer und physischer Spannkräfte begünstigt wird“. Letzteres ist z. Z. aber völlig Hypothese. Also: Ein mäßiger Geschlechtsgenuß — freilich, was heißt mäßig? — wenn

1) Lust und Neigung, ein gewisser Rauschzustand, der durch Nachahmung, Alkohol, Musik usw. erzeugt wird, setzt noch keine Notwendigkeit! Meist haben es wir also nur mit Lust und Neigung zu tun.

wirklich nötig, schadet dem jungen Manne nicht. Auch eine innerliche Verrohung ist nicht so leicht zu befürchten, da ja sonst die meisten Männer unmoralisch sein müßten. Wer psychisch und physisch versinkt, der war sicher schon vorher in den meisten Fällen ein Minderwertiger! Ja man hat vielleicht nicht ganz mit Unrecht gesagt, daß nach Verkehr mit Dirnen der Mann oft erst recht den Wert der wahren und echten Liebe, die sich nicht bloß auf den flüchtigen Geschlechtsgenuß aufbaut, kennen lernt. Die Hauptschattenseite des prämaritalen Geschlechtsgenusses liegt in der Gefahr der Ansteckung, da dem jungen Manne für gewöhnlich nur Dirnen zur Verfügung stehen. Wie wir aber im Prinzip für den Mann Geschlechtsfreiheit verlangen, so können wir dies auch dem Weibe nicht vorenthalten, nur daß dieses die eventuellen Folgen für sich und ihre Stellung noch mehr im Auge zu behalten hat, daher ihr z. Z. Enthaltsamkeit mehr zu raten ist, als dem jungen Manne.

Wie kommt es nun, daß der Mann die Intaktheit seiner Frau vor der Ehe verlangt, während er so oft von sich ein solches nicht sagen kann? Das ist eine sehr interessante Frage, die nur psychologisch-geschichtlich gelöst werden könnte und wohl kaum bis jetzt befriedigend beantwortet wurde. Daß in alter Zeit vor der Monogamie, Polygamie oder gar ein der Promiskuität ähnlicher Zustand existiert hat, ist sehr wahrscheinlich, trotz Westermarck, und sogar a priori anzunehmen. Es wurde also anfangs auf die Jungfernschaft wenig Wert gelegt. Erst als feste Verhältnisse sich herausbildeten, besonders monogamische, als die Frau immer mehr als persönliches Eigentum des Mannes angesehen wurde, wird die Jungfrauschaft vor der Ehe als solche verlangt und nicht nur ihre Treue in der Ehe, und dadurch wurde die Schamhaftigkeit und Koketterie immer mehr zu einem sekundären Geschlechtsmerkmal herangezüchtet und zu einem mächtigen sexuellen Anlockungsmittel. Diesen Übergang sehen wir schon bei manchen wilden Völkern, wo die Jugend, auch die weibliche, der freien Liebe huldigen darf, mit der Ehe aber diese der Frau verwehrt wird. Eine weitere Entwicklung bildet die religiöse, ein- oder mehrmalige Prostitution, und die weitere endlich das jus primae noctis und das Überlassungsrecht an den Gast. So entstand allmählich der jetzige Zustand heraus, wobei noch allerlei moralische und theologische Erwägungen mitwirkten. Vielleicht spielte auch ein psychologischer Umstand, der des Kontrastes, hierbei eine gewisse Rolle. Der Mann, der mit Dirnen usw. verkehrte, deren Benehmen ihn sehr bald anekeln mußte, fühlte sich durch die hohe Schamhaftigkeit und Zurückhaltung einer bisher intakten Jungfrau

mächtig angezogen. So mußte denn die Keuschheit immer mehr verlangt und anerzogen werden, leider zugleich aber oft auch Heuchelei und Lüge. Die Unberührtheit der Jungfrau ward nicht nur für die Ehe postuliert, sondern sogar von vielen Roués zur Erhöhung des Genusses; besonders in England, das auch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, zuerst und wohl auch einzig das Institut der „patched girls“ (geflickten Jungfern) ins Leben gerufen zu haben[1]). Wie nun mit dieser z. T. künstlich hochgeschraubten Bewertung der weiblichen Jungfrauschaft die oben dargelegten Verhältnisse reimen, überlasse ich dem Leser selbst zu urteilen.

Es würde sich nun fragen: Was ist zu tun? Den jungen Leuten auf der Universität und sonstwo die Enthaltsamkeit in allen Tonarten zu predigen, ist sicher zwecklos. Viel besser wäre es, statt die Unmoralität immer hervorzuheben, die Gefahren der Geschlechtskrankheiten und besonders die furchtbaren Gefahren für die Nachkommenschaft zu betonen[2]). Noch wichtiger aber den Alkohol, schlechte Gesellschaft, Verführung usw. einzuschränken, die Abende der jungen Leute angemessen auszufüllen und nach Kräften ihren Theater-, Ballbesuch und Lektüre zu überwachen. Vorher freilich müßte schon in der Schule und zu Hause das Nötigste über den Geschlechtsverkehr und seine Folgen den Kindern in geziemender Weise beigebracht werden. Die Schwierigkeit liegt nur darin, wie, wann und wieweit es am besten geschieht. Hier hätte der Arzt mit den Eltern und dem Pädagogen zusammenzuarbeiten. Vergessen wir endlich nicht, daß, wenn es ja gelingen sollte, den normalen Geschlechtstrieb der jungen Leute ganz zu unterdrücken — woran ich sehr zweifle —, er dann sehr wahrscheinlich um so mehr in die falschen und kaum minder gefährlichen und sicher noch unmoralischeren Bahnen der Selbstbefleckung, der homosexuellen Praktiken usw. geleitet werde würde. Das hieße dann bloß den Teufel mit Beelzebub austreiben! Begnügen wir uns also mit Erreichbarem: Der Ehemann kann früher „gefehlt“ haben — und wie ich eben zeigte, ist dies gerade bei ihm sehr leicht möglich, daher bis zu einem gewissen Grade auch verzeihlich, ja, sogar oft natürlich —, wenn er nur dann als Bräutigam und in der Ehe die Treue hält. Die Treue muß er aber halten, weil er sie geschworen hat, wie der Priester das Zölibat. Bricht er sie wirklich, so ist das eine Sünde, weniger schon, wenn es in Gedanken,

1) Dühren, Das Geschlechtsleben in England usw. Charlottenburg 1901.

2) Durchaus ist zu verlangen, daß die bewußte oder unbewußte Übertragung von Geschlechtskrankheiten bestraft werde, als schwere Körperverletzung und andernfalls müßte Schadenersatz für Infizierung mit Syphilis oder Tripper geleistet werden, das ist ein Gebot und Gerechtigkeit, ist im Gesetze aber leider nicht speziell ausgesprochen.

nicht wenn es Traume geschieht. Und dies gilt für beide Teile. Trotzdem gibt es Fälle, wo die übliche Moral versagt, ja direkt unmoralisch sein kann. Was soll geschehen, wenn z. B. ein feuriger Ehemann ein schon tuberkulöses oder unterleibskrankes Weib hat? Zwingt er sie zum Liebesgenusse, so kann er ihr Leiden verschlimmern oder sie gar töten und das wäre eine Sünde. Also: entweder mit aller Macht des Willens gegen die fleischliche Begierde ankämpfen oder, wenn er es nicht vermag, auch nicht nach einer speziellen Kur, zu einer Dirne gehen. Letzteres ist jedoch hier Sünde, vorausgesetzt, daß es nicht mit eigenem Willen der Ehefrau geschieht, was nicht unklug, sondern sogar richtig und edel gehandelt wäre. Mir ward von einer unterleibskranken Offiziersfrau erzählt, die ihrem in Venere unmäßigen Manne schöne Dienstmädchen hielt und sie ihm quasi „präparierte". Das allerdings ist ein sehr verwerfliches Mittel! Nie soll ein Mädchen verführt werden! Oder die Frau ist alt, der Mann jung; was dann? Aber auch der umgekehrte Fall tritt ein: der Mann ist alt oder sonst impotent, die Frau jung und liebesbedürftig. Dann bleibt schließlich nur übrig: Scheidung oder Zulassen eines Cicisbeo.

Das kaleidoskopische Leben mit seinen tausenderlei Ansprüchen und Situationen kann nicht durch ein starres Moralsystem geregelt werden. Nur allgemeine Normen lassen sich aufstellen und im konkreten Falle sind immer Ausnahmen oder Milderungen zu statuieren. Wie jedes Ding, so ist auch die sogenannte Moral nur „geworden", in steten Flusse begriffen, daher immer weiter entwicklungsfähig, wie ich wiederholt ausführte. Es gibt also sicherlich eine „Entwicklungsmoral" (Carneri, Nietzsche usw.) und nicht am wenigsten eine solche der sexuellen Moral. Hunger und Liebe, hat man nicht mit Unrecht gesagt, regieren die Welt; nach Carneri (l. c.) entspringt die zweite dem ersten. Sie sind die natürlichen Grundtriebe, denen sich der Mensch nicht zu schämen hat. Er hat sich ihrer vielmehr zu rühmen, da er sie veredelt hat. Aus dem Hunger ist die Arbeit entstanden, die Basis des Lebens. Ferner Ehrgeiz, allerdings auch Habsucht, Mord, Geiz. Die Liebe ist die Urquelle der Eltern- und Kindesliebe geworden, weiterhin der Liebe für die Mitmenschen, auch der Born, aus dem Kunst und Wissenschaft ewig fließen, obgleich hier das ursprüngliche Hungergefühl ein Wörtlein mitredet. Die sinnliche Liebe berührt aber den feiner Fühlenden nicht ästhetisch und so geschieht es mit Recht, daß man sie im gewöhnlichen Umgange mit Menschen mit Schweigen, übergeht. Sie aber totzuschweigen, wie es die überfeine Sitte verlangt, ist töricht und geradezu gefahrvoll. An rechter Stelle ist ihrer da-

her in geziemender Weise als einer Naturnotwendigkeit, mit der man sich abzufinden hat, zu gedenken.

Nachträge. Verschiedene interessante Notizen sind mir seit Abfassung obiger Zeilen in die Hände gefallen, von denen ich hier einiges bringen möchte. Goethe hatte von den Frauen nicht die beste Meinung, trotzdem er fast nur gute kennen gelernt und ihnen zeitlebens sexuell sehr zugetan war. Dies zeigen wenigstens seine Aussprüche über Weiber, wie sie Möbius[1]) gesammelt hat. Charakteristisch ist das Wort (Gespräch mit Riemer 1809), daß die Männer zum Dienen, die Weiber zu Müttern gezogen werden müßten. Er dachte also nichts weniger als modern von der Frau. Und bez. der Ehe sagte er einmal (Gespräch mit v. Müller, 1830).: „So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Kulturerrungenschaft des Christentums und von unschätzbarem Wert, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei". Leider hat er sich gerade über den Schluß des Satzes nicht näher ausgesprochen.

Fränkel[2]) ist auch mit andern von der polygamischen Natur des Mannes und der monogamischen der Frau überzeugt. Er begründet dies aber sehr eigentümlich, indem er sagt, daß „die sexuellen Beziehungen ... in ihren letzten und geheimsten Tiefen einen Kampf darstellen, bei dem der Mann stets der angreifende und gewinnende, das Weib der abwehrende und verlierende Teil ist. Daher wird der Mann immer bestrebt sein, möglichst viele derartige Siege zu erringen, das Weib umgekehrt möglichst wenige derartige Niederlagen zu erleiden ..." Das hat also einen atavistischen Anstrich und erscheint mir durchaus fraglich. Eher könnte man die Sache teleologisch zu erklären versuchen, indem man sagt, daß von der Natur dem Manne das Variationsbedürfnis, der „Reizhunger" gesetzt wird, damit er in seiner Zeugungsfähigkeit nicht erlahme. Einer gleichen Geschlechtsmoral ist Fränkel durchaus abhold und nennt die „Jagd nach der einheitlichen Moral für beide Geschlechter" „eine wunderliche Neuerung". Er begründet dies damit, daß durch den Koitus der Mann nichts verliere, höchstens Syphilis erwerbe, die Frau dagegen neben der Entjungferung eventuell alle Schmerzen und Gefahren einer Entbindung erleide, außerdem sei der Einfluß auf das innere Leben ein ganz anderer, als beim Manne. Bez. des großen Unterschieds zwischen den Folgen beim Manne und Weib ist ihm gewiß beizupflichten und darum wird Enthaltsamkeit der letzteren mehr anzuraten sein als jenem. Die Frau ist aber der schwächere, meist verführte Teil, und noch andere Momente, die ich früher anführte, lassen die Sache doch in viel milderem Lichte

1) Möbius: Goethe und die Geschlechter. Marhold, Halle 1903.

2) Fränkel: Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Münchener medizinische Wochenschrift 1903, Nr. 38, 39.

erscheinen und im Prinzip eine doppelte Geschlechtsmoral entschieden abweisen. Denn von der Frau verlangen, daß sie bei gleichstarker Libido wie der Mann enthaltsam sein soll, weil die Folgen schlimmer sind, auch eventuell für ihr Inneres, halte ich für ungerecht. Selbst für letzteres würde den Mann wohl größere moralische Schuld treffen, als die Frau. Übrigens bemerke ich ausdrücklich, daß ein Mädchen mit einem oder mehreren unehelichen Kindern durchaus noch nicht unmoralisch zu sein braucht. Sie hat gewiß gefehlt, wenn unter Umständen auch sehr verzeihlicherweise, aber sie kann moralisch turmhoch über einer noch nicht „gefallenen" Dame stehen! Oft genug sind solche z. B. die besten, anständigsten Wärterinnen, die nicht zu Tanze gehen, keinen Putz treiben, treu für ihr Kind sorgen usw. Interessant sind Fränkels Bemerkungenüber Bordelle und Prophylaxe der Geschlechtskrankheiten. Er tritt für „Bordellstraßen" ein. Sehr wichtig gegen Verführungen junger Mädchen sind nach ihm billige Arbeiterwohnungen ohne Aftermiete, Logierhäuser für Unverheiratete usw.

Sehr interessant ist endlich, das Schamgefühl im Laufe der Jahrhunderte und auch seine zeitlichen Schwankungen zu studieren. In der Antike war es ein anderes, wieder ein anderes im Orient, Occident, in der Renaissance, bei den verschiedenen Völkern usw. Die vornehmen und prüden Engländerinnen halten es jetzt für fashionable, ihre babies öffentlich zu stillen, was früher shocking gewesen wäre! Nach Spencer bestehen keine bestimmten Beziehungen zwischen Keuschheit und Unkeuschheit und sozialen Formen oder Rassentypen; bei den meisten kriegerischen Gesellschaften wäre aber der Maßstab der Keuschheit ein niedriger gewesen. Sehr vernünftig spricht sich Spencer für Neo-Malthusianismus aus und betont, daß die Interessen der Rasse über denen des Individuums stehen müssen. Das ist der gleiche Standpunkt, den die großen Entwicklungsethiker: Nietzsche, Carneri usw. vertreten und dem jedenfalls die Zukunft gehört. Spencer will durchaus Freiheit für die Frau, irgendeinen Beruf zu ergreifen, dem sie sich gewachsen fühlt; von der Gewährung des Stimmrechts an Frauen verspricht er sich aber wenig. Hier jedoch, wie überall, gilt auch das Wort: die Praxis geht über die Theorie. Es ist kaum denkbar, daß Frauen einerseits verständnisloser einer Wahl gegenüberstehen, wie das doch die meisten Männer tun, daß andererseits nicht auch unter den Frauen Personen sein sollten, die als Repräsentanten ihrer Nation nicht ebenso gut ihre Pflicht erfüllen könnten, wie das Gros der männlichen Parlamentarier.

---

1) Collins: Epitome der synthetischen Philosophie Herbert Spencers. Übersetzt von V. Carus. Naumann, Leipzig 1900.

VII.

Ein Fall von Homosexualität (Androgynie).

Von

Dr. Eugen Wilhelm, Amtsrichter in Straßburg i. E.

A. Prozeßgeschichte.

Am 7. Juli 1902 zeigt die 35jährige St. (eine schon sechsmal wegen gewerbsmäßiger Unzucht vorbestrafte Person, die mit einem Zuhälter zusammenlebt), den ihrem Haus gegenüber wohnenden K. bei der Polizei an. „K. gehe allabendlich in Frauenkleidern, mit falschen Brüsten und Perrücke aus und locke Männer zwecks geschlechtlichen Verkehrs an sich, indem er sie über sein wahres Geschlecht täusche. Er habe ihr selbst schon gestanden, daß er sich von hinten gebrauchen lasse und daß er gewisse Herrn habe, zu denen er gehe.

Verhaftung des K. wegen Vergehens gegen § 175 StGB. und Voruntersuchung.

Der im Jahre 1865 geborene K., angeblich von Beruf Schriftgießer, ist vorbestraft und zwar durch Urteil des Landgerichts Mülhausen i. E. vom 15. Juli 1898 wegen widernatürlicher Unzucht und einfachen Diebstahls in zwei Fällen (auf Grund der §§ 175, 242, 42 StGB.) mit 3½ Jahre Gefängnis und 5 Jahre Ehrverlust. Nach Verbüßung dieser Strafe ist K. nach Straßburg gekommen und hat sich gegenüber der St. einlogiert.

K. bestreitet nicht den sexuellen Verkehr mit Männern, will aber lediglich mit seiner Hand an dem Geschlechtsteil des Mannes usque ad ejaculationem[1]) gespielt haben. Im ersten polizeilichen Vernehmungsprotokoll heißt es außerdem: K. gebe zu, „seit Fastnacht in Frauenkleidern der gewerbsmäßigen widernatürlichen Unzucht nachgegangen zu sein und den größten Teil seines Unterhalts damit bestritten zu haben.“ Das — jedenfalls weit zuverlässigere — Protokoll der Vernehmung des K. vor dem Untersuchungrichter lautet dahin, „daß K. nur viermal als Frau verkleidet ausgegangen sein will, angeblich auf Anraten der St. und seiner Kostgeberin B.“ Er will auch

1) Gewisse von K. oder den Zeugen bekundete Einzelheiten über die geschlechtlichen Handlungen des K., deren Anführung unerläßlich war, zog ich vor, lateinisch wiederzugeben.

nur viermal Herrn an sich gelockt und je 1 Mk. nur erhalten haben. (Ob das polizeiliche Protokoll ein ursprüngliches, weitergehendes Zugeständnis des K. tatsächlich richtig wiedergegeben hat oder ob es übertrieben ist, läßt sich nicht feststellen.) In der Hauptverhandlung will dann K. lediglich zur Fastnacht, als Frau verkleidet, Männer manustupriert haben.

Die Hauptzeugin ist die St. Sie gibt an, K. sei drei Tage hintereinander abends mit ihr auf den „Strich" gegangen, als Frau verkleidet. Er habe wie ein Mädchen mit den Augen „geblinzelt" und sei in den städtischen Anlagen mehreremal mit Herrn, die er angelockt, verschwunden. Er habe ihr gesagt: Er mache es „per os oder per anum." Er habe ihr auch Geld — 2 Mk. — gezeigt, die er von dem einen Herrn bekommen. An den drei Abenden habe K. 5 Mk., sie 3 Mk. verdient. K. sei meist erst gegen 2 Uhr morgens nach Hause gekommen. Einmal habe ein junger Mann an seinem Fenster geklopft. Die Kostgeberin B. habe geäußert, es sei der „Stenz" (Zuhälter) von K. Frau B. habe auch einmal gesagt, K. brauche nicht mehr auf den Strich zu gehen, er habe jetzt seine gewissen Herren, seine „Pratique". Außer dem jungen Mann habe sie einmal einen älteren Mann in Ks. Zimmer gehen sehen. K. habe ihr oft erzählt, „er habe Herrn vom Oktroi, von der Post und Fremde".

Die Anzeige habe sie aus Rache erstattet, weil K. sie bei der Hausfrau schlecht gemacht.

Die Kostgeberin bekundet, K. habe ihr erzählt, „er habe in Mülhausen eine Strafe von 2½ Jahren wegen Kontrollentziehung erhalten". Weiter habe er angegeben, „er habe sich etwa 9 Jahre 4 Monate in der Schweiz als Kellnerin aufgehalten." Er habe sich auch gerühmt, lange mit einem Herrn verkehrt und viel Geld von ihm erhalten zu haben, als dieser aber gewahr geworden, daß K. ein Mann sei, habe er ihn in Mülhausen verhaften lassen.

Von Bekannten des K. wird nur ein einziger ermittelt, der Koch und Kellner Pf., anscheinend der einzige Mann mit dem K. regelmäßig freundschaftlich verkehrte. Pf. wird von der Polizei als ein junger Mann geschildert, der zwar keinen schlechten Ruf genieße, aber öfters nachts in der Stadt sich herumtreibe, zu welchem Zwecke wisse man nicht. Mädchen besuche er keine.

Pf. will K. nur oberflächlich gekannt haben, er leugnet jeden geschlechtlichen Verkehr mit K. und sucht letzteren möglichst zu entlasten (er habe ihn nie in Weiberkleidern gesehen, er habe ihn einmal auf dem Tanz mit Mädchen tanzen sehen usw.).

Am Schluß des Protokolls über die erste Vernehmung des Pf. hat

der Untersuchungsrichter die Bemerkung hinzugefügt: Der Zeuge Pf. mache nach seiner äußeren Erscheinung, insbesondere seinem scheuen Wesen, den Eindruck eines Päderasten, sein Verkehr mit dem Angeschuldigten und der Polizeibericht ließen ihn eines strafbaren Umganges mit dem Angeschuldigten verdächtig erscheinen.

Die Untersuchung wird hierauf auch gegen Pf. wegen Verdachtes der widernatürlichen Unzucht ausgedehnt, jedoch bald wieder mangels genügenden Beweises eingestellt.

Von den Männern, mit denen K. geschlechtlich verkehrt hat, wird nur einer ermittelt, der Wirt M. Die St. hatte bezüglich dieses Wirtes bekundet: „K. habe ihr, als er mit ihr vom Strich zurückgekehrt, erklärt, er wolle noch zu M. gehen. Dieser nehme mit ihm coitus inter femora vor, nachdem seine Frau und sein Sohn zu Bett gegangen wären und gäbe ihm 3 Mk."

M. als Zeuge vernommen, will anfänglich den K. nicht kennen, in der Photographie des K. in Frauenkleidern erkennt er dann die Person, die einmal nach Mitternacht und Schluß der Wirtschaft noch angeklopft und zwei Glas Bier getrunken habe. Er habe K. in Frauenkleidern abends manchmal vor der Wirtschaft vorbeigehen sehen und ihn für eine Frau gehalten. K. habe an jenem Abend gesagt: „Sie sind aber ein hübscher Kerl".

K. habe dann seine (Ms.) Hosen geöffnet und den (Ms.) Geschlechtsteil in os introduxisse. Er, M., habe Ekel empfunden und die Person fortgeschickt. Sonst habe er niemals mit K. zu tun gehabt.

Über die Lebensweise des K. wird von seiner Wirtin berichtet, er sei ein ruhiger und stiller Mieter gewesen, er habe ihr gesagt, er mache Papierblumen für ein Geschäft und verdiene 3 Pfg. pro Stück. Tatsächlich habe sie ihn auch Papierblumen anfertigen sehen.

Eine ständige Arbeit scheint K. nicht gehabt zu haben, einige Wochen half er einem Damenschneider aus, dem er Besorgungen machte, ohne Bezahlung, aber gegen Kost. Dieser Damenschneider sagt aus, es sei ihm nichts an K. aufgefallen, er sei ordentlich und anständig gewesen.

Seitens des Gerichtsarztes fand eine körperliche Untersuchung des K. statt, um eventuell festzustellen, ob sich Merkmale fänden, die dafür sprächen, daß K. auch nach seiner Verurteilung im Jahre 1898 aktive oder passive Päderastie getrieben habe. Dieses ärztliche Zeugnis besagt: „Über die körperlichen Verhältnisse des K. liegt ein ausführliches Gutachten des Mülhauser Gerichtsarztes Dr. W. aus dem Jahre 1888 vor, das den Habitus der gewohnheitsmäßigen Päderastie feststellt. Ich kann mich diesem Befunde nur anschließen und habe den dort festgestellten Verhältnissen nichts Neues hinzuzufügen.

Hervorzuheben ist nur, daß die damals im After vorhanden gewesenen breiten — syphilitischen — Kondylome jetzt vollständig verschwunden sind.“

Das angezogene Gutachten des Dr. W. enthält im wesentlichen folgendes: „Die Person ist 32 Jahre alt, von kleiner Statur. Er ist angeblich mit Frauenkleidern bekleidet in das Gefängnis eingeliefert worden. Er trägt jetzt auch lange, vorn um die Stirn herum gekräuselte und hinten im Zopf geflochtene Haare. Sein Gesicht ist jenes eines Weibes. Wenn dasselbe rasiert ist, so muß man es von nahem betrachten, um darin einen Bart zu vermuten. Sein Auftreten, sein ganzes Wesen, die Stimme, seine Manieren, sein tänzelndes Gehen und Stehen sind diejenigen einer Frauensperson. Wenn man ihn in entblößtem, nacktem Zustand, mit bedeckter Geschlechtsgegend betrachtet, und seine rund geformten Glieder und seinen runden fetten Rumpf vor sich hat, so bleibt man ganz erstaunt, bei diesem Menschen männliche Geschlechtsteile zu finden. Diese Geschlechtsteile sind vorhanden, befinden sich aber in verkümmertem Zustande. Sie sind nicht größer als jene eines in der Pubertät eintretenden Knabens. Auf Befragen gibt K. auch zu, noch niemals mit einem Mädchen geschlechtlichen Umgang gehabt zu haben. Er habe überhaupt auch keine Neigung zum weiblichen Geschlecht.“ Sodann beschreibt das Gutachten den Zustand des Afters, der auf Duldung passiver Päderastie hinweise, indem vorhanden seien „die von Sachverständigen wohlbekannte dütenförmige Einsenkung der nates zum After hin, sowie die charakteristische faltenlose Beschaffenheit der Haut um die Afteröffnung herum.“

Nachdem dann das Gutachten die Existenz syphilitischer Geschwüre festgestellt, heißt es zum Schluß: „Hiernach bestehen bei K. die gewöhnlichen sämtlichen Merkmale, welche man in der Regel bei den passiven Gewohnheitspäderasten vorfindet. Derselbe ist außerdem mit einer ansteckenden, sehr leicht übertragbaren syphilitischen Hautkrankheit behaftet, welche er sich allem Anschein nach dadurch zugezogen hat, daß seine affizierte Anusgegend mit einem an demselben Leiden erkrankten männlichen Gliede in Berührung gekommen ist.“

Das Urteil erklärt K. der widernatürlichen Unzucht auf Grund des § 175 für schuldig und lautet auf zwei Jahre Gefängnis und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von 5 Jahren. Das Urteil hebt hervor, daß K. schon im Jahre 1898 in Mülhausen auf den Straßen in Frauenkleidern sich herumgetrieben, Männer an sich gelockt und mit diesen Päderastie verübt habe. Es stützt sich auf die ärztlichen Gutachten, auf die eigenen belastenden Angaben des K., sodann besonders auf die Aussage der St., der Glauben geschenkt

wird. Aus dieser Aussage im Zusammenhang mit derjenigen des Wirtes M., sowie des Umstandes, daß K. früher in Mülhausen die Unzucht auf allerlei Art betrieben, und auch jetzt wieder einen Erwerb daraus gemacht habe, sei zu schließen, daß er auch in Straßburg die Unzucht, in jeder Art, wie sich gerade Gelegenheit geboten, getrieben habe. Bei Zumessung der Strafe wird straferschwerend Gemeinheit und Niederträchtigkeit der Gesinnung des K. betont und deshalb die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte ausgesprochen.

B) Beurteilung.

K. stellt einen ganz deutlichen und typischen Fall von Homosexualität dar.

1. Die Tatsache, daß jemand gleichgeschlechtliche Handlungen vornimmt, beweist allerdings noch nicht, daß der Betreffende homosexuell ist.

Vor 30—40 Jahren wußte man sehr wenig — und in Juristenkreisen wohl so gut wie nichts — von der Homosexualität, und erblickte in jedem gleichgeschlechtlichen Verkehr eine auf Lasterhaftigkeit zurückzuführende Tat eines Normalsexuellen.

Später dann, besonders nach den ersten Auflagen von Krafft-Ebings „Psychopathia sexualis“, war man der Ansicht, daß derartige Handlungen zwar Ausfluß von konträrer Sexualempfindung sein könnten, meist aber Laster, Perversität eines Normalsexuellen (nicht Perversion) seien. Diese Anschauung vertritt heute noch eine Anzahl von Ärzten, so z. B. Hoche („Lehrbuch der gerichtlichen Psychiatrie“, Berlin 1901, Teil II, Abschnitt 2, Kapitel 8) und („Neurologisches Zentralblatt“ von Mendel 15. Januar 1896 „Zur Frage der forensischen Beurteilung sexueller Vergehen“). Ferner Kramer („Berliner klinische Wochenschrift“ 26. Oktober und 1. November 1897, „Die konträre Sexualempfindung in ihren Beziehungen zum § 175 StGB.“)

Aschaffenburg: (Gelegentlich einer Buchbesprechung in Liszt Zeitschrift für gesamte Strafrechtswissenschaft 1899, Bd. XIX, S. 273.)

Bloch: („Beiträge zur Ätiologie der Psychopathia sexualis“, Teil I, Dohrn, Dresden 1902.)

Diesen Ärzten gegenüber stehen aber diejenigen Mediziner und Forscher, welche die konträre Sexualempfindung nicht als eine seltene, sondern eine weitverbreitete Erscheinung betrachten und der Meinung sind, daß die Vornahme gleichgeschlechtlicher Handlungen infolge homosexueller Veranlagung die Regel, diejenige seitens heterosexueller dagegen die Ausnahme sei. Um zu entscheiden, welche dieser Ansichten den Vorzug verdient, wird man sich fragen müssen, welche

von den Ärzten und Forschern als die kompetenteren Beurteiler, welche als die sachverständigeren zu gelten haben.

Solche wirklich sachverständige Männer können natürlich nur diejenigen sein, welche Homosexuelle — je mehr um so besser — genau beobachtet und untersucht haben. Wie Näcke („Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychiatrisch-gerichtliche Medizin“ Bd. LIX, Heft 6, S. 806—829: „Probleme auf dem Gebiet der Homosexualität“) hervorhebt, gibt es derartige Forscher deutscher Zunge nur sehr wenige, kaum mehr als ein halbes Dutzend. Näcke zählt sie auf: Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld, Fuchs, Schrenck-Notzing, Praetorius.

Gerade diese Forscher betonen aber die große Verbreitung der konträren Sexualempfindung, besonders Moll und Hirschfeld, welche wohl die meisten Homosexuellen untersucht haben. (Hirschfeld gibt die Zahl der von ihm beobachteten Fälle auf 1500 an, vergl. die Volksschrift: „Was soll das Volk vom dritten Geschlecht wissen“. Verlag Spohr.) Beide, Moll und Hirschfeld, weisen die Anschauung zurück, daß Homosexualität als Resultat eines Lüstlingslebens vorkomme.

Sagt doch Hirschfeld („Der urnische Mensch“, Verlag Spohr 1903, S. 33 und „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ Bd. V, Teil 1, S. 33): „Ich halte nach meinen Forschungen die Wüstlingspäderasten (womit er Heterosexuelle meint, die aus Überdruß am Weib gleichgeschlechtliche Handlungen vornehmen) für eben solche Fabelwesen, wie die Hexen, von deren Aussehen, Sitten und Gewohnheiten man zur Zeit der Hexenprozesse auch so ausführliche Schilderungen zu geben wußte.“

Auch Schrenk-Notzing („Beiträge zur forensischen Beurteilung von Sittlichkeitsvergehen mit besonderer Berücksichtigung der Pathogenese psychosexueller Anomalien“ in „Kriminalpsychologische und psychopathologische Studien“, Barth, Leipzig 1902) S. 10 hebt hervor, daß der Richter es meist mit konträrsexuellen zu tun habe.

Der Richter wird sich nun bei Beurteilung von Vergehen gegen § 175 StGB. der Ansichten der sachverständigeren Forscher anschließen müssen und demnach umgekehrt wie bisher, nicht mehr als Regel annehmen dürfen, daß Vergehen gegen § 175 lasterhafte Handlungen Normalsexueller darstellen, vielmehr dies als Ausnahme zu betrachten haben und als Regel von der Vermutung ausgehen müssen, daß eine gleichgeschlechtliche Handlung, die er abzuurteilen hat, Ausfluß konträrer Sexualempfindung ist.

Die Untersuchung der Psyche des Angeklagten durch den sachverständigen Arzt wird dann unschwer Klarheit ergeben und keinen Zweifel übrig lassen, ob es sich um die Tat eines Homosexuellen oder eines lasterhaften Heterosexuellen handelt. Denn der Homosexuelle

bietet nach den bisherigen Forschungen einen charakteristischen Komplex von psychischen Zügen, von Eigenschaften und Eigenheiten, welche neben der anormalen Triebrichtung einhergehen. Allerdings wird in manchen Fällen die konträre Sexualempfindung das hervorstechendste, vielleicht sogar das einzige deutlich nachweisbare anormale Symptom bilden (vergl. Moll: „Untersuchungen über die Libido sexualis", Fischers medizin. Buchhandlung, Berlin, Bd. I, Teil 2, S. 674) aber in den meisten Fällen soll eine eigenartige, vom Normalmann abweichende Persönlichkeit festzustellen sein, deren Psychologie Hirschfeld in Kapitel II „Das Harmonische der urnischen Persönlichkeit" seines „Urnischen Menschen" zu entwerfen unternommen hat. Die homosexuelle Eigenart wird sich aber nicht stets lediglich im Triebleben und der gesamten Psyche, sondern in manchen Fällen sogar in körperlichen, äußeren Merkmalen ausprägen.

Schon Krafft-Ebing hat eine Klasse von Homosexuellen unterschieden, bei denen das homosexuelle Wesen sogar im Körperbau zum Ausdruck kommt. Er sagt (Psychopathia sexualis) bei Besprechung der „Androgyne und Gynandrier" (6. Aufl. S. 221 fg.):

„Es gibt „konträr Sexuale, bei denen nicht nur der Charakter und das ganze Fühlen der abnormen Geschlechtsempfindung kongruent sind, sondern sogar in Skelettbildung, Gesichtstypus, Stimme usw., überhaupt in anthropologischer, nicht bloß in psychischer und psychosozialer Hinsicht das Individuum sich dem Geschlecht nähert, welchem dasselbe sich der Person des eigenen Geschlechts gegenüber zugehörig fühlt."

Und besonders anschaulich spricht sich Fuchs gelegentlich seiner Widerlegung der Schrift von Wachenfeld „Homosexualität und Strafgesetz" in Friedreichs „Blätter für gerichtliche Medizin und Sanitätspolizei" 52. Jahrg. Heft 5 über die Androgynen und Gynandrier aus (vergl. auch das Referat der Arbeit von Fuchs in dem „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" IV, S. 788 fg.)

Fuchs äußert sich wie folgt: „Ich kenne Männer, welche vom Manne nichts, aber gar nichts an sich haben als ein männliches Genital, Weiber, die vom Weibe nichts besitzen als die Attribute der Weiblichkeit, soweit es sich um Vagina, Uterus und Ovarien handelt. Wachenfeld und alle andern Juristen seines Sinnes mögen nicht glauben, daß hier von irgendwelcher Hermaphrodisie in den Geschlechtsorganen die Rede ist. Es gibt zahlreiche scheinbare Männer mit einem nach Art des Mannes konstruierten Körper, insofern er männliche Genitalien trägt, alles andere an einem solchen Individuum — Schädel, Skelett, Fettpolster, Stimme, Haarwuchs, psychische Neigungen usw. ist weiblich ... Man möge auch nicht glauben, daß es sich da um die Pro-

dukte falscher Erziehung, schlechter Gesellschaft und derartiger Faktoren handelt. Es liegt einfach ein Irrtum der Natur vor, ein sexuell und psychisch, mit der somatischen Persönlichkeit disharmonisches Wesen. Diese Erscheinung läßt sich wiederum am leichtesten nur aus der Theorie der bisexuellen psychischen Anlage Krafft-Ebings erklären, aus einer Inkonsequenz zwischen der Fortbildung der zwei Anlagen, indem die Entwicklung des psychisch-sexuellen Zentrums nicht korrespondierend dem somatischen Geschlechtsleben vor sich gegangen ist."

Die Schilderung der Androgynen, wie sie Krafft-Ebing und Fuchs geben, paßt vorzüglich auf den verurteilten K. Man wird wohl selten einen typischeren Fall von Androgynie finden. Ich brauche nur an die Worte des Gerichtsarztes zu erinnern: „Sein Auftreten, sein ganzes Wesen, die Stimme, seine Manieren, sein tänzelndes Gehen und Stehen sind diejenigen einer Frauensperson. Wenn man ihn im entblößten Zustand, mit bedeckter Geschlechtsteilgegend betrachtet, und seine rund geformten Glieder und seinen runden, fetten Rumpf vor sich hat, so bleibt man ganz erstaunt, bei diesem Menschen männliche Geschlechtsteile zu finden."

Obgleich das Gutachten des Gerichtsarztes die Homosexualität mit keiner Silbe erwähnt, so wirkt es doch durch die bloße Feststellung der körperlichen Beschaffenheit des K. überzeugend, und demonstriert quasi ad oculos auch dem den Forschungen über Homosexualität skeptisch Gegenüberstehenden, daß es sich bei diesem Weib-Mann nicht um einen Homosexuellen, der aus Überdruß am Weib zu gleichgeschlechtlichen Handlungen gelangte, sondern um einen geborenen Homosexuellen, um ein Naturspiel, eine Zwischenstufe zwischen Mann und Weib handelt.

Wenn man auch schon hat versuchen wollen, gewisse weibische Neigungen des Homosexuellen nicht als Ausdruck der homosexuellen Natur, sondern umgekehrt das homosexuelle Fühlen aus der Pflege gewisser verweichlichenden Beschäftigungen oder Berufe herzuleiten, wie dies Bloch („Beiträge zu Ätiologie der Psychopathia sexualis" S. 65) tut, so wird doch selbst Bloch, der die Homosexualität auf Erwerbung, Gewohnheit, Milieu usw. zurückführen will, nicht auf den Gedanken verfallen können, daß infolge der Hingabe an homosexuelle Handlungen seitens eines Heterosexuellen ein weibischer Körperbau entstehe, sondern man wird zugeben müssen, daß letzterer nur das Zeichen einer angeborenen Homosexualität und sogar Effemination ist. (Vergl. auch Löwenfeld, „Sexualleben und Nervenleiden", 3. bedeutend vermehrte Auflage. Wiesbaden, Bergmann, S. 235: „Daß es sich hierbei [bei der Effemination des Homosexuellen], um eine Anpassung des Körpers an den psychischen Habitus handelt, halte ich für ausgeschlossen, da die Annäherung an den weiblichen Typus sich auch auf die Skeletteile erstrecken kann.")

Besonders typisch für die angeborene Homosexualität des K. erscheint sodann seine Neigung zum Tragen von Frauenkleidern. K. hat zweifellos nicht bloß des Geldes wegen normale Männer an sich gelockt, sondern aus anormalem Trieb. Wäre K. heterosexuell gewesen, so hätte er doch leichter als Zuhälter der St. Geld verdienen können, anstatt durch Handlungen, die für ihn, falls er heterosexuell gewesen, äußerst ekelhaft hätten sein müssen; auch sein Benehmen als Frau wäre ihm schwerlich so gut gelungen. Diese Verkleidung ist nicht so zu erklären, daß K. lediglich deshalb sie anlegte, um dadurch leichter Geld zu verdienen; solche Verkleidung entsprach vielmehr seinem innersten Wesen, seiner weiblichen Natur (was natürlich nicht hindert, daß das Motiv, durch Verkehr mit normalen Männern Geld zu verdienen, ihn um so leichter und lieber dazu brachte, seinem Hang zum Anlegen von Weiberkleidern nachzugeben).

Charakteristisch für diesen Hang, das Weib zu spielen, für dieses „sich als Weib fühlen" ist der Umstand, daß K. anscheinend jahrelang als Kellnerin in der Schweiz lebte und anscheinend seine Umgebung über sein äußeres, männliches Geschlecht getäuscht hat.

Wenn man das Gutachten des Gerichtsarztes liest, wundert man sich allerdings kaum über die Sucht des K. zum Anlegen von Frauenkleidern und ebensowenig darüber, daß es ihm möglich gewesen sei, jahrelang für ein Weib gehalten zu werden.

Dieser Weibmann, bei dem der Arzt selbst erstaunt war, männliche Geschlechtsteile zu entdecken, mußte sich in der seiner weibischen Natur entsprechenden Kleidung heimisch fühlen.

Diese Neigung effeminierter Homosexueller zum Anlegen von Frauenkleidern, die nur einen Ausdruck ihres weibischen Fühlens darstellt, wird von den verschiedensten Autoren bezeugt.

Vergl. Moll, „Die konträre Sexualempfindung" (3. Aufl. S. 156—160, besonders Fall 6) ferner ein „Fall von Effemination mit Fetischismus" im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" Bd. II, S. 324 fg. Des weiteren: Hirschfeld: „Die Homosexualität in Wien" in der „Wiener klinischen Rundschau" Nr. 42 1901 (zitiert im erwähnten Jahrbuch IV, S. 797 fg., besonders S. 798, der reiche Herr, der als Dame lebt und ausfährt), im gleichen Jahrbuch vor S. 177 das Bild des Freiherrn von Techenberg in Weiberkleidung, der sich offen als Homosexueller bekennt, endlich die zahlreichen Zeitungsausschnitte über Männer in Weiberkleidern in den „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen" Bd. II und III und besonders V, Teil 2.

Nicht nur die Kleidung des K. war eine weibliche, sondern auch

sein ganzes Benehmen soll ein weibisches gewesen sein. Vergl. z. B. die Aussage der St. „K. blinzelte mit den Augen und lockte die Männer an sich wie ein Weib".

Schließlich weise ich darauf hin, daß auch die einzige in Straßburg nachweisbare Beschäftigung des K., das Anfertigen von Blumen, eine weibliche war, während er früher sogar als Kellnerin jahrelang gedient haben will.

2. Die Feststellung, daß K. den Typus eines Homosexuellen und sogar eines Androgynen darstellt, wird die weitere Frage nach sich ziehen, wie es sich mit der Zurechnungsfähigkeit des K. für die gegen § 175 StGB. verstoßenden Handlungen verhält.

Von vielen Medizinern und geradezu von der Mehrzahl wird die konträre Sexualempfindung als eine krankhafte Erscheinung aufgefaßt. Schon Casper („Klinische Novellen zur gerichtlichen Medizin") bezeichnet sie als Äußerung eines pathologischen Zustandes, Westphal („Archiv für Psychiatrie", Bd. II S. 73, Bd. VI S. 120) führt sie auf neuropathische Grundlage zurück. Krafft-Ebing nennt sie (wenigstens in den früheren Auflagen seiner „Psychopathia sexualis", S. 122 und S. 305, 6. Auflage) „Teilerscheinung einer durch anatomische oder funktionelle oder durch beiderlei Abnormitäten gekennzeichnete Belastung", ebenso erklärt sie Moll („Die konträre Sexualempfindung" S. 414 fg. und 473 Kap. I, Diagnostisches) für pathologisch; Eulenburg sieht ihren Grund in einer abnormen neuropathischen Veranlagung („Sexuelle Neuropathie" 1895 S. 134); Magnan und Charcot in der Degeneration („Inversion du sens génital", Archives de Neurologie 1882).

Ähnliche Auffassungen vertreten die zahlreichen bei Moll („Untersuchungen über die Libido sexualis" Bd. I, Teil II, S. 646 fg.) zitierten z. B. Schmincke, Gock, Servaes, Kirn, Legrand du Saulle, Binet, Holländer, Falret, Meyhöffer, Chevalier, Siemerling, Féré und viele Andere.

Unter den Neueren, die durchaus die Ansicht der Krankhaftigkeit vertreten, seien genannt: Fuchs: „Therapie der anomalen Vita sexualis" (Stuttgart, Verlag Enke 1899), Möbius: „Geschlecht und Entartung" (Halle: Marhold 1903), Pitres et Régis: „Les obsessions et impulsions" (Bibliothèque de psychologie expérimentale. Paris, Dorn 1902), welche beiden letzteren die sexuelle Inversion zu den krankhaften Impulsions rechnen. Löwenfeld: „Sexualleben und Nervenleiden" (3. bedeutend vermehrte Auflage. Wiesbaden, Bergmann 1903, S. 227 fg.).

Erkennt man auch die Krankhaftigkeit der konträren Sexual-

empfindung an, so wird man deshalb doch nicht unbedingt die Frage bejahen müssen, ob der Homosexuelle für die aus der Homosexualität fließenden gleichgeschlechtlichen Handlungen als unverantwortlich und gemäß § 51 StGB. als straffrei zu betrachten ist.

Bei der Entscheidung dieser Fragen werden natürlich die Mediziner voneinander mehr oder weniger abweichen, je nach ihrer allgemeinen Stellungnahme zum § 51 StGB.

Im allgemeinen läßt sich jedoch sagen, daß die große Mehrzahl der Mediziner die bloße Tatsache, daß eine gleichgeschlechtliche Handlung Ausfluß konträrer Sexualempfindung ist, nicht für genügend erachtet, um die Zurechnungsfähigkeit des Homosexuellen für diese Handlung verneinen zu können. Diese Mediziner betonen, daß nur in gewissen seltenen Fällen Unzurechnungsfähigkeit anzunehmen sei, je nach dem allgemeinen krankhaften Symptomenkomplex, oder je nach der Stärke des krankhaften Triebes. So sagt zwar auch Moll („Die konträre Sexualempfindung“, 3. Aufl. S. 474 und „Untersuchungen über die Libido sexualis“ Bd. I, Teil 2, S. 800), welcher die konträre Sexualempfindung stets für krankhaft — wenn auch manchmal für das einzig vorhandene krankhafte Symptom — erklärt, daß unter Umständen die Zurechnungsfähigkeit infolge konträren Triebes für Vergehen gegen § 175 ausgeschlossen sein könne, fügt aber hinzu, daß dies jedoch nur in den allerseltensten Fällen zuträfe. Den Medizinern, die nur ganz ausnahmsweise eine Unzurechnungsfähigkeit der Homosexuellen gelten lassen, stehen andere gegenüber, welche den Homosexuellen, soweit die gegen § 175 StGB. verstoßenden Handlungen in Betracht kommen, für unverantwortlich und straffrei erachten. Diese Meinung verficht z. B. Schäfer („Über die forensische Bedeutung der konträren Sexualempfindung“, Vierteljahrschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen 1899, Bd. XVII, Heft 2, S. 302.)

Von der Ansicht Grasheys („Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie“ 1888, S. 537) ausgehend, daß „jede, auch vereinzelte, krankhafte Störung, welche zu einer bestimmten Handlung oder Unterlassung geführt habe, dem Grade nach erheblich genug ist, um die freie Willensbestimmung auf diese Handlung auszuschließen“ (zitiert bei Schäfer S. 299), spricht Schäfer „der konträren Sexualempfindung die Kraft zu, auch wenn sie als alleiniges pathologisches Symptom in einem ausgesprochenen Fall nur nachweisbar ist, die freie Willensbestimmung aufzuheben.“

Auch Fuchs scheint Straflosigkeit der Homosexuellen für ihre gleichgeschlechtlichen Handlungen zu verlangen, jedenfalls beim Weibmann. Er sagt: „Das seien ja von Haus aus nicht Angehörige des Geschlechts, dem sie anzugehören schienen. Die Betätigung des Ge-

schlechtstriebes eines solchen Individuums sei nur scheinbar konträr, in Wirklichkeit aber sei dieser Trieb bei einem solchen Geschöpf gar nicht konträr, er sei heterosexuell. Man müßte nach allen unseren Kenntnissen der Psychologie und Psychopathologie einen Weibmann bestrafen, wenn er mit einem Weibe verkehre, denn einem solchen Menschen sei eine derartige Abneigung gegen das andere Geschlecht angeboren, wie der normal Geartete sie vom homosexuellen Verkehr habe. Und für diese krankhafte pathologische Veranlagung wolle der Jurist ein solch unglückliches Geschöpf einsperren, es dafür bestrafen, daß die Natur es so geschaffen. Es seien einfach die Konsequenzen einer so ganz unsachmännischen, die Situation von Grund aus verkennenden Anschauungsweise nicht auszudenken." (Fuchs in Friedreichs Blätter für gerichtliche Medizin und Sanitätspolizei" 52. Jahrg. Heft 5 oben S. 63 zitiert.)

Von den Juristen zählt Liszt („Lehrbuch des Strafrechts" 11. Aufl. S. 147) die konträre Sexualempfindung jedenfalls zu den krankhaften Störungen der Geistestätigkeit im Sinne des § 51 und Wachenfeld („Homosexualität und Strafgesetz", Dieterichsche Buchhandlung, Leipzig 1901) tritt entschieden und mit sehr ausführlicher Begründung für die Straflosigkeit der von Konträrsexuellen begangenen Vergehen gegen § 175 ein. Wachenfeld hat zwar in seinem Buch eine gegenüber den auf die Aufhebung des § 175 zielenden Bestrebungen ablehnende Haltung eingenommen und insbesondere von theoretischen Deduktionen ausgehend, die große Seltenheit der konträren Sexualempfindung nachzuweisen versucht, aber insofern eine gleichgeschlechtliche Handlung von einem Konträrsexuellen herrührt, vindiziert er volle Straffreiheit für ihn. Denn es fehle ihm die „Strafeinsicht", er sei daher als unzurechnungsfähig für die Vergehen gegen § 175 zu betrachten (S. 92 ff. Abschnitt II, Kapitel 2.)

Wendet man diese Ansichten, insbesondere diejenige von Wachenfeld auf K. an, so wäre er zweifellos wegen Unzurechnungsfähigkeit freizusprechen gewesen. Denn an seiner konträren Sexualempfindung, auf die schon der äußere Körperbau deutlich hinweist, kann ein Zweifel wohl nicht bestehen. Sogar die Verkümmerung der Geschlechtsteile, welche nach allen Sachverständigen: Krafft-Ebing, Moll, Hirschfeld usw. zwar selten bei Homosexuellen sich vorfindet, immerhin aber, wenn vorhanden, eine tiefe Entartung und Abweichung vom männlichen Geschlechtscharakter bedeutet und welche gerade Wachenfeld (S. 77) für einen Hauptbeweis der konträren Sexualempfindung halten will, fehlte bei K. nicht.

Läßt man die von Schäfer, von Wachenfeld usw. ver-

fochtene Ansicht nicht gelten und legt man die von der Mehrzahl der Mediziner vertretene Anschauung zugrunde, daß konträre Sexualempfindung die Zurechnungsfähigkeit für die nach § 175 mit Strafe bedrohten Handlungen äußerst selten ausschließe, dagegen regelmäßig nur vermindere, so wird man auch den K. nicht ohne weiteres für unverantwortlich erklären.

Bei der Beurteilung seines Geisteszustandes wird man allerdings angesichts seines gesamten Habitus und seiner Körperbeschaffenheit, welche von den Medizinern zweifellos als Zeichen fortgeschrittener Degeneration und als ausgeprägte Stigmata betrachtet werden, davon ausgehen, daß bei ihm wohl ein gesamter Komplex krankhafter Erscheinungen bestand.

Inwieweit nun diese krankhaften Erscheinungen einen Einfluß auf Ks. Zurechnungsfähigkeit bei der Begehung der homosexuellen Handlungen ausgeübt haben, insbesondere ob ein völliger Ausschluß der Zurechnungsfähigkeit vorhanden gewesen ist, dies kann nicht gesagt werden, da eine Untersuchung des Geisteszustandes des K. überhaupt nicht stattgefunden hat. Soviel wird man jedoch behaupten dürfen, daß wenigstens eine verminderte Zurechnungsfähigkeit sich herausgestellt hätte, die schon wegen der offenbaren Androgynie und Homosexualität ohne weiteres anzunehmen war.

Außer den obigen Ansichten über die Beurteilung des Geisteszustandes der Konträrsexuellen gibt es noch eine denselben entgegengesetzte Auffassung, wonach die konträre Sexualempfindung weder als Laster noch stets als Krankheit, sondern als ein auch bei gesunden Menschen vorkommendes Naturspiel zu betrachten sei. Diese Auffassung wird gerade von Autoritäten auf dem Gebiet der Homosexualität, vertreten, so von: Krafft-Ebing (in seinen letzten Arbeiten), Hirschfeld und Näcke (alle drei oben zitiert), sowie von dem bedeutendsten englischen Forscher auf dem Gebiet der Homosexualität Ellis (Ellis und Symonds „Das konträre Geschlechtsgefühl". Deutsch von Kurella Kap. VII, S. 234 fg. Verlag Wigand, Leipzig, später Spohr 1896).

Krafft-Ebing hat in seinen letzten Arbeiten auf Grund seiner großen Erfahrung seine Überzeugung dahin ausgesprochen, „konträre Sexualempfindung sei manchmal weder Krankheit, noch Laster, ihr Vorhandensein präjudiziere nicht der Annahme einer Ungetrübtheit der seelischen Funktionen und sei mit normaler geistiger Funktion verträglich" (vergl. „Neue Studien auf dem Gebiet der Homosexualität" im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" Bd. III, S. 7).

Eine ähnliche Anschauung hat von vornherein Hirschfeld verfochten („in Sappho und Sokrates oder wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zum gleichen Geschlecht?" Verlag Spohr) ferner in („§ 175 im Urteil der Zeitgenossen" S. 69, Spohr 1898) und in seiner letzten Arbeit, der „Urnische Mensch" (Spohr 1903).

Dieser Ansicht hat sich in letzter Zeit auch Näcke angeschlossen („Probleme auf dem Gebiet der Homosexualität" in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie und psychiatrisch-gerichtlicher Medizin" und „Das dritte Geschlecht" in der Politisch-anthropologischen Revue. II. Jahrgang, Heft 4).

Die Auffassung dieser Gruppe dürfte indes auf die Beurteilung des Geisteszustandes von K. von geringem Einfluß sein, weil auch diese Autoren annehmen, daß die konträre Sexualempfindung nicht stets eine nicht krankhafte Erscheinung sei, vielmehr öfters ein krankhaftes Symptom darstellte und weil gerade K. schon nach seiner ganzen äußeren Erscheinung deutliche Züge des Degenerierten an sich trägt.

So sagt Näcke (in seinem Aufsatz: „Das dritte Geschlecht") trotz seiner Ansicht, daß Homosexualität bei gesunden Menschen vorkommen könne: „Zu den schweren Entarteten zähle ich vor allem die Effeminierten, d. h. solche, mit mehr oder weniger deutlichen physischen und psychischen Zügen des andern Geschlechts."

Demnach würde sich auch bei dieser Gruppe von Sachverständigen die Frage erheben, inwieweit die Homosexualität des K. seine Zurechnungsfähigkeit beeinflußt hat.

Bei der Frage der Zurechnungsfähigkeit Homosexueller darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Zurechnungsfähigkeit für Handlungen die als Ausfluß des konträren Triebes erscheinen, ausgeschlossen sein kann, während sie für sonstige Handlungen des Homosexuellen besteht.

Dies heben Schäfer und Wachenfeld hervor und besonders ausführlich hat Moll (in seinen „Untersuchungen über die Libido sexualis" Bd. I, Teil 2, S. 780—815), diesen Gesichtspunkt entwickelt. Deshalb hätte K. sehr wohl wegen Vergehens gegen § 175 freigesprochen werden können, ohne daß damit gesagt gewesen wäre, er sei überhaupt unzurechnungsfähig und für etwaige sonstige Handlungen, etwa Diebstahl, unverantwortlich.

Allerdings wenn § 175 StGB. auf K. wegen Ausschluß der Zurechnungsfähigkeit infolge anomalen Triebes nicht Anwendung gefunden hätte, so würde auch der Umstand eine Strafe nicht ermöglicht haben, daß bei K. noch besonders qualifizierende Momente vorlagen: nämlich das öffentliche Anlocken normaler Männer seitens des als Frau

verkleideten K. und seine gewerbsmäßige Unzucht. Denn diese erschwerenden Umstände bilden nicht den Tatbestand eines Vergehens an und für sich, sie sind nur strafbar, insofern eine Verletzung des § 175 begangen ist. Auch auf Grund des § 183 StGB. würde eine Bestrafung nicht möglich gewesen sein, weil keine Zeugen zu finden gewesen wären, die die öffentlich begangenen sexuellen Handlungen gesehen und daran Ärgernis genommen hätten. Höchstens wegen groben Unfugs, der in dem Ausgehen in Frauenkleidern zu erblicken ist, hätte Strafe erfolgen können.

3. Die Frage, ob in Fällen, wo der Tatbestand ähnlich liegt wie bei K., auch abgesehen von § 175 gestraft werden kann, hat besondere Bedeutung im Hinblick darauf, daß voraussichtlich bei der Revision des Strafgesetzbuches der § 175 gestrichen bezw. umgeändert wird. Die Tage des § 175, der namentlich seit der wissenschaftlichen Feststellung betreffend die Homosexualität in den letzten Jahrzehnten durchaus unhaltbar in seiner jetzigen Gestalt erscheint, sind zweifellos gezählt. Die Gründe für seine Abänderung sind schon so oft erörtert worden, daß hier nicht der Platz ist, auf diese Frage näher einzugehen. Ich verweise auf Krafft-Ebings Denkschrift, auf Moll, „Die konträre Sexualempfindung" S. 497—503, auf die Widerlegung des Wachenfeldschen Buches von Numa Praetorius im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" Bd. IV, S. 670—775 und besonders auf Groß' Bemerkungen gelegentlich seiner Besprechung des Buches von Bloch. „Beiträge zur Psychopathia sexualis" in diesem Archiv Bd. 10, Heft 1 und 2, sowie auf die scharfen und treffenden Ausführungen des Professors des Strafrechts von Nabokoff zu St. Petersburg in seinem Aufsatz: „Die Homosexualität im russischen Strafgesetzbuch", veröffentlicht in dem überhaupt sehr gediegenen und hochinteressanten „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" Bd. V, Teil 2, S. 1159 fg.

Man kann nun sehr wohl die Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich befürworten und doch selbstverständlich ein Treiben wie dasjenige des K., ganz ohne Rücksicht darauf, ob es sich dabei um einen Homosexuellen handelt oder nicht — bestraft wissen wollen.

K. bietet nicht nur den Typus des Homosexuellen, und zwar des Androgynen, sondern auch des prostituierten Homosexuellen dar. Er hat nicht nur in Frauenkleidern normale Männer an sich gelockt, sondern anscheinend auch homosexuellen Männern, die ihn genau kannten, gegen Geld sich hingegeben. Darauf deutet der von der St. bekundete Ausspruch der Kostgeberin des K.:

„K. brauche nicht mehr auf den Strich zu gehen, er habe jetzt seine gewissen Herren, seine „pratiques". K. habe ihr oft erzählt, „er habe Herren vom Oktroi, von der Post und Fremde".

Es findet sich sogar eine Andeutung vor, daß K., wie eine weibliche Dirne, einen Zuhälter gehabt habe. So soll die Kostgeberin B. gesagt haben, als einmal ein junger Mann an K.s Fenster geklopft habe: „es sei der „Stenz" (d. h. Zuhälter) von K.". (Über Zuhälter, die auch bei männlichen Prostituierten vorkommen sollen, vergl. Moll, „Die konträre Sexualempfindung," 3. Auflage, S. 252).

Auch die enge Verbindung von männlicher und weiblicher Prostitution illustriert der Prozeß des K. deutlich.

Ein Treiben, wie es bei Dirnen verpönt oder wenigstens unter polizeiliche Kontrolle gestellt ist, kann nun selbstverständlich dem Manne — mag er homosexuell sein oder nicht — keineswegs gestattet sein. Bei der Aufhebung des § 175 wird daher dafür Sorge zu tragen sein, daß man nicht die gewerbsmäßige Unzucht der Männer aus dem Auge verliere. Der Fall des K. zeigt auch, daß gerade eine der Hauptgefahren der weiblichen Prostitution, die Verbreitung geschlechtlicher Krankheiten, gleichfalls bei der männlichen Prostitution vorhanden ist, da K. bei seiner ersten Untersuchung in Mühlhausen syphilitisch befunden wurde.

Es würde sich demnach fragen, ob man nicht entweder ohne weiteres die gewerbsmäßige Unzucht von Männern an dem Prostituierten bestraft (wie dies Krafft-Ebing in seiner bekannten Denkschrift S. 34 verlangt), oder ob man nicht dem § 361 [6] StGB. eine geänderte Fassung gibt (vergl. den Vorschlag von Liszt in seinem Lehrbuch, 11. Auflage, S. 370) und den § 361 [6] auf den prostituierten Mann ausdehnt, wie dies direkt Moll („Die konträre Sexualempfindung" S. 500—501) befürwortet.

Durch diese Erweiterung des § 361 [6] wird in Städten wie Berlin, München usw., wo tatsächlich schon eine männliche Prostitution in nicht geringem Umfang bestehen soll (vergl. Hirschfeld: „Der urnische Mensch" S. 15—22; Moll: „Die konträre Sexualempfindung" Kap. V, S. 248 fg.; Lindenau: „Kriminalpolizei und Kriminalogie" in Liszt, Zeitschrift für gesamte Strafrechtswissenschaft Bd. 22, Heft 2 u. 3, S. 294; auch: Fleischmann, „Der § 175 und die männliche Prostitution in München und Berlin" (Selbstverlag, München 1902), der Polizei die Möglichkeit einer wirksamen Beaufsichtigung und Eindämmung dieser Prostitution gegeben, während für andere Orte, wo eine polizeiliche Kontrolle gar nicht eingeführt würde, sofortige Bestrafung einer jeden männlichen Prostitution einträte.

Auf den ersten Blick wird vielleicht manchem der Vorschlag der Ausdehnung des § 361 [6] auf Männer als etwas Horrendes, gleichsam als indirekte Anerkennung des homosexuellen Verkehrs von Gesetzes-

wegen erscheinen, aber man darf dabei nicht vergessen, daß es gilt, von den Verhältnissen, wie sie einmal sind, nicht die Augen zu schließen, sondern die Mittel zu suchen, um am besten die aus diesen Verhältnissen entspringenden Schäden zu beseitigen oder zu beschränken.

Bliebe § 175 aufrecht erhalten, so wäre zwar ohne weiteres die Handhabe geboten, in gewissen Fällen die männliche Prostitution zu verfolgen, aber einmal würde dies, wie jetzt schon, nur in den Fällen geschehen können, wo strafbare Handlungen — also beischlafähnliche — erwiesen wären, sodann würden alle Bedenken, welche die Bestrafung des gleichgeschlechtlichen Verkehrs an und für sich als ungerechtfertigt erscheinen lassen, weiter fortbestehen, endlich würde die gerade durch § 175 begünstigten Erscheinungen der Prostitution und des damit verbundenen gefährlichen Erpressertums nur weiter gedeihlich emporwuchern.

Wird dagegen der gleichgeschlechtliche Verkehr an und für sich für straflos erklärt, dann wird man um so intensiver die geeigneten Mittel gegen die Prostitution in Anwendung bringen können.

Im Falle der Ausdehnung des § 361 [6] auf Männer würde man auch in den Stand gesetzt, jedes Ausgehen in Frauenkleidern als Übertretung der Kontrollvorschriften zu bestrafen. Jede Bestrafung aus § 361 [6] würde dann auch die Überweisung an die Landespolizei, also auch die Internierung in das Arbeitshaus gestatten.

4. Schließlich will ich noch bemerken, daß sich wohl auch unter den im Prozeß des K. aufgetretenen Zeugen Homosexuelle befunden haben. Dies kann man mit ziemlicher Sicherheit von dem zuerst als Zeugen, dann als Mitangeklagten, vernommenen Pf. annehmen. Welcher Kategorie von Homosexuellen dieser angehört, ist natürlich auf Grund der Akten nicht festzustellen, da weder eine körperliche noch eine psychische Untersuchung stattgefunden hat. Vielleicht war auch er Androgyne, denn das ganze Auftreten und Aussehen des Pf. scheint offenbar sehr weibisch gewesen zu sein, da der Untersuchungsrichter schon nach seinem Äußeren in ihm „einen Päderasten“ vermutete.

Bezüglich des Wirtes, der seitens K. gleichgeschlechtliche Handlungen duldete, fehlt es an Anhaltspunkten, um eine genauere Vermutung auszusprechen, ebenso bei andern Zeugen, wie z. B. bei dem Damenschneider, der den K. eine Zeitlang beschäftigte. Die für K. auffallend günstige Aussage des letzteren Zeugen, sowie insbesondere sein Beruf als Damenschneider, mögen immerhin eine — durch bestimmtere Tatsachen allerdings nicht näher zu begründende — Vermutung aufkommen lassen, daß er gleichfalls homosexuell ist, wenn man berücksichtigt, daß einer der besten Kenner der Homosexualität, Moll

(„Die konträre Sexualempfindung“ S. 149), gerade den Beruf als Damenschneider als einen der von den Homosexuellen, weil ihrer weibischen Artung besonders entsprechend, bevorzugten hervorhebt, eine Feststellung, die auch von anderen Autoren, z. B. Merzbach: „Homosexualität und Beruf“ im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ Bd. IV S. 194, bestätigt wird.

Bemerkungen zu obigem Aufsatze von Medizinalrat Dr. P. Näcke in Hubertusburg. Der Herr Verf. hat mich gebeten, solche event. hier anzufügen, was ich um so lieber tue, als es sich um gewisse prinzipielle Dinge handelt. Es ist wohl nahezu sicher, daß der K. in dem oben geschilderten Falle ein Homosexueller, und zwar der effeminierten Art, war. Dafür spricht sein ganzer somatischer und psychischer Habitus, die zurückgebliebenen männlichen Genitalien und die Anamnese. Wenn der Gerichtsarzt aber aus dem Analbefunde auf passive Päderastie sicher schließen will, so muß dagegen Protest eingelegt werden, da es hierfür in concreto kein absolut sicheres Zeichen gibt. Auch die breiten Condylomata haben nichts auf sich, da sie auch bei auf gewöhnliche Art erworbenen Syphilis gern dort sich zeigen. Eher erwecken schon Einrisse oder Entzündungen, Geschwüre am After, Verdacht. Diesen effeminierten Typus der Homosexuellen — er kann wahrscheinlich aber auch ohne Homosexualität bestehen! — ist wohl sicher an sich ein ziemlich schweres Entartungszeichen. Daraus folgt freilich aber noch nichts für die Entscheidung der Zurechnungsfähigkeit. Hier entscheidet nur die psychiatrische Expertise in concreto. Ja, trotz andersgeschlechtlichem Habitus kann völliges normales Verhalten bestehen. Ich kenne z. B. eine ältere Dame mit durchaus männlichem Typus und doch ist sie stets eine ausgezeichnete Ehe- und Hausfrau und vortreffliche Mutter gewesen! Im vorliegenden Falle ist eine psychiatrische Untersuchung nicht vorgenommen worden, was vielleicht besser hätte geschehen sollen. So viel von dem Leben des Reaten bekannt ist, weist aber nichts auf eigentlich psychiatrische Symptome. Nur wenn solche dagewesen wären oder der Nachweis vorhanden war, daß der Geschlechtstrieb unwiderstehlich war — und wie soll das wirklich bewiesen werden? — wäre Straflosigkeit auszusprechen, bei Geltung des § 175. Ist ersteres nicht der Fall, so muß der Täter bestraft werden, so lange a) der § 175 noch Gültigkeit hat, und b) wenn er den öffentlichen Anstand, bei Wegfall des Paragraphen, verletzt, an Unmündigen sich vergeht usw. Ich würde den K. für zurechnungsfähig halten, trotz seiner Entartung. Nur eine nähere Bekanntschaft mit seiner ganzen Lebensgeschichte könnte ihn für event. vermindert zurechnungsfähig erachten lassen, kaum aber für unzurechnungsfähig. K. ist aber, meiner Ansicht nach, zu hart bestraft worden. Hier kommen wir nämlich auf einen wichtigen Punkt zu sprechen. Nimmt man die Homo- als der Heterosexualität gleichberechtigt an, welche Ansicht sich ja immer mehr Bahn bricht, so ist logischerweise vom Homosexuellen nicht mehr sexuelle Abstinenz zu verlangen als vom Heterosexuellen. Also ist auch selbst die Päderastie, die ja nur von relativ wenigen Homosexuellen geübt wird, nicht anders zu beurteilen, als der normale Koitus. Läßt man nun für die Heterosexuellen als notwendiges Übel die Prostitution bestehen und schränkt sie nur nach Kräften ein, so finde ich es nur logisch, daß man dieselben Grundsätze auch auf die männliche Prostitution anwendet. Wie sollen gewisse Homosexuelle sonst ihren Geschlechtstrieb befriedigen? Sicher wirkt die männliche Prostitution nicht demoralisierender als die weibliche und nur das damit so häufig verbundene Erpressertum ist vor allem zu fürchten, viel weniger dagegen die Gefahr der syphilitischen Ansteckung. Ich kann endlich nicht einsehen, warum es an und für sich einem Manne oder einem Weibe verwehrt werden soll, sich andersgeschlechtlich zu kleiden. Das ethische Gefühl wird dabei doch nicht verletzt, höchstens nur die Sitte.

VIII.

Das wissenschaftliche Polizeiwesen in Italien.

Von

Salvator Ottolenghi,

Professor der Gerichtsmedizin an der königlichen Universität in Rom,
Direktor des wissenschaftlichen Polizeikurses am italienischen Ministerium des Innern.

(Übersetzt von Oberleutnant Tonelli in Prag.)

In diesem Jahre wurde das wissenschaftliche Polizeiwesen eine Staatsinstitution. Inwieweit diese wissenschaftliche Errungenschaft auf dem Gebiete der Staatsverwaltung beitrug und beiträgt zum Fortschritte der modernen Kriminologie, wollen wir in diesem Überblick feststellen.

Bevor wir auseinandersetzen, wieviel von der italienischen Regierung geschehen ist, ist es unerläßlich, die Anfänge dieser wichtigen Reform anzudeuten, welche auf dem Gebiete der Staatsverwaltung dem Interesse der Sicherheit des Lebens und des Gutes der Bürger dient.

Seit längerer Zeit haben die italienischen Gelehrten, angefangen von Lombroso, Alongi, Ferri, Anfosso, Rossi, Ferriani, de Blasio, eine Polizei gefordert, welche die neuen, wissenschaftlichen Errungenschaften in ihren Amtshandlungen aufnehme[1]).

Als ich Professor der gerichtlichen Medizin in Siena war, habe ich, um diese Reform vorzubereiten, an besagter Universität seit dem Jahre 1895 einen Universitätskurs über wissenschaftliche Gerichtspolizei für Hörer der Medizin und des Rechtes ins Leben gerufen, welcher bis zum vorigen Jahre dauerte.

In diesem Kurse suchte ich auf praktische Methode den zukünftigen Ärzten und Rechtsanwälten die notwendigsten Kenntnisse zu den Amtshandlungen, zu denen sie in ihrer Laufbahn berufen sein

1) Obwohl diese Schrift sich nur mit dem wissenschaftlichen Polizeiwesen in Italien befassen soll, kann ich nicht umhin, ehrenhalber Bertillon in Frankreich, der die Identifikationsämter (eine äußerst nützliche Institution der wissenschaftlichen Polizei), gründete, und Groß, zu erwähnen, der gegenwärtig Professor in Prag ist, und dessen Werke von größter Wichtigkeit für die Kriminologie sind.

könnten, beizubringen[1]). Dieser Kurs jedoch konnte nicht genug Verbreitung finden, weshalb wir uns direkt an die mit der Leitung der „Rundschau für wissenschaftliche Polizei“ betrauten Funktionäre wandten, — eine Zeitung, die ich im Vereine mit Alongi, Kommissär der öffentlichen Sicherheit, begründet hatte, — und entwickelten in dieser unser neues Reformprogramm der Polizei[2]).

Die Rundschau lebte nicht länger als ein Jahr. So mußte man von der wissenschaftlichen Propaganda ausschließlich aufs praktische Gebiet, das ist zur Anwendung der wissenschaftlichen Kriterien bei polizeilichen Amtshandlungen, übergehen.

Nachdem wir dafürhalten, daß eines der vorzüglichsten Hilfsmittel für den Beamten der öffentlichen Sicherheit der Besitz der nötigen Fachbildung von Anbeginn seiner Laufbahn an, sowie praktische Vorbereitung in allem, was sich auf Verbrecher und Verbrechen bezieht, ist, schlugen wir im Juni 1902 dem Generaldirektor der öffentlichen Sicherheit, Commendatore Leonardi vor, einen praktischen Kurs über wissenschaftliche Polizei für die Beamten der öffentlichen Sicherheit abzuhalten, um dieses unser Reformprogramm darzulegen.

Nachdem dieser Vorschlag vom Minister des Innern, Giolitti, angenommen waren, wurde dieser Kurs vom Oktober bis Dezember abgehalten und von fast allen Polizeikommissären und Unterkommissären der Hauptstadt besucht.

Es wurde zum Gegenstande des Unterrichtes nicht nur das somatisch-anthropometrische und beschreibende Signalement, die gerichtliche Photographie, die Recherchen nach äußeren Kennzeichen usw., sondern auch insbesondere das anthropologische und psychologische Signalement und der Unterricht der wissenschaftlichen Kriterien nach rationeller Methode auf Grund der administrativen und Gerichtspolizei gemacht.

Dank der Begeisterung der Funktionäre, die den Kurs besuchten, Schüler und gleichzeitig ihrer Autorität und Erfahrung wegen Richter, wurde offen die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Unterrichtes erkannt, aus diesem Grunde geruhte seine Exzellenz Minister Giolitti diesen Kurs ständig einzuführen für die Eleven, welche die Laufbahn des administrativ-wissenschaftlichen Polizeiwesens wählen sollten.

Der erste obligatorische Kurs wurde am 1. April dieses Jahres eröffnet und schloß am 31. Juli. Er wurde von 19 Vizekommissären

---

1) S. Ottolenghi, L'insegnamento universitario della Polizia giudiziaria scientifica. Bocca 1897.

2) Derselbe, Polizia empirica et polizia scientifica (Rivista di Polizia scientifica). Palermo 1899. p. 64.

und Delegaten besucht. Zum Gegenstande des Unterrichtes wurde das hier entwickelte Programm gemacht.

I. Die allgemeine Identifizierung.

a) Das somatische Signalement (Beschreibung der äußeren Kennzeichen und Merkmale, Spezialbestimmungen der Regionen, Punkte und Grenzen, deren Auffindung, der Volkstypus, der inferiore Typus, der asymmetrische Typus, der Kriminaltypus, die ins Auge fallenden Merkmale zur Verfassung des polizeilichen Signalements und die Fingerabdrücke).

b) Das photographie Signalement (die Photographie zum Zwecke der Identifizierung, der Nachforschung usw., die technische Photographie zu Gerichtszwecken).

c) Das anthropometrische Signalement nach Bertillon (Zweck und Technik der anthropometrischen Maße, die anthropometrischen Klassifikationen).

d) Das Signalement der körperlichen Funktionen (die Bewegungsfähigkeit, der Gang, die Sprache, die Schrift, die allgemeine und spezifische Schmerzempfindung, die organischen Funktionen).

e) Das psychische Signalement (die Intelligenz, der Wille, das Gewissen, das moralische Empfinden, das Temperament und der Charakter, die Methoden des Verhörs).

f) Das anamnestische Signalement (die Biographie des Individuums, das Geburtsland, erbliche Belastung, Kindheit und Jugend, die Arbeitslust, das Benehmen in der Familie, bei Geschäften usw., die Verbrechen, die Krankheiten, die Schicksale).

II. Die Spezialidentifizierung.

g) Die Gefährlichkeitsklassen nach den wissenschaftlichen Kriterien (die studierten Verbrecher in bezug auf Naturanlage, irre und nichtirre Delinquenten).

h) Die Gefährlichkeitsklassen nach den wissenschaftlich-praktischen Kriterien (die studierten Verbrecher in bezug auf Naturanlage und Verbrechen).

i) Die Gefährlichkeitsklassen nach den wissenschaftlichen Polizeigesetzen.

k) Die Kriterien nach dem Gesetze des Unterrichts des wissenschaftlichen Polizeiwesens.

(Die Beurteilung der schlechten Aufführung, der Verdachtsgründe, der Furchtsamkeit usw.)

III. Die äußeren Erkennungszeichen.

l) Die Sicherstellung der Verbrechen (Fragen, die sich dem Be-

amten aufwerfen, Spuren und Corpora delicti, Konservierung und Reliefs der Eindrücke).

m) Die anzustellenden Nachforschungen bei Verbrechen gegen Personen (Kenntnisnahme der Todesursache, die verschiedenen Gründe des Todes, Blutspuren, Waffen usw.)

IV. n) Anzustellende Nachforschungen bei Verbrechen gegen das Eigentum.

V. Der Amtsbetrieb und die Befehlsgebung bei den wissenschaftlichen Polizeiämtern.

(Die Archive, die neue biographische Tabelle, die Lokalmonographie, der Kriminalkalender usw.)

Der Unterricht wurde in drei Lektionen wöchentlich eingeteilt; der theoretisch-praktische, mit täglich stattfindenden, demonstrativen Übungen durch mich geleitet, letztere unter Beihilfe des Vizekommissärs der wissenschaftlichen Polizei, Doktor Gastli. Es wurden auch einige praktische Photographieübungen vorgenommen.

Bei den Übungen wurde darauf gesehen, die Schüler hauptsächlich praktisch vorzubereiten in bezug auf Kenntnis der äußeren Erkennungszeichen und Merkmale nach Bertillons Vorschriften und insbesondere in der Auswahl der hervorragendsten Charakteristika, nicht nur zur Verfassung der biographischen Tabellen, sondern auch zur Verfassung der Zirkulartelegramme über die zu verhaftenden Personen, um ihnen auf die Spur zu kommen und ihre Identifikation zu bewerkstelligen; ebenso zur gründlichen Ausnützung aller zu Gebote stehenden Mittel, welche bei den Ämtern der wissenschaftlichen Polizei gebräuchlich sind, speziell bei der administrativen Abteilung.

Der Unterricht und die Übungen wurden alle an den Kerkerhäftlingen, an Photographien, an Leichen, an Corporibus delicti, an Handschriften und an Arbeiten der Häftlinge vorgenommen.

Die Schüler widmeten sich dem Kurse mit Ausdauer, Fleiß und Nutzen. Sie bewiesen alle für die Aufnahme des Unterrichtsstoffes genügend vorbereitet zu sein und genügend praktische Kenntnisse in der Beschreibung der äußeren Erkennungszeichen, der Identifizierung mittels Photographie und an dem Subjekte selbst vermittelst der äußeren Erkennungszeichen zu besitzen. Diese wären: die Daktyloskopie, anthropologische Messungen, das Relief der Eindrücke an der Auffindungsstelle, die Kenntnis der technischen Photographie zur Identifikation und die praktische Kriminalpsychologie. Die Schüler wurden in die Kriminalpsychologie eingeführt durch Übungen, welche an dem Gedächtnisse der tüchtigsten Beamten der Polizei und an Verhören der verschiedenen Arten von Delinquenten vorgenommen

wurden. Was das praktische Signalement betrifft, dem man sich in diesem Kurse angelegentlich widmete, wurden alle Schüler ohne Unterschied öfters veranlaßt, aus einer Anzahl von Photographien, das Individuum, von dem nur wenige in die Augen springende Merkmale angegeben waren, welche in einem kurzen Zirkulartelegramm zu Nachforschungszwecken enthalten sein können, zu identifizieren. Es gelang, aus einer Gruppe von 100 bis 600 Photographien, die gesuchte herauszufinden, was den großen praktischen Wert des beschreibenden Signalements, wie es von uns gelehrt wurde, bewies.

Wie man aus dem, was wir bis jetzt auseinandergesetzt haben, ersieht, verfolgt der Kursus der wissenschaftlichen Polizei den Zweck, den Beamten, ausschließlich auf praktische Weise mit den Verbrechern und Verbrechen von Beginn seiner Laufbahn an auf dieselbe Weise bekannt zu machen, wie es den Studenten der Medizin in den Spitälern an Kranken vordemonstriert wird, um die Krankheit und die Wirkung der Heilmittel kennen zu lernen.

Notwendigerweise ist dem Kursus ein Laboratorium beigegeben. Der Kursus der wissenschaftlichen Polizei ist dem Ministerium des Innern unterstellt, unter Beiziehung der Generaldirektion der wissenschaftlichen Polizei.

Er ist nun ständig eingeführt und wird im folgenden Jahre nach Bedarf der Administration in einigen Zwischenräumen abgehalten werden.

Das Laboratorium ist nicht nur mit jedwedem Materiale für Bertillonage versehen, das uns vom Leiter des Identifikationsamtes der Polizeipräfektur in Paris zur Verfügung gestellt wurde, sondern auch mit allen unerläßlichen Mitteln zur Erforschung der physischen und psychischen Funktionen, den Apparaten zur Messung der Sinnesfunktionen und jenen zur Messung der nicht ersichtlichen Gemütsbewegungen und den überzeugendsten Hilfsmitteln zur Erforschung der menschlichen Psyche, aus dem Schriftcharakter und aus den Arbeiten Verrückter und Verbrecher. Allerdings fehlen noch zu den Corporibus delicti präzise, photographische Apparate zur Wiedergabe der Manuskripte usw.

Die neuen wissenschaftlichen Kriterien der Polizei wurden schon vor Errichtung dieses Kurses bei der Reform der Ämter der öffentlichen Sicherheit aufgenommen. Bei allen Ämtern der wissenschaftlichen Polizei Italiens ist gegenwärtig eine biographische Tabelle, gebräuchlich den Akten des Vorbestraften, beigeschlossen, welche die Generalien vervollständigt, die äußeren Merkmale und Vorberstrafungen des Individuums angibt.

Die Generalien waren früher unvollständig, die äußeren Erkennungszeichen folgende: Gestalt, Körperbau, Hautfarbe, Haare, Bart, Augenbrauen, Stirn, Gesicht, Augen, Nase, Mund, besondere Merkmale.

Mit unserer Beihilfe wurde eine andere Tabelle eingeführt, welche in bezug auf die Vorherbestrafungen besser angeordnet erscheint und von den Beamten der Administration in ihrer nunmehrigen wissenschaftlichen Anlage angenommen ist.

In die Generalien wurden miteinbegriffen die Angaben über genossenen Unterricht, über wirtschaftliche Verhältnisse und Familienbeziehungen. Zu den äußeren Erkennungszeichen wurden fast alle durch das „portrait parlé" von Bertillon geforderten Angaben aufgenommen. Zu den äußeren Erkennungszeichen gesellen sich folgende: die Narben, Tätowierungen, Schwielen und andere von der Beschäftigung herrührende Merkzeichen, Deformitäten und Anomalien; auf der ersten Seite der Tabelle fand man Raum für die durch die Normen Bertillons gegebene Photographie und einen zweiten für die Fingereindrücke.

Mit dieser Tabelle wurden zwei Supplemente verbunden; das erste ist eine Anzahl von Instruktionen zur exakten Verfassung der persönlichen Erkennungszeichen, welche alle speziellen Merkmale umfaßt und von den Narben angefangen bis zu den Deformitäten und somatischen Anomalien, welche nach den Regionen aufgezählt werden; überdies eine topographische Tabelle, wo alle Regionen und Punkte ihrer Auffindung am Körper gemäß aufgezeichnet sind, zum Zwecke der Lokation der besonderen Kennzeichen.

Die Einführung des neuen Signalements ist einzig und allein auf die Verfassung der Tabelle berechnet. In vielen Fällen der Amtstätigkeit wird der Beamte Gelegenheit haben, sich der Erkennungszeichen und Merkmale zu bedienen; sei es zur Verfassung der Zirkulartelegramme gegen die zu Verhaftenden, zur Verfolgung und Identifikation, sei es zur Erteilung der gesetzlich gestatteten Weisungen und zur Verfassung der verschiedenen Schriftstücke, auf welche das wissenschaftliche Polizeigesetz verweist und auf einige von speziellen Dispositionen abhängige Verfügungen. In diesen Fällen wird der Beamte nicht das ganze Signal durchgehen müssen, sondern nachdem er durch die genannte Ergänzungsschrift und die Praxis belehrt ist, wird er in der Lage sein, die am meisten in die Augen springenden Merkmale und speziellen Erkennungszeichen auszuwählen und anzugeben, welche an und für sich genügen, sich der Identität des Individuums zu vergewissern, in allen Fällen, wo eine solche nötig ist.

In bezug auf die Kenntnis und durch den Unterricht der Auffindung der in die Augen fallenden individuellen Erkennungszeichen wird das Signalement in seiner neuen Abfassung die größten Vorteile bieten.

Unter den „hervorragendsten Merkzeichen“ versteht man jene Kennzeichen und Merkmale, welche durch die Größe ihrer Dimension oder ihre Sonderbarkeit hervorstechen oder durch ihre Form hervorragen oder leicht von Natur aus zu erkennen sind und die gleichzeitig und im allgemeinen weniger falschen Schätzungen unterworfen sind und weniger durch Alter oder auf künstliche Weise verändert werden können, wie zum Beispiel die bemerkenswertesten und offen zur Schau getragenen Merkzeichen: die Bildung der Nase und des Ohres, auch einige somatische Charakteristika: Die Gestalt und Körperbildung.

Die zweite Ergänzungsschrift zur biographischen Tabelle umfaßt die Belehrungen zur Beschreibung der psychischen Charakterzüge des Vorbestraften und zur Verfassung seiner Biographie.

Sei es der Präventivmaßregeln wegen, die der Beamte dem Gesetze anpassen muß, sei es der Regressivmaßnahmen wegen, ist es klar, daß er eine genaue und vollständige Kenntnis der psychischen Charakterzüge und des Lebens des Vorherbestraften habe. Früher hatte sich jeder Beamte mehr oder weniger auf dem Wege der Erfahrung eine psychologische und biographische Kenntnis des Individuums verschafft, die jedoch subjektiv blieb; und von der Meinung, die sich der Beamte vom Vorherbestraften gebildet hatte, sowie von den Daten, die dieses Bild vervollständigten, blieb wenig in den umfangreichen Aktenbündeln zurück, in denen es wohl schwer war, Nachforschungen zu verfolgen.

Es war daher unerläßlich, daß die Tabelle die psychologischen Merkzeichen des Vorbestraften und die hauptsächlichsten Schicksale seines Lebens festhalte.

Die in diese Ergänzungsschrift aufgenommenen Charakterzüge umfassen in streng wissenschaftlicher Reihenfolge die hauptsächlichsten Äußerungen seiner psychischen Persönlichkeit, von seiner Intelligenz bis zu seiner Willensäußerung und seinen sittlichen Gefühlen, mit allen Abstufungen jedes einzelnen psychischen Charakters, unter denen der Beamte diejenigen Passus wird auswählen müssen, welche auf den Vorbestraften passen, indem er die einen unterstreicht und andere unausgefüllt läßt. Die biographischen Andeutungen enthalten folgende Angaben: Aufzeichnungen über Familienverhältnisse (Existenz, ökonomische Verhältnisse, Sittlichkeit, geistiger Zustand der Eltern, Brüder

Schwestern, der Frau und der Kinder), über Kindheit und Jugend (Verhalten in der Familie, in Schulen und in Wohltätigkeitsanstalten, im Strafhaus; bewiesene Fähigkeit zum Studium, zur Arbeit, Hang zur Vagabondage, Benehmen vor der Polizei, bei Verbrechen, im allgemeinen), Erlebnisse bei der Arbeit und in Geschäften, ökonomische und Familienschicksale, militärisches Leben (Aufführung, erreichter Chargengrad, Desertion, begangene Verbrechen), bürgerliches Leben (Lebensweise, Lebensstellung, Leumund), Verhalten gegen Männer, gegen Frauen, Wohnungs- und Domizilwechsel, Schicksale im Auslande (Beschäftigung, Reisen, Beziehungen, Ausweisungen, Verbrechen), Erlebnisse im Kerker und unter Polizeiaufsicht (Insubordination, Rebellion, Geheimbündelei, Einfluß auf Mithäftlinge, Verstellungen, Selbstmordversuche, Sinnesverwirrungen), wichtige Begebenheiten, physische Krankheiten, Verletzungen, nervöse und Geisteskrankheiten (epileptische und hysterische Anfälle, Verfolgungswahn, Größenwahn, Grad der Aufgeregtheit und Niedergeschlagenheit, Halluzinationen, Selbstmordversuche).

Die Vorbestrafungen des Individuums werden in chronologischer Reihenfolge in einem speziellen Absatz vereinigt. Die neue Tabelle wird mit 1. Januar 1904 in Kraft treten. Die von uns nur in Kürze angedeutete Reform der biographischen Tabelle des Vorbestraften, die das wichtigste Hilfsmittel der Polizeiamtshandlung ist, markiert den Anfang der Reform der Administration der wissenschaftlichen Polizei in Italien, wo bisher die Identifikationsämter noch nicht bestanden.

Mit dieser Reform ist das wissenschaftliche Signalement in der ganzen Polizeiverwaltung allgemein gebräuchlich geworden und es wird jetzt die wissenschaftliche Personalbeschreibung in allen jenen Nachforschungen, welche sich auf den Vorbestraften beziehen, festgehalten.

IX.

Ein Fall von Personenverwechslung.

Zur Frage der Zeugenaussagen.

Von

Dr. A. Glos, Gerichtsadjunkt in Neutitschein, Mähren.

Josef Skarke, Taglöhner aus Söhle, blieb nach Verübung mehrerer Diebstähle und eines Raubes an dem Schustergehilfen Ferdinand Trnavsky seit 1877 verschollen trotz des sofort gegen ihn erlassenen Streckbriefes.

Über sein Vorleben gab Skarke, im Jahre 1877 einvernommen, an:

Sein Vater hat in Söhle gewohnt, ist aber gestorben, als Skarke 2 Jahre alt war; er selbst wohnte bis 1. März 1876 in Söhle bei seiner Mutter.

Seit 1. März 1876 trieb sich Skarke, den die Gendarmerie einen „bekannten" Dieben nennt, in Deutschland und der Schweiz angeblich bettelnd herum, verübte in Tettnang (Württemberg) einen Diebstahl und kehrte acht Tage vor Pfingsten 1877 in seine Heimat zurück, hielt sich bei seinen Stiefeltern in Söhle auf, ist auch bei der Assentierung im Jahre 1877 gewesen, jedoch nicht abgestellt worden.

Am 11. August 1877 verübte Skarke den Raub an Trnavsky und blieb verschollen; dazumal war er 20 Jahre alt (25. Februar 1857 geboren).

Am 10. August 1877 wurde von der Gefangenhausverwaltung Neutitschein (Skarke wurde nämlich wegen Diebstahls eingeliefert, jedoch gegen Gelöbnis enthaftet und vollführte sodann einen Raub) eine ziemlich allgemein gehaltene Personenbeschreibung (Größe: mittel, Körperbau: untersetzt, Gesicht: rund, Gesichtsfarbe: gesund, Haare: braun, Stirne: breit, Augenbrauen: braun, Augen: braun, Nase: spitz, Mund: proportioniert, Zähne: gut, Bart: Anflug vom Schnurrbarte, Kinn: oval, besondere Kennzeichen: Θ, Sprache: deutsch und böhmisch) aufgenommen.

Das Wiener „Interessante Blatt“ Nr. 19 vom 11. Mai 1893 brachte die Photographie eines Mannes, der in Fürth in Untersuchungshaft war, sich Emil Wallenburg nannte, in Linz am 14. Juli 1863 geboren sein wollte.

Der Mann — hieß es in der Kurrendierung — will zeitlebens mit Zigeunern, Scherenschleifern und Komödianten einhergezogen sein, zuletzt mit dem Scherenschleifer Lucas von Hamburg. Signalement: zirka 30 Jahre alt, blonde Haare, der linke Fuß ist 3 cm kürzer als der rechte, 1,50 m bezw. 1,47 m groß.

Am 11. Mai 1893 hat der 41jährige Hutfabrikarbeiter Anton Radaj, der den Skarke von Jugend auf kannte, gelegentlich einer Wallfahrt in Stramberg mit Stefan Demel das Bild des Emil Wallenburg im „Interessanten Blatt“ gesehen und „es fiel uns ein, daß jenes Bild mit Skarke eine große Ähnlichkeit habe“, sagt Zeuge bei seiner gerichtlichen Einvernahme.

Nach dem im „Interessanten Blatte“ veröffentlichten Bilde erkannten die Rosalia Demel aus Söhle, ein Geschwisterkind des Skarke, sowie deren Ehegatte Stefan Demel, sowie Ernestine Frank, bei welcher Skarke seinerzeit wohnte, in Wallenburg den Skarke und zwar, wie die Gendarmerie-Anzeige anführt, „mit Bestimmtheit“ insbesondere nach dem kürzeren Fuße, nur stimme das Alter nicht, da Skarke zirka 38 Jahre alt sei.

Emil Wallenburg, der inzwischen in Fürth auf freien Fuß gesetzt, sonach zufolge des erneuerten Steckbriefes beim k. k. Bezirksgerichte in Landstraß (Krain) verhaftet wurde, stellte entschieden seine Identität mit Josef Skarke in Abrede, gab an, am 13. oder 14. Juli 1863 an der bayrisch-sächsischen Grenze zwischen Hof und Plauen geboren zu sein, sein Vater hieß angeblich Emil, die Mutter Dorothea geborene Fleischmann, Abstrafungen hat er laut eigener Angabe wegen Landstreicherei in Fürth, Salzburg, Hallein, Trient, Linz, Rosenheim bei Salzburg, Erdning erlitten, will auch in der Schweiz gewesen und überhaupt mit Scherenschleifern, Zigeunern und Musikern herumgezogen sein; unter verschiedenen Ausflüchten wußte er Fragen in bezug auf Familienangelegenheiten und dergleichen auszuweichen.

Den hinkenden Gang erklärte er daher, daß er von Geburt einen kürzeren Fuß habe.

Sein rechter Vorderarm wies eine Tätowierung, Totenkopf und Anker, die ihm angeblich ein Handwerksbursche vor drei Jahren eingestochen hat, auf.

Seine sonstigen Angaben waren unkontrollierbar und ließen vermuten, daß es sich um ein fragwürdiges Individuum handelt, das

einen triftigen Grund hat, unter einem falschen Namen die Welt zu durchqueren.

Um die Identität des Emil Wallenburg mit dem verschollenen Josef Skarke festzustellen, wurden nachstehende umfangreiche Erhebungen durchgeführt:

1. Agnoszierung durch Zeugen unter Zuhilfenahme der neuesten Photographie des Emil Wallenburg (en face-Brustbild und ganze Gestalt) sowie durch Gegenüberstellung;

2. ärztliche Untersuchung des Emil Wallenburg;

3. Körpermessung;

4. Schriftvergleichung durch Sachverständige im Schreibfache.

Nach dem Resultat der Agnoszierung lassen sich drei Gruppen von Zeugen unterscheiden:

1. solche, die ihn bestimmt als Josef Skarke erkannten;

2. solche, die eine große Ähnlichkeit herausfanden oder sich bestimmt nicht äußern konnten;

3. solche, die bestimmt erklärten, Emil Wallenburg sei nicht der Skarke.

Ad. 1: Die Stiefschwester, 55 Jahre alt, welche seit 1859—1862 mit Skarke gemeinsam wohnte und ihn auch später sah, erkannte ihn bei der Konfrontierung mit Bestimmtheit (jedoch nicht nach der Photographie).

Der beraubte Ferdinand Trnavsky, 38 Jahre alt, der jedoch mit Skarke nur einen Abend, eine Nacht und einen Vormittag verkehrte, erklärte, er möchte schwören, daß es Skarke ist, wenn er nicht so hinken würde.

Rosalia Demel, Geschwisterkind des Skarke, 48 Jahre alt, kannte den Skarke von Jugend auf und deponierte, der ganze Eindruck, den Wallenburg auf sie mache, sei der des Skarke bis auf den hinkenden Fuß; auch ihr Ehegatte erkannte in Wallenburg den Skarke und deponierte auch, daß Skarke einen kürzeren Fuß infolge Beinbruches hatte.

Ferdinand Ramfler, 36 Jahre alt, Schulkamerad des Skarke, erkannte in Wallenburg bestimmt den Skarke und erklärte „sogar die Stimme kommt mir bekannt vor“.

Karl Siegel, 30 Jahre alt, Stiefonkel, erkannte ihn mit voller Bestimmtheit und erklärte unter Eid: „das ist Josef Skarke, nicht eine Faser hat sich an ihm geändert.“

Zeuge deponierte auch, ein Kamerad des Skarke habe den Spitznamen „Wallenburg“ gehabt und Skarke habe, als er im Jahre 1875 aus Deutschland zurückkehrte, auffallend gehinkt.

Einen Irrtum in der Person erklärte Zeuge als ausgeschlossen.

Ebenso erkannte Zeuge Ernst Wesselý, 39 Jahre alt; Heinrich Beyer, 33 Jahre alt; Karl Siegel, 54 Jahre alt, mit Bestimmtheit in Wallenburg den Skarke; ersterer war sein Schulkamerad und wohnte sechs Jahre mit ihm, Zeuge Siegel (Geschwisterkind des Skarke) erklärte, es wäre ein Wunder, wenn Wallenburg nicht Skarke wäre.

Auch der gewesene Direktor der Hutfabrik, 60 Jahre alt, in welcher Skarke durch sechs Jahre arbeitete, erkannte in Wallenburg bestimmt den Skarke.

Die Agnoszierung wurde sowohl im Laufe der Voruntersuchung, als auch in der Hauptverhandlung vorgenommen und erkannten die Zeugen den Wallenburg nach der Größe, Körperstärke, den Gesichtszügen — welche ein Zeuge als frappant bezeichnet — dem finsteren Blicke, vorstehenden Kinn, blauen Augen, ja sogar nach der Stimme (!).

Ad 2: Es waren Zeugen, die den Skarke von Jugend auf kannten, im selben Hause mit ihm wohnten oder in der Fabrik in einer Abteilung mit ihm arbeiteten.

Ein Halbbruder des Skarke erklärte, „er sei im Zweifel, ob dies sein Bruder sei," doch dieser Zeuge hatte ihn weniger gekannt als die übrigen.

Ad 3: Nur ein einziger Zeuge erklärte in der Voruntersuchung, Wallenburg sei nicht der Skarke.

Dieser Zeuge war zurzeit, als Wallenburg eingeliefert wurde, in Haft, befand sich mit Wallenburg in derselben Zelle und da der Zeuge auch von der Sache hörte und dem Wallenburg Mitteilung machte, er sei nicht der Skarke, so berief sich Wallenburg auf diesen Zeugen.

Derselbe deponierte, er habe ca. 1/2 Jahr gemeinsam mit Skarke gearbeitet und zwar war dies, bevor Skarke verschwand. „Ich für meine Person glaube, daß Wallenburg nicht Josef Skarke ist," gab Zeuge an.

2. Der Auszug aus der Stellungsliste bez. Josef Skarke aus dem Jahre 1877 gibt die Körpergröße des Skarke mit 1,605 m und Brustumfang mit 0,82 m an und wurde auch „zentrale rechtsseitige Hornhauttrübung" konstatiert, ein weiteres Gebrechen erscheint nicht angeführt.

Die ärztliche Untersuchung des Wallenburg durch einen Augenspezialisten ergab, daß eine solche Trübung bei Wallenburg nicht vorkommt und daß auch keine Spuren von früher dagewesenen Trübungen konstatiert werden konnten.

Die Veränderungen am linken Beine bestehen, äußert sich das Gutachten, neben einer geringeren Entwicklung desselben im Ver-

gleiche zum gesunden rechten, in einer Verrenkung des Hüftgelenkes vom Oberschenkel nach oben und Bildung eines falschen Gelenkes, welche Veränderungen die Folge eines vor vielen Jahren, ob vor oder nach 1877 unbestimmbar überstandenen Entzündungsprozesses im Hüftgelenke sind, eine scheinbare Verkürzung des linken Beines darstellen und das Hinken an demselben bedingen.

Doch erklärten die Gerichtsärzte, daß das Hinken, welches von einigen Zeugen an Skarke wahrgenommen wurde, seine Ursache nicht in der Hüftgelenksverrenkung haben kann, da man mit der frischen Hüftgelenksverrenkung nicht herumgehen kann.

Bezüglich der Hornhauttrübung erklärten die Gerichtsärzte, daß mit der Zeit eine Hornhauttrübung verschwinden kann und äußerten sich weiter dahin, daß Wallenburg im Jahre 1877 immerhin eine Hornhauttrübung gehabt haben kann.

3. Die Körpermessung beschränkte sich natürlich nur auf die Konstatierung der Körpergröße und des Brustumfanges, da die Messung mit den aus Wichsleinwand angefertigten Maßstäben ein ungenaues und variierendes Resultat ergab, wurde eine Messung mit dem amtlichen Zentimetermaßstabe, wie er bei Assentierungen angewendet wird, vorgenommen und ergab die Messung, wenn Angeklagter auf dem kranken Fuße stand, 154 cm, wie er aber auf dem gesunden Fuße stand, 159 cm. Der Brustumfang betrug 83 cm. Den Unterschied in der Körpergröße des Skarke, wie er in der Assentierungsliste mit 160½ cm konstatiert wurde, zwischen der Körpergröße des Wallenburg, erklärten die Gerichtsärzte dahin, daß Angeklagter infolge Hinkens eine Verkrümmung des Rückgrates besitzt.

4. Ein Gutachten der Sachverständigen im Schreibfache — in diesem Falle wohl ein äußerst problematischres Mittel — wurde über die Identität der Schrift Wallenburgs und Skarkes eingeholt; außer echter Unterschriften des Josef Skarke auf den Vernehmungsprotokollen vom Jahre 1875 und 1877 wurde den Sachverständigen im Schreibfache auch ein Probeheft des Skarke aus dem Jahre 1870 vorgelegt und gaben die Schreibsachverständigen ihr Gutachten dahin ab, daß die Schrift Skarkes ex 1870, 1875, 1877 mit der Schrift Wallenburgs *identisch* sei.

Unter den vielen Zeugenaussagen ist bemerkenswert die eines Zeugen, welcher deponierte, daß *die Mundart* des Wallenburg etwas verändert sei (Leute aus dem Heimatsdorfe des Skarke sprechen einen ihnen eigenen Dialekt); ein Versuch, auf Grund *des Dialektes* festzustellen, was für ein Landsmann Wallenburg sei, wurde nicht unternommen (seiner Angabe zufolge stammte er aus Bayern).

Mit Urteil des k. k. Kreis- als Schwurgerichtshofes in Neutitschein vom 18. Oktober 1893 wurde Wallenburg wegen Verbrechens des Raubes und Diebstahls zum lebenslänglichen schweren Kerker verurteilt, am selben Tage jedoch ließ er sich zum Untersuchungsrichter vorführen und gab an, er heiße Florian Back, sei am 14. Juli 1863 in Groß-Wenkheim in Bayern geboren, katholisch, lediger Schuhmacher, sein Vater habe Johann und seine Mutter Dorothea, geb. Fleischmann geheißen.

Auf Grund seiner überaus detaillierten Angaben wurde sein Vorleben genauestens erhoben, er auch mit seinen in Deutschland lebenden Anverwandten, Schulkameraden, ehemaligen Meistern usw. konfrontiert und stellte sich unzweifelhaft seine Identität mit Florian Back fest.

Derselbe war, wie sichergestellt werden konnte, zumindest 55 mal bei verschiedenen Gerichten in Deutschland und Österreich wegen Bettelei, Landstreicherei und Diebstahl abgeurteilt, befand sich auch in Korrektionshäusern, bediente sich falscher Namen (Bärenkamm), später nannte er sich Wallenburg (den Namen las er in einem Roman).

Als er 11 Jahre alt war, hat er sich bei einer Balgerei den linken Fuß im Hüftgelenke ausgekegelt.

Auf Grund der vollkommen glaubwürdigen Angaben der zahlreichen neuen Identitätszeugen (die Aufseher der Korrektionsanstalt in Breitenau, wo Wallenburg in den Jahren 1890—1892 interniert war, erkannten mit voller Bestimmtheit in Wallenburg den Florian Back) hat dann der Gerichtshof, nach durchgeführter Wiederaufnahme, als erwiesen angenommen, daß der angebliche Emil Wallenburg tatsächlich mit Florian Back identisch sei und hat sohin denselben freigesprochen.

Wie sind im vorliegenden Falle die Aussagen der Zeugen, welche in Wallenburg den Skarke erkannten, zu erklären?

Jedenfalls dürfte es sich nur um einen Irrtum, eine unbewußte Personenverwechslung handeln, die ihre Erklärung darin findet, daß seit der Verschollenheit des Skarke bis zum Aufgreifen des Wallenburg beinahe 16 Jahre verflossen sind, somit die Erinnerung an die Physiognomie des Skarke sicher abgeschwächt wurde, andererseits dürfte Wallenburg-Back tatsächlich in seinen Zügen eine gewisse, vielleicht aber nur oberflächliche Ähnlichkeit mit Skarke aufgewiesen haben, durch welche die Zeugen sich verleiten ließen.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Angelegenheit im Dorfe sofort nach dem Erscheinen der Photographie im „Interessanten Blatt“ eifrig besprochen wurde, daß Zeugen sich freiwillig meldeten

und spontan neue Identitätszeugen dem Gerichte zur Kenntnis brachten, und ist es somit möglich, daß der vielleicht nicht recht motivierte Einfall des Zeugen Demel, Wallenburg sei Skarke, bald zur Überzeugung wurde, zumal die Sache einen etwas außergewöhnlichen Verlauf nahm.

Die Sachverständigen im Schreibfache paßten sich der allgemeinen Überzeugung an, zumal das Gutachten der Gerichtsärzte die Möglichkeit der Identität Wallenburgs mit Skarke nicht ausschloß.

Nicht uninteressant ist auch der Umstand, daß Wallenburg seine Geburtsdaten, den Namen (Vor- und Zuname) seiner Mutter richtig angab, sowie daß er tatsächlich aus Bayern stammte; es hätte vielleicht die sofortige Einsendung seiner Photographie an bayerische Behörden, Straf- und Korrektionsanstalten rascher zum Ziele geführt: denn es ist ja festzuhalten, daß immerhin etwas Wahres angegeben wird.

Florian Back selbst seinem Vorleben nach gehörte in die Gruppe der herumziehenden Vagabunden.

X.

Der Fall Thomas Maschek (vergifteter Meſswein).

Von

Dr. Jos. R. v. Josch, Kaiserl. Rat und Landesgerichtsarzt in Klagenfurt.

Ein wohl überaus seltener und in mancher Beziehung zum Nachdenken anregender Fall beschäftigte das hiesige Schwurgericht am 11. und 12. März l. J. — In- und ausländische Blätter berichteten mehr minder eingehend über diesen Fall, konnte ja damit die Neugierde eines sensationslustigen Leserkreises in hohem Grade befriedigt werden. Wenn auch ich es wage, in einem wissenschaftlichen Blatte darüber Bericht zu erstatten, so leitet mich einzig und allein das gerichtsärztliche Interesse, das ich als Sachverständiger demselben entgegenbringe, und, das ich auch bei dem ernsten Leserkreise dieses Archivs voraussetze.

In dem lieblich gelegenen Glantale erhebt sich nördlich von der Station Feistritz-Pulst der Bahnstrecke Villach-Glandorf die Pfarre Pulst, eine Kommende des Malteser-Ordens, an welcher seit einer langen Reihe von Jahren Wenzel Strnad als Pfarrer wirkt. Da derselbe, ein 59jähriger Mann, obwohl sonst vollkommen gesund, eines Augenleidens wegen (schwere Form von Uveitis) nur mühsam die Seelsorge mehr versehen konnte, wurde ihm eine Hilfskraft zugeteilt, und zwar seit 28. September 1898 in der Person des nun 30jährigen Kaplanes Thomas Maschek.

Am 30. November v. J., dem ersten Adventsonntage, zelebrierte Pfarrer Strnad die Messe um 7½ Uhr morgens. Bei der Kommunion verspürte er im konsekrierten Weine einen bitteren, widerlichen Geschmack, und ein zweiter Versuch bestätigte seine erste Wahrnehmung, weshalb er den Inhalt des Mundes in das Ablutionsgefäß spuckte, darauf den Kelch purifizierte, und die Purifikationsflüssigkeit ebenfalls in das Ablutionsgefäß goß. Trotzdem der Pfarrer nur einige Tropfen von dem Weine gekostet hatte, spürte er nach kaum einer Minute eine Schwere im Kopfe, wurde betäubt und stürzte am Altare bewußtlos zusammen. Die Erscheinungen, welche sich beim plötzlich schwer

erkrankten Priester einstellten, beschreiben die Augenzeugen dahin, Patient sei leichenblaß gewesen, habe kalte Hände und Schaum vor dem Munde gehabt, es seien ganz eigentümliche „schnaufende“ Atembewegungen zu bemerken gewesen, ebenso seien Zuckungen an einzelnen Muskelpartien und Erbrechen aufgetreten. Die Bewußtlosigkeit dauerte 1½ Stunden; er wurde noch in diesem Zustande in sein Zimmer getragen und zu Bett gelegt. Als er wieder das Bewußtsein erlangt hatte, stellten sich Übeligkeiten ein, er erbrach mehrmals und begehrte Milch, die er in großen Mengen zu sich nahm, und sogleich wieder erbrechen mußte. Der von St. Veit herbeigeholte Bezirksarzt Dr. Widmann erschien in den ersten Nachmittagsstunden, fand den Patienten zwar noch schwach und im Bette liegend, doch hatte er sich schon ziemlich erholt, und war imstande, über alles Auskunft zu geben, so daß der Arzt mit ihm ein Protokoll aufnehmen konnte. Der Pfarrer hatte nämlich, sobald er sich etwas erholt hatte, den Verdacht ausgesprochen, er müsse vergiftet worden sein, und ließ sich sogleich aus der Kirche das Ablutionsgefäß holen. Dieses sowohl, als eine Flasche mit Wein, die in der Sakristei sich befand, und aus welcher der Meßwein jedesmal herausgenommen wurde, und endlich eine Menge von der in ein Lavoir erbrochenen Masse, nahm der Arzt mit sich, um sie dem Gerichte zur chemischen Analyse zu übergeben. In den Meßkännchen, sowie im Kelche war keine Flüssigkeit mehr vorhanden, in ersteren deshalb nicht, weil man bei den Wiederbelebungsversuchen, die man in der Kirche bei dem Pfarrer vornahm, den Inhalt der Kännchen zum Bespritzen und Einreiben der Schläfen verwendet hatte. Im Kelche deshalb nicht, weil, wie bereits erwähnt, der Pfarrer selbst den restlichen Inhalt in das Ablutionsgefäß gegossen hatte.

Pfarrer Wenzel Strnad konnte bereits am 1. Dezember 1902 beim Bezirksgerichte St. Veit seine erste Aussage machen. Er, der bis nun mit Ausnahme seines schwachen Gesichtes sich ungestörter Gesundheit erfreute, und nicht die Spur von Selbstmordgedanken hatte, gab seiner Überzeugung sogleich Ausdruck, man habe ihn vergiften wollen. Er könne einen so schwerwiegenden Verdacht gegen niemanden aussprechen, um so mehr, da es ihm nicht bekannt sei, Feinde zu besitzen. Auffallend erscheine es ihm nur, daß er bereits zwei Tage vorher (Freitag, 28. November) beim Mittagsessen in seiner Fastensuppe ebenfalls einen widerlichen Geschmack bemerkte, den die Suppe des neben ihm sitzenden Kaplanes Maschek, die er sofort kostete, nicht gehabt hatte. Der Pfarrer gab die Suppe von seinem Teller dem Hunde. Nach dem Speisen ging der Pfarrer, um einige geschäftliche

Anordnungen zu treffen, in seinem Glase ein Restchen Wein zurücklassend, aus dem Zimmer, während Maschek zurückblieb. Als der Pfarrer nach einiger Zeit zurückkam, war Maschek nicht mehr im Zimmer, und nun hatte der restliche Wein im Glase denselben widerlichen Geschmack, wie die Suppe. Eine bemerkbare Gesundheitsstörung war beim Pfarrer nicht eingetreten, wohl aber soll sich, wie der Pfarrer dies bei der Verhandlung mitteilte, der Hund verkrochen haben, und erst nach drei Tagen zum Vorschein gekommen sein.

Der Pfarrer erwähnte weiter, daß er den Attentäter mit folgendem in Zusammenhang bringe: Er besaß ein Sparkassenbuch der böhmischen Sparkasse, auf seinen Namen lautend, aus welchem er seit dem Jahre 1889 keine Zinsen mehr behob. Die Höhe der Einlage mit den Interessen könne er nicht genau angeben, sie betrage beiläufig 4000 Kronen. Dieses Sparkassenbuch lag in einer Reisetasche in dem versperrten Waschkasten. Im Juli dieses Jahres (1902), als er im Kasten nachsah, bemerkte er, daß wohl der Umschlagsdeckel des Büchels vorhanden war, das Büchel aber war herausgerissen und verschwunden, Andere daneben befindliche Sparkassenbüchel blieben vorhanden. — Kurz darauf diktierte er dem Kaplan einen Brief an die Direktion der böhmischen Sparkasse mit der Anfrage, ob jemand seine Einlage behoben habe, und übergab den Brief zur Expedition dem Kaplan, der auch dem Pfarrer bald darauf einen Aufgabeschein über die rekommandierte Sendung einhändigte. — Etwa 14 Tage später erhielt der Pfarrer ein Telegramm ohne Unterschrift aus Prag des Inhaltes: „Kapital 1192 fl., samt Zinsen seit 1889 unbehoben. Ohne ordentliche Legitimation wird das Geld nicht ausgefolgt“. Da dem Pfarrer die Sache doch bedenklich erschien, beschloß er am 1. Dezember selbst nach Prag zu reisen, um sich zu informieren, und wußte von dieser Abreise nur seine Wirtschafterin Frau Ledwina und der Kaplan. Da nun der Unfall am 30. November stattfand, so dürfte nach Ansicht des Pfarrers ein ursächlicher Zusammenhang bestehen. —

Die Gerichtschemiker fanden nun in dem Inhalte des Ablutionsgefäßes zweifellos Cyankali, und zwar ergab die quantitative Analyse in 100 g Wein 78 mg. Cyankali. In dem Erbrochenen konnte kein Cyankali nachgewiesen werden. Der Wein aus der Weinflasche in der Sakristei zeigte saure Reaktion, hatte keinen auffallenden Geschmack, und die Untersuchung desselben auf Cyankali blieb resultatlos.

Die weitere Erhebung ergab nun, daß das rekommandierte Schreiben am 21. Juli 1902 dem Postamte in Feistritz zur Beförderung als rekommandierter Brief von Thomas Maschek persönlich oder durch einen Knaben übergeben wurde. Am selben Tage jedoch nahm

Maschek, wie der Postadministrator Carl Seidl angibt, das Schreiben wieder zurück, ohne das Rezepiß, welches Maschek dem Pfarrer übergeben hatte, auszufolgen. Seidl verlangte in den späteren Tagen abermals die Rückgabe des Rezepisses vom Kaplan, bekam es aber nicht, bis diese Sache in Vergessenheit gelangte. Das oben erwähnte Telegramm rührte nicht von der böhmischen Sparkasse in Prag her, sondern von einer gewissen Therese Kožesnik in Prag, welche Maschek, ihr den Wortlaut genau vorschreibend, darum ersucht hatte. Dieses Vorgehen des Maschek erklärt sich daraus, daß er die Entdeckung des von ihm begangenen Diebstahles durch die Anfrage des Pfarrers bei der Sparkasse um jeden Preis verhindern mußte, denn er hatte damals schon, und zwar in der Zeit vom 12. August 1901 bis 18. Juli 1902 in verschiedenen Beträgen, teils durch Therese Kožesnik und Josef Janovsky in Prag, teils sogar persönlich (am 24. Oktober 1901), zusammen 3833 Kr. 60 h. aus dem Sparkassenbuche des Pfarrers Strnad behoben.

Thomas Maschek, der anfänglich den Diebstahl vollkommen leugnete, konnte nach Erweisung der Tatumstände nicht länger mehr dabei bleiben, gab schließlich bei seinem Verhöre am 9. Februar 1902 auch zu, persönlich in Prag am 24. Oktober 1901 gewesen zu sein, um einen Betrag aus dem Sparkassenbuch zu beheben, nur behauptete er, daß er das Buch nicht selbst entwendet, sondern von einer dritten Person, die er nicht nennen könne, zum Zwecke der Realisierung erhalten, und dieser Person auch wieder die realisierten Beträge ausgefolgt habe.

Diese Verantwortung war jedoch ganz unwahrscheinlich, da Maschek insbesondere in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Pulst ein flottes Leben führte, das mit seinem Einkommen in keinem Verhältnis stand. Er machte wiederholt, oft sogar in der Woche mehrmals Ausflüge, bewirtete manchmal die ganze Gesellschaft, wobei auch Champagner getrunken wurde, trieb sich täglich bis in die späten Nachtstunden in Gasthäusern herum, kam oft nicht zum Abendessen in den Pfarrhof, wo er die Verpflegung umsonst gehabt hätte. Auch sonst verbrauchte er größere Summen für Anschaffung eleganter Toilette, für Bücher, Delikatessen, Liköre usw.

Und nun kommen wir zu den Begebenheiten am 28., 29. und 30. November 1902. Am Freitag den 28. November zelebrierten sowohl der Pfarrer als der Kaplan ihre Messe. Der dabei gebrauchte Wein war anstandslos. Am Mittagstisch trug sich, wie bereits erwähnt, der Umstand mit der Fastensuppe und dem Wein zu, worüber weitere Aufklärungen fehlen. Am selben Nachmittag bat der Kaplan

den Pfarrer, für ihn am nächsten Morgen die Messe zu lesen, da der Kaplan in der Filialkirche in Lebmach den Gottesdienst verrichten wollte. Der Pfarrer sagte zu. Als am Samstag (29. November) der Pfarrer sich zeitlich morgens ankleidete, um die Messe zu lesen, rief Maschek in das Zimmer des Pfarrers, er werde selbst die Messe in Pulst lesen. Als Maschek dann in die Sakristei kam, hatte der Meßner den zum Meßopfer bestimmten Wein bereits zum Altar getragen gehabt. Der Meßner Otto Tronegger gibt nun an, daß Maschek bei der Messe zweifellos von dem Weine gar nichts genoß, und denselben nach der Messe samt dem in der Flasche befindlichen Rest Weines, der angeblich trüb war, in der Sakristei hinter einem Schranke auf den Boden goß, wo sich etwas Papier und Werg befand. Diese Stoffe wurden nachträglich von der Gerichtskommission vorgefunden und zur chemischen Analyse gegeben. Die Gerichtschemiker konnten im übersandten Papier und Werg Salpetersäure entdecken. Ein am Abort des Pfarrhofes gestandenes Fläschchen mit etwas Salpetersäure, welche zur Ätzung einer Warze an der Hand eines Dienstmädchens einst benutzt worden war, wurde nach diesem Vorfalle leer gefunden. —

Zum besseren Verständnis über die Beschaffung des Meßweines in der Pfarre Pulst muß folgendes erwähnt werden. Der zum Meßopfer bestimmte Wein befindet sich in einem mit einer Sperpipe versehenen Fasse im Keller des Pfarrers und wird nur von letzterem oder von dem Dienstmädchen Antonie Kastner, dem Meßner Otto Tronegger oder dessen Mutter Karoline Tronegger, in einer Halbliterflasche gefüllt, in die Sakristei gestellt. Aus dieser Flasche wird der zum Meßopfer benötigte Wein vom Meßner oder dessen Mutter in die Meßkännchen gefüllt, welche dann unmittelbar vor der Messe, das eine mit Wein, das andere mit Wasser gefüllt, auf das Speisegitter vor dem Altare gestellt werden. Nachdem die Weinflasche schon Mittwoch oder Donnerstag vorher gefüllt worden war, der Wein am Freitag (28. November) früh noch keinerlei Veränderungen zeigte, am Samstag früh Maschek aber nicht mehr Zeit hatte, den Wein mit Salpetersäure zu mengen, kann dies nur am Freitag geschehen sein, was um so leichter war, als die Kirche an diesem Tage von 9 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags abgesperrt war und Maschek unbemerkt in dieser Zeit in der Sakristei manipulieren konnte. Gerade an diesen Tagen war der Kirchenschlüssel nie an seinem gewohnten Platze in der Küche, sondern hatte ihn offenbar Maschek in der Tasche, da der Schlüssel am 30. November auf seinem Schreibtische gefunden wurde. Erwähnenswert ist auch, daß Karoline Tronegger, welche am Freitag Vormittag als letzte in der Kirche war, den Schlüssel zweimal

im Schlosse umdrehte, wie sie es ausnahmslos immer zu tun pflegt während nachmittags, als sie um 5 Uhr die Kirche wieder aufsperrte, das Schloß nur einmal gesperrt war, was die Gewohnheit der Bewohner des Pfarrhofes ist. Nachdem aber erwiesen wurde, daß an diesem Tage zwischen 9—5 Uhr niemand der Pfarrhofbewohner in der Kirche war, kann nur Maschek in der Kirche gewesen sein. —

Am Sonntag den 30. November kam Maschek etwas vor 6 Uhr früh in die Sakristei, um die Frühmesse zu lesen, und sagte zum Meßner, dem 15jährigen Otto Tronegger, der Pfarrer werde wahrscheinlich zugleich mit ihm die Messe lesen. — Tronegger war gerade mit frischem Wein, nachdem ja Maschek tagszuvor den restlichen Wein weggeschüttet hatte, aus dem Pfarrhofe gekommen. Maschek goß sich sein Meßkännchen selbst ein, während Tronegger ein zweites für den Pfarrer füllte, und beauftragte sonach den Tronegger, die für ihn (Maschek) bestimmten Meßkännchen zum Hauptaltar zu tragen. Ein solcher Auftrag wurde zuvor niemals dem Tronegger erteilt. Der Meßner vollführte diesen Befehl, ging dann vom Altare weg auf den Turm, um zu läuten, und dann erst wieder in die Sakristei. Während dieser Zeit war Maschek allein in der Sakristei, wo noch der für den Pfarrer bestimmte Meßwein stand (!). —

Beim Läuten am Turm waren auch die Knaben Karl Manesneger (14 Jahre alt) und Justinus Mulle (11 Jahre alt) tätig, welche dann in die Kirche kamen und dem Kaplan ministrierten, während Otto Tronegger mit dem Klingelbeutel während der Messe Almosen sammelte. Da man nach der Angabe Maschecks glauben mußte, es werde der Pfarrer gleichzeitig mit dem Kaplane die Messe lesen, wurde nun der für den Pfarrer bestimmte Wein zum Kreuzaltar getragen, später aber zum Speisegitter am Hochaltar. Nachdem Maschek seine Messe gelesen hatte, ging er um 6¾ Uhr aus der Kirche. Um 7½ Uhr zelebrierte der Pfarrer die Messe am Hauptaltar, wobei ihm Karl Manesneger ministrierte. Bei der Kommunion trat nun das Ereignis ein, welches eingangs mitgeteilt wurde. Der bittere, widerliche Geschmack des Weines veranlaßte den Pfarrer, einen Rest, welchen er in der Mundhöhle hatte, in das Ablutionsgefäß zu spucken, wohin er auch den Rest aus dem Kelche schüttete. Zum besseren Verständnis möge mitgeteilt werden, daß das Ablutionsgefäß ein einem Auflegegläschen ähnliches Glasgefäß ist, das mit einem hölzernen Deckel verschließbar ist. Es hat eine Höhe von 5 cm, der Durchmesser des Bodens beträgt 5 cm, der der oberen Lichtung 6,5 cm und sein Standort ist rechts vom Tabernakel. Der Zweck dieses Gerätes besteht darin, daß der Priester, falls er die Kommunion der Gläubigen vor-

genommen hat, seine Finger in dem im Glase befindlichen Wasser reinigen kann. Zum Abtrocknen dient sodann ein daneben befindliches, kleines Tuch.

Das von den Gerichtsärzten, dem Berichterstatter und Dr. Richard Pichler abgegebene Gutachten über die chemische Analyse lautet wie folgt:

Die Symptome bei Cyankalivergiftung treten in weitaus der Mehrzahl der Fälle unmittelbar nach dem Genusse des Mittels auf und verlaufen rapid, meist in Minuten tödlich. Bei langsamerem Verlauf stellen sich die Symptome etwa so dar: Bitterer, scharfer Geschmack, vermehrte Speichelsekretion, häufiges Spucken, Gefühl von Zusammenschnüren im Schlunde, Übeligkeiten, Brechneigung; nach wenigen Minuten Angst, Gefühl, als ob die Brust zusammengeschnürt werde, die Atmung unmöglich sei, Schwindel, Gedankenverwirrung, dann erfolgt Zusammenstürzen, Konvulsionen, Zuckungen einzelner Muskelgruppen, wobei die Respiration auffallend verändert erscheint. Es ist nämlich die Inspiration kurz, die Exspiration lang gezogen; die Pausen zwischen den einzelnen Atemzügen sind lang und werden bis zum Tod immer länger. Die Konvulsionen lassen bald nach, es tritt allgemeine Lähmung der Muskeln ein, und der Tod erfolgt unter allmählichem Sistieren der Respirationsbewegungen. Die Haut ist meist blaß oder bläulich, fühlt sich kalt an; Schaum findet man nicht selten vor dem Munde, da die Kiefer fest aneinander gepreßt sind und die Luft den vermehrten Speichel zu Schaum schlägt.

Tritt Genesung ein, so steht sie im grellsten Kontraste zu den schweren Symptomen. Sie folgt rasch und vollständig ohne alle Nachkrankheiten. Erbrechen leitet nicht selten die Genesung ein.

Dies ist in kurzen Worten das Symptomenbild einer Cyankalivergiftung, und wenn wir nun die eigenen subjektiven Empfindungen die Pfarrer Strnad angegeben, sowie die laienhaften, aber dennoch recht verwertbaren Aussagen der verschiedenen Augenzeugen hiermit vergleichen, so kommen wir zum Schlusse, daß das eingetretene Krankheitsbild vollkommen einer tatsächlich erfolgten Cyankalivergiftung entspricht. Hierbei müssen wir hervorheben, daß die von den Gerichtschemikern vorgefundene Menge von Cyankali nur die nachgewiesene Minimalquantität des Giftes angibt und der Gehalt der Blausäure ursprünglich gewiß viel größer war, da die Blausäure, und diese ist eben das wirksame Gift in der Cyankaliverbindung, außerordentlich flüchtig ist und im gegebenen Falle bis zur chemischen Untersuchung mehr als 4 Tage verstrichen. Überdies befand sich im Ablutionsgefäß nicht nur der reine Meßwein, sondern auch Wasser, daher

die Konzentration des Weines mit Gift viel größer gewesen sein muß — die letale Dosis von Cyankali beträgt nach Seidel (Maschka, Handbuch der gerichtlichen Medizin) 0,15 g. — Es ist somit ganz zweifellos, daß das dem Meßweine beigefügte Gift, Cyankali, vollkommen geeignet war, den Tod des Pfarrers W. Strnad herbeizuführen, und daß derselbe nur dadurch abgewendet wurde, weil der Priester rasch den widerlichen Geschmack verspürte und den Wein ausspuckte. Die demungeachtet konsumierte kleine Menge des vergifteten Weines war aber hinreichend, die beobachtete und gewiß lebensbedrohende schwere Gesundheitsstörung hervorzurufen. Durch das glücklicherweise eingetretene reichliche Erbrechen wurde sodann das Gift eliminiert, und konnte Genesung eintreten.

Wenn die Gerichtschemiker in dem Erbrochenen Cyankali nicht nachweisen konnten, so ist dies sehr leicht erklärlich, da Dr. Widmann die im Lavoir angesammelte Menge des Erbrochenen der chemischen Analyse zuführte, diese Masse jedoch erst von einer Zeit herrührt, in welcher der Pfarrer bereits im Zimmer war und reichliche Mengen Milch getrunken hatte, während die erst erbrochenen Massen zu Stufen des Altares und in den Meßgewändern sich befunden haben mußten. —

Die Beimengung der Salpetersäure zum Wein würde sich zu Mordzwecken wenig eignen, da erstere eine scharf ätzende Säure ist, welche schon an den Lippen und in der Mundhöhle sogleich intensive Schmerzen durch Verätzung der Schleimhaut bewirken würde. Die Zugabe konzentrierter Salpetersäure zu einem weißen Tirolerwein erzeugt, wie wir selbst einen diesbezüglichen Versuch machten, keine Trübung der Flüssigkeit, wohl aber eine leichte Rotfärbung. Wenn demnach der Meßwein am 29. November trübe war, so kann dies wohl von anderen Ursachen bedingt gewesen sein. — —

Wenn man nun nachforscht — sagt die Anklageschrift — was Maschek, nachdem er die Messe gelesen hatte, getan hat, so kommt man zur Überzeugung, daß sein ganzes Benehmen ein derart auffallendes und ihn so schwer belastendes ist, daß an seiner Schuld wohl kein Zweifel sein kann. Während der Messe des Pfarrers hackte er sich Holz im Hofe zurecht, womit er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit in seinem Zimmerofen Feuer machte. Nach den Spuren der nachträglich aufgefundenen Asche zu schließen, muß er damals eine Menge von Korrespondenzen verbrannt haben, die letzten Zeugen seiner Schuld, denn der Pfarrer mußte nach seiner Überzeugung in kurzer Zeit tot sein. In dem Ofen wurde auch ein Scherben eines Medizinfläschchens gefunden.

Als er dann vom Unfalle des Pfarrers verständigt wurde, kam er allerdings in die Kirche, beteiligte sich am Transporte des Pfarrers nicht, sondern stürzte, nachdem die Kirche leer war, nach den Angaben Troneggers, zum Altar, erfaßte den Kelch und ging damit in die Sakristei. Das Ablutionsgefäß ließ er unbeachtet, da er nicht wußte, daß der Pfarrer den Wein nicht getrunken, sondern ausgespuckt hatte. Den Kelch wischte er mit dem Kelchtüchlein energisch aus und stellte ihn in den hierfür bestimmten Kasten. Das Kelchtüchlein muß Maschek nach Angabe Troneggers mitgenommen haben, denn es ist seit dieser Zeit spurlos verschwunden.

Bevor Maschek die Sakristei verließ, und bevor er noch im Zimmer des Pfarrers gewesen war und gewußt haben konnte, wie es letzterem gehe, sagte er zu Tronegger: „Richte den Chorrock her, damit wir den Pfarrer, wenn er schlechter wird, versehen können“ — auch ein Beweis, daß er an einem letalen Ausgange gar nicht zweifelte, ihn daher ganz gewiß beabsichtigt hatte.

Darnach erschien Maschek im Krankenzimmer des Pfarrers und nahm ihm die Alba und das Schultertuch ab, gab die Sachen jedoch trotz ihres Verlangens nicht der Meßnerin Karoline Tronegger, sondern warf sie vor die Tür.

Diese beiden Gegenstände, sowie zwei Handtücher, welche mit Erbrochenem besudelt wurden, konnten trotz eifrigen Suchens im ganzen Pfarrhofe nicht gefunden werden; bei der eingehenden gerichtlichen Hausdurchsuchung wurden sie im Kanale gerade unter dem Abortschlauche eruiert. Von dem Schultertuch wurde beim hastigen Abnehmen ein Band abgerissen, und dieses Band befand sich im Zimmer des Maschek.

Um das weitere Schicksal des Pfarrers kümmerte sich Maschek am 30. November, nachdem er dem noch bewußtlosen Pfarrer die letzte Ölung erteilt und um einen Arzt telegraphiert hatte, nicht mehr. Er ging mittags aus dem Pfarrhof weg und kam erst spät nachts heim.

Erwähnenswert ist auch, daß der Wein im Ablutionsgefäße nach Angabe des zum Pfarrer berufenen Bezirksarztes Dr. Widmann einen durchdringenden Moschusgeruch hatte, infolgedessen der genannte Arzt den Verdacht sofort auf Maschek lenkte, der sich immer mit Moschusseife zu waschen pflegte.

Woher sich Maschek das Cyankali verschafft hat, konnte nicht eruiert werden; es ist jedoch zu bemerken, daß Maschek Amateurphotograph ist, und als solcher leicht Gelegenheit hatte, Cyankali, welches zum Entwickeln der Bilder benötigt wird, zu erlangen.

Die Verantwortung Mascheks in bezug Diebstahls des Sparkassen-

büchels blieb später immer die gleiche. Er sprach stets von der dritten Person, die er nicht nennen könne, da sie ihm Wohltaten erwiesen habe. Sein flottes Leben und die vielen Geldausgaben bestritt er, wohl aber sei er gezwungen gewesen, öfter den Pfarrhof zu meiden und das Gasthaus aufzusuchen, da die Wirtschafterin häufig betrunken sei, und in diesem Falle die Speisen ungenießbar bereite. Den Verdacht des Mordversuches lenkte er aber in folgender Weise von sich ab. Der Pfarrer sei geizig, und der Meßwein sei aus Sparsamkeit oft trübe und schlecht gewesen, so auch am Samstag den 29. November, wo er gezwungen war, denselben wegzuschütten. Wer am 30. November in des Pfarrers Wein Cyankali getan, könne er nicht wissen; die Möglichkeit, daß dies von dritter Seite geschehen sei, könne nicht abgesprochen werden, da die betreffenden Meßkännchen anfänglich zum Kreuzaltar und von dort wieder zum Speisegitter des Hochaltars getragen worden seien. In dieser Zeit, von 6—7½ Uhr morgens, könne leicht jemand das Gift dem Wein beigemengt haben. Er gebe zu, sich mit Moschusseife die Hände gewaschen zu haben, und da er das Wasser im Ablutionsgefäße, welches höchstens zwei bis dreimal im Jahre erneuert werde (tatsächlich wahr!) zum Reinigen seiner Finger zu benützen pflege, könne auch der Moschusgeruch im Wasser vorhanden gewesen sein.

Das Verhältnis zwischen Pfarrer und Kaplan war, wie beide Teile bezeugen, ein stets gutes, nur behauptet jener, Maschek sei einmal gegen ihn brutal gewesen. Die Erhebungen ergaben, daß Maschek seinem Vorgesetzten gegenüber zwar meist zuvorkommend und anständig gewesen sei, aber in dessen Abwesenheit über ihn geschimpft habe, und ihm Feinde zu verschaffen suchte, während er sich selbst populär zu machen trachtete, und sogar mit Knechten sich duzte.

Nachdem von Verwandten Mascheks die Frage angeregt wurde, ob letzterer wohl geistig normal sei, wurde die Untersuchung dessen Geisteszustandes angeordnet und durch den Berichterstatter und Dr. Carl Werner, Primararzt der Landesirrenanstalt, vorgenommen.

Ergebnis der persönlichen Untersuchung.

In mehreren Terminen wird Thomas Maschek einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Derselbe präsentiert sich als ein seinem jugendlichen Alter von 30 Jahren entsprechend aussehender Mann von 174 cm Körpergröße, der sich während seiner Untersuchungshaft den Bart wachsen ließ, den er sorgfältig frisiert und nicht ohne eine gewisse Koketterie zeitweilig mit der Hand zu ordnen pflegt. Das Kopfhaar ist bereits ziemlich gelichtet und im Gesicht lassen zerstreut

liegende Narben den Bestand einer einstigen Blatternerkrankung (angeblich im ersten Lebensjahre) deutlich erkennen. Die Gesichtsfarbe ist gesund und frisch, die Muskulatur mäßig entwickelt, das Fettpolster insbesondere an der Brust reichlich, das Knochengerüste kräftig. Von ausgesprochenen Degenerationszeichen kann nichts erwähnt werden, es wäre denn eine schwache Entwicklung der Ohrläppchen. Der Schädel zeigt brachyzephale, symmetrische Entwicklung. Der Kopfumfang beträgt 56 cm, der gerade Durchmesser 18,5 cm, der größte Breitendurchmesser 16 cm, der bitemporale 12 cm. — Es besteht ein geringer Grad der Myopie, welcher durch passend getragene Gläser vollkommen korrigiert wird. Die Sehschärfe ist normal, wie wir uns mit Sehproben überzeugen konnten. Die Pupillen reagieren auf Licht und Akkomodation prompt, sind in Mittelweite und gleichweit. Der Gehörsinn ist scharf. Beide Gesichtshälften sind gleichmäßig innerviert. Der Mund klein und zart geformt. Zähne sind teilweise defekt. Die Zunge rein, zeigt unbedeutendes Zittern, weicht mit ihrer Spitze nicht ab. Das Herz von normaler Größe, Herztöne rhythmisch und rein. Der Patellarreflex wird beiderseits in normaler Weise ausgelöst, Haltung stramm, Gang sicher. Beim Rombergschen Versuch tritt kein Schwanken ein.

Am linken Vorderarm zeigen sich unter der Haut mehrere abhebbare, nicht druckempfindliche Geschwülste, von denen die größte taubeneigroß ist. Am rechten Vorder- sowie Oberarm je eine solche, dann am linken Oberschenkel und am Rücken in der Höhe der letzten linken Rippe (multiple Fibrome, die bereits seit 10 Jahren bestehen sollen). Die Drüsen sind nirgends geschwellt. Die Genitalien zeigen nichts Abnormes, insbesondere ist keine Narbe vorhanden.

Die Sprache zeigt keinerlei Störung. Der Gesichtsausdruck ist belebt, das Mienenspiel nicht von der Norm abweichend. Bei lebhafterer Konversation läßt sich ein leichter Gefäßkrampf beobachten, der sich in wechselnder Gesichtsfärbung kundgibt.

Von überstandenen Krankheiten erfahren wir, daß er nebst den Blattern im zartesten Kindesalter später als Gymnasiast Erysipel, und im Jahre 1899 einen Gelenkrheumatismus zu überstehen hatte, welcher angeblich durch 6 Wochen dauerte. Im Jahre 1889 wurde er in Prag überfahren, war durch kurze Zeit bewußtlos und hatte ein länger dauerndes Fußleiden. Er spricht mit ziemlich selbstbewußter Betonung über sein gutes Studium, sein stets korrektes Verhalten, über den Erfolg seiner Predigten, welche meist einen großen Kreis Andächtiger zur Kirche lenkten, über seine Beliebtheit als Katechet in der Schule und über seine gesellschaftlichen Verhältnisse, die ihm Eingang in viele

Familien verschaffte. Eine Neigung zum Genuß geistiger Getränke wird ebensowenig zugegeben, als Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte. In letzterer Beziehung entstehen wohl normale, heterosexuale Begehrungen, die er aber des Zölibates wegen nicht befriedigt. Eine Ansteckung habe niemals stattgefunden. Was den von ihm gewählten geistlichen Beruf betrifft, so ist er im ganzen zufrieden, da er Beliebtheit in der Bevölkerung sich zu verschaffen wußte, ja er war selbst in Pulst gerne, trotzdem ihm das Leben am Pfarrhof nicht behagte, bloß aus dem Grunde, weil er sich von allen Seiten Anerkennung erwarb und bemerkt hatte, daß man ihn weit lieber habe als den Pfarrer. — Er glaubt gefehlt zu haben, was das Sparkassenbuch betrifft, doch auch hierin sei sein Fehler nur ein kleiner, indem er alles nur für die dritte Person tat und selbst keinen Nutzen davon hatte. Diese wolle er nicht nennen, da er sonst schwer kompromittierende Angelegenheiten vorbringen müßte und er gegenüber dieser Person zur Dankbarkeit verpflichtet sei. Nur aus diesem Grunde, weil er betreffs des Sparkassenbuches eine Schuld auf sich lud, sei nun der so schwere Verdacht auf ihn gelenkt worden, seinen Pfarrer vergiftet zu haben, ein Verbrechen, das er nicht begangen habe und wobei man einen Justizmord vollziehen würde, wenn ihn die Geschworenen schuldig sprechen würden. In diesem Falle würde er alle Rechtsmittel ergreifen, um seine Unschuld klarzulegen und gezwungenerweise Enthüllungen machen, worüber alles staunen würde. Mit geheimnisvoller Miene kommt er wiederholt darauf, welche Überraschung seine Enthüllung hervorrufen werde. Als Grund, warum er nicht schon im jetzigen Stadium der Untersuchung mit der vollen Wahrheit hervorrücke, gibt er an, nicht als Helfer der Justiz sich verwenden zu wollen, deren Aufgabe es sei, die Sache selbst gründlich und ohne Voreingenommenheit zu erforschen. Andeutungsweise glaubt er auch den mysteriösen Tod der 20jährigen Katharina Fidler, welcher am 28. August 1898, noch vor seiner Ankunft in Pulst (28. September 1898) sich zutrug, und von welchem er nur gerüchtweise einiges in Erfahrung gebracht hatte, mit den Vorgängen, wie sie im Pfarrhofe herrschen, in Zusammenhang zu bringen [1]. —

Das Benehmen in der Zelle, in welcher er sich mit einem schwachsinnigen Brandleger befindet, ist vollkommen unauffällig. Er ißt mit Appetit, schläft gut, benimmt sich anständig gegenüber seiner Um-

---

1) Dieser Fall war damals Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung, und stellte es sich heraus, daß sich Katharina Fidler mit Zündhölzchenköpfen vergiftet hatte.

gebung, und konnte der Bestand von epileptischen Krämpfen oder Sinnestäuschungen absolut nicht vorgefunden werden.

Gutachten.

Mit Recht drängt sich im vorliegenden Falle wohl die Frage auf, aus welchem Grunde überhaupt Zweifel in die geistige Integrität des Exploraten gesetzt wurden. Aus den umfangreichen Akten und den mit großer Umsicht geführten Erhebungen sind nur ganz geringe Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß eine Geistesstörung vorliegen könne. So schreibt sein Onkel Karl Lissal (O. Z. 75), daß Maschek's Vater, Schneider in Prag, ein Säufer gewesen, den der Trunk ins Elend brachte. Er hinterließ bei seinem Tode 4 Kinder, deren jüngstes, Thomas, damals 10 Jahre alt war. Von den Geschwistern des Exploraten ist Alois, der älteste, Lehrer in Dobruska, „dort durch seine unsinnigen Streiche bekannt“ — wie der Onkel schreibt: „Wenn er Gelegenheit und Geld hat, huldigt er auch gerne seiner erblichen Schwäche. Seine energische Frau jedoch trachtet ihn womöglich vom Trinken fernzuhalten“. — Der zweite Bruder, Wenzel, sei schwachsinnig gewesen und verunglückte durch Überschüttetwerden, wobei er den Tod fand. Eine jüngere Schwester ist mit einem Lehrer verheiratet. Über Thomas äußert sich der Onkel dahin, daß er bereits als Priester in Prag sich dem Trunke ergeben habe und in schlechte Gesellschaft gekommen sei. Eines Tages im Jahre 1899 sei er von Pulst plötzlich nach Prag gekommen und habe seinem Onkel gesagt, er werde jetzt das Doktorat machen. Im Konvente belog er den Prior und die Konventbrüder mit der Nachricht, er habe bereits das Doktorat gemacht. (Richtig gestellt vom Prior Fra Ferdinand Warter, O. Z. 92, daß er sich fälschlich als Kandidaten des philosophischen Doktorates ausgab und deswegen eine Rüge erhielt.) — Die Briefe des Thomas an seinen Onkel seien später seltener geworden und seien zeitweilig so „kopf- und haltlos“ gewesen, daß man aus denselben nicht klug werden konnte, weshalb er „der Rappel“ in der Familie genannt wurde. —

Sein Bruder Alois Maschek (O. Z. 122) deponiert, Thomas sei in den Gymnasialferien häufig zu ihm gekommen, „schon damals litt er an starker Unruhe, so daß er vor mir flüchtete“. Als Kleriker kam Thomas wieder zu seinem Bruder, und als ihm dieser zuredete (?!), wurde er so zornig, daß er die Wohnung verließ und ins Gasthaus übersiedelte. — Zeuge meint, daß Thomas schon damals geistig nicht vollkommen gesund war, weil er verschwenderisch lebte. —

Im Gegensatze zu diesen Ansichten stehen alle übrigen Erhebungen,

denen zufolge er anstandslos und mit gutem Erfolge das Gymnasium absolvierte und als Kleriker sich tadellos benahm. Erst nachdem er Priester war, scheint er ein etwas flotteres Leben geführt zu haben und insbesondere leichtsinnig in seiner Geldgebarung gewesen zu sein, so daß er sich in Schulden stürzte. Von Erscheinungen, welche an eine Geistesstörung schließen ließen, weiß niemand aus seiner Umgebung das geringste anzugeben. Auch unsere eingehende Beobachtung und Untersuchung gibt uns hierfür keinen Anhaltspunkt. — Seiner genossenen Bildung entsprechend, ist seine Auffassung und das Urteilsvermögen vollständig geordnet, sein Erinnerungsvermögen intakt, die Verantwortung eine, wenn auch nicht schlaue, so doch immerhin wohldurchdachte. Wahnideen oder Sinnestäuschungen in irgendeinem Gebiete konnten nicht zur Beobachtung kommen, ebenso fehlen jegliche Symptome, die auf temporäre Bewußtlosigkeit schließen ließen.

Wenn wir dem ungeachtet bei der Wichtigkeit der vorliegenden Expertise alle Anhaltspunkte, die auf pathologischen Veränderungen des Zerebralnervensystems schließen ließen, zusammen fassen, so ergibt sich: die Abstammung von einem trunksüchtigen Er zeuger, der Nachweis leichter vasomotorischer Funktionsstörung, die zeitweilig auftretende, von seinen Verwandten beobachtete, krankhafte Gemütsreizbarkeit, die bis zur Höhe wutzorniger Affekte sich erhebt, das für den Beruf des Priesters nicht vereinbare, zu Genußsucht hinneigende, freiere Leben, und etwa der Alkoholmißbrauch. Alle diese Momente zusammengefaßt, könnten möglicherweise zu dem Schlusse verleiten, daß ein Fall von moralischem Irresein vorliege. Bei näherer Erwägung muß jedoch die Haltlosigkeit einer solchen Diagnose in die Augen springen. — Ganz abgesehen, daß die erwähnten Momente weitaus nicht hinreichend wären, fehlt für moralisches Irresein das Hauptkriterium zur Diagnose, nämlich das abnorm frühe, im Knabenalter bereits beginnende Auftreten ethischer Verkümmerung. Interesselos für alles Edle und Schöne, stumpf für alle Regungen des Herzens, befremden diese unglücklichen Defektmenschen früh schon durch Mangel an Kindes- und Verwandtenliebe, Fehlen aller sozialen, geselligen Triebe, Herzenskälte, Interesselosigkeit für alle Fragen des sozialen Lebens. Schon als Kinder werden sie durch Faulheit, Lügenhaftigkeit und Gemeinheit der Schrecken der Eltern und Lehrer, als junge Leute bei ihrem Hang zur Vagabondage, Verschwendung, Exzessen, Diebstählen die Schande der Familien, die Plagen der Gemeinden und Behörden. — Von all dem kann bei Thomas Maschek nicht gesprochen werden, der seine Studien mit Fleiß und Erfolg vollendete, dem ernsten Priesterstande sich widmete, für Musik und Wissenschaften Interesse

bekundete, am geselligen Leben Freude fand und Ehrgeiz in seiner Berufsstellung zur Schau trug. Was endlich den ihm zum Vorwurf gemachten Alkoholmißbrauch betrifft, so scheint derselbe ebenfalls keine weiteren Dimensionen erreicht zu haben, sind ja doch keine Beobachtungen von Rauschzuständen vorhanden und zeigt die körperliche Untersuchung noch keine diesem Gifte folgenden Störungen. — Auch das Trauma, das er im Jahre 1889 erlitt, hatte, wie er selbst zugibt, keine länger dauernde Bewußtlosigkeit zur Folge und lassen sich am Schädel nicht die geringsten Spuren einer etwa damals erlittenen schweren Verletzung erkennen. Eine luetische Erkrankung ist ebenfalls nicht vorhanden.

Wir kommen sonach zum Schlusse, daß sich bei Thomas Maschek keine Erscheinungen von Geistesstörung nachweisen lassen, daher er aus diesem Grunde vollkommen verantwortungsfähig erscheint.

Klagenfurt, 14. Februar 1903. Josch, Werner.

Bei der Schwurgerichtsverhandlung am 11. und 12. März l. J. blieb die Verantwortung Mascheks stets die gleiche, und obwohl vom Vorsitzenden und vom Staatsanwalte auf das dringlichste aufgefordert, den Namen jener dritten Person zu bezeichnen, da er sich dadurch eine wesentliche Kürzung seiner Strafe erhoffen dürfe, blieb die Antwort die stereotype. Die Geschworenen beantworteten die Frage auf Diebstahl einstimmig mit „Ja“; es entfiel somit die Beantwortung der Eventualfrage auf Mitschuld an Diebstahl; die Frage auf Mordversuch mit 11 Stimmen bejahend, worauf er die Strafe von 15 Jahren schweren Kerkers, ergänzt durch einen Fasttag in jedem Monate zuerkannt erhielt, und zum Ersatze des Sparkassenbuches im Werte von 3842 Kr. 02 h. an Pfarrer Wenzel Strnad, sowie zum Ersatze der Kosten des Strafverfahrens und -Vollzuges verurteilt wurde.

Die im Punkte des Strafausmaßes ergriffene Berufung an das Oberlandesgericht wurde, als unbegründet, verworfen.

Am 8. April l. J. wurde er an die Strafanstalt Suben abgeliefert.

Epikrise.

Daß ein katholischer Geistlicher am Altare bei Darbringung des heiligen Meßopfers mit dem dazu nötigen Opferelemente, dem Weine, vergiftet wird, und nur durch Zufall dem Tode entrinnt, ist gewiß ein außerordentlich seltenes Ereignis, um so seltener, als man in dem Verbrecher einen katholischen Priester entdeckte. Wohl berichtet die ärztliche Sachverständigen-Zeitung (Nr. 10, 14 und 16 vom Jahre 1902)

über einen ähnlichen Fall, der sich am 1. September 1895 in der Provinz Posen zutrug[1]).

Der Priester hatte die Messe zelebriert und eben die Predigt begonnen, als er von tetanischen Krämpfen befallen, von der Kanzel heruntergetragen werden mußte, und nach etwa zwei Stunden verschied. Die chemische Untersuchung ergab sowohl im Wein als im Wasser der Meßkännchen und im Kelch Strychnin, ebenso im Mageninhalte der Leiche. Der Fall blieb jedoch unentdeckt und ungesühnt; es war nämlich nicht ganz zweifellos, ob es sich nicht um Selbstmord gehandelt hatte.

Letztere Vermutung fällt in unserem Falle weg, da Pfarrer Strnad am Leben blieb, und nicht der geringste Anhaltpunkts zu einer derartigen Vermutung vorhanden ist. Der Pfarrer interessiert sich lebhaft und mit Geschick für seine Ökonomie, die er entschieden gehoben hat, lebt unter vollkommen geordneten Verhältnissen, ist von jovialer Natur und besitzt, wie die eindringliche Untersuchung gelehrt hatte, keine Feinde.

Wer aber die mysteriöse dritte Person gewesen, auf die Maschek mit Emphase stets hingewiesen, konnte er auch bis zum Schluß nicht enthüllen, trotzdem er sich bei Bewahrheitung deren Existenz viele Jahre seiner schweren Strafe hätte ersparen können. Das einstimmige Urteil der Jury über den Diebstahl zeigt uns, daß die Geschworenen an diesen kriminalistisch wohlbekannten unbekannten Dritten nicht glauben konnten.

Was aber konnte Maschek bewegen, so tief zu sinken, um einen gemeinen Diebstahl an seinem Vorgesetzten auszuüben?

Zur Beleuchtung dieses Umstandes müssen wir auf das Leben Maschek in Prag zurückgreifen, und zwar von jenem Zeitpunkte an, als er bereits Priester war. Schon damals führte er, trotzdem seine Einkünfte durch das Nebenverdienst der Katechese nicht unbedeutende waren, ein derart verschwenderisches Leben, daß er in Schulden kam. Ein älteres Fräulein lieh ihm in mehreren kleinen Beträgen insgesamt 2250 Kronen, welche Maschek versprach zurückzuzahlen, sobald er in bessere Lage käme. Da Maschek aber später diese Schuld nicht beglich, wandte sich dieses Fräulein an einen Advokaten, der sich nun mit dem Konvente der Maltheser ins Einvernehmen setzte und wurde zur Tilgung der Schuld ein ratenweiser Abzug aus der ihm vom Konvente zukommenden Unterstützung

1) „Ein in der Geschichte kaum dagewesener Fall von Strychninvergiftung und Tod, nämlich eines katholischen Geistlichen am Altare.“ Von Med.-Rat Dr. Litterski, Kreisarzt zu Grottkau.

seit 1901 gemacht. Es waren somit die Einnahmequellen, die Maschek in Pulst hatte, sehr geschmälert, und für sein flottes Leben nicht hinreichend. — Er machte nun auch hier an verschiedenen Orten kleinere Schulden, die er mit den aus dem Diebstahl fließenden Geldern später befriedigen konnte. Der Diebstahl des Sparkassenbuches der böhmischen Sparkasse konnte auch gewiß länger unbeachtet bleiben, und Maschek hütete sich wohl, von den daneben liegenden, anderen Sparkassenbüchern eines zu nehmen, da dies schneller entdeckt worden wäre.

Nachdem nun der Pfarrer den Diebstahl entdeckt hatte, war es wieder Mascheks sichtliches Bestreben jenen zu täuschen, und als der Pfarrer dennoch selbst nach Prag fahren wollte und bereits der Tag der Abreise festgestellt war, galt es für den gefallenen Priester, rasch zu handeln, um das Verbrechen nicht an das Tageslicht kommen zu lassen. Wir sehen ihn somit auf der abschüssigen Bahn von Stufe zu Stufe sinken. Die Affaire am Freitag mit der Fastensuppe und dem Wein, die zwar nicht den Gegenstand der Anklage bildete, war gewiß das erste Experiment, das aber einer weiteren Analyse nicht zugänglich war. Möglicherweise dienten hierzu die Chemikalien, die Maschek als Amateurphotograph in seinem Besitze hatte. — Den zweiten Plan tagsdarauf mit der Salpetersäure scheint Maschek selbst aus dem Grunde aufgegeben zu haben, weil er vielleicht voraussah, daß dies Mittel zum Morde nicht geeignet war, und benützte nun am Sonntag das viel geeignetere Gift, um seinen Plan auszuführen. Man denke sich nur, es wäre ihm die Tat gelungen, so hätte gewiß niemand den Verdacht auf einen gewaltsamen Tod haben können, und Maschek wäre gewiß der erste gewesen, der von der Gnade Gottes gesprochen hätte, der seinen verdienten Priester gerade im Momente des Meßopfers zu sich abgerufen!

Denken wir uns ferner den Fall, Maschek hätte auch den Inhalt des Ablutionsgefäßes weggeschüttet, wie er alles Übrige zu entfernen bestrebt war, so wäre der Beweis für Cyankalivergiftung wahrscheinlich nicht zu stande gekommen. Wie konnte er aber auch auf die Vermutung kommen, daß der Pfarrer den vergifteten Wein aus dem Kelche in dieses kleine, unscheinbare Gefäß schütten werde? Hier spielt noch ein fernerer Zufall mit. Es wird nämlich während der Messe die Bedeckung des Kelches, das ist Palla, Velum und Bursa zur Rechten des Tabernakels aufgestellt, und verdeckt somit dieselbe das rückwärts stehende Ablutionsgefäß. Dies war gerade während jenes Zeitpunktes der Messe der Fall, als der Pfarrer vergiftet zusammenstürzte, und so konnte sich dieses unscheinbare Glaßgefäß auch den

Blicken des Verbrechers entziehen, als dieser später zum Altar trat, um den Kelch zu entfernen.

Erst am 1. Oktober l. J., als ich mit Kollegen Pichler, der die photographische Aufnahme des Altares vornahm, nach Pulst gekommen war, erzählte mir der Pfarrer Strnad einen Vorfall, auf den er früher nicht geachtet, und der daher bei der Verhandlung nicht zur Sprache gekommen war. Als der Pfarrer unter den Vergiftungserscheinungen im Bette lag, und fortwährend erbrechen mußte, reichte man ihm über seinen Wunsch Milch, die er ebenfalls von sich geben mußte. Da sagte Maschek: „Ich werde ihnen einen schwarzen Kaffee bringen, der wird ihnen helfen!" — Darauf ging er in die Küche und brachte einen solchen; der Pfarrer aber trank nicht von dem Kaffee, weil dieser den gleichen bitteren Geruch zeigte, welchen der Wein gehabt hatte! — Wenngleich dem Geruchsinn, als dem niedersten der Sinne, keine solche Bedeutung zugemessen werden kann, und eine Täuschung in der Beobachtung als möglich angenommen werden muß, scheint es doch nicht ausgeschlossen, daß Maschek mit einer zweiten Dosis des Giftes nachhelfen wollte!

Wenn ich von Mascheks Schuld am Giftmordversuche spreche, so stütze ich mich auf den Wahrspruch der Geschworenen, die aber möglicherweise als Menschen auch gefehlt und sich geirrt haben können. Es liegt nämlich bezüglich des Mordversuches lediglich nur ein Indizienbeweis vor, die Verdachtsmomente sprechen aber eine so dringliche Sprache, daß man von der Schuld Mascheks nahezu überzeugt sein muß.

Zum Schlusse möchte ich erwähnen, daß sowohl die äußere Erscheinung, als auch das Benehmen Mascheks durchaus nicht vermuten ließen, daß er eines so schweren Verbrechens fähig sei. Sein Äußeres zeigte eine elegante, stramme Erscheinung mit gutmütigen Gesichtszügen. Sein Benehmen während der Untersuchung war stets ein höflich bescheidenes, ebenso benahm er sich auch in der Untersuchungshaft tadellos und ohne vermehrte Ansprüche.

Klagenfurt, 9. November 1903.

XI.

Die Strafzumessung unserer Gerichte.

Von

Staatsanwalt Dr. Wulffen in Dresden.

Die öffentliche Meinung hat in neuerer Zeit wiederholt, insbesondere durch die Presse, an der Strafzumessung unserer Gerichte Kritik geübt. Es darf dies als ein Zeichen dessen, daß die größere Öffentlichkeit ein immer steigendes Interesse an der Strafrechtspflege nimmt, aufgefaßt werden. Gerade eine gut bediente Tagespresse erscheint ganz besonders geeignet, das Publikum über seine strafrechtlichen Interessen aufzuklären und zu deren Wahrnehmung zu erziehen. Ein Teil der Kriminalisten will das noch immer nicht anerkennen. Die Zeit wird aber doch wohl nicht mehr fern sein, wo man sich in den Tagesblättern beispielsweise den spaltenlangen Berichten über die Eintagsfliegen der modernen schönen Literatur eine Aufklärung über Fragen vorziehen wird, welche die Stellung des Einzelnen im Rechtsstaate näher angehen. Und das Strafrecht selbst wird hiervon den größten Gewinn ziehen. Denn es wird, wie nach den sozialen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte nicht mehr zweifelhaft ist, nicht eher als reife Frucht der Kultur erscheinen, als bis die soziale Mitarbeit des ganzen Volkes den Acker bereitet hat. Im Strafrechte zuerst wird unser heutiges Juristenrecht sich in ein Volksrecht verwandeln.

Die Strafzumessung vor allem ist in der Tat eine Brücke, auf welcher im Gebiete des Strafprozesses Juristen und Laien sich begegnen können und begegnen sollen. Zwar werden die einzelnen Vorschriften des geltenden Strafgesetzes hinsichtlich der Strafzumessung durch Gesetzeskenntnis vermittelt; insoweit ist also die Findung der Strafe juristischer Natur. Im übrigen aber beruht die Ausmessung einer im einzelnen Falle angemessenen Strafe nicht auf juristischen, sondern rein menschlichen, vor allem auf ethischen und sozialen Anschauungen und Fähigkeiten. Und dieser moralischen Bewertung einer Straftat ist das Publikum dann, wenn die in öffentlicher Hauptverhandlung festgestellten Tatsachen durch die Presse wahrheitsgetreu

publiziert worden sind, durchaus fähig. Ohne auf das Wort Vox populi, Vox dei Bezug zu nehmen, möchte doch davor gewarnt werden, das juristische Judizium des Volkes zu unterschätzen. Es hat verschiedentlich sogar den Gesetzgeber ad absurdum geführt. Nur ein Volk in seiner Gesamtheit, und nicht etwa die Gesamtheit oder ein Teil seiner Kriminalisten, ist der Träger und Verkünder seiner ethischen und sozialen Welt- und Lebensauffassung. Auf diese geht aber alle Strafzumessung zurück. Aus ihr sind insbesondere auch die Strafzumessungsgründe geflossen, welche ein geltendes Strafgesetz dem Richter mit einzelnen Bestimmungen an die Hand gibt. In unserem Strafgesetze und vor allem in unseren einzelnen Strafandrohungen finden wir den Niederschlag unserer Sittlichkeit, unserer Bewertung der Lebensgüter, unseres innersten Volksgewissens wieder. Freilich Goethes Wort, daß die Gesetze von Geschlecht sich zu Geschlechte „schleppen“ und vom Rechte, das mit uns geboren ist, nie die Frage sei, trifft noch immer zu. Insbesondere sind die sozialen Anschauungen, aus welchen heraus vor nunmehr länger als dreißig Jahren unser Reichsstrafgesetzbuch geboren worden ist, in vielen Beziehungen nicht mehr die unserigen. Denn gerade innerhalb der letzten dreißig Jahre hat sich jener Umschwung vollzogen, der einer Sozialpolitik zuerst die Wege öffnete. Die in das Auge gefaßte Neubearbeitung unseres Strafgesetzbuches wird vor allem die Strafandrohungen zu revidieren haben, und es kann ohne Prophetengabe vorausgesagt werden, das neue Strafgesetzbuch wird mildere Strafen aufweisen, als das jetzt geltende, es wird vor allem die Anwendung der Geldstrafe ausdehnen und sie mit der Freiheitsstrafe öfter als heute nebeneinander zur Wahl stellen. Die größere Milde der Strafen entspricht unserer höheren sozialen Erkenntnis, wie sie beispielsweise bereits in der neuen Konkursordnung mit der wohlweisen Androhung der Geldstrafe zum Ausdrucke gekommen ist. Und mit der Betätigung größerer Milde in seinen Strafen wird der künftige Gesetzgeber die Bahnen wandeln, welche die Weltgeschichte unserem Volke und allen Völkern seit Jahrtausenden vorgezeichnet hat. Es ist ein Zeichen steigender Kultur, daß sie ihre Strafen mildert. Also alle Strafzumessung, wiederholen wir, hat auf die ethischen und sozialen Anschauungen eines Volkes in seiner Gesamtheit hinzublicken und hat auf sie, welche wandelbar sind und fortschreiten, auch innerhalb der Strafandrohungen eines alternden Strafgesetzes möglichste Rücksicht zu nehmen. Eine Strafzumessung, welche der Ethik und der Sozialpolitik eines Volkes widerspricht, ist fehlerhaft. Der Strafrichter schneidet mit ihr in das gesunde Fleisch seines Volkes.

Der Anhaltspunkte, welche unser Reichsstrafgesetzbuch dem erkennenden Richter für die Bemessung der Strafe gibt, sind nicht zuviele. In einzelnen Fällen stellt es mehrere Strafarten, in der Hauptsache Freiheitsstrafen und Geldstrafen, nebeneinander zur Wahl. Im übrigen setzt es durch allgemeine oder besondere Bestimmung für jeden Tatbestand ein Mindest- und ein Höchstmaß der angedrohten Strafart fest, rückt für gewisse erschwerte Fälle das Strafminimum hinauf und gibt Bestimmungen über die Zubilligung von mildernden Umständen, welche ein Hinabsteigen des Strafmaßes unter das bestimmte Minimum oder die Wahl einer milderen Strafart gestatten. Hinsichtlich der oft tief einschneidenden Nebenstrafen, wie des Verlustes der bürgerlichen Ehrenrechte, begnügt sich das Gesetz mit der Bezeichnung der Straftaten, bei welchen sie neben einer bestimmten Hauptstrafe erkannt werden können. Der Gesetzgeber hat also dem Strafrichter den weitesten Spielraum gelassen. Droht das Gesetz, wie beispielsweise beim Diebstahl und Betrug, Gefängnisstrafe bis zu 5 Jahren an, so stehen dem Richter so viele Strafmaße zur Wahl, als sich verschiedene Zeitmaße von einem Tage bis zu fünf Jahren ergeben, also 1825 verschiedene Strafmaße. Der Laie wird über diese Tatsache erstaunen, der Jurist vielleicht nicht minder, weil er sie sich meistens nicht gegenwärtig hält. Ähnlich, wenn auch in geringerer Anzahl, stehen bei allen anderen Delikten verschiedene Strafmaße reichlich zur Verfügung. Von den erwähnten 1825 verschiedenen Strafmaßen werden im einzelnen Falle eine größere Anzahl ausscheiden, die, wie mit Sicherheit gesagt werden kann, nicht angemessen sind. Andererseits werden in jedem Falle eine bald größere, bald kleinere Zahl verschiedener Strafmaße verbleiben, von welchen bei der verschiedenen subjektiven Auffassung der verschiedenen Richter wieder nicht behauptet werden kann, daß sie durchaus unangemessen sind. Normale Schwankungen in der Strafzumessung sind daher unvermeidlich, weil sie in unserem ganzen Strafensystem begründet liegen. Unvermeidlich ist es deshalb auch, daß ganz dieselbe gleichwertige Tat von dem einen Gerichte erheblich empfindlicher geahndet wird, als von dem anderen. Mit Recht sagt Professor Dr. von Liszt, es solle ihm einmal ein Richter im Urteile auseinandersetzen, weshalb gerade eine Strafe von 6 Wochen und nicht schon von 4 Wochen oder eine Strafe von gerade 2 Jahren und nicht schon von 1 Jahre 6 Monaten Gefängnis bezw. Zuchthaus „angemessen“ sei. Bekanntlich steht von Liszt auf dem Standpunkte, daß der Strafrichter den Angeklagten überhaupt zu wenig kenne, um ihm das endgültige Strafmaß bestimmen zu können, und will dessen Festsetzung einem zweck-

mäßig zusammengesetzten Vollstreckungsamt überlassen wissen. Und dabei muß für unser Strafgesetzbuch betont werden, daß es sich gerade da am besten bewährt hat, wo es den weitesten Spielraum läßt, dagegen überall da, wo es das Strafminimum von der allgemeinen Bestimmung abweichend hinaufgerückt hat, den Strafrichter leicht in Verlegenheit bringt. Jede gesetzgeberische Kasuistik in der Strafzumessung hat sich als unzweckmäßig erwiesen. Einen brauchbaren Ersatz für die Gewährung des weitesten Spielraums bei Ausmessung der Strafe hat die Praxis noch nicht gefunden. Es muß also bis auf weiteres dabei bleiben, daß der Angeklagte dem Ermessen des Richters, somit dessen persönlichem Denken und Empfinden, überantwortet ist.

Sonach liegt der Schwerpunkt bei der Strafausmessung darauf, daß der Richter innerhalb der gesetzlich gesteckten Grenzen sachlich und individuell unterscheidet. In der Festsetzung der angemessenen Strafe wird in vielen Fällen die Hauptaufgabe der Urteilsfindung bestehen, weil bei einer einigermaßen vorsichtigen Anklageerhebung schon nach dem Inhalte der Akten feststeht, daß der Angeklagte, weil seine Tat unter das Strafgesetz fällt, verurteilt werden muß. Insoweit schafft der Richter, wenn die Hauptverhandlung nicht abweichende Ergebnisse liefert, im Urteile nichts Neues. Als neue Arbeit leistet er die Ausmessung der Strafe. Wenn der Angeklagte auf eine Freisprechung nicht rechnen kann, hat er das Hauptinteresse an dem Maße der ihm aufzuerlegenden Strafe. Aber auch in den Fällen, in welchen die Schuldfrage zweifelhaft und in erster Linie vom Richter zu entscheiden ist, bleibt die Bemessung der Strafe von Wichtigkeit. Will sich der Richter in den Stand setzen, die angemessene Strafe zu finden, so muß er die subjektive Seite der Tat ganz durchdringen und im Urteile herausarbeiten. Für die Strafzumessung ist nicht nur von Bedeutung, daß beispielsweise der Täter an einem bestimmten Tage und Orte einem bestimmten anderen einen Gegenstand von einem gewissen Werte gestohlen hat. Vor allem wollen wir wissen, wie er auf den Gedanken, zu stehlen, kam, wie er sich bei Ausführung der Tat und hinterher bei der Verwertung des gestohlenen Gutes, sowie bei und nach Entdeckung des Diebstahls verhalten hat. Die Handlung und den Täter besonders charakterisierende Umstände müssen hervorgehoben werden. Wollte das Urteil bloß die nackte Gesetzesformel umschreiben, so würde oft aus der Polizeianzeige über die Beweggründe und das Verhalten des Täters besser Aufschluß zu erlangen sein. Für die Strafzumessung ist der objektive Erfolg der Straftat nur der eine Faktor; der andere gleichwichtige liegt in der Psychologie der Tat und des Täters. Mit der Feststellung und Konstruktion

des gesetzlichen Tatbestandes ist die Aufgabe des erkennenden Richters weder bei der Beratung noch bei der Ausarbeitung des Urteils beendet. Insbesondere muß die Beratung für die Abwägung der Strafzumessungsgründe reichlichen Raum geben. Gerade weil das Strafmaß auf dem persönlichen Denken und Empfinden des Richters ruht und die Richter auch nur Menschen sind, welche von Stimmungen beeinflußt werden, ist zum mindesten zu fordern, daß ein Ausgleich der verschieden gestimmten Anschauungen und Empfindungen versucht werde. Es muß unbedingt von jedem Richter des Kollegiums eine selbständige Erklärung über das Strafmaß abgegeben werden. Dann wird sich sofort die Notwendigkeit der Debatte darüber ergeben. Wird nur ein einseitiger Vorschlag seitens des Vorsitzenden oder Referenten gemacht und zum Urteilsspruch erhoben, falls von keiner Seite Widerspruch erfolgt, also auch dann, wenn die anderen Richter schweigen, so wird die gerade so nützliche allseitige Aussprache ausgeschaltet, die sich übrigens nicht nur mit dem Maße der Strafe ziffernmäßig, sondern auch mit den einzelnen Gründen für die Bemessung zu befassen hat. Daß der Vorsitzende das Strafmaß vorschlägt, widerspricht schon der Vorschrift in § 199 des Gerichtsverfassungsgesetzes, wonach gerade er zuletzt und der jüngste Richter, abgesehen von dem Berichterstatter, zuerst zu stimmen hat. Die Debatte über die Strafbemessung bietet auch, insbesondere für den jüngeren Richter, die nahezu einzige Gelegenheit, sich auf diesem Gebiete auszubilden. Bei der hohen Verantwortlichkeit darf diese Gelegenheit nicht vermieden werden. Wir wissen ja, wie leicht das Zünglein der Wage bei der Bemessung der Strafe ins Schwanken gerät. Der Einwurf eines einzelnen Richters kann das Maß um Tage, Wochen und Monate verändern. Unter diesem Gesichtspunkte ist auch die preußische Einrichtung gut zu heißen, daß der Staatsanwalt, der im großen und ganzen als ein Mitglied des Gerichtes ohne Stimmberechtigung aufgefaßt werden darf, auf ein bestimmtes Strafmaß plädiert. Weil die Findung der angemessenen Strafe nicht leicht ist, sind hierzu alle beteiligten Sachverständigen zu hören. Und der Staatsanwalt plädiert bekanntlich nicht immer auf die härtere Strafe. Bei der Ausarbeitung des Urteils darf die Psychologie der Tat und des Täters nicht zu kurz kommen. Die Tat soll im Urteile moralisch bewertet werden. Man soll nach dem Durchlesen eines Urteils sich nicht noch fragen müssen: was hat also, moralisch gewürdigt, der Mensch eigentlich getan? Die ausdrückliche Feststellung dessen, daß dieser oder jener gestohlene oder unterschlagene Gegenstand, zum Beispiel ein Portemonnaie, ein Geldstück, ein Bekleidungsstück, eine „bewegliche Sache“

im Sinne der §§ 242, 246 des Strafgesetzbuchs ist, kann im Urteile entbehrt werden. Hingegen darf bei der moralischen Bewertung der Tat zur Begründung der erkannten Strafe etwas größere Ausführlichkeit erwartet werden, als sie gewisse stereotype Redewendungen, wie „die Gröblichkeit des verübten Vertrauensbruches“ oder „die durch die Tat bekundete Roheit“ usw. bieten. Das Urteil als schriftstellerisches Produkt muß Innerlichkeit haben.

Sozialpolitik und Kriminalpolitik sollen dem Richter die Wege zeigen, wenn er die Strafe ausmißt. Glänzende juristische Technik, in den kühnsten Konstruktionen geübt, und Anlehnung an die Präjudizien der höchsten Gerichtshöfe reichen hier nicht aus. Gerade die zu hohe Bewertung der juristischen Technik läßt den Kern alles Strafrechtes, den Menschen, sein Wesen und sein Schicksal, leicht in den Hintergrund treten. Im übrigen darf der Kriminalist, der die rein juristische Wissenschaft und die Konstruktion allein bewertet, nicht vergessen, daß er auf diesem technischen Gebiete von den Vertretern der rein technischen Wissenschaften und Disziplinen, wie ihn ein Einblick in die Werkstätten des Maschinenbauers und Mechanikers belehren kann, bei weitem überflügelt wird! In der Technik allein darf der Jurist sein Heil nicht suchen. Das Strafrecht hat keinen Selbstzweck, es ist auch nur Mittel zu den Zwecken des Ganzen. Die Sozialpolitik lehrt: Die menschliche Gesellschaft muß nach besten Kräften bestrebt sein, jedes ihrer Glieder zu einem für das Gemeinwohl brauchbaren heranzubilden und als solches zu erhalten. Die Gesamtheit eines im Staate verbundenen Volkes ist das Höchste, dem alles andere dienen muß, weil nur in ihr aller Fortschritt sich offenbart. Jeder Akt, durch welchen ohne vernünftige Ursache und ohne vernünftigen Zweck die Heranbildung auch nur eines einzigen, und wäre er der geringste, zu den großen Zwecken des Ganzen vereitelt oder vernachlässigt wird, bedeutet einen sozialpolitischen Fehler. Die Gebote der Kriminalpolitik aber sind dem gleich. Zu strafen ist in der Weise, daß dem Übeltäter so lange als irgend möglich der Zusammenhang mit dem besseren Teile der menschlichen Gesellschaft erhalten bleibt. Zu strafen ist nicht mit dem Erfolge, daß der moralisch Schwache, der Verführte, mit der ersten Verurteilung sich aus der Gesellschaft der Besseren ausgestoßen fühlt und deshalb auf der abschüssigen Bahn des Verbrechens weiterschreitet. Nur der Unverbesserliche, der nach menschlicher Berechnung für die Zwecke des Ganzen unwiederbringlich verloren ist, fühle die ganze Schwere des Gesetzes und werde unschädlich gemacht. Aus diesen Sätzen folgt logisch, daß der Übeltäter bei dem ersten Fehltritt so mild als irgend

möglich zu strafen ist. Insbesondere ist bei erstmaliger Verurteilung reiflich und vorsichtig abzuwägen, ob auch die Nebenstrafe der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte ausgesprochen werden soll. Durch sie wird ein bisher unbescholtener Mann, der sich durch Notlage oder Verführung zu einem allerdings nicht leichten Fehltritt hat hinreißen lassen, über seine nicht unempfindliche Hauptstrafe hinaus noch auf Jahre in seinem Fortkommen sozial nachhaltig geschädigt. Und es ist nicht nur die äußere, sondern vor allem auch die innere Wirkung dieser Ehrenstrafe, welche auf das noch empfindsame Gemüt drückt, in Anschlag zu bringen. Eine solche zweifache Benachteiligung steht oft nicht im richtigen Verhältnisse zur objektiven und subjektiven Seite der Tat. Weil das Gesetz die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte in bestimmten Fällen zuläßt, so braucht doch nicht auf sie erkannt zu werden. Auch läßt sie sich im Urteile nicht ohne weiteres allein damit begründen, daß der Verurteilte durch seine Tat eine ehrlose Gesinnung bekundet habe. Jeder, der sich beispielsweise an fremdem Gute bereichert oder einen anderen betrügt, betätigt damit in gewisser Beziehung eine unehrenhafte Gesinnung. Auf der anderen Seite werden sich in vielen Fällen Gründe finden, welche die Tat in einem milderen Lichte erscheinen lassen. Man muß nur so tief in die Tat und in das Innere des Täters eindringen, daß man die Unterscheidungsmerkmale findet. Die auf Abschwächung der ersten Verurteilung gerichtete Tendenz ist aus sozialer Erkenntnis hervorgegangen und wird auch mit dem Institut des bedingten Strafaufschubs verfolgt. Diesem Grundsatze gegenüber kann jedenfalls bei erwachsenen, im sozialen Verkehre stehenden Übeltätern im einzelnen Falle nicht die Hypothese aufgestellt werden, gerade eine empfindlichere Ahndung werde sie ein für allemal von weiteren Straftaten abschrecken. Eine solche erzieherische Wirkung ist von einer längeren Freiheitsstrafe nur bei Personen zu erwarten, welche noch im Alter der Erziehung stehen. Auch hier sind die Hoffnungen oft getäuscht worden. Es ist möglich, daß eine solche Wirkung mit einer härteren Strafe auch bei Erwachsenen erzielt wird, aber es ist nicht gewiß. Es ist aber ebenso gut möglich, daß die härtere Strafe den moralisch Schwachen in Verzweiflung niederwirft und niemals wieder aufstehen läßt. Mit dieser Gefahr darf der Strafrichter nicht spielen. Dem Gefallenen so lange als möglich die rettende Hand zu bieten, entspricht auch dem Gedanken des Christentums. Der Strafrichter ist also in der glücklichen Lage, praktisches Christentum zu treiben.

Freilich kann nicht jede Straftat, selbst wenn sie die erste ist, mild gestraft werden; die erhebliche Beeinträchtigung fremder Rechts-

güter und die frevelhafte Gesinnung des Verbrechers können empfindliche Ahndung erheischen. Aber nach der Statistik treten die sogenannten schweren Fälle den leichteren gegenüber weit zurück. Die Kriminalität unseres Volkes bewegt sich hauptsächlich in solchen Fällen, welche, wenn auch nicht immer nach den Strafandrohungen unseres Strafgesetzbuchs, so doch aus objektiven und subjektiven Gründen des konkreten Falles zu den leichteren gezählt werden dürfen. Hier ist die Kriminalität aus sozialen und physiologischen Ursachen eine allerdings recht intensive. Angeborene Veranlagung, mangelhafte Erziehung, günstige Gelegenheit und soziale Bedrängnis führen auf die verbotenen Wege. Diese Kriminalität, welche in unserem Volksleben eine unvermeidliche ist, soll der Strafrichter milder beurteilen. In dieser Richtung ist interessant, daß die Richter in den großen Städten, wo ihnen die soziale Lage und Lebensweise des gewöhnlichen Mannes am anschaulichsten vor Augen treten, nicht abgeneigt sind, die leichtere Kriminalität mild zu beurteilen. Aber auch hier ist die, man möchte sagen, allgemeine richterliche Scheu davor, bei wahlweisen Strafandrohungen möglichst die mildere Strafart zu wählen und sich bei jeder Strafart, wenn die Umstände es irgend zulassen, an der Grenze des Strafminimums zu bewegen, noch nicht überwunden. Und eine solche Strafbemessung liegt doch sozial am nächsten. In den kleineren Orten dagegen pflegen die Richter empfindlicher zu strafen. Bei der geringeren Zahl der zur Aburteilung gelangenden Fälle gewinnt der einzelne Straffall, obschon er geringfügiger Natur sein mag, an Bedeutung. Man hat oft den Eindruck, als erführen diese wenigen Straffälle seitens der Richter ohne deren Willen und Bewußtsein auf psychologisch leicht zu erklärende Weise bei der Aburteilung eine Ausgestaltung und Bewertung, welche dem historischen Vorgange nicht entsprechen. Und dabei sind doch die Voraussetzungen für die Strafzumessung in den größeren Städten und den kleineren Orten ungefähr dieselben. Ob beispielsweise ein Diebstahl auf dem Lande, wo viele Türen unverschlossen bleiben, oder in den Mietskasernen der Großstädte verübt wird, wo viele Menschen dieselben Räume teilen, wägt gleichviel. Die kleineren Diebstähle, Unterschlagungen, Betrügereien und Hehlereien, die geringeren Verstöße gegen die öffentliche Ordnung und Autorität der Staatsgewalt, die ohne nachhaltigen Folgen verlaufenen Körperverletzungen, deren sich insbesondere der körperlich arbeitende Mann nach seiner derben Lebensweise leicht innerhalb seiner Kreise schuldig macht, die vielen Polizeiübertretungen bedürfen einer milderen Auffassung. Soweit das Gesetz und die Tatumstände es zulassen, darf von der Geldstrafe Gebrauch gemacht werden. Die Richter ent-

schließen sich zu deren Wahl nicht ohne weiteres. Insbesondere wird bei den Unterschlagungen und Betrügereien mehr Gewicht auf die verursachte Benachteiligung fremder Vermögensrechte als auf den Beweggrund zur Tat gelegt. Geldstrafen bei Unterschlagung und Betrug gehören verhältnismäßig zu den Seltenheiten. Wir können uns noch nicht daran gewöhnen, daß rechtswidrige Bereicherung am fremden Gute mit Geldstrafe soll gesühnt werden können. Und dennoch drängen unsere ganzen sozialen Verhältnisse zu dieser Auffassung. Es wird bekanntlich viel darüber gestritten, ob für den einfachen Diebstahl die Geldstrafe angemessen sei. Die nächste Revision des Strafgesetzbuchs wird sie zweifellos bringen. Schon jetzt werden kurze Diebstahlsstrafen im Gnadenwege in Geldstrafen umgewandelt. Das Bedürfnis nach Anwendung der Geldstrafe ist also unstreitig vorhanden. Auch bei Hausfriedensbruch, Sachbeschädigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Körperverletzung, die vielfach in einem gereizten, erregten Gemütszustande oder im Zustande der Angetrunkenheit verübt werden, ist die Geldstrafe am Platze. Vor allem sollte sie in den gesetzlich zulässigen Fällen bei Übertretungen nur ganz ausnahmsweise der Haftstrafe weichen müssen. Bei ihrer Ausmessung ist zu berücksichtigen, daß schon Beträge von 20—30 M. den durchschnittlichen Wochenlohn in arbeitenden Kreisen ausmachen, der im Mittelstande durchaus nicht übermäßig steigt. Und die niederen und mittleren Schichten der Bevölkerung stellen gerade bekanntlich den größten Prozentsatz der Verurteilten. Daß eine nicht hohe Geldstrafe kein Übel sei, kann also nicht gesagt werden. Verdient der Verurteilte den Tag etwa 3—4 M., so verschlingt eine Strafe von 20—30 M. den vollen Wochenlohn. Ist dies bei Leuten, die aus der Hand in den Mund leben, nicht Strafe genug? Es trifft auch nicht zu, daß der minder oder unbemittelte Mann eine Geldstrafe nicht zahlen wolle oder nicht zahlen könne, daß es folglich müßig sei, auf eine Geldstrafe zu erkennen. Die Gesuche um gnadenweise Verwandlung einer geringen Freiheitsstrafe in Geldstrafe sind auch in unbemittelten Kreisen an der Tagesordnung. Die Geldstrafe, daran werden wir uns gewöhnen müssen, wird in einer eingehenden Ausgestaltung und Anpassung an die Vermögensverhältnisse des Einzelnen die Hauptstrafe der Zukunft sein. Freiheitsstrafen, wegen geringer Vergehen, insbesondere bei ersten Verurteilungen erkannt, verbittert leicht das Gemüt, macht verstockt und stumpft das Ehrgefühl ab. Es wird also gerade das Gegenteil von Besserung erreicht. Die Gefährlichkeit der kürzeren Freiheitsstrafe ist genügend erkannt. Sie treibt manchen brauchbaren Menschen zu den Verlorenen. Das Urteil von Liszts, daß die kürzeren Freiheitsstrafen größeres

soziales Unheil als völlige Straflosigkeit dieser Übeltäter anrichten, ist leider nicht zu hart. Die Erkennung einer ersten Freiheitsstrafe ist für das betroffene Menschenleben von größerer Bedeutung, als sich dies dem Strafrichter während der kurzen Zeit, die ihn die Aburteilung in Anspruch nimmt, eindringlich genug darstellen kann. Muß auf eine kürzere Freiheitsstrafe erkannt werden, so werde sie so niedrig als möglich bemessen. Durch ihre Ausdehnung wird bekanntlich dem Strafzwecke wesentlich nicht gedient. Bei der kürzeren Freiheitsstrafe liegt der Schwerpunkt darin, daß überhaupt auf diese Strafart erkannt worden ist. Auch eine nach Tagen bemessene Freiheitsstrafe trifft empfindlich, wenn der Betroffene, wie meist der Fall sein wird, auf Verwertung seiner Arbeitskraft angewiesen ist. Wer auf längere Zeit seinem Erwerb nicht nachgehen kann, zieht die Angehörigen, welche wirtschaftlich von ihm abhängen, in unverdiente Mitleidenschaft. Hierdurch werden ganze Familien in jeder Beziehung sozial geschädigt, und diese Benachteiligung überträgt sich auch auf Gemeinde und Staat. Die soziale Wohlfahrt dieser Familien und die Verwirklichung seines Strafanspruchs gegen jene Übeltäter stehen aber dem Staate gleichhoch. Hat er auf der einen Seite den Bruch seiner Rechtsordnung und den Eingriff in die Rechtssphäre zu ahnden, so will er doch politischerweise mit möglichster Schonung der sozialen Interessen der Frevler Sühne heischen. Denn der Staat will immer politisch handeln, das heißt im steten Hinblick auf das Ganze. Die Staatsklugheit macht aber vor allem ihre Rechte geltend auf dem Gebiete der leichteren Kriminalität. Dabei kommt der Beschädigte und Verletzte mit dem ihm gebührenden Schutze durchaus nicht zu kurz. Von der Bestrafung des Übeltäters hat er an sich gar keinen Vorteil; der Strafprozeß vermag seinen Schaden nicht zu heilen. Daß milde Strafen auf gewisse Übeltäter ihre Wirkung verfehlen, ist kein Beweis für die Unzweckmäßigkeit jener Milde. Alle Kriminalität vollzieht sich im Staate und ist mehr oder minder ein Produkt unserer Gesellschaftsform. Daher ist die Gesellschaft ihren einzelnen Gliedern auch schuldig, ihnen die Folgen der Kriminalität nach Kräften zu erleichtern, nicht aber berechtigt, sie wegen dieser Kriminalität ohne Nutzen für das Ganze zu vernichten. Polizeiübertretungen werden im modernen Verkehrsleben immer, vielleicht mit dem wachsenden Verkehre immer extensiver begangen werden, mögen sie nun mild oder hart gestraft werden. Gerade deshalb sind sie nicht hart, sondern mild zu strafen. Ebenso steht es mit der übrigen unvermeidlichen leichteren Kriminalität. Sie bedarf zu ihrer Beurteilung staatskluger Richter.

XII.

Zur Reform des Strafprozesses.

Von

Professor C. Stoofs in Wien.

Hans Groß hat sich für die Voruntersuchung eingesetzt[1], obwohl er ihre Mängel nicht verkennt. Er meint, diese Mängel würden durch eine bessere Ausbildung der Untersuchungsrichter im Sinne seiner Kriminalistik gehoben[2]). Da sei zu reformieren nicht in der Struktur des Strafprozesses. Es soll also, was die Gestaltung des Verfahrens betrifft, alles beim alten bleiben. Eine bessere Ausbildung der Untersuchungsrichter, aber nicht nur der Untersuchungsrichter im Sinne der Großschen Methode, ist gewiß wünschenswert, und ich gehöre zu den ersten, die das anerkannt haben. Für noch wichtiger als die naturwissenschaftliche Ausbildung der untersuchenden Organe und ihre Fertigkeit in Anwendung von technischen Methoden und Handgriffen[3]), halte ich aber freilich ihre juristische Ausbildung[4]), namentlich ihre Einsicht in die prozessualische Wahrheitserforschung. Und da will mir nun scheinen, der Meister der

---

1) Zur Frage der Voruntersuchung. Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. 12. Bd. 1903. S. 191 ff.

2) S. 213 ff. S. 217 („in moderner Weise unterrichten").

3) Aus dem glänzenden Vortrag, den Hans Groß neuestens vor der Juristischen Gesellschaft in Wien gehalten hat, erkenne ich, daß er nun hauptsächlich die Hilfswissenschaften des Strafrechts als Unterrichtsgegenstand betont. Diese Ergänzung des kriminalistischen Unterrichts ist in der Tat sehr wünschenswert.

4) Hans Groß behauptet (S. 213): „Der Jurist lernt auf der Universität so und so viele hundert Paragraphen, deren Auslegung und systematische Stellung." Wenn Groß damit sagen will, das sei alles, was der Jurist auf der Universität lerne, so meine ich, die Schüler von Hans Groß werden dagegen protestieren. Hans Groß glaubt mit „völliger Sicherheit" sagen zu können: Der von uns gehandhabte (?) Vorgang bei Schaffung (?) eines Untersuchungsrichters steht absolut einzig in der Welt da, auch nichts annähernd Ähnliches ist aufzufinden." Das ist eine temperamentvolle Übertreibung.

Kriminalistik selbst verkenne eines[1]), worauf es hauptsächlich ankommt, nämlich die Bedeutung der Mündlichkeit der Hauptverhandlung und der Unmittelbarkeit der Beweisaufnahme in der Hauptverhandlung.

Gegen diesen Vorwurf hat sich freilich Hans Groß gesichert. Denn nach seiner Erklärung ist niemand von dem unschätzbaren Werte der Unmittelbarkeit mehr überzeugt als er und das „Selbstsehen und Selbsthören“ gehört für ihn zu den Grundprinzipien der kriminalistischen Arbeit. Allein diese Erklärung wird durch Sätze, die Hans Groß anderweitig aufstellt, sehr abgeschwächt. So behauptet Groß, die Zeugenaussagen, die vor dem Untersuchungsrichter abgegeben werden, seien in der Regel weitaus die besten, also besser als die Zeugenaussagen der Hauptverhandlung (S. 196).

Ist das Protokoll (vor dem Untersuchungsrichter) gut aufgenommen und vermag der Vorsitzende in der Hauptverhandlung gut zu leiten und zu fragen, so ist ein Versagen, ein Fehlgehen geradezu ausgeschlossen, meint Hans Groß. Allein der Zeuge, der in der Voruntersuchung förmlich einvernommen worden ist und der das Protokoll unterzeichnet hat, ist nicht mehr unbefangen. Er hat die Tendenz, bei seiner Aussage zu bleiben.

Hans Groß erachtet es als die wünschenswerte Regel, daß die Hauptverhandlung das gesicherte Ergebnis der Voruntersuchung in mündlicher Form reproduziert. Er sagt das nicht geradezu, aber es leuchtet aus seiner Darstellung unverkennbar hervor. Ohne eine gute Voruntersuchung, erklärt H. Groß (S. 200), gehen fast alle Vorteile der echten (?) Unmittelbarkeit verloren; „nur wenn ein Zeuge schon vorher gut vernommen ist, weiß der Vorsitzende, wann, wie und um was er ihn fragen kann und muß, nur dann wird auch der Zeuge unmittelbar (?) und richtig (?) wirken (?) können. Die gute Voruntersuchung ermöglicht es aber auch allein (?), daß der Vorsitzende die Entlastungsbeweise voll und ganz (!) kennt, daß er sie am richtigen Orte vorbringt, nichts vergißt (!) und die Be- und Entlastungsmomente zu logischen Gebilden formt (?), deren richtige gegenseitige Abwägung dem Richter möglich wird.“ ... „Dem Vorsitzenden darf nichts neu und fremd sein, was schon bekannt war; denn nur dann allein kann er das wirklich Neue, erst heute Dazugekom-

---

1) Hans Groß hat in anderer Hinsicht die prozessualische Wahrheitserforschung bahnbrechend gefördert, indem er den Glauben an die Zuverlässigkeit der Zeugenaussage zerstört und die Fehlerquellen der Wahrnehmung und des Berichts über Wahrnehmungen aufgedeckt hat. Seine Kritik des Beweiswertes der Zeugenaussage ist eine wissenschaftliche Tat.

mene, als solches erkennen und sicher und richtig in seinen sicher und fest gefügten Plan (!) einfügen (S. 201).

Deutlicher kann man nicht sagen, daß die Voruntersuchung soweit möglich, alles enthalten soll, was in der Hauptverhandlung vorkommt. Der Vorsitzende ist der Regisseur, der das Stück den ahnungslosen Richtern und Geschworenen vorführt. Der Vorsitzende ist in alles eingeweiht, für ihn gibt es keine Überraschung, sein Plan für die Hauptverhandlung ist sicher und fest gefügt.

Überraschungen sind freilich auf der Bühne des Lebens nicht ausgeschlossen. Wenn eine solche „Bombe", das sei der Kunstausdruck, „in den Gerichtssaal fällt", so drehe sich nun alles um die Frage: „wie stand die Sache früher?" und „wie steht sie jetzt?" — Findet sich der wohlinformierte Vorsitzende sofort zurecht, so hat die „Bombe" nicht nur nicht geschadet, sondern die Erkenntnis nur gefördert, konnte sich aber der Vorsitzende nicht gut informieren, dann ist gefährliche Verwirrung auf allen Linien fertig" (S. 201). Das ist aber nicht echte Mündlichkeit und Unmittelbarkeit. Diese Auffassung liegt hinter den Gedanken, auf denen die Voruntersuchung nach den geltenden Gesetzen beruht, ziemlich weit zurück.

Zweck der Voruntersuchung ist es nicht, alles was in der Hauptverhandlung vorkommen soll, parat zu halten, ein Textbuch für die Hauptverhandlung zu schreiben, so daß der Vorsitzende, der die Hauptverhandlung eröffnet, alles was voraussichtlich vorkommen wird, schon schwarz auf weiß vor sich hat und es nach seinem festen und sicheren Plane aufführen läßt. Nach der österreichischen Strafprozeßordnung, § 91, die ich hier berücksichtige, hat die Voruntersuchung den Zweck:

1. Die gegen eine bestimmte Person erhobene Anschuldigung einer strafbaren Handlung einer vorläufigen Prüfung zu unterwerfen und den Sachverhalt soweit ins Klare zu setzen, als es nötig ist, um jene Momente festzustellen, welche geeignet sind, entweder die Einstellung des Strafverfahrens herbeizuführen, oder die Versetzung in Anklagezustand und

2. die Beweisaufnahme in der Hauptverhandlung vorzubereiten.

Die Motive zur österreichischen Strafprozeßordnung [1]) sprechen sich über die Mündlichkeit und über das Verhältnis der Voruntersuchung zur Hauptverhandlung mit einer jeden Zweifel ausschließenden Deutlichkeit aus:

---

1) Die Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873 und deren Einführungsgesetz mit Materialien. Herausgegeben von Dr. Josef Kaserer. 2. Teil. Wien 1873. S. 27 ff.

„Es muß aber geradezu als eine Lebensfrage für das künftige Strafverfahren angesehen werden, daß insbesondere die Mündlichkeit zu voller Wirksamkeit gelange .... Wenn nämlich die mündliche Verhandlung nichts anderes ist, als die Wiedervorführung der schon vorher vollständig zusammengebrachten, gesichteten und geordneten Materialien des Prozesses, so kann es nicht fehlen, daß man in ihr eine wenigstens in vielen Fällen entbehrliche Förmlichkeit sieht und daß man sich die Frage vorlegt, ob nicht mit ihr eine nicht immer zu rechtfertigende Verlängerung des Prozesses, eine schwere Belästigung für Richter und Zeugen, welche letztere aber- und abermals vorgerufen werden, um immer dasselbe auszusagen, endlich eine empfindliche Erhöhung der Anforderungen an die Kräfte der Beamten und an den Staatsschatz verbunden sei. . . . Nur wenn die Mündlichkeit eine Wahrheit wird, d. h. wenn die Hauptverhandlung wirklich eine Verhandlung und nicht bloß die Reproduktion des bereits Verhandelten ist, schlagen alle jene Nachteile in ihren Gegensatz um und während die Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit der in der Verhandlung erzielten Eindrücke wächst, wird das Verfahren ein einfaches, rasches, energisches und es zeigt sich, daß die Zwecke der Strafrechtspflege durch sie zugleich am sichersten und am leichtesten erreicht werden." Mit Nachdruck wird betont, „es habe die Beweisaufnahme in der Hauptverhandlung selbst zu erfolgen, die Voruntersuchung aber sie nur vorzubereiten.

Mit anderen Worten, die Voruntersuchung klärt den Sachverhalt soweit auf, daß der Ankläger sich darüber schlüssig machen kann, ob er eine Anklage erheben soll oder nicht. Die Ergebnisse der Voruntersuchung sollen den Ankläger informieren. Aber freilich ist es nicht Zweck der Voruntersuchung, einseitig Anklagematerial zu sammeln, sondern den Sachverhalt vorläufig so zu ermitteln, daß der Kläger im Klaren ist, ob Klage zu erheben oder das Verfahren einzustellen sei. Für den Fall, daß es zu einer Anklage und in der Folge zu einer Hauptverhandlung kommen sollte, hat die Voruntersuchung allerdings die der Hauptverhandlung vorbehaltene Beweisaufnahme vorzubereiten.

Man vergleiche diese Auffassung der Voruntersuchung mit der Auffassung, die H. Groß vorträgt, die um so bedeutsamer und wichtiger ist, als H. Groß aus Erfahrung spricht und er für das eintritt, was er während Dezennien als Untersuchungsrichter und Vorsitzender geübt und beobachtet hat. Da scheint mir allerdings, daß es vielleicht möglich wäre, zunächst manche Übelstände dadurch abzustellen, daß dem Gesetze nachgelebt wird, indem die dem Gesetze nicht ent-

sprechende Auffassung der Voruntersuchung notwendig zu der Scheinmündlichkeit und Scheinunmittelbarkeit der Hauptverhandlung führen muß, vor der die Motive zu der österreichischen Strafprozeßordnung so eindringlich warnen.

Doch ist H. Groß eines zuzugeben. Dieser wichtige Punkt verdient eine grundsätzliche Erörterung. Nicht nur in der Voruntersuchung, sondern auch in dem vorangehenden Ermittlungsverfahren, den Vorerhebungen des österreichischen Strafprozeßrechts, finden förmliche antizipierte Beweisaufnahmen statt, die dem Wesen nach Stücke der Hauptverhandlung sind. Denn es sind Beweisaufnahmen, die, sollen sie aufgenommen werden, nur unmittelbar nach der Tat aufgenommen werden können, später, also namentlich in der Hauptverhandlung überhaupt nicht mehr. Es wird eine Leiche aufgefunden, die Spuren gewaltsamen Todes an sich trägt; hier ist Gefahr im Verzug, werden die Erhebungen über den Sachverhalt nicht sofort mit größter Umsicht und mit vollständiger Sachkenntnis ohne jeden Zeitverlust getroffen, so ist ein unschätzbares Beweismaterial für alle Zeit verloren und es läßt sich Versäumtes kaum mehr nachholen oder doch nur mit Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich sind. Was damals unmittelbar nach der Tat auf den ersten Blick festgestellt werden konnte, erfordert nun vielleicht eine Untersuchungsmethode, die unendlich viel Geld, Zeit und Mühe kostet und doch nur zweifelhafte Ergebnisse zutage fördert. Derart dringliche, ich möchte sagen, fixe Beweisaufnahmen erweisen sich oft als notwendig. Nicht selten sind diese vergänglichen, sozusagen nur momentan erkennbaren Beweise die allerwichtigsten. Wer greift nun hier ein? Der Untersuchungsrichter? Ja, wenn die Amtshandlung ohne Gefährdung ihres Zweckes nicht aufgeschoben werden kann. — Dann hat er den Staatsanwalt von dem, was er vorgenommen hat, in Kenntnis zu setzen und dessen Anträge abzuwarten. § 89 St.P.O. Die gesetzliche Regel ist aber, daß der Untersuchungsrichter die Anträge des Staatsanwalts abzuwarten hat; denn der Staatsanwalt ist der Spiritus rector der Vorerhebungen. Dagegen ist allerdings der Bezirksrichter, was das erste Vorgehen betrifft, unabhängiger von dem Staatsanwalt. Es können also die wichtigsten Beweisaufnahmen, auch Augenschein, in dem Stadium der Vorerhebungen, die der Staatsanwalt leitet, vorgenommen werden. Wenn nun gar die Vorerhebungen, wie es nach dem Zeugnis eines berufenen Sachkenners, des Oberlandesgerichtsrats Amschl[1]) gelegentlich vorkommen soll, sich monatelang hinziehen, so ist klar, daß

1) Alfred Amschl, k. k. Staatsanwalt in Graz. Beiträge zur Anwendung des Strafverfahrens. Wien 1899. S. 21.

für die Voruntersuchung kaum etwas von Belang übrig bleibt. Doch ist diese Ausdehnung der Vorerhebungen allerdings ein Unfug, der nicht geduldet werden darf.

Hieraus folgere ich nicht, daß die Voruntersuchung überhaupt entbehrlich sei, sondern nur, was nicht neu ist:

1. daß die Vorerhebungen und die Voruntersuchung wesentlich demselben Zwecke dienen, den Kläger darüber ins Klare zu setzen ob er verfolgen soll.

2. daß Vorerhebung und Voruntersuchung ineinander übergreifen, während sie doch verschieden organisiert sind, indem der Staatsanwalt die Vorerhebungen leitet, der Untersuchungsrichter die Voruntersuchung. — Eine Frage läßt sich schon hier entscheiden. Sobald es sich in den Vorerhebungen oder in der Voruntersuchung um antizipierte Beweisaufnahmen handelt, die bestimmt sind, von dem erkennenden Gerichte gewürdigt zu werden, so sollte der Natur der Sache nach dieses die Beweise aufnehmen. Allein das ist ohne weiteres ausgeschlossen. Es darf jedoch nicht übersehen werden daß das Organ der Strafjustiz, welches in dem Vorverfahren eine für die Hauptverhandlung bestimmte Beweisführung vornimmt, nur ein richterliches Organ sein kann und daß die Parteien nicht berufen sind, an Stelle des erkennenden Gerichts Beweise für die Hauptverhandlung aufzunehmen. In der Natur der Sache liegt es ferner, daß den Parteien hinsichtlich solcher antizipierter Beweisaufnahmen dieselben Rechte zustehen müssen, wie sie ihnen in der Hauptverhandlung zuständen. Denn der Umstand, daß die Beweisaufnahme vor der Hauptverhandlung stattfindet, kann die prozessualischen Rechte der Parteien nicht beeinträchtigen. Zu diesen antizipierten Beweisaufnahmen gehören aber Zeugeneinvernahmen nicht, wenn nicht etwa vorauszusehen ist, daß ein Zeuge in der Hauptverhandlung nicht erscheinen kann.

So ergibt sich, daß im Vorverfahren, ohne daß zwischen Vorerhebung und Voruntersuchung zu unterscheiden ist, zwei wesentlich verschiedene Arten von Prozeßhandlungen vorkommen.

1. Beweisaufnahmen, deren Ergebnisse der erkennende Richter in der Hauptverhandlung zu würdigen haben wird, wenn es zu einer Hauptverhandlung kommt.

2. Ermittlungen, die lediglich den Ankläger in den Stand setzen sollen, zu entscheiden, ob er eine Anklage erheben soll oder nicht.

Wie das Vorverfahren auch gestaltet werde, so ist es Aufgabe des Gesetzgebers, diese der Art nach verschiedenen Prozeßhandlungen scharf zu scheiden und gesonderte Grundsätze auf sie anzuwenden.

Wenn antizipierte Beweisaufnahmen nur durch ein richterliches Organ vorgenommen werden können, so ist es dagegen fraglich, wer die Ermittlungen, die zur Information des Anklägers dienen sollen, am besten vornimmt. Wenn kein Bedenken besteht, dem Staatsanwalt die Leitung der Vorerhebungen zu überlassen, so liegt, scheint es, kein Grund vor, daß der Staatsanwalt diese Erhebungen nicht bis zu dem Zeitpunkte führen sollte, in dem er einen Entschluß fassen kann, ob er eine Anklage erheben soll oder nicht. Aber es sprechen in der Tat manche Bedenken dagegen. Die Voruntersuchung hat den großen Vorzug, daß ihr Gegenstand fest abgegrenzt ist. Indem der Untersuchungsrichter die Voruntersuchung verfügt, begrenzt er den Gegenstand der Voruntersuchung auf bestimmte Personen und bestimmte strafbare Handlungen, während die Vorerhebungen einer solchen Präzisierung entbehren. Dann ist zu erwarten, daß der Untersuchungsrichter auf Verteidigungstatsachen mehr Rücksicht nimmt als der Ankläger, und sorgfältiger darauf bedacht ist, den Sachverhalt allseitig und unbefangen zu erforschen. Es liegt zwar gewiß nicht in der richtig verstandenen Aufgabe des Staatsanwalts, dem von ihm vertretenen Staate Strafpflichten in weiterem Umfange aufzubürden, als sie bei genauer Prüfung des Sachverhaltes wirklich begründet erscheinen. Der verfolgungssüchtige Staatsanwalt arbeitet den öffentlichen Interessen, die ihm anvertraut sind, geradezu zuwider; nichts sollte ihm mehr am Herzen liegen, als die Strafpflichten des Staates, die er zur gerichtlichen Feststellung zu bringen hat, auf das gesetzlich begründete Maß zu beschränken und um so energischer darauf hinzuwirken, daß Strafpflichten, die dem Staate voraussichtlich erwachsen sind, gerichtlich festgestellt werden. Wenn aber ein Staatsanwalt einmal einen bestimmten Verdacht gegen eine bestimmte Person wegen eines Verbrechens gefaßt hat, so wird ihn sein Eifer leicht dazu verleiten, einseitig vorzugehen und Tatsachen, die seinen Verdacht bestätigen, mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als Tatsachen, die den Verdacht entkräften. Ein solches Verhalten des Staatsanwaltes ist immer ein Fehler. Jede Einseitigkeit des Staatsanwalts führt von dem Wege der Wahrheit ab und sie hemmt die Erforschung der Wahrheit. Denn wer die Ermittlung der Wahrheit nicht fördert, wo er sie fördern könnte und sollte, hindert sie.

So scharf sich die Tätigkeit des Staatsanwalts von der Richtertätigkeit unterscheidet, so stehen doch beide Organe der Strafjustiz im Dienste der Wahrheitserforschung und wenn der Staatsanwalt im Prozeß Partei ist, so soll er doch niemals parteiisch sein.

Ich würde es daher für bedenklich halten, wenn die Staatsanwälte,

wie es Ministerpräsident Dr. von Körber in Aussicht genommen hat, von dem Status der Richter ausgeschieden würden. Es ist meines Erachtens sehr wünschenswert, daß der Staatsanwalt aus dem Richteramt hervorgeht. Wenn der Staatsanwalt sein Amt im Dienste der Wahrheit verwaltet, so sollte er die Eigenschaften eines gewissenhaften Richters durch seine Tätigkeit als Staatsanwalt nicht verlieren. Ich würde eher raten, die Staatsanwälte dem Einfluß des Justizministers gänzlich zu entziehen. Den Justizminister an die Spitze der Staatsanwaltschaft zu stellen hat einen Sinn, wenn für die Strafverfolgung das Opportunitätsprinzip gilt; denn in diesem Fall soll der Justizminister entscheiden, ob das öffentliche Interesse einer Verfolgung entgegensteht. Gilt aber das Legalitätsprinzip, muß der Staatsanwalt ohne Rücksicht auf politische Opportunität verfolgen, so bleibt für Entscheidungen des Justizministers kein Raum. Man könnte die Organisation der Staatsanwaltschaft durch eine kollegiale Oberaufsichtsbehörde, einen Reichsstaatsanwaltshof abschließen, der darüber zu wachen hätte, daß die Staatsanwälte die Strafpflicht des Staates energisch, aber ohne blinden Eifer gerichtlich feststellen lassen. Dann wäre die subsidiäre Privatanklage entbehrlich, die der österreichische Strafprozeß ohnehin so gestaltet hat, daß ihr Zweck nicht erreicht werden kann. Dazu verkümmert die Strafprozeßordnung die prozessualische Stellung des Subsidiarklägers in einer Weise, die ein schwer begreifliches Mißtrauen gegen ihn bekundet.

Denkt man sich aber auch den Staatsanwalt als einen Diener der Wahrheit, so wird man doch Bedenken tragen, ihm die Wahrung der Interessen des Beschuldigten so anzuvertrauen, wie jetzt dem Untersuchungsrichter. Soll der Staatsanwalt die Ermittlung des Sachverhaltes bis zur Entschließung darüber, ob er Anklage zu erheben habe, führen, so wird der Beschuldigte und sein Verteidiger begründeten Anspruch darauf haben, im Vorverfahren nicht nur die wünschenswerten antizipierten Beweisaufnahmen veranlassen zu können, sondern auch das Verteidigungsmaterial für die Hauptverhandlung zu sammeln. Mit einer darauf abzielenden Bestimmung des Gesetzes ist es jedoch nicht getan, sie nützt dem mittellosen Beschuldigten nichts. Also müßte dem Beschuldigten im Vorverfahren ein Verteidiger beigegeben werden und das erfordert einen Kostenaufwand, den man versucht ist, als unerschwinglich zu erklären. So muß der Plan, die Voruntersuchung in die Vorerhebungen einzubeziehen, an diesem Punkte scheitern. Es gibt allerdings einen Ausweg, den einige Kantone der Schweiz eingeschlagen haben. Die Verteidigung Unbemittelter liegt einem staatlichen Verteidiger ob. Der Verteidiger ist ein

Organ der Strafjustiz, das im Dienste des Staates steht. In kleinen Verhältnissen läßt sich das leichter durchführen als in großen Staaten. Ein Advokat kann nach dem Strafprozeßrecht schweizerischer Kantone etwa wie ein bei Gericht bestellter Sachverständiger verpflichtet werden, alle Verteidigungen zu führen, die von Amtes wegen zu führen sind. In einem großen Staate würde das eine Organisation der amtlichen Verteidigung erfordern, die an Umfang dem Institut der Staatsanwaltschaft gleichkäme, wenn wenigstens jeder, der nicht von sich aus einen Verteidiger bestellt, nicht nur in der Hauptverhandlung, sondern auch im Vorverfahren amtlich verteidigt werden soll. Selbstverständlich müßte der Verteidiger dieselbe juristische Qualifikation und dieselbe Stellung besitzen, wie der Vertreter des Staates, der ihm gegenüber steht. Man kann vielleicht sagen, wenn der Untersuchungsrichter entbehrlich wird, so ist es möglich, an seiner Statt Verteidiger für den Beklagten zu bestellen; aber dabei wird übersehen, daß eine starke Vermehrung der Staatsanwaltstellen unvermeidlich würde, da der Staatsanwalt dem Untersuchungsrichter einen guten Teil der Voruntersuchung abnimmt und daß wir im Vorverfahren immer noch einen Richter nicht nur für antizipierte Beweisaufnahmen haben müßten, sondern auch für Eingriffe in die persönliche Freiheit des Beschuldigten, für die Verfügung der Untersuchungshaft, der Haussuchung und anderes, denn diese Verfügungen dürfen nicht dem Ankläger überlassen werden. Immerhin würde eine außerordentliche Kürzung des Vorverfahrens erreicht. Der Ankläger hat kein Interesse, die Ermittlungen länger auszudehnen, als zur Entscheidung über die Klageanstellung erforderlich ist; er ist nicht versucht, die Hauptverhandlung in einem Aktenband zu antizipieren, wie der Untersuchungsrichter, der mit dem Abschluß der Voruntersuchung seine Aufgabe beendigt hat. Der Staatsanwalt tritt mit der Klage erst in den Prozeß ein und entwickelt nun die Tätigkeit, die er vorbereitet hat. Er wird einsehen, daß der Erfolg seiner Klage nicht zuletzt davon abhängt, daß die Sache möglichst bald zur Hauptverhandlung kommt, da die Ergebnisse des Beweisverfahrens dann aussichtsvoller sind. Der Untersuchungsrichter ist geneigt, die Untersuchung so zu führen, daß die Akten spruchreif sind; denn auch er möchte sich ein Urteil bilden.

Betreiben der Staatsanwalt und neben ihm der Verteidiger die Ermittlungen, die der Entschließung über die Anklage vorausgehen, so werden die Akten zusammenschrumpfen und nur die Ergebnisse der antizipierten Beweisaufnahmen und die richterlichen Entscheidungen über Zwangsmittel in extenso enthalten, alles übrige wird aus Parteiakten des Staatsanwaltes und des Verteidigers bestehen. Daraus folgt

nun allerdings, daß der Vorsitzende des erkennenden Gerichts über den Sachverhalt, den die Hauptverhandlung voraussichtlich zutage fördern wird, nicht unterrichtet sein kann; er findet in den Gerichtsakten nur die Konstatierungen, die wegen Vergänglichkeit der Beweise vorzeitig vorgenommen werden mußten. Er hat also die Sache nicht in der Hand. Dagegen ist der Staatsanwalt, abgesehen von dem Material, das der Verteidiger gesammelt hat, vollständig orientiert und er wird ja nur klagen, wenn er dieses Material zur Begründung der Anklage für ausreichend hält. So führt denn die Logik der Tatsachen zu einer Veränderung bezüglich der Struktur der Verhandlung. Der Vorsitzende kann die Beweise nicht vorführen; das ist nur den Parteien möglich. Der Vorsitzende vermag die Fragen nicht richtig zu stellen, da er den Fall nicht übersieht[1]). Die Neuerung würde daher zum Kreuzverhör führen. Der Ankläger vernimmt die Zeugen, auf die er sich beruft und der Verteidiger stellt weitere Fragen. Der Verteidiger vernimmt seine Zeugen, er führt seine Beweise vor. Der Staatsanwalt kommt nach ihm zur Fragestellung. Ob das erwünscht und zweckmäßig sei, ist zunächst nicht die Frage, die ich untersuche, ich stelle nur fest, daß dies die unvermeidliche Konsequenz der Reform wäre. Der Vorsitzende steht nun ebenso unter dem Eindruck der Hauptverhandlung wie ein anderer Richter; was in der Hauptverhandlung vorkommt, ist ihm neu, soweit es sich nicht um antizipierte Beweisaufnahmen handelt. Daß die Hauptverhandlung damit unmittelbarer und bedeutungsvoller würde, ist unzweifelhaft. Die Überraschung des Vorsitzenden wäre nicht Ausnahme, sondern Regel. Statt kontrollierend in den Akten zu blättern, würde der Vorsitzende den gerichtlichen Vorgängen, denen er präsidiert, mit Spannung folgen. Das Urteil des Gerichts wird sich nicht voraussehen lassen, weil es eben von dem Ergebnis der Hauptverhandlung abhängt. Gegenwärtig wird der Vorsitzende, wenn er die Verhandlung eröffnet, meistens ohne ein Prophet zu sein, voraussagen können, wie das Urteil in der Hauptsache lauten wird oder doch wie es nach seiner Überzeugung, die sich nicht so leicht ändern wird, lauten sollte. Auch der beste Vorsitzende kommt mit einem Vorurteil in die Sitzung, das sich um so sicherer bestätigt, je vollständiger die Voruntersuchung geführt wurde. Es fragt sich aber, ob dieses Urteil richtig ist.

Obwohl die Zerlegung des Vorverfahrens in staatsanwaltliche Vorerhebung und in Voruntersuchung der Natur der Sache nicht ent-

---

1) Damit gebe ich nicht etwa zu, daß der Vorsitzende den Prozeßstoff bis in alle Einzelheiten kennen muß, um die Verhandlung zu leiten.

spricht und der wesentliche Vorzug der Voruntersuchung vor den Vorerhebungen, den ich in ihrer Begrenzung auf bestimmte Personen und Sachen erkenne, sich vielleicht auch für ein einheitliches reformiertes Vorverfahren gewinnen ließe, so trage ich doch Bedenken, das Vorverfahren in die Hand des Staatsanwaltes zu legen, weil ich seine Übermacht über den Beklagten fürchte. Hat man den Ankläger eingesetzt, um die Unbefangenheit des untersuchenden und erkennenden Richters zu sichern und um dem Beklagten eine Parteistellung zu verschaffen, so will man nun den Untersuchungsrichter durch den Staatsanwalt ersetzen und den Beklagten durch den Staatsanwalt einvernehmen lassen, ja dem Staatsanwalt die Gewalt einräumen, seinen prozessualischen Gegner zu verhaften. Das ließe sich höchstens ertragen, wenn jedem Beklagten von Anfang an ein Verteidiger zur Seite stände, der dem Staatsanwalt gewachsen wäre. Auf englisches Vorbild kann man sich nicht berufen, da die Parteien im Vorverfahren mündlich und öffentlich vor dem Richter verhandeln[1]). Die Mißstände des kontinentalen Schwurgerichtsverfahrens beweisen übrigens genugsam, daß sich englische Einrichtungen nicht so leicht übertragen lassen; denn der Richter bedeutet in England etwas anderes als bei uns.

Die Hauptsache ist meines Erachtens, daß das Vorverfahren sich darauf beschränke

1. die antizipierten Beweisaufnahmen mit peinlichster Genauigkeit durchzuführen;

2. im übrigen nur das zu erheben, was für die Entschließung des Anklägers, ob er Anklage erheben soll oder nicht, notwendig ist. Daß hierfür belastende und entlastende Tatsachen gleichmäßig zu berücksichtigen sind, ist selbstverständlich.

Diese Ergebnisse der Voruntersuchung, die ja das Zwischenverfahren noch ergänzt, werden zur Orientierung des Vorsitzenden regelmäßig ausreichen.

Antizipierte Beweisaufnahmen sollen in der Regel nur einem Richter zustehen. Ausnahmen sind bei Gefahr im Verzuge zuzulassen.

Die Vorerhebungen sollen auf eine längste Dauer von 8 Tagen beschränkt werden. Daß dies möglich ist, zeigt die Bestimmung des österreichischen Strafprozesses bezüglich des verhafteten Verdächtigen.

---

1) Dr. Emil Süeß. Die Stellung der Parteien im modernen Strafprozeß. Wien 1898. S. 286ff.

Die Voruntersuchung soll der Untersuchungsrichter führen, aber die Voruntersuchung soll mit Ausnahme der antizipierten Beweisaufnahmen zunächst zur Information des Staatsanwaltes und des Verteidigers dienen, die das Recht haben sollen, den Untersuchungshandlungen beizuwohnen. Das Protokoll über antizipierte Beweisaufnahmen soll ebenso genau und vollständig sein, wie das Protokoll über die informativen Erhebungen summarisch. Der Untersuchungsrichter soll wissen, daß nicht das Ergebnis der Voruntersuchung die Grundlage des Urteils bildet, sondern das Ergebnis der Hauptverhandlung.

Die Untersuchung ist zu schließen, wenn die Parteien es übereinstimmend beantragen. Trägt der Staatsanwalt auf Schließung der Voruntersuchung an, so sind nur noch Erhebungen zulässig, die im Interesse des Beschuldigten begründet sind. So wird sich von selbst eine größere Initiative der Parteien ergeben, namentlich auch des Beschuldigten, der nun über die Ergebnisse der Voruntersuchung informiert ist. Die Stellung des Untersuchungsrichters wird bescheidener werden, er wird darauf verzichten müssen, sich ein Urteil in der Sache zu bilden, und sich zufrieden geben, die Sache soweit gefördert zu haben, daß eine Entscheidung über die Versetzung in Anklagestand möglich ist. Aber die richterliche Stellung des Untersuchungsrichters wird gewinnen; er wird weniger Inquirent und mehr Richter sein. Er wird den Beschuldigten schirmen und über die Form wachen, während er nach den Mitteilungen von Hans Groß heute doch eher auf Schuld oder Nichtschuld inquiriert und sich ein Urteil zu bilden sucht. Eben das soll er nicht. Das Vorverfahren wird zu einer Instruktion des Strafprozesses werden, die der Untersuchungsrichter leitet und in der ihm noch ein gutes Stück Selbständigkeit bleibt. So wird die Voruntersuchung kürzer und ihr Zweck wird erreicht. Dann wird die Mündlichkeit und die Unmittelbarkeit der Hauptverhandlung das werden, was sie nach Glasers Meinung werden sollte, was sie aber bis heute nicht geworden ist.

XIII.

Marginalien zur Abhandlung von Prof. C. Stoofs in Wien: „Zur Reform des Strafprozesess".

Von

Hans Grofs.

Wenn sich Carl Stooß zu einer strafrechtlichen Frage äußert, so haben wir in ihm nicht bloß den ausgezeichneten Kriminalisten, sondern auch den erfahrenen Gesetzgeber zu vernehmen; seine Ansicht ist uns daher immer wichtig und bestehen Differenzen, so trachten wir nach Tunlichkeit, sie zu beseitigen. Im vorliegenden halte ich dies für um so notwendiger, als vielleicht hauptsächlich Mißverständnisse vorliegen, an welchen ich die Schuld trage, und so sei es gestattet, daß ich mich zu dem ersten Teile der Stooßschen Abhandlung äußere und meine von Carl Stooß bestrittenen Auffassungen zu erklären trachte; ich will hierbei annähernd die Reihenfolge einhalten, welche Stooß aufgestellt hat, und mit der Frage der Ausbildung unserer Untersuchungsrichter, also wohl auch der meisten Kriminalisten überhaupt, beginnen.

Was ich behaupten wollte und was ich auch wieder vor kurzem [1]) genauer ausgeführt habe, geht dahin, daß unsere Lehrpläne dem Strafrecht zu wenig Raum geben. In den wenigen Stunden, welche durch je ein Semester dem materiellen und formellen Strafrecht in der Woche gewidmet sind, kann der Lehrer beim besten Willen und größter Hingabe nicht mehr tun, als knapp ein System des Strafrechts vortragen, mehr ist nicht möglich, und um eine Vorbildung für das Strafrecht zu geben, ist keine Zeit vorgesehen. Der Natur der Sache nach erfordert das Privatrecht eine idiographische, das Strafrecht eine nomothetische Vorbildung. Das Privatrecht erhält sie auch, indem doch das römische, das deutsche und kanonische Recht zumeist nichts

1) In der allgem. österr. Ger.-Ztg. v. Dezember 1903.

anderes, als eine Vorbereitung für das Zivilrecht darstellt. Die Parallele für das Strafrecht wäre der Unterricht über das Objekt der Disziplin, den Verbrecher, über die Gesetze der großen Zahlen, über eine Erscheinungslehre des Verbrechens und eine Wahrnehmungslehre — also über die strafrechtlichen Hilfswissenschaften: Kriminalanthropologie, Kriminalstatistik, Kriminalistik und Kriminalpsychologie. Von alledem hört der Student durchaus nichts und der Vorwurf trifft allein den Lehrplan, der keine Zeit zur Vorbereitung für das unabsehbare wichtige Strafrecht finden will. Ich wiederhole: mit dem jungen Kriminalisten geht man so vor, wie man mit einem Mediziner vorginge, wenn man keine Zeit für Anatomie, Physiologie, Histologie, Embryologie usw. fände, und ihn bloß etwa innere Medizin lehrte, ohne ihm die genannten Disziplinen, die für den praktischen Arzt auch Hilfswissenschaften sind, vorzutragen. Wenn ich das behaupte, so ist das nicht übertrieben, sondern Wort für Wort nachzuprüfen und nur von der Überzeugung über die Wichtigkeit des eigentlichen Strafrechts diktiert.

Was nun unsere eigentliche Prozeßfrage anlangt, so will ich vorerst unumwunden erklären, daß ich einmal, noch als praktischer Kriminalist, genau auf dem Standpunkte meiner Gegner gestanden und mich mit dem beständigen Vorwurfe abgequält habe, daß ich eigentlich ein Inquirent und kein moderner „vorbereitender" Untersuchungsrichter sei: ich wüßte noch die Akten zu nennen, in welchen ich mich bemüht habe, den Fall „bloß vorzubereiten" und „der Zeit vorzugreifen". Nach mühevollen Jahren kam ich aber zu der Überzeugung, daß wir einen Idealprozeß nur mit Idealmenschen und unter Idealverhältnissen haben könnten, einstweilen müssen wir aber mit den Dingen rechnen, wie sie sind. Erst wenn diese ganz anders gestaltet sein werden, dann haben meine Gegner Recht — vom idealen Standpunkte aus, haben sie es auch heute, aber nur von diesem aus

Diese Auffassung brachte mich auch zu der Äußerung: „Die verhältnismäßig beste Aussage, die ein Zeuge macht, ist in der Regel die vor dem Untersuchungsrichter." Dies will ich so verstanden haben: Daß ein Zeuge in der Hauptverhandlung das erstemal vernommen wird, das kann nur in Ausnahmefällen vorkommen, da man ja auf das bloße Gerede, etwa des Beschädigten: „der x soll etwas von der Sache wissen" nicht allein die Zeugenvorladungen vornehmen kann. Es wird also ein Schutzmann, ein Polizist, ein Gendarm, doch eher den Zeugen gehört haben müssen — und nun habe ich behauptet: „Der Gendarm imponiert dem Zeugen zu wenig, der Gerichtshof zu viel — am besten geht es noch beim Untersuchungsrichter." Daß die

Leute vor dem Polizisten usw. ohne Eideszwang und gesprächsweise vernommen, zu wenig und zu viel sagen, ist derart alltägliche Erfahrung, daß sie nicht näher besprochen werden muß. Nun kommt der Zeuge zum Untersuchungsrichter. Ich präsumiere keinen Idealuntersuchungsrichter, sondern einen bloß ehrlichen, vernünftigen Menschen, der zu vernehmen hat — und nun frage man den ersten besten unter ihnen, wie es mit Zeugen zugeht. Unter 100 vernommenen Zeugen gibt es vielleicht Einen ruhigen, vernünftigen, gebildeten Mann, der allerdings vor dem Untersuchungsrichter gerade so wie vor dem Gerichtshof alles genau so sagen wird, wie es gewesen ist. Aber die anderen 99 Proz. der Zeugen! verlegene, ängstige, phantasievolle, einbildungsreiche, hinterhältige, ungeschickte, ungebildete, schwerfällige, gewissenlose, dumme, leichtsinnige, suggerierte, hysterisch veranlagte, beeinflußte Leute, die zu viel und zu wenig sagen und von deren Aussage Wohl und Wehe des Angeklagten abhängt. Und wenn einer im gewöhnlichen Leben ein Minimum der genannten üblen Eigenschaften hat: ist er Zeuge, so steigert sie sich überraschend. Nun frage man wieder den ersten besten Untersuchungsrichter, was er mit diesen Zeugen machen muß: er spricht lange mit dem einem, der vor Angst oder Gewissenhaftigkeit nichts weiß, von Nebensächlichen, bis der Zeuge zutunlich wird und vielleicht das Wichtigste sagt; er blättert mit dem zweiten stundenlang in dessen Aufzeichnungen, bis er das Ausschlaggebende findet; er geht mit dem dritten auf den, vielleicht weit entfernten Tatort, wo sich der Zeuge endlich leicht zurechtfindet und jetzt erst zum Hauptzeugen wird; er macht mit dem vierten umständliche Hör-, Seh-, Wahrnehmungs-, Auffassungs-, Gedächtnisproben, um zu wissen, welchen Wert die Aussage des Zeugen hat und so fort ins Endlose. Von der Zeit, die der Untersuchungsrichter bei dem einzelnen Zeugen aufgewendet hat, kann der Vorsitzende nur den kleinsten Teil aufbringen, er muß aufhören zu einer Zeit, als der Zeuge noch gar nichts, oder noch unrichtig sagte. Daß aber der Vorsitzende nicht so viel Zeit verwenden darf, liegt nicht darin, daß sonst die Verhandlung „zu lang" dauert, sondern weil durch solche schleppende Vorgänge Interesse, Zusammenhang und Verständnis — zumal bei Geschworenen — völlig abhanden kommt.

Hat der Vorsitzende aber das mühsam zustande gekommene Protokoll, so weiß er, was der Zeuge zu sagen vermag und was er zu verlangen hat. Gott bewahre vor „Abfragen des schon Gesagten" — das ist etwas ganz anderes, als wenn der Vorsitzende die mühsamen Vorarbeiten des Untersuchungsrichters, die er selbst übrigens meistens gar nicht zu machen vermag, nicht nochmals zu machen hat und dort

einsetzen kann, wo eigentlich anzufangen ist. So sind die Verhältnisse einmal und mit ihnen müssen wir rechnen.

Bleiben wir noch bei der Tätigkeit des Vorsitzenden. Ich hatte behauptet, daß sich derselbe die Belastungs- und Entlastungsbeweise zu logischen Gebilden geformt haben muß, wenn er eine Verhandlung gut leiten will. Damit meine ich aber sicher nicht, daß er mit der Frage über Schuld oder Nichtschuld des Angeklagten schon im voraus fertig sein müsse; ich meine, der Vorsitzende muß sich vollkommen Klarheit darüber geschafft haben, was durch jeden Zeugen, jeden Sachverständigen und jedes sonstige Beweismittel bewiesen werden soll und kann. Man wird am besten verstehen, was ich meine, wenn ich daran erinnere, wie es jeden von uns beim flüchtigen Lesen eines Prozesses, etwa in einer Zeitung, ergeht; irgendeine Äußerung eines Zeugen, die Erklärung eines Sachverständigen, die Vorlesung eines Briefes wird „mit Sensation" aufgenommen — wir, die wir die Prozeßberichte bloß flüchtig gelesen haben, wissen aber nicht, oder bloß ungefähr, ob dieses Ereignis zugunsten oder zum Nachteil des Angeklagten spricht.

Über diese Frage: die Bedeutung jedes einzelnen Beweisstückes muß der Vorsitzende absolut Klarheit haben; freilich wird dann auch eine Meinung des Vorsitzenden über Schuld und Nichtschuld in ihm entstehen, diese ist aber eine bedingte, bedingt durch das Ergebnis der Beweisaufnahme: „Wenn diese Gruppe von Zeugen so und so aussagt — dann ist der Angeklagte schuldig." Diese Annahme präokkupiert aber nicht, sie ist rein erkenntnistheoretisch, genau so, wie etwa der Chemiker sagt: „Wenn sich in dieser Eprouvette nach Vereinigung der Substanzen A und B dieser und jener Vorgang ereignet, dann habe ich allerdings den Stoff x vor mir." Voreingenommen war hier weder der Vorsitzende noch der Chemiker — wenn sie wissen, was sie vor sich haben, so gehen sie beide nur exakt vor.

Diese Klarheit über den Wert und die Bedeutung jedes einzelnen Aktenstückes ermöglicht es aber dem Vorsitzenden auch allein, einen Plan für die Verhandlung, das logische Nacheinander im Vorführen der Beweise aufzustellen. Man hört oft genug, dies sei doch einfach: zuerst hört man die Anklage, dann den Angeklagten, dann die Belastungsbeweise, dann die Entlastungsbeweise, dann nochmals Staatsanwalt und Angeklagten und der Prozeß ist beendet. So geht es allerdings, wenn es sich um den Diebstahl einer silbernen Uhr handelt, aber nicht, wenn der Hergang auch nur einigermaßen verwickelt ist. Die Beweise sollen nicht bloß vorgeführt, sondern auch verstanden, erwogen und verwertet werden und das ganze Verständnis eines

Prozesses hängt fast einzig und allein von dem richtigen Aufbau des Vorganges ab. Aufbauen kann man aber nur nach einem Plan — einen Plan kann man nur machen, wenn man das Material kennt, also in unserem Falle: wenn man eine Voruntersuchung hat. Ohne diese muß es in einem halbwegs komplizierten Falle zur Planlosigkeit kommen und diese wird doch nicht allein im Strafverfahren zum Richtigen führen.

Fragen wir aber, wie ein solcher Plan beschaffen sein kann, so ist selbstverständlich große Verschiedenheit denkbar. Man geht vom Allgemeinen zum Besonderen; oder man geht chronologisch vor, oder man führt alle Fakten nacheinander, dann die Beweise nacheinander auf; oder man legt je ein Faktum und die dazu gehörigen Beweise zusammen; oder man führt alles Belastende zusammen und alles Entlastende zusammen vor; oder man bringt zu jedem einzelnen Momente Belastendes und Entlastendes vor; oder man führt objektive Feststellungen (Sektionsprotokoll, Augenscheinbefund usw.) am Anfange oder am Ende oder in der Mitte vor; oder man nimmt die verschiedensten Gruppierungen vor und so fort in endlosem Wechsel. Richtig, d. h. logisch und klärend, leicht zu überblicken und zu merken, ist aber für jeden einzelnen Fall fast immer bloß ein Vorgang und wie man diesen finden soll ohne eingehendes Studium des Aktes und ohne Vorliegen einer guten Untersuchung, wie das möglich sein soll auf Grund bloß „vorbereitender Feststellungen" ist, und bleibt mir unverständlich.

Man kann es nicht beweisen, daß ein bestimmter Prozeß anders ausgegangen wäre, wenn die Verhandlung nach einem anderen Plane abgeführt worden wäre, aber die Überzeugung hiervon drängt sich jedem erfahrenen Kenner der Verhältnisse bestimmt auf. Man frage zehn vielbeschäftigte Vorsitzende — nicht Idealvorsitzende, sondern nur gewissenhafte, gescheite Leute — sie alle werden dies bestätigen und werden beifügen, es sei alte, viel erprobte Erfahrung, daß das kräftigste Beweismoment (pro aut contra) seine Wirkung völlig einbüßt, wenn es in der Verhandlung zur unrechten Zeit vorgebracht wird. Dies kann aber nicht vorkommen, wenn der Vorsitzende die Sache auf Grund einer guten Untersuchung zu studieren vermochte.

Dann schadet aber auch eine „Bombe" nichts, wie man nach dem Gerichtssaaljargon unerwartete Ereignisse nennt. Solche können sein: Gestehen oder Leugnen eines Umstandes, den der Beschuldigte früher geleugnet oder gestanden hat; Auftreten eines neuen, wichtigen Zeugen; Richtigstellen einer früheren Angabe durch Zeugen oder Sach-

verständige; Agnoszierungen, die rüher anders gelautet haben; Vorweisen eines beweisenden Schriftstückes und hundert ähnliche Zufälle. Es ist nun allen erfahrenen praktischen Kriminalisten bekannt, welche Wirkung ein solches Ereignis hat. War die Untersuchung gut geführt und ist der Vorsitzende wohl unterrichtet, so besinnt sich der letztere einen Augenblick, er wertet das Neue richtig ein, und die Verhandlung hat nur gewonnen. Sind die genannten Vorbedingungen aber nicht vorhanden, so ist völlige Verwirrung fertig und den Schaden hat oft genug der unschuldig Angeklagte.

Man stelle sich nun eine nicht vorbereitete Zukunftsverhandlung vor; dann hat man nichts als „Bomben“ und nichts als Konfusion, d. h. Rechtsunsicherheit. Freilich wird man sagen: „Die Vorsitzenden werden sich eben an solche ‚Bomben‘ gewöhnen müssen“ — an sie gewöhnt man sich aber ebensowenig wie an wirkliche Bomben.

Übrigens: solche Verhandlungen, wie man sie jetzt wünscht, haben wir ja ohnehin, wenn sogenannte „direkte Anklagen“ vorliegen, d. h. in einfachen Fällen, wenn die Erhebungen der Polizeibehörden usw. genügen. Wenn z. B. der Dieb auf der Tat betreten wird, wenn die Polizei dies meldet, die Generalien des Beschuldigten und die Namen der betreffenden Zeugen — da fällt es natürlich niemanden bei, eine Voruntersuchung einzuleiten, dann haben wir eine Verhandlung, allerdings ohne jeden Nachteil des Vorverfahrens und mit allen Vorteilen, die man sich denken kann. Aber die Zahl der Fälle, in welchen diese „direkten Anklagen“ möglich sind, läßt sich nicht willkürlich vergrößern, und dehnt man diesen Vorgang auf nicht ganz einfache Fälle aus, so machen sich nur Nachteile geltend. Man muß vertagen, verliert Zeit und Unmittelbarkeit des Eindruckes und nützt die Zeugen mehr ab, als wenn sie einmal vor dem Untersuchungsrichter vernommen wurden. Häufig wird noch ein zweites Mal vertagt und am Schlusse kommt man mitunter erst noch zu einer Art Voruntersuchung.

Ich möchte mit einem Rate schließen. Bevor man sich an das überaus gefährliche Experiment wagt, die Voruntersuchung ganz zu beseitigen, schlage man einen gefahrlosen Versuchsweg ein und beauftrage die Staatsanwaltschaften, das genannte Institut der „direkten“ Anklage tunlichst weit auszudehnen, d. h. man bestehe darauf, daß der Staatsanwalt möglichst oft ohne Inanspruchname des Untersuchungsrichter selber die Erhebungen durch Polizei, Gendarmerie usw. pflegen läßt und dann „direkt“ anklagt. Man könnte das Experiment noch exakter und vergleichsfähiger machen, wenn man in diesen Fällen veranlaßt, daß dem

Verdächtigten ein Verteidiger beigestellt werde, der auf eigene Faust Gegenerhebungen veranlaßt. Dann haben wir fast kontradiktorisches Verfahren, ohne an den gesetzlichen Bestimmungen etwas geändert zu haben. Schließlich lasse man sich die Berichte der Staatsanwälte und Gerichtsvorstände über diese Proben geben und gewähre jedem Einsicht in dieselben, der für das künftige Verfahren eintritt — man wird ja sehen, wie weit man kommt!

XIV.

Ein jugendlicher Räuber.

Von

Alfred Amschl, k. k. Oberlandesgerichtsrat und Staatsanwalt in Graz.

In einem Dorfe der östlichen Steiermark siedelte sich Ende der 1860er Jahre ein Weber an, der, anfänglich von den bodenständigen Gemeindebewohnern als Fremder mit scheelen Augen angesehen, schließlich im Laufe der Jahre doch als gleichwertig und ebenbürtig anerkannt wurde.

Bald nachdem er sich in der Gegend angekauft, wurde Anton Polly, so hieß der Weber, von seinem Nachbar Neumeister beim Gemeindevorsteher verklagt, daß er ihm einen Hahn erschlagen hätte. Neumeister „verspielte", ob mit Recht, ließ sich niemals feststellen. Seither lebten die Familien Neumeister und Polly jahrelang in Feindschaft, bis sie sich endlich versöhnten.

Zwanzig Jahre waren verflossen. Die Feinde von ehedem hatten den alten Hader vergessen und ihre Söhne Anton Polly und Johann Neumeister, beide 18 bis 19 Jahre alt, hielten gute Kameradschaft. Polly arbeitete als Tagelöhner die Woche über im nahen Marktflecken und kam jeden Sonnabend nach Hause. Neumeister diente im heimatlichen Dorfe bei einem Bauer als Knecht. Polly zeigte hie und da Neigung zu flottem Lebenswandel und war als Knabe einmal erwischt worden, wie er im Keller seines damaligen Dienstgebers von einem Laib Käse naschte. Im übrigen war er ein guter Sohn, der nahezu seinen ganzen Verdienst dem Vater abführte und sich nur einiges Kleingeld zurückbehielt, um sich Sonntags nach dem Kirchgang ein Glas Wein und eine Zigarre zu kaufen. Der Vater hatte für eine zahlreiche Familie zu sorgen und sein Geschäft trug ebensowenig ein als sein Grund. Neumeister lebte sparsam und bescheiden.

Sonntag den 31. März 1889, mittags, machte Anton Polly, ein sonst verschlossener und schweigsamer Jüngling, beim Essen die

überraschende Mitteilung, er sei am Abend vorher auf dem Heimweg im Walde von zwei Männern überfallen worden, jedoch schneller gewesen als sie. Dem einen habe er einen Messerstich auf den Kopf versetzt und das Messer, nachdem beide Kerle davongelaufen, im Straßengraben gewaschen.

Der Vater begriff nun, warum Anton gestern abend daheim Wasser verlangt hatte. Offenbar um sich die Hände zu waschen. In gewohnter Verschlossenheit dürfte er den Raubanfall verschwiegen und nicht einmal dem jüngeren Bruder, mit dem er das Bett teilt, anvertraut haben.

Als der Vater den Sohn ob seines Mutes belobte und seiner Verwunderung Ausdruck gab, daß in einer so friedlichen und sicheren Gegend sich plötzlich Räuber zeigten, meinte Anton, es sei gestern nicht das erstemal gewesen; im Vorjahre habe man ihn dreimal auf dem Heimweg angefallen, einmal auf der Halde, einmal im Wald, einmal am Ufer des Baches. Der Vater rief nun die Mutter herbei und ließ in ihrer Gegenwart Antons Erzählung wiederholen. Dieser zeigte hierbei sein Messer vor und bemerkte, daß er es im Bach abgewaschen habe. Die Eltern waren sehr besorgt und trugen ihm auf, ja sogleich die Anzeige bei der Gendarmerie zu erstatten.

Gegen ein Uhr mittags holte ein Bruder Neumeisters den Anton Polly zum Nachmittagsgottesdienst ab. Unterwegs gesellte sich ihnen Johann Neumeister zu und die drei Jünglinge wanderten den einsamen Weg in den Markt fürbaß. Johann hatte vor, abends seine Schwester zu besuchen. Polly schilderte seine Abenteuer am Tatort und zeigte den Brüdern die Stelle am Waldessaume, wo die beiden Räuber aus dem Gebüsch auf ihn zugesprungen. Nachdem sie — so erzählte er — ihm aufgelauert, habe der eine, der eine Pelzmütze über die Augen gezogen trug, ihn vorn am Kragen gepackt und gefragt, wohin er gehe. Polly habe darauf erwidert: „Das brauchst du nicht zu wissen!“ — gleichzeitig habe er sein Messer gezogen und dem Räuber einen Stich in den Kopf versetzt. Der Räuber sei einige Schritte zurückgetaumelt; dem andern aber habe Polly gedroht: „Komm nur her, dir geb' ichs noch besser!“ darauf habe der erste dem zweiten zugerufen: „Geh', gehen wir!“ dann seien beide davongelaufen.

Im Markte trennten sich die drei Freunde. Polly begab sich nach dem Gottesdienste zur Gendarmerie und erstattete die Anzeige von den an ihm verübten nächtlichen Überfällen und trat um 4 Uhr in Begleitung eines Mädchens den Heimweg an. Vom Elternhause mußte er im Auftrage seines Vaters Leinwand in das nächste Dorf tragen. Dort angelangt, bat ihn die Kundschaft, bei einem Nachbar einen

Schuldschein als Zeuge zu fertigen. In Gesellschaft dieses Nachbars machte er sich um 6½ Uhr abends auf den Heimweg. Unterwegs trennten sie sich. Anton ging dann noch allein eine Viertelstunde lang nach Hause, woselbst er um 7¼ Uhr eintraf und verblieb. Am 1. April früh morgens begab sich Anton wieder in den Marktflecken auf Arbeit. Einige Stunden später kam Frau Neumeister ganz bestürzt zum alten Polly und klagte ihm, daß ihr Sohn Johann gestern abends auf der Heimkehr von seiner Schwester etwa um 7¾ Uhr überfallen und seiner Brieftasche, die zehn Gulden enthielt, beraubt worden sei. Der alte, des Schreibens wohl kundige und daher von Frau Neumeister aufgesuchte Polly schrieb über ihre unter Tränen vorgebrachte Bitte die Anzeige auf einen Zettel, behändigte ihn seinem jüngeren Sohn, beauftragte diesen, sofort in den Marktflecken zu gehen und den Zettel seinem Bruder Anton zu übergeben, damit dieser ihn sofort der Gendarmerie überbringe. Dies geschah auch alles.

Johann Neumeister war Sonntag nach dem Gottesdienste zu seiner Schwester gegangen, bei der er um 4½ Uhr eintraf. Als es bereits dunkelte, verabschiedete er sich, um nach dem ¾ Stunden entfernten Heimatdorfe zu wandern. In der Finsternis blickte er scheu nach der Straße, auf der sein Freund Polly gestern überfallen worden war. Langsam schritt er vor sich hin durch den vom Marktflecken her führenden Waldweg, den Blick gegen die fünf Minuten entfernte Straße gerichtet. Plötzlich faßte ihn jemand von rückwärts am Rockkragen, ohne daß er vorher auch nur das leiseste Geräusch vernommen hätte, und warf ihn zu Boden. Während Neumeister auf den Rücken fiel, hatte schon die Hand des Räubers, den er nicht sehen konnte, seine Brieftasche aus der linken inneren Rocktasche gezogen. Der Unbekannte, den Neumeister weder nach Gestalt, Kleidung noch sonstwie zu beschreiben vermochte, war dann sogleich ins Gebüsch gesprungen und darin verschwunden.

Neumeister erhob sich und eilte nach Hause in den Stall, woselbst er mit dem Sohne seines Herrn die Schlafstätte teilte. Sein Kamerad fütterte just die Pferde, als Neumeister atemlos gerannt kam und sein Abenteuer erzählte. Der Haussohn meinte, ein Fremder könne der Räuber unmöglich sein, denn ein Fremder wußte nicht, daß Neumeister vom Marktflecken kommen werde. Am nächsten Morgen meldete Neumeister die Geschichte seiner Mutter, die hierauf den alten Polly ins Vertrauen zog.

Am 9. April wurden Neumeister und Polly vor dem Bezirksgericht als Zeugen vernommen. Neumeister erzählte den Sachverhalt und fügte bei, Donnerstag den 4. April zwischen 4 und 5 Uhr

morgens habe er den Stall gescheuert, während sein Kamerad die Pferde striegelte. Plötzlich stieß dieser einen Schrei aus, denn er hatte die geraubte Brieftasche auf der Futtertruhe unter alten Kleidern entdeckt. Neumeister eilte hin und fand die Brieftasche leer. Dieser Vorfall bestärkte den Verdacht der beiden Jünglinge, daß der Räuber kein Fremder gewesen. Noch an demselben Tage suchte Neumeister seine Eltern auf und berichtete ihnen den Fund der Brieftasche. Daheim erfuhr er, Anton Polly habe am Vorabend gegen neun Uhr nach ihm gefragt und erzählt, daß er Johann im Stalle hätte sprechen wollen, allein vergeblich; alles sei schon in tiefem Schlaf gelegen. Johann nahm diese Mitteilung mit Kopfschütteln entgegen; war ja doch die Stalltür unversperrbar. Er versicherte schließlich dem Bezirksrichter, daß er den Sohn seines Dienstgebers nicht verdächtigen könne, weil ihm eine unredliche Handlung nicht im entferntesten zuzutrauen sei.

Anton Polly gab folgendes zu Protokoll:

Schon im Sommer 1887 wurde ich zu drei verschiedenen Malen, jedesmal an einem Sonnabend, auf dem Heimweg überfallen. Das erstemal im Juli oder August redete mich noch in der Nähe des Marktfleckens ein Mann, eine Pelzmütze tief ins Gesicht gezogen, mit den Worten an: „Gib Geld her oder du bist hin!“ Ich erwiderte ihm, daß ich nichts besitze und mich vor ihm nicht fürchte. Alsbald erschien ein zweiter ebenso vermummter Mann, der mich in gleicher Weise anhielt und den ich mit den gleichen Worten abfertigte. Daheim erzählte ich den Vorfall meinen Leuten. Das zweitemal, drei Wochen später, wiederholte sich der Überfall ganz so wie das erstemal im Wald. Das drittemal, im September 1888, kamen mir am Bache zwei vermummte Männer entgegen, schauten mir ins Gesicht und entfernten sich ohne etwas zu sagen. Das viertemal am 30. März 1889, sprang aus dem Graben ein Mann auf mich zu, packte mich am Halse, zog ein Messer und schrie mich an: „Jetzt gib nur gleich dein Geld her, sonst bist du hin!“ Ich zog jedoch sofort mein Messer und versetzte ihm einen Stich auf den Kopf. Ein zweiter Mann stand im Graben. Als der erste den Stich hatte, rief er dem zweiten zu: „Gehen wir!“ worauf beide davonliefen. Polly meinte, daß die Räuber Einheimische gewesen sein müssen, da sie wußten, daß er jeden Sonnabend vom Marktflecken nach Hause wandere.

In der Bevölkerung regte sich, erst leise, dann immer lauter der Verdacht, daß Polly der Räuber Neumeisters gewesen sei. Der Gendarmerie ging ein anonymes Schreiben zu, das diesem Verdacht Aus-

druck verlieh. Sie verhaftete Polly und lieferte ihn am 25. April dem Bezirksgericht ein.

Dort gab er jetzt folgendes über die an ihm verübten Raubattentate an:

Das erstemal wurde ich an einem Sonnabend nach Pfingsten von einem Unbekannten angehalten und gefragt, wohin ich gehe. Ich erwiderte, daß ich ihn ja auch nicht gefragt habe. Kaum war der Fremde verschwunden, als ein zweiter, mir mit der gleichen Frage entgegentrat. Ich antwortete ihm, daß ich meine Meinung dem ersten schon gesagt habe. Das zweitemal musterte mich ein Mann in der Nähe einer Kapelle und sah mir unter die Augen. Das drittemal überfielen mich zwei Vermummte, von denen der eine mich fragte, ob ich Geld bei mir trage; wenn ja, so soll ich es hergeben, sonst würde ich hin sein. Da ich erwiderte, daß ich kein Geld besitze, ließen sie mich ziehen. Den vierten Überfall erzählte Polly wie bei seiner ersten Vernehmung als Zeuge. Er behauptete, den ersten Überfall jedermann verschwiegen, die drei letzten aber seinen Eltern erzählt zu haben. Bei seiner ersten Vernehmung sei er konfus gewesen, weshalb er sich der Einzelheiten nicht mehr genau erinnerte.

Die Vorerhebungen lieferten nachstehendes Ergebnis. Pollys Eltern bezeugten, daß ihnen ihr Sohn vor dem 31. März 1888 niemals von einem Überfall erzählt habe, daß er an diesem Tage bald nach 7 Uhr heimgekehrt sei, sich der überflüssigen Kleidungsstücke entledigt und die Wohnung nicht mehr verlassen habe, weshalb er dem Raub an Neumeister vollständig fern stehe. Die beiden Bauern, mit denen er den Schuldschein unterschrieben, bestätigten die Wahrheit seiner diesfälligen Angaben. Besondere Geldausgaben konnte man ihm nicht nachweisen. Einige Tage nach dem Raube ließ er im Markte 5 Gulden wechseln, doch hatte er sie erwiesenermaßen vom Vater zum Wechseln erhalten. Am 1. April morgens war Polly seiner gewohnten Arbeit im Marktflecken nachgegangen. Er erzählte dort seinen Mitarbeitern den ihm am 30. März widerfahrenen Überfall, aber auch den Raub an Neumeister. Er meinte noch zu seinen Mitarbeitern: „So ist's; ich habe mich tapfer gewehrt, dem Neumeister aber haben sie sein Geld weggenommen."

Gegen Polly wurde nun Voruntersuchung wegen Verbrechens des Raubes eingeleitet, was seine Überstellung an den Gerichtshof zur Folge hatte.

Obgleich er sich bei seiner ersten Vernehmung ganz unbefangen

gab und als hübscher, kräftiger Junge, blond, blauäugig, mit tadellosen Zähnen, einen guten Eindruck machte, schien der wider ihn erhobene Verdacht wohlbegründet. Die abenteuerliche Geschichte von den vier Raubanfällen; der Umstand, daß er sie so lange verschwiegen; die widersprechende Darstellung der einzelnen Fälle; die Unwahrscheinlichkeit, daß er einheimische Leute, die mit ihm gesprochen und die ihm ins Gesicht geschaut, nicht sollte erkannt haben; die lächerliche Behauptung, daß ihm die Vermummten ins Gesicht sahen, wiewohl sie Pelzmützen über die Augen gezogen hatten; das Aufsuchen Neumeisters am Abende des 3. April und der Fund der Brieftasche am 4. April; die Tatsache, daß er allein vom Besuche Neumeisters bei dessen Schwester Kenntnis besaß; endlich aber der Umstand, daß er am 1. April frühmorgens seinen Arbeitsgenossen im Marktflecken das Attentat auf Neumeister erzählte, wiewohl er selbst davon, war er nicht der Täter, erst mehrere Stunden später durch seinen Bruder unterrichtet worden war, der ihm die vom Vater geschriebene Anzeige nachbrachte, — dies alles ließ keinen Zweifel an Pollys Täterschaft übrig.

Sein Leumund war ein günstiger. Der Gemeindevorsteher schilderte ihn als tüchtigen und arbeitsamen Menschen. Er hing mit Liebe an seinen Eltern und seiner Familie. Der Untersuchungsrichter — es war der Verfasser dieser Zeilen — hielt den jungen Burschen für besserungsfähig und befaßte sich eingehender mit dem Inquisiten, dessen Tat zwar Abscheu erweckte, aber bei genauer Kenntnis der Umstände sich doch zunächst als jugendliche Verirrung darstellte, die einem gewissen Hang zum Abenteuerlichen entsprungen sein mochte. Der Strafsatz (§ 194 StG.) von 10—20 Jahren schweren Kerkers stand nicht im richtigen Verhältnisse zur Einsicht des Täters, der weder die Größe der ihm bevorstehenden Strafe kannte, noch die Schwere seines Verbrechens zu ermessen vermochte. Dem Untersuchungsrichter war darum zu tun, Milderungsumstände zu gewinnen, die dem Gerichtshof nach § 338 StPO. ein Herabgehen mit der Strafe bis auf 3 Jahre möglich machen, — Milderungsumstände, deren Gewicht der unerfahrene Bursche nicht begriff, die aber gerade für den vorliegenden Fall besondere Bedeutung hatten: ein reumütiges Geständnis und vollständiger Schadenersatz vor der Hauptverhandlung.

Zunächst wurde Polly auf die Widersprüche zwischen seiner Aussage als Zeuge und seiner Verantwortung als Verdächtiger aufmerksam gemacht. Er versicherte, nur die Wahrheit angeben zu wollen. Der dritte und der erste Überfall seien erfunden.

Etwa 3 Wochen nach Pfingsten 1888 war es, als er das erste-

mal von den zwei Männern mit den Pelzhauben angepackt wurde. Keiner sprach ein Wort, beide sahen ihm ins Gesicht. Sie hätten zwar keine Miene gemacht, ihm ein Leid anzutun, allein dennoch mußt' er sich denken, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Dieses Abenteuer habe er am folgenden Tage seinen Angehörigen erzählt. Das zweitemal sei er am 30. März 1889 um 8½ Uhr abends von einem Manne mit einer „Pudelhaube", der ein offenes Messer in der Hand hielt, mit den Worten: „Geld her, oder du bist hin!" angefallen worden. Diesem habe er einen Messerstich auf den Scheitel beigebracht; des Räubers Genosse sei ruhig dagestanden und habe zugeschaut.

Der Untersuchungsrichter fragte Polly, ob er denn die Pudelhaube durchstochen, und ob er auf seinem Messer später nicht Haare gefunden habe.

Polly meinte, die Pudelhaube habe sich auf dem Kopfe des Räubers nicht gerührt. Das Messer war blutig, wies keine Haare auf und sei von ihm zu Hause heimlich gewaschen worden. Nach dem Stich habe der Räuber seinem Genossen zugerufen: „Geh, gehen wir!" worauf sie scharf einem Acker zugegangen wären. Pollys Hilferufe seien ungehört verhallt.

Der Untersuchungsrichter machte ihn aufmerksam, daß zur Pfingstzeit die Leute doch keine Pelzmützen und Pudelhauben mehr tragen, worauf Polly entgegnete, daß die Räuber sich vielleicht vermummten, um nicht erkannt zu werden. Auf den Einwurf, daß sie dann die Hauben über die Augen gezogen haben mußten, was aber nicht der Fall schien, da sie ihm sonst nicht ins Gesicht schauen konnten, bemerkte Polly, über das Gesicht haben sie die Mützen freilich nicht gehabt. Über Vorhalt, warum er früher von vier Raubanfällen gesprochen, während er heute nur zwei gelten lasse, gestand Polly, beim Bezirksgericht gelogen zu haben aus Furcht, daß man ihn ungerechterweise des Raubes an Neumeister zeihen könnte. Deshalb wollte er durch Erdichtung der vier Raubanfälle den Verdacht von sich ablenken. Auf die Frage, warum er diese Verdächtigung fürchtete, antwortete Polly, die Leute wüßten, daß er vor 6 Jahren in Gemeindevorstehers Keller Käse genascht: und da glaubten die Leute leicht, daß man auch mehr anstellen könnte.

Ich forderte Polly dann auf, zu erzählen, was er denn am 30. März, nach dem letzten an ihm verübten Attentate, gemacht habe. Er erzählte, gegen 8¾ Uhr heimgekommen zu sein und an das Haustor geklopft zu haben, das ihm sein jüngerer Bruder öffnete, mit dem er zwar das Lager teilt, dem er aber nichts vom Raub ver-

riet. Ich warf ein, es sei doch höchst unwahrscheinlich, ein derartiges aufregendes Vorkommnis zu verheimlichen und zwar selbst vor dem Bruder, mit dem man in einem Bette schläft. Polly erklärte, darauf nichts sagen zu können. Vor dem Schlafengehen habe er in der Küche sein blutiges Taschenmesser gewaschen.

Ich hielt Polly vor, daß ihm seine Widersprüche und sein Leugnen nur schaden können. Die Strafe sei härter als er glaube. Einmal will er das Messer im Straßengraben, einmal im Bach und einmal in der Küche gewaschen haben. Polly errötete und stammelte, er habe mich angelogen, denn wirklich habe er das Messer im Straßengraben gewaschen.

Ich fragte nun, welchen Grund er hatte, mich anzulügen, da ich es doch gut mit ihm meine. Nun rief Polly: „Ich will jetzt die Wahrheit sagen: Ich bin niemals räuberisch angefallen worden; alle vier Attentate sind erdichtet, aber an der Beraubung Neumeisters bin ich unschuldig!“

Nun meinte ich zu Polly: „Wenn du mit dem Raub an Neumeister in gar keinem Zusammenhang stündest, so hätte ja das Märchen von deinen Raubanfällen gar keinen Sinn gehabt.“

Polly erwiderte hierauf, er habe heuer nach Neujahr eine Pistole gekauft, auf die er sich schon lange gefreut hatte, zumal da das Osterschießen ihm Spaß machte. Der Vater verbot ihm aber das Tragen der Pistole und nur, um ihm die Erlaubnis hierzu abzutrotzen, habe er die Raubanfälle ersonnen, da er hoffte, der Vater würde ihm das Waffentragen zum persönlichen Schutze wohl gestatten.

Ich bemerkte hierauf: „Mag sein, daß du die ersten drei Raubanfälle, falls du sie dem Vater wirklich vor dem 31. März erzählt haben solltest, was er übrigens leugnet, zu diesem Zwecke ersonnen hast, allein der Raubanfall am 30. März und die Schilderung davon an die Brüder Neumeister hat mit dem Pistolentragen doch nichts gemein.“

Polly stockte und wurde verlegen. Er wiederholte nur, daß er den Neumeister nicht ausgeraubt habe. Nun fragte ich ihn, wann er vom Raub an Neumeister Kenntnis erhalten, worauf er erwiderte, am 1. April um 11 Uhr vormittag durch seinen Bruder.

Jetzt warf ich ein, wie es dann möglich war, daß er an demselben Tage schon um 7 Uhr morgens seinen Mitarbeitern den Raub erzählen konnte? Polly meinte, die Zeugen müssen ihn falsch verstanden haben. Nun fragte ich, ob er mit Neumeister nach dem Raube gesprochen. Polly erklärte, daß er am Abende des 3. April ausnahmsweise, obgleich es kein Sonnabend war, vom Marktflecken heimge-

gangen sei, weil der Vater nach ihm geschickt hatte. Daheim habe er erfahren, daß der Verdacht des Raubes an Neumeister auf zwei Bauernburschen falle. Diese Nachricht habe ihn so sehr interessiert, daß er Neumeister sofort aufsuchte, um ihn auszufragen. Da er aber nicht mehr in den Stall konnte, habe er Neumeisters Eltern besucht, um ihnen zu sagen, daß er mit ihrem Sohne habe sprechen wollen. Den Fund der Brieftasche nannte Polly ein merkwürdiges Zusammentreffen, dennoch aber sei er vollends unschuldig.

Polly kämpfte sichtlich einen schweren Kampf. Es drängte ihn nach einem Geständnis und doch schämte er sich noch, seine Tat zu bekennen.

Ich drang nicht weiter in ihn und ließ ihn abführen. Am folgenden Morgen setzte ich die Vernehmung fort. Ich verwies auf seine Jugend, seine Eltern und ihren Kummer, der durch eine harte Strafe noch vermehrt würde, und stellte ihm vor, wie nützlich es ihm wäre, den Schaden vor der Hauptverhandlung gut zu machen. Zum Abschlusse der Voruntersuchung sei das Geständnis wahrlich überflüssig; ihm aber könne die Strafe doch nicht gleichgültig sein. Während ich so zu ihm redete, wurde Polly plötzlich unruhig; er errötete heftig; Tränen entstürzten seinen Augen; er schlug die Hände vors Gesicht und erklärte sich bereit, nun alles zu sagen. Seine Schuld drücke schon lange auf ihn und längst schon fühle er die größte Reue. Alles wolle er Neumeister wieder zurückgeben und ihn und die Eltern um Verzeihung bitten. Nur um dies zu tun, habe er am 3. April Neumeister aufgesucht. Polly faßte sich mühsam und schilderte unter stetem Schluchzen den Sachverhalt wie folgt:

Er hatte in verschiedenen Gasthäusern Schulden im Gesamtbetrage von fünf Gulden, da Kameraden ihn wiederholt verleiteten, ein Glas Wein zu trinken. Sein Verdienst hätte längst ihm die Bezahlung dieser Schuld ermöglicht, allein da der Vater im Winter nichts einnimmt und der kleine Grund fünf Leute nicht ernährt, so mußte er seinen ganzen Verdienst den Eltern abliefern. Diese seien zwar arme, aber brave Leute, die nur mit Schrecken hören werden, daß ihr Sohn ein Räuber sei. Ich habe zwar nicht gewußt — fuhr Polly fort —, daß Neumeister gerade zehn Gulden besitze, allein einiges Geld mußte er bei seiner Sparsamkeit haben. Am 31. März besaß ich nur 40 Kreuzer. Als ich damals von ihm hörte, daß er seine Schwester besuchen wolle, kam mir der Gedanke, ihn zu bestehlen. Mittags hatte ich daheim schon das Märchen von den an mir verübten Raubanfällen erzählt. Ich tat dies wirklich, um mir vom Vater die Erlaubnis zum Pistolentragen zu erwirken, allein ich gestehe, daß dieses Märchen in

mir den Gedanken an die Beraubung Neumeisters geweckt hat. Kaum war der Plan hierzu gefaßt, als ich den Brüdern Neumeister meine Märchen erzählte, um hierdurch den Verdacht von mir abzulenken, falls mir die Wegnahme von Neumeisters Geld gelungen sein würde. Zu diesem Zweck erstattete ich auch die Anzeige bei der Gendarmerie. Nach dem Segen, etwa um 4 Uhr nachmittags, kehrte ich heim, trug bald darauf die Leinwand zu unserer Kundschaft, begab mich dann zu deren Nachbar, wo ich den Schuldschein unterschrieb, und traf um 7 Uhr abends wieder im Elternhaus ein. Dort zog ich mein Werktagskleid aus und setzte eine mir gehörige Soldatenmütze auf. Um 7½ Uhr schlich ich verstohlen, ohne daß es jemand merkte, von Hause fort und lauerte beiläufig zehn Minuten außerhalb des Dorfes Neumeister auf. Da war mir gar sonderbar und unheimlich zumute, allein ich ließ von meinem Vorhaben nicht mehr ab. Als ich Neumeisters ansichtig wurde, schlich ich von hinten an ihn heran, faßte ihn rückwärts am Rockkragen und warf ihn auf den Rücken, jedoch so, daß er sich nicht wehtun konnte. Beim ersten Griff in seinen Rock erfaßte ich die Brieftasche und lief sofort heim. Unterwegs warf ich einen Blick hinein und fand zehn Gulden, weit mehr, als ich erwartet hatte. Daheim legte ich meine Oberkleider an und setzte mich zu Tisch. Gleich darauf kam der Vater. Niemand von der Familie hatte meine Entfernung bemerkt. Am nächsten Morgen ging ich in den Marktflecken auf Arbeit, erzählte dort beim Frühstück, daß ich am 30. und Neumeister am 31. März räuberisch überfallen worden sei, zahlte mit den zehn Gulden meine Schulden und verbrauchte den Rest kleinweis für mich. Bald reute mich die Tat. Es schien mir selbst abscheulich, meinen Schulkameraden, mit dem ich stets gut Freund gewesen, so was getan zu haben. Ich wollt' ihm gerne die Wahrheit gestehen. Deshalb ging ich eben am 3. April nach Hause und in den Stall zu Neumeister, um dort mit ihm alles auszureden. Ich betrat den Stall, fand aber niemand dort und legte die leere Brieftasche auf die Truhe unter die Kleider. Ich fragte dann bei seinen Eltern nach ihm, allein auch dort traf ich ihn nicht. Ohnehin wär' es zu spät gewesen, da die Anzeige schon erstattet war. Aus Furcht vor Strafe und aus Scham habe ich bei Gericht gelogen, aber gedrückt hat mich's immer. Ich werde sogleich meinem Vater schreiben und ihn bitten, dem Neumeister die zehn Gulden zurückzugeben.

Pollys Geständnis trug alle Anzeichen aufrichtiger Reue. Es ist bekannt, daß nach derartigen Herzensergüssen der Beschuldigte schrankenloses Vertrauen zum Untersuchungsrichter faßt. Dieser aber

läuft Gefahr, aus Mitgefühl an Unbefangenheit einzubüßen und aus seiner parteilosen Rolle zu fallen. Aus diesem Grunde schon kann der Untersuchungsrichter nicht Urteilsrichter sein. Polly ließ sich häufig vorführen; deutlich merkte man, daß die bloße Anwesenheit im Zimmer des einzigen, dem er sein Herz eröffnet, wohltue. Er dankte mündlich und einmal schriftlich in treuherzigen Worten. Den Vater aber bat er brieflich, Neumeister sofort die zehn Gulden zu zahlen; dafür will er stets ein dankbarer Sohn sein.

Einmal fragte er mich, welche Strafe ihm drohe. Als er von 10 bis 20 Jahren hörte, brach er wieder in heftige Tränen aus und bat mich um Verwendung, daß er nicht in Einzelhaft komme. Er möchte in der Strafanstalt das Tischler- oder Zimmmermannshandwerk erlernen, um sich in Freiheit als Meister einrichten zu können. Diesem Gedanken gab er mit Vorliebe Ausdruck. Zum Schluß bat er, ihm seine Werktagskleider zu verschaffen, alles andere Gewand, insbesondere seine Sonntagskleider, bat er seinen Vater, anzunehmen und zum Andenken an ihn zu tragen. Dem Vater gelang es, noch vor der Hauptverhandlung die zehn Gulden zusammenzubringen, die er sofort durch den Gemeindevorsteher dem Neumeister zustellen ließ. Vor der Verhandlung bat mich Polly, ihm die Haare kürzen zu lassen, damit er anständig aussehe.

Am 27. Juni stand Polly vor den Geschworenen. Er wurde zu sechs Jahren schweren Kerkers, ergänzt durch ein hartes Lager im Monat und verschärft durch einsame Absperrung in dunkler Zelle am 31. März jedes Jahres verurteilt. Als erschwerend nahm der Gerichtshof an die Erdichtung unwahrer Tatumstände und den Raub an einem Freunde, dessen Vertrauen er mißbrauchte, indem er die Mitteilung vom Besuche der Schwester zu verbrecherischen Zwecken ausnützte; als mildernd das unbescholtene Vorleben, das umfassende aufrichtige Geständnis, die volle Schadloshaltung und die ausgestandene Untersuchungshaft. Das Zusammentreffen sehr wichtiger und überwiegender Milderungsumstände gestattete die Anwendung des außerordentlichen Milderungsrechtes.

Nach der Verhandlung ließ sich Polly vorführen und teilte mir sehr zerknirscht sein Urteil mit. Er schwur, nie mehr etwas anzustellen und ein tüchtiger Zimmermann zu werden. Dieser Gedanke beschäftigte ihn so sehr, daß er wiederholt bat, ihn sobald als möglich in die Strafanstalt abzustellen.

Am 12. Juli wurde sein Wunsch erfüllt. Ein böser Zufall fügte es, daß ich am Nachmittag in einer belebten Straße auf die Eskorte traf. Polly, an den Händen gefesselt, wurde durch einen Gefangen-

aufseher in die Strafanstalt „getrieben“, wie der vulgäre Ausdruck lautet. Polly konnte nicht grüßen und sah halb beschämt, halb erfreut zu mir. Erregt der Anblick solcher Transporte überhaupt Abscheu, so war er im gegebenen Falle doppelt widerlich. Seither ist's besser geworden und man läuft seltener Gefahr, solchen Aufzügen zu begegnen, die nur die Verrohung fördern und das Ehrgefühl ertöten. Derartige Überstellungen sollten stets in geschlossenen Wagen und ganz unauffällig erfolgen.

Der Fall Polly gemahnt einigermaßen an die Idee der Schicksalstragödie. Vor zwanzig Jahren war der alte Polly vom alten Neumeister der boshaften Tötung eines Hahnes angeklagt, jedoch nicht schuldig erkannt worden. Mit Recht? Das wissen wir nicht. Pollys Sohn rächte die Beschuldigung seines Vaters an Neumeisters Sohn. Nun wurde der junge Polly des Raubes verklagt und schuldig befunden. War von der alten Feindschaft des Vaters ein Keim in das Blut des Sohnes gedrungen? Oder rächte das Schicksal in Anton Polly ein Unrecht, das vor zwei Jahrzehnten von seinem Vater am Vater Neumeisters verübt worden? Und darf man hoffen, daß nunmehr jede Schuld gesühnt ist? Ich denke wohl, denn nun verfiel der zweifellos Schuldige gerechter, wenn auch strenger Strafe.

XV.

Die Erörterung des Verbrechens an Ort und Stelle.

Vom

Landrichter **Haufsner** in Zwickau.

Schon Groß in seinem Handbuche für Untersuchungsrichter hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie wichtig für das Schicksal einer Untersuchung Erhebungen sind, die an Ort und Stelle geführt werden.

Nicht nur, daß der die Untersuchung Führende dabei Land, Leute und Verhältnisse, unter denen sich die Straftat ereignete, besser, weil genauer kennen lernt, wird auch die Erörterung an Ort und Stelle regelmäßig dazu beitragen, daß der Untersuchungsführende alsbald sich eine Meinung über Schuld oder Unschuld des als Täter Benannten zu bilden vermag.

Schon Rücksichten der Höflichkeit werden ihm gebieten, an Ort und Stelle zunächst sich mit der für den Ort zuständigen Polizeibehörde ins Einvernehmen zu setzen. Dabei wird er auch über den Anlafs seiner Anwesenheit sich auszusprechen Gelegenheit nehmen und in zahlreichen Fällen auch ohne eine dahingehende Aufforderung schon ein Urteil des Gemeindevorstehers zu hören bekommen, aus dem er entnehmen kann, ob dem Beschuldigten die Tat zugetraut wird. Ist der Gemeindevorsteher am Orte der Tat schon lange im Dienste und kennt er den Beschuldigten schon lange, so wird ein solches Urteil besonders von Wert sein. Nicht unwesentlich ist dabei auch, daß ganz unwillkürlich, wenn der Untersuchungsführende den Gemeindevorsteher aufsucht, der viel mehr aus sich herausgeht und besser Bescheid gibt, als wenn er im Gerichte auf Ladung erschienen, befragt wird.

Der Gemeindevorsteher wird am besten aber auch Auskunft über die persönlichen Verhältnisse des Beschuldigten geben können. Seine wirtschaftlichen Verhältnisse werden ihm, weil er alle Einkommensteuersachen und Unterstützungssachen amtlich meist kennen gelernt hat, regelmäßig gründlich bekannt sein. Er wird über die Einnahmequellen

des Beschuldigten ebenso genau Auskunft geben können, wie darüber, wie er seine Verbindlichkeiten gegen Staat und Gemeinde erfüllt hat. Er wird in der Lage sein, diese Auskünfte auch durch Akten belegen zu können. Er wird aber auch über die Verwandtschaft des Beschuldigten und seinen Umgang ausreichend unterrichtet sein, ebenso wie er regelmäßig über die Ursache etwa unter Verwandten oder Nachbarn bestehender Feindschaften oder über die freundschaftlichen Beziehungen des Verdächtigen wird Aufschluß geben können.

Die Kenntnis solcher Tatsachen ist für den Untersuchungsführer aber in vielen Untersuchungen von unschätzbarem Werte. Abgesehen davon, daß aus dieser oder jener solcher Tatsachen für die zu untersuchende Tat sich wertvolle Schlüsse ziehen lassen, gestatten sie in ihrer Gesamtheit auch ein Urteil über die Eigenschaften des Täters, seine Umgebung und seine Beziehungen zu ihr.

Hat man sich hierüber so gut wie möglich ein Urteil gebildet, dann wird man auch in der schwierigsten Untersuchung leichteres Arbeiten haben und leichter Fehlgriffe vermeiden, als wenn man über die persönlichen Verhältnisse des Täters sich nicht unterrichtet hat.

Wird die Kenntnis der Tatsachen, die zur Bildung dieses Urteils beigetragen haben, aber an Ort und Stelle erworben, so wird man sie für die Dauer der an Ort und Stelle geführten und dort regelmäßig zu einem gewissen Abschlusse gebrachten Untersuchung sich auch gegenwärtig halten können und auch ganz anders unter ihrem Eindrucke die Untersuchung führen, als wenn man die einzelnen Untersuchungshandlungen am Amtssitze und in zeitlich getrennten Abschnitten vornimmt.

Im Anschlusse an die Auskunft über die Verhältnisse des Beschuldigten wird man aber auch über seinen allgemeinen Ruf und über seine Glaubwürdigkeit regelmäßig sich unterrichten können, und bei Kapitalverbrechen, deren Täter unbekannt ist, wird der Gemeindevorsteher auch von der den Täter kennzeichnenden vox populi gehört haben; sie in Erfahrung zu bringen, muß aber der Untersuchungsführer bestrebt sein, denn sie beruht gewöhnlich auf Schlußfolgerungen, deren Ergebnis recht oft zutreffend ist, weil über die Tatsachen, aus denen es gewonnen ist, genaueste Kenntnis ins Volk gedrungen ist.

Dergleichen Tatsachen sind die aus dem Ergebnisse der verbrecherischen Tat für die Art ihrer Ausführung und ihr Ziel gewonnenen Anhaltspunkte, der aus ihnen wieder oftmals erhellende Beweggrund und Anlaß zur Tat, das aus der Beschaffenheit dieser Tatumstände zu entnehmende Interesse einer bestimmten Person an dem vorliegenden verbrecherischen Erfolge, wie endlich auch die aus

der Kenntnis der Eigenschaften des Beschuldigten und seinen Beziehungen sich ergebende Erkenntnis, daß er ein solches Interesse gehabt hat und ihm die Tat zuzutrauen ist.

Außer diesen die Persönlichkeit des Täters betreffenden wertvollen Ermittelungen wird man an Ort und Stelle und nur dort aber auch über die in manchen Fällen für die Beurteilung der Einzelheiten der Tat erhebliche Örtlichkeit alsbald, oft auf den ersten Blick, ein richtiges Bild bekommen.

Die schönste Skizze, die beste Beschreibung wird regelmäßig nicht die Natur ersetzen können, und bei schwierigeren örtlichen Verhältnissen wird beides zur Aufklärung doch nicht genügen.

Abgesehen davon werden aber, namentlich dann, wenn die Art der Ausführung einer Tat noch nicht klar ist, unter Umständen Skizze und Beschreibung schweigen über Teile der Örtlichkeit, die für die Beurteilung der Tat von Bedeutung sind, nämlich dann, wenn man bei Anfertigung der Skizze und der Beschreibung noch nicht annehmen konnte, daß auch diese Teile der Örtlichkeit für die Beurteilung der Tat bedeutungsvoll werden würden. Hat man jedoch die Örtlichkeit mit eigenen Augen gesehen, dann wird man, falls bei weiteren Erhebungen über die Tat neue Umstände bekannt werden, jedenfalls kaum zu besorgen haben, daß man sie mit dem Bilde, das man von der Örtlichkeit hat, nicht wird in Einklang zu bringen vermögen.

Die genaue Kenntnis der Beschaffenheit der Örtlichkeit kann sogar ausschlaggebend sein für das Schicksal der Untersuchung.

Ein von mir erlebtes Beispiel mag das erläutern.

Der einer vorsätzlichen Inbrandsetzung eines Waldes Beschuldigte war auf der Kunststraße in der Richtung vom brennenden Walde her einige Zeit vor dem Feuerlärm auf dem Rade fahrend gesehen worden und auf einem durch den Wald führenden Wege glaubte man Spuren eines Rades gefunden zu haben.

Diese Tatsache und die vox populi, die im Beschuldigten den Urheber der zahlreichen in der Umgegend vorkommenden Brände sah, waren die einzigen den Beschuldigten belastenden Umstände.

Er räumte in der Untersuchung zwar ein, durch den Wald auf dem ihn durchschneidenden Wege, der die Spuren eines Rades hatte erkennen lassen, mit seinem Rade gefahren zu sein, leugnete aber hartnäckig die Brandstiftung.

Nachdem ich mir die Örtlichkeit besehen hatte, kam ich zu der Erkenntnis, daß der Weg durch den Wald, dessen Beschaffenheit dem Beschuldigten als in der Nähe Wohnenden und besonders auch als

Radfahrer sicherlich bekannt war, des an einzelnen Stellen am Zugange und Ausgange des Wegs eine längere Strecke über seine ganze Breite liegenden tiefen Sandes wegen für einen Radfahrer so unbequem war, daß annehmbar jeder mit der Örtlichkeit vertraute Radfahrer einen anderen, zwar ein wenig weiteren, bei Benutzung des Rades aber geeigneteren Weg gewählt haben würde.

Als ich diese meine Erwägung dem Beschuldigten mit dem Bemerken mitteilte, daß ich selber Radfahrer sei und deshalb das Unzweckmäßige der Wahl jenes Weges wohl zu beurteilen wisse, und daran anschließend ihm eröffnete, daß aus der Wahl dieses für ihn unbequemen Weges sich mit Gewißheit ergebe, daß er ihn zu wählen seinen Grund gehabt habe und annehmbar den, daß er sich im Walde habe etwas zu schaffen machen wollen, wurde er sichtlich betroffen und gab an, er habe im Walde nur seine Notdurft verrichten wollen.

Bei dem weiteren Vorhalte, daß das ja eine ganz offenbare Ausflucht sei, weil er kurz vor dem Einbiegen in den Wald ja erst aus einer Schankwirtschaft aufgebrochen sei, bekannte er schließlich, daß er den Waldbrand aus Unachtsamkeit verursacht habe, indem er auf dem durch den Wald führenden Wege den brennenden Stummel einer Zigarre weggeworfen habe.

Da der weit vom Wege abliegende, klar erkennbare Ausgangspunkt des Feuers die offenbare Unwahrheit dieses Vorbringens ergab, auch zwei Brandherde nachzuweisen waren, bequemte der Beschuldigte sich schließlich zu dem Geständnisse, daß er aus Rache gegen eine bestimmte Person, von der er — übrigens irrtümlich — angenommen hatte, daß sie Eigentümerin des Waldes sei, ihn absichtlich in Brand gesetzt habe.

Dieses Beispiel erläutert zugleich das vorhin über Skizze und Beschreibung der Örtlichkeit Gesagte. In der mir vor Besichtigung der Örtlichkeit vorgelegten Skizze war nämlich die Beschaffenheit der Wege nicht weiter hervorgehoben. Nur, daß die Radspur im Sande zu sehen gewesen sei, war aus der Anzeige zu entnehmen.

Ein Blick in die Örtlichkeit überzeugt oft aber auch den Untersuchungführenden, ob eine Handlung darin so hat vorgenommen werden können, wie behauptet worden ist. Hat er es unterlassen, sich die Örtlichkeit anzusehen, so kann es ihm geschehen, daß er eine Mehrzahl von Personen als Zeugen darüber frägt, was sie nach ihrer Kenntnis der Örtlichkeit von solcher Möglichkeit halten, er kann darüber von ihnen die verschiedensten Meinungen zu hören bekommen und schließlich doch noch genötigt sein, sich durch Augenschein ein eigenes Urteil zu bilden.

Bei Besichtigung der Örtlichkeit unter Zuziehung von Personen, die Auskunft zu geben vermögen, wird er unter Umständen rein zufällig und nebenher aber auch Tatsachen erfahren, die andere längst gewußt haben, die jedoch trotz ihrer Wichtigkeit für die Untersuchung in ihr noch nicht bekannt geworden sind, weil die, die sie wußten, ihre Wichtigkeit nicht erkannten und auch nach Lage des Falles für den die Untersuchung Führenden kein Anlaß vorlag, bei der Befragung der Zeugen nach ihnen zu forschen, weil die Möglichkeit, daß sie vorlagen, zu weit ab lag.

Hierfür diene folgendes Beispiel aus meiner Praxis als Erläuterung:

Diebe, offenbar mehrere, hatten eine Scheune ausgeraubt und das gestohlene Getreide viele Meilen weit bei Sturm und Wetter des Nachts fortgeschafft nnd zwar auf einem Wagen, den sie dreisterweise beim Nachbar des Bestohlenen vom Hofe geholt und vor den sie ein Pferd aus dessen Stall gespannt hatten. Nachdem dann das gestohlene Getreide in Sicherheit gebracht worden war, waren Pferd und Wagen wieder zurückgeschafft, die Scheune aber zur Verschleierung des Diebstahls in Brand gesetzt worden.

Auf Grund dieser durch Spuren klar nachzuweisenden Umstände kamen zwei Personen in Untersuchung, durch die aber ihre Überführung nicht gelang.

Zwei Jahre später gestand in einer anderen Untersuchung ein Dritter, daß ihm einer der früher wegen jenes Getreidediebstahls in Untersuchung Gewesenen von ihm und der Brandstiftung wie von einer eigenen Tat erzählt habe.

Da die daraufhin vorgenommene Prüfung der über jenes Verbrechen ergangenen Akten ergab, daß eine Überführung trotz der inzwischen verflossenen Jahre auf Grund der früher ermittelten Tatsachen in Verbindung mit diesem außergerichtlichen Geständnisse doch vielleicht möglich sein könne und ich mir über die Aussichten, die eine solche Möglichkeit habe, ein Urteil bilden, mir dazu vor allem auch Klarheit darüber verschaffen mußte, welche der früher gesammelten Beweise noch zu Gebote waren, verfügte ich mich an den Ort der Tat.

Unter Zuziehung von Personen, die seinerzeit die durch die Regennacht im Gelände gut sichtbar gewordene Spur von Pferd und Wagen gesehen hatten, schritt ich den Weg, den jene Spur gezeigt hatte, ab.

Auf dem Rückwege, schon in der Nähe der abgebrannten Scheune, mußten wir, da die Spur querfeldein geführt hatte, die Straße verlassen.

Als wir ein Stück feldeinwärts auf dem Raine entlang gegangen waren und ich meine Verwunderung über die Wahl des schlechten Weges, den der Wagen hier genommen hätte, äußerte, bemerkte plötzlich einer der mich Begleitenden, hier hätte offenbar das Pferd, das wahrscheinlich heimgewollt hätte, sich den Weg querfeldein selbst genommen und dabei müsse der Wagen an dem Abhange zwischen Rain und Acker umgekippt sein. Man habe deutlich seinerzeit Spuren gesehen, die darauf hingedeutet hätten, daß der Wagen umgefallen und wieder aufgerichtet worden sei. Auch andere bestätigten das und auf Befragen versicherten mehrere Personen dann übereinstimmend, sie wüßten sich genau zu erinnern, daß die beiden verschiedenen Fußspuren, die man auch anderwärts am Orte der Tat gesehen hätte, auch dort zu sehen gewesen seien.

Dieses Zeugnis war für die Beurteilung des Falls nun aber von größter Bedeutung. Denn wenn nämlich auch nach den am Orte der Tat vorhandenen Fußspuren gewiß war, daß zwei Personen beim Diebstahle beteiligt gewesen waren, so war damit doch noch nicht gesagt, daß auch beide die Brandstiftung verübt hatten. Es war ja doch wohl möglich, daß einer der Täter daheim bei der Beute zurückgeblieben war.

Nach der neueren Entdeckung war aber gewiß, daß auch zwei Personen und annehmbar doch wieder beide Diebe, Pferd und Wagen zurückgeschafft hatten. War das aber der Fall, dann hatten auch offenbar beide die Brandstiftung gemeinschaftlich begangen. Es konnte deshalb auf Grund dieser Tatsache auch die Anklage wegen Brandstiftung gegen beide erhoben und ausreichend begründet werden.

Auch die Auswahl der Beweismittel wird an Ort und Stelle besser erfolgen können, wie vom grünen Tische aus und sie ist für den Ausgang des Strafprozesses recht oft nicht ohne Bedeutung. Denn besonders bei Zeugen, die vor dem Schwurgerichte auftreten sollen, handelt es sich nicht nur darum, was sie aussagen, sondern auch wie sie es aussagen. Da nun zuweilen für dieselbe Tatsache mehrere Zeugen verhanden sind, wird man an Ort und Stelle, abgesehen davon, daß man unter Umständen überhaupt erst dort in Erfahrung bringt, wer alles als Zeuge in Frage kommt, doch leichter den zu finden wissen, der besser sich eignet, weil man an Ort und Stelle seine Wahrnehmungsfähigkeit und sein Auftreten besser zu beurteilen Gelegenheit hat, wie bei einer Befragung an Gerichtsstelle.

Unschätzbar sind an Ort und Stelle vorgenommene Erörterungen vor allem aber zur Gewinnung der einen Beschuldigten entlastenden Tatsachen.

Öfters kommt es vor, daß vor dem Schöffengerichte mit einer

großen Zeugenmenge der Schuldbeweis erbracht worden ist und dann in der Berufungsinstanz vor dem Landgerichte bei erneuter Beweisaufnahme unter Zuziehung weiterer Zeugen die Freisprechung des vorher vom Schöffengerichte Verurteilten erfolgt.

In manchen dieser Fälle tut aber die Hauptverhandlung vor dem Landgerichte in der Berufungsinstanz auch überzeugend dar, daß die Verurteilung durchs Schöffengericht unmöglich gewesen wäre, wenn es den in der Hauptverhandlung vor dem Landgerichte erhobenen Entlastungsbeweis auch hätte erheben können.

Ihn zu erheben hatte es keinen Anlaß, weil er nicht angeboten war und weil die ihm vorliegenden Ermittelungsergebnisse nicht erkennen ließen, daß diese den Beschuldigten entlastenden Umstände vorlagen.

Daß bei der Vernehmung des Beschuldigten solche Umstände nicht berührt wurden, findet zuweilen seine Erklärung nur darin, daß diese wichtige Untersuchungshandlung von einem Beamten vorgenommen worden ist, der die zu ihr erforderliche Befähigung noch nicht besitzt.

Da nämlich die Landesgesetzgebung in einzelnen Bundesstaaten nachläßt, Juristen, die die zweite juristische Staatsprüfung, die sogenannte Richterprüfung, noch nicht bestanden haben, mit Wahrnehmung einzelner richterlicher Geschäfte zu beauftragen und von dieser Befugnis in weitem Umfange Gebrauch gemacht wird, wird eine große Anzahl von Beschuldigten durch solche noch im Vorbereitungsdienste stehende Juristen vernommen. Wenn es nun auch wünschenswert sein mag, ihnen Gelegenheit zu ihrer Ausbildung auch in dieser Richtung zu geben, so kann doch nicht oft und nachdrücklich genug auf die aus dieser Verwendung von noch unausgebildeten Juristen für eine gedeihliche Strafrechtspflege sich ergebenden Nachteile hingewiesen werden.

Die außerordentlich wichtigen Güter der Ehre und Freiheit, um die es sich bei der Strafrechtspflege handelt, erheischen meines Erachtens allein schon gebieterisch, daß mit richterlichen Untersuchungshandlungen nur der betraut werde, der durch Ablegung der fürs Richteramt vorgeschriebenen zwei Prüfungen Gewähr dafür zu bieten vermag, daß er die Gesetze richtig anwenden werde, und daß er die zu ihrer richtigen Anwendung auch unbedingt erforderliche Reife des Urteils hat.

Nur wer mit den einschlagenden Verhältnissen vertraut ist, weiß, wie notwendig es ist, in jeder Untersuchung, in der der Beschuldigte von einem noch im Vorbereitungsdienste stehenden Juristen vernommen worden ist, stets im Auge zu behalten, ob nicht, trotzdem dem Be-

schuldigten bereits Gelegenheit bei ihr gegeben war, die zur Beseitigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe sprechenden Tatsachen vorzubringen, doch noch aus den Akten nicht zu entnehmende Umstände ihm zur Seite stehen, die ihn zu entlasten geeignet sind.

Ein anderer Grund, aus dem in manchen Fällen die erhobene Anklage zu Falle gekommen ist, ist darin zu suchen, daß sie sich zu sehr und zu vertrauensvoll auf die Anzeige oder vielmehr auf den verlassen hat, der sie erstattete.

In der Regel der Fälle geht ja nämlich die Anzeige von einem Polizeibeamten aus, an den sich der Verletzte gewendet oder der selber die Straftat entdeckt hat. Von dem Verständnisse, der Urteilskraft, der Emsigkeit und auch der Gesetzeskenntnis dieses Beamten wird in zahlreichen Fällen der Wert der Anzeige abhängen.

Polizeibeamte, die in blindem Übereifer entlastende Tatsachen nicht beachten, oder die aus Mangel an Erkenntnisvermögen eine den Tatsachen nicht entsprechende Anzeige erstatten, gibt es aber und auch auf sie ist der Untersuchungsführer in der Untersuchung oftmals angewiesen. So gewiß nun, wie ein tüchtiger und verständiger Polizeibeamter ihm unschätzbare Dienste leisten kann, so gewiß kann eine in der Untersuchung nötige Handlung, die er einem unfähigen oder nachlässigen Polizeibeamten aufgetragen hat, für den Ausgang der Untersuchung verhängnisvoll werden.

Es ist deshalb unbedingt erforderlich, daß der Untersuchungsführer sein Hilfspersonal, namentlich die Polizeibeamten, auf deren Hilfe er in der Untersuchung angewiesen ist, möglichst genau kennen lernt, um beurteilen zu können, wie weit er sich auf einen jeden verlassen und was er einem jeden zutrauen kann.

Im allgemeinen wird nach den Erfahrungen, die ich in vielen Jahren zu machen Gelegenheit gehabt habe, er zwar ohne weiteres davon ausgehen können, daß, was Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Emsigkeit und andere sogenannte militärische Tugenden anlangt, er auf die Organe der staatlichen Polizei sich regelmäßig unbedingt verlassen kann.

Auch was Einsicht und Verständnis für die ihnen gestellten Aufgaben anbetrifft, wird er bei den Organen der staatlichen Polizei nicht nur billige Anforderungen erfüllt sehen, sondern in zahlreichen Fällen das davon vorauszusetzende Maß weit übersteigende und geradezu hervorragende Fähigkeiten finden können.

Das gilt nicht nur von den Beamten größerer Polizeibehörden, sondern auch von den Gendarmen, die draußen auf dem Lande einzig auf sich, ihren gesunden Menschenverstand und ihre Fähigkeiten angewiesen sind.

Die eben berührten, für den Hilfsbeamten des Untersuchungsführenden erforderlichen guten Eigenschaften habe ich außer bei den Organen der staatlichen Polizei aber auch bei den Polizeibeamten, die im Dienste größerer Gemeinde stehen, regelmäßig gefunden.

In kleineren Stadtgemeinden aber und auf den Dörfern habe ich in deren Diensten stehende Polizeiorgane kennen gelernt, denen für die Untersuchung auch unwesentlich scheinende Amtshandlungen anzuvertrauen nicht angängig erschien.

Abgesehen davon, daß unter ihnen Männer im Alter von über 70 Jahren sich befanden, denen eine erhebliche körperliche Anstrengung, wie sie bei Erörtungen an Ort und Stelle für die dabei Beteiligten öfters unvermeidlich ist, unmöglich zugemutet werden konnte, habe ich bei ihrer Verwendung auch Wahrnehmungen gemacht, die zuweilen eine, man kann es wirklich nur so nennen, rührende Harmlosigkeit jener Beamten in der Auffassung ihrer Pflichten erkennen ließen.

Daß bei einer nötig werdenden Festnahme sie es unterließen, dem Beschuldigten seine Sachen abzunehmen, ist noch der geringste Verstoß, den man zu rügen hatte.

Geschwätz mit dem Festgenommenen und seinen teilnehmenden Angehörigen, achtloses Zusammenbringen von Mittätern, wodurch weitere Kollusionen, die durch die Festnahme verhütet werden sollten, gerade erst vermittelt wurden, habe ich leider anfangs mehr wie einmal erlebt.

Da der Untersuchungsführer draußen an Ort und Stelle doch anderes zu tun hat, wie sich bei jeder Hilfeleistung des ihm zur Seite stehenden Polizeibeamten zu vergewissern, ob er sie richtig und zweckmäßig ausgeführt hat, so können für die Untersuchung ganz erhebliche Nachteile durch Zuziehung eines solchen ungeeigneten Polizeibeamten entstehen.

Mir ist in einer Meineidsuntersuchung folgendes zugestoßen:

An Ort und Stelle beim Beschuldigten wollte es ein der Untersuchung günstiger Umstand, daß in dem kurzen Zeitraume, in dem ich mit ihm in seinem Gutshofe sprach, der Briefträger ihm einen ihn sehr belastenden Brief eines Mitschuldigen brachte.

Schon nach wenigen Minuten war der Verdacht gegen den Beschuldigten dermaßen dringend geworden, daß ich ihm seine Festnahme ankündigte und ihn dem von mir zugezogenen Ortsdiener — die königl. Gendarmerie war damals behindert, — zur Abführung nach der Ortszelle übergab.

Die alsbaldige Abführung war nötig geworden, da ich anders

eine allem Anscheine nach vom Beschuldigten dringend gewünschte Verständigung mit seiner anwesenden Umgebung nicht hätte verhüten können.

Nach der Abführung des Beschuldigten setzte ich meine Erörterungen in dem dem Beschuldigten gehörigen Gute fort, immer in der Erwartung, den abgeschickten Ortsdiener bald wieder zur Seite zu haben. Ich brauchte ihn dringend, da ich allein der Mehrzahl der mich umgebenden widerwilligen Personen wegen nicht hätte verhüten können, daß bereits Befragte sich mit noch nicht Befragten über den Inhalt ihrer Unterredung mit mir besprachen. Um das tunlichst unmöglich zu machen, beschränkte ich mich schließlich darauf, die Rückkunft des mit dem Festgenommenen weggeschickten Ortsdieners zu erwarten.

Der aber kam nicht wieder. Es blieb mir deshalb nichts weiter übrig, als den Gemeindevorstand aufzusuchen und bei ihm mich nach dem Verbleibe des Ortsdieners zu erkundigen. Auch der Gemeindevorstand konnte mir keine Auskunft geben. Wir begaben uns deshalb nach der Ortszelle um festzustellen, ob wenigstens der Festgenommene darin sei.

Das war nun zwar der Fall. Es ergab sich aber, daß der Ortsdiener ihm die Sachen, die er bei sich führte, nicht abgenommen hatte. Von diesen Sachen, die der Beschuldigte noch bei sich in der Zelle hatte, fehlte nun aber ein Bund Schlüssel, das ich ihm abforderte, weil ich es zur Eröffnung eines Behältnisses brauchte, das ich bisher noch nicht geöffnet hatte, nachdem man mir gesagt hatte, den dazu gehörigen Schlüssel habe der Beschuldigte bei sich.

Als ich dem Beschuldigten, der von den Schlüsseln nichts wissen wollte, vorhielt, daß seine eigenen Angehörigen mir angegeben hätten, daß er sie habe, gestand er, sie zwar bei sich gehabt zu haben, gab aber an, daß einer seiner Angehörigen kurz vorher an der Zelle gewesen sei und er ihm auf Verlangen die Schlüssel überlassen habe.

Als ich darauf eilends ins Gut des Beschuldigten zurückkehrte, bestritt man dort anfangs, die Schlüssel zu haben, räumte dann aber ein, durch einen Jungen sie dem Beschuldigten aus der Zelle abverlangt zu haben.

Nachdem ich mit ihnen dann die verschlossenen Räume geöffnet hatte, wurde ich inne, daß ich überlistet worden sei.

Der Ortsdiener, den inzwischen der Gemeindevorstand hatte suchen lassen, wurde in einer Schankwirtschaft entdeckt. Ihr Aufsuchen und sein Fernbleiben von mir entschuldigte er wie folgt:

„Es sei, nachdem er den Arrestanten abgeführt, doch Zeit zum Mittagbrot gewesen!“

Diese und andere Erfahrungen bei Verwendung von Polizeibeamten kleiner Gemeinden haben mich bestimmt, grundsätzlich auch für die geringste Hilfeleistung sie nicht in Anspruch zu nehmen, sondern unter allen Umständen mich der staatlichen Polizeiorgane zu bedienen und dafern sie durch andere Dienstgeschäfte verhindert sind, selbst bei den eiligsten und dringlichsten an Ort und Stelle nötigen Erörterungen lieber den Versuch zu machen, ohne die Ortspolizei auszukommen.

Ich glaube diesen Rat auf Grund meiner Erfahrungen jedem, der an Ort und Stelle Untersuchungen zu führen hat, dringend ans Herz legen zu müssen.

Gegen eine Verwendung dieser Polizeibeamten spricht übrigens meines Erachtens auch die Tatsache, daß viele von ihnen ihr Amt nur nebenher verwalten und sie vielfach auch mit anderen Ortseinwohnern, deren Beziehungen zum Beschuldigten man ja natürlich nicht kennt, verwandt, verschwägert oder befreundet sind und daß deshalb, wenn man die Urteilslosigkeit und Harmlosigkeit dieser Beamten berücksichtigt, recht wenig Gewähr dafür geboten ist, daß für die Untersuchung wichtige Tatsachen nicht unberufenen Ortseinwohnern bekannt werden und dadurch die weitere Untersuchung schädlich beeinflußt wird.

Im Anschlusse hieran, da gerade von der Ortszelle die Rede war, möchte ich jedem, der an Ort und Stelle eine Untersuchung führt, auch den dringenden Rat geben, diese Gelegenheit, bei der er es tut, auch mit dazu zu benutzen, sich über Ort und Lage und Beschaffenheit der Ortszelle da zu unterrichten, wo nicht ganz offenbar die polizeilichen Verhältnisse eine Gewähr dafür bieten, daß auch die Ortszelle zweckentsprechend angelegt sein wird.

Meines Wissens wird die Beschaffenheit der Ortszellen von den den Landgemeinden übergeordneten Verwaltungsbehörden geprüft. Ich glaube aber diese Prüfung erstreckt sich im wesentlichen nur darauf, ob die Zelle den gesundheitspolizeilichen Anforderungen entspricht, ob ihre Ausstattung genügend ist und sie gegen Flucht schützt.

Es will mir scheinen, als ob der für die Strafverfolgung auch sehr wichtige Zweck der Einsperrung zur möglichsten Verhütung von Durchsteckereien bei Anlage und Prüfung der Ortszellen der Landgemeinden nicht genug im Auge behalten werde.

Es muß so sein, denn sonst könnte mir nicht eine Mehrzahl von Ortszellen bekannt geworden sein, die meiner Ansicht nach diesem

letzterwähnten Zwecke der Verhütung von Durchsteckereien so wenig entsprach, daß ich noch zu später Abendstunde mich entschließen mußte, Festgenommene, sobald wie nur möglich und trotz der sich dem entgegenstellenden Umstände nach der zum Landgerichte gehörigen Gefangenanstalt überführen zu lassen oder unausgesetzt einen Gendarmerieposten vor den Fenstern der Zelle aufzustellen.

Man wird mir zugeben, daß eine solche Maßregel bei unzulänglichen Zellenverhältnissen durchaus dann geboten ist, wenn annehmbar der Beschuldigte Mitschuldige hat und zu erwarten steht, daß durch eine nach erfolgter Vernehmung des Beschuldigten eintretende Verständigung zwischen ihm und Mitschuldigen deren oder des Beschuldigten Überführung vereitelt werden könnte, wie z. B., wenn man den Meineidigen im Gewahrsam hat, sein Anstifter aber noch auf freiem Fuße ist, oder wenn die jugendliche Brandstifterin in Verwahrung genommen ist, ihr Vater aber, der sie allem Anschein nach angestiftet hat, noch nicht in dem Maße belastet ist, daß auch er hat festgenommen werden können.

Bei der gemeinsamen Arbeit an Ort und Stelle wird der Untersuchungsführende nun aber am besten Gelegenheit haben, sich ein Urteil darüber zu bilden, was der ihm zur Seite stehende Polizeibeamte leistet, wie er arbeitet und was für Fähigkeiten er hat und welche besonderen guten Eigenschaften er zeigt.

Er wird danach in der Folge ermessen können, welchen Wert von ihm erstattete Anzeigen und Berichte haben und er wird an ihn erteilte Aufträge sachgemäß erledigt bekommen, weil er sie unter Berücksichtigung der ihm bekannten Fähigkeiten des Beauftragten stellen konnte und er deshalb ihm nicht eine Aufgabe übertrug, der er nicht gewachsen war. Wie wichtig es aber ist, daß eine Amtshandlung in einer Untersuchung gleich bei ihrer ersten Vornahme richtig und vor allem sachgemäß ausgeführt werde, braucht nicht näher begründet zu werden. Jeder Untersuchungsführer weiß selbst und hat selbst oft genug erfahren, daß dabei begangene Fehler oft schwer und zuweilen auch gar nicht zu heilen sind und daß durch sie die Überführung der Täters vereitelt werden kann.

Zu den besonderen Fähigkeiten des Polizeibeamten, deren Kenntnis für den Untersuchungsführer von Wert ist, gehört insbesondere die Fähigkeit zur Anfertigung brauchbarer Skizzen der Örtlichkeit.

Bei einer Skizze, die für gerichtliche Zwecke brauchbar sein soll, kommt es weniger darauf an, daß sie schön aussieht, als wie darauf, daß sie genau und übersichtlich angefertigt ist, nichts Überflüssiges, wohl aber alles Wesentliche enthält.

Wer selbst als Soldat solche Skizzen anzufertigen gehabt hat, weiß, daß es nicht leicht ist, eine den Anforderungen entsprechende herzustellen, daß aber nicht selten Unteroffiziere, die dazu Lust und Liebe haben, eine ausgezeichnete Fertigkeit in Anfertigung solcher Skizzen sich erworben haben.

Da das Personal der Polizeibehörden nun der Regel nach aus gedienten Unteroffizieren sich ergänzt, findet man zuweilen unter ihm Beamte, die die Fähigkeit zur Anfertigung brauchbarer Skizzen in hervorragendem Maße besitzen: daß sie sie haben und in welchem Maße sie sie haben, kann man ausreichend aus von ihnen zu den Akten gebrachten allein nicht ohne weiteres beurteilen. Man bedarf dazu der Vergleichung der Skizze mit der Örtlichkeit, die man vorher oder nachher gesehen hat. Nur dadurch kann man sich ein Urteil darüber bilden, in welcher Weise der Zeichner seine Aufgabe gelöst, ob er eine wirklich brauchbare, die für die Beurteilung der Straftat wesentlichen Punkte der Örtlichkeit anschaulich wiedergebende Skizze geliefert hat.

Auch eine weniger brauchbare wird ja vielleicht genügen, wenn sie nur bestimmt ist, dem Untersuchungsrichter oder dem Berufsrichter zu dienen. Da aber eine Skizze recht oft auch die Bestimmung hat und dazu dienen muß, in der Hauptverhandlung anderen Personen, namentlich auch den Geschworenen, vorgelegt zu werden, und unter denen sich nicht allzu selten Leute befinden, die mit der Kunst des Kartenlesens, die auch gelernt sein will, nicht vertraut sind, ist es erforderlich, den etwaigen Folgen einer solchen mangelnden Kenntnis nicht nur durch möglichste Genauigkeit der Skizze, sondern namentlich auch durch deren möglichste Anschaulichkeit und Klarheit entgegenzuwirken, damit nicht durch sie der Ausgang des Strafprozesses ungünstig beeinflußt werde.

Ich will hier gleich, obschon es etwas über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgeht, Ratschläge einfügen, die, wenn man einen zur Anfertigung brauchbarer Skizzen befähigten Gendarmen zur Hand hat, deren Herstellung zu fördern geeignet sind.

Man nehme den dazu ausersehenen Gendarmen mit an Ort und Stelle, bezeichne ihm dort genau die Stellen, Punkte und Objekte, die in die Skizze aufgenommen werden müssen und gebe ihm gleichzeitig an, in welcher Weise einzelne von ihnen etwa durch Wahl anderer Farben zu kennzeichnen sind. Weiter gebe man ihm die einschlagende Sektion der Generalstabskarte und weise ihn an, soweit er einer Vergrößerung von im Gemeindebezirke gelegenen Fluren oder Plätzen bedarf, die vom Gemeindevorsteher verwahrte Flurkarte bei Anfertigung der Skizze zu benutzen.

Die Wahl des Maßstabs und andere Einzelheiten der Skizze kann man dem sie Anfertigenden unbedenklich selbst überlassen, wenn man ihm nur sagt, wie die Skizze Verwendung finden soll.

Empfehlen möchte ich ferner, bei der Entlohnung dieser oft recht mühsamen Arbeit nicht zu knauserig zu sein, sondern den dafür geforderten Lohn, wenn irgend angängig, zu bewilligen. Da es sich dabei um eine Leistung handelt, die besondere Fähigkeiten und Fertigkeiten erfordert, wird man auf Grund des § 4 der Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige regelmäßig billigen Anforderungen gerecht werden können. Rechte Arbeit will auch rechten Lohn. Wird letzterer für erstere versagt, vergeht leicht Lust und Liebe zur Sache und die Freudigkeit zur Tätigkeit leidet; dadurch wird diese selbst aber weniger ersprießlich. Auch wird ein sich im Lohne verkürzt Fühlender geneigt sein, sich weiterhin an ihn gestellten Anforderungen zu entziehen. Meines Erachtens wäre überhaupt in der Praxis der Gerichte mehr Entgegenkommen gegen die Anforderungen derer, die im Strafprozesse zur Gewinnung der Wahrheit beitragen, wohl am Platze. Es ist mir sehr fraglich, ob durch das Bestreben, von den geltend gemachten Forderungen der Sachverständigen und Zeugen im Interesse der Staatskasse Abstriche zu machen, dem Staate wirklich gedient wird.

Ich glaube, die dadurch im Volke geförderte Meinung, man habe als Zeuge oder Sachverständiger nur Vermögensschaden und bei dem Bestreben, ihn zu vermeiden, nur Plackereien, schadet der Strafrechtspflege und damit dem Staate mehr, als man ihm durch ein knauseriges Gebaren dient, weil sie geeignet ist, im Publikum das Bestreben zu fördern, sich der für die Erforschung der Wahrheit so wichtigen Zeugenpflicht zu entziehen.

Die mechanische Vervielfältigung der Skizze, die beispielsweise für die Hauptverhandlung vor dem Schwurgerichte notwendig oder erwünscht sein kann, kann man auch unbesorgt durch den vermitteln lassen, der die Skizze angefertigt hat. Er wird die Art, in der sie herzustellen ist, ausreichend beurteilen können und daran, daß sie gut wird, selber das meiste Interesse haben, weil ihm natürlich daran gelegen sein wird, daß auch in der Vervielfältigung sein Werk nicht schlechter erscheine.

Außer der oben schon angeführten, Verlauf und Ausgang eines Strafprozesses ungünstig beeinflussenden Verwendung ungeeigneter, weil nicht ausreichend befähigter Organe, kann aber auch die eigene Urteilslosigkeit oder Rechtsunkenntnis des Beschuldigten der Grund sein, daß im Strafprozesse seine Schuld festgestellt wird, obschon sie

gar nicht vorliegt oder er doch in erheblich geringerem Maße schuldig ist, als wie seine Richter angenommen haben und nach den ihnen bekannt gewordenen Tatsachen annehmen konnten. Dieser Fall kann nämlich unter Umständen dann eintreten, wenn der Beschuldigte die rechtserheblichen Tatsachen, die ihn zu entlasten geeignet sind, wegen seiner Unkenntnis des Gesetzes nicht als solche zu erkennen vermag.

Wohl wird ja jemand, der eine fremde Sache einem anderen weggenommen hat, weil er sie für seine eigene hielt, dem aus der Tatsache ihrer Wegnahme gegen ihn hergeleiteten Verdachte des Diebstahls gegenüber sich darauf berufen, daß er die Sache für seine eigene gehalten habe. Unwahrscheinlicher aber ist, daß jemand, dem zur Last gelegt worden ist, seines Vorteils wegen von einem anderen gestohlenes Geld in Kenntnis des strafbaren Erwerbs an sich gebracht zu haben, von selber sich auf die nach bekannten Entscheidungen des Reichsgerichts [1]) ihm Straflosigkeit sichernde Tatsache berufen sollte, er habe das ihm vom Diebe zugeflossene Geld nicht in den von ihm gestohlenen Stücken, sondern umgewechselt erhalten.

Da regelmäßig dem die Anzeige erstattenden Polizeibeamten diese Entscheidungen des Reichsgerichts unbekannt sein werden und es wohl vorkommen kann, daß auch der die Vernehmung des Beschuldigten leitende Richter sie nicht kennt, weil er noch in der Vorbereitung zum Richteramte steht, so kann es dem Beschuldigten geschehen, daß er, obschon er eine strafbare Handlung ganz offenbar nicht begangen hat, doch so lange ihretwegen strafrechtlicher Verfolgung ausgesetzt wird, bis ein der Gesetze besser kundiger Beamter ihr in der Erkenntnis der Straflosigkeit seiner Tat ein Ende macht und er erst durch den die Freiheit wiedererlangt, die man ihm, weil seine persönlichen Verhältnisse vielleicht Fluchtverdacht rechtfertigten oder weil er wegen des Zusammenhangs seiner Tat mit der des Diebes der Kollusion verdächtig erschien, auf Grund eines richterlichen Haftbefehls entzogen hatte.

Dem, der ein verschlossenes Behältnis aus einem Gebäude gestohlen, es außerhalb des Gebäudes erbrochen und seines Inhalts beraubt, dann aber aus irgendwelchen Gründen, vielleicht um den Verdacht der Verübung dieses Diebstahls auf einen Hausbewohner zu lenken, erbrochen wieder an seinen Aufbewahrungsplatz geschafft hat, wird, wenn er dieses von ihm überhaupt gänzlich geleugneten Diebstahls überführt worden ist, sicher von jedem Gerichte, das seine nach dem Erbrechen des Behältnisses vorgenommenen Handlungen

1) Vgl. Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen. Bd. 8. S. 433 und Bd. 23. S. 53.

nicht in Erfahrung gebracht hat, aus § 243 Ziffer 2 Strafgesetzbuchs mit der Strafe des Einbruchsdiebstahls belegt werden.

Würde das Gericht aber den wahren Verlauf der Tat kennen und wissen, daß er das Behältnis nicht im Gebäude, sondern erst außerhalb desselben erbrochen hat, würde es ihn ebenso sicher auch nur wegen einfachen Diebstahls nach § 242 Strafgesetzbuchs strafen.

In einem solchen oder ähnlich gearteten Falle kann nach Befinden ausschließlich von der peinlich genauen Erörterung des objektiven Tatbestandes am Orte der Tat abhängen, ob der Täter die seiner Tat entsprechende Strafe, also die gerechte Strafe, erhält, oder aber, ob er zu hart oder zu milde gestraft wird.

Daß durch eine Wiederaufnahme des Verfahrens der dem Verurteilten nachteilig gewesene Irrtum des Gerichts über die Umstände seiner Tat geheilt werden könnte, steht in einem solchen Falle auch nicht mit Sicherheit zu erwarten.

Vorausgesetzt nämlich, der Verurteilte beriefe sich auf ihn zur Begründung eines dahingehenden Antrags auf Wiederaufnahme des Verfahrens, so wird doch eine bei Entdeckung des Verbrechens geschehene Säumnis in der Feststellung des objektiven Tatbestands, nachdem inzwischen längere Zeit verstrichen ist, oftmals nicht zu heilen sein. Es wird deshalb aber im Mangel des Nachweises der Richtigkeit dieser nachträglich vom Verurteilten aufgestellten Behauptung diese für unglaubhaft angesehen werden.

Noch wahrscheinlicher ist jedoch, daß ein solcher Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens vom Verurteilten, in einem Falle wie dem eben besprochenen, überhaupt nicht gestellt wird, weil er ganz offenbar regelmäßig nicht wissen wird, daß seine Tat, je nachdem er das Behältnis noch im Gebäude oder erst außerhalb desselben er brochen hat, als schwerer oder einfacher Diebstahl anzusehen ist.

Diese Beispiele, die ich im Mangel selbst erlebter frei erfunden habe, die aber doch recht wohl jeden Tag sich wirklich ereignen können, oder vielleicht auch schon sich wirklich ereignet haben, mögen genügen, um darzutun, daß es nicht selten unbedenklich ist, sich auf das Geständnis des Angeklagten, auch selbst, wenn es mit den in der Anzeige berichteten Tatsachen nicht in Widerspruch steht, oder auf Zeugenaussagen allzusehr zu verlassen und daß eine möglichst genaue Besichtigung der Örtlichkeit durch den Untersuchungsführer unter Umständen schon dann geboten ist, wenn man glaubt, Grund zu der Annahme zu haben, der Polizeibeamte, der die Anzeige erstattet hat, sei seiner Aufgabe nicht gewachsen, oder wenn nach der Anzeige angenommen werden kann, daß über Einzelheiten der Ausführung der Tat, die für ihre

rechtliche Beurteilung wesentlich sind, die mitgeteilten Tatsachen kein ausreichend klares Bild geben.

Abgesehen hiervon ist es aber auch eine bekannte Tatsache, daß, wenn ein Fachmann ein Ding besieht, er an ihm mehr sieht, wie der Laie, weil er es mit ganz anderem Verständnisse ansieht. So wird auch bei Besichtigung des Schauplatzes eines Verbrechens der mit der Erforschung von Verbrechen Vertraute viel mehr gewahr werden, wie ein ihrer Unkundiger. Ein erfahrener Beamter wird besser und deshalb mehr sehen, wie ein weniger Erfahrener. Der geschickte Beamte wird Dinge ins Auge fassen und einer genauen Prüfung unterziehen, die der weniger Geschulte vielleicht für völlig unerheblich gehalten hat.

Je größer die Sachkenntnis und Erfahrung des Besichtigenden ist, um so wertvoller wird deshalb sein Augenschein für die Untersuchung sein.

Als Beispiel, wie wertvoll ein geschultes Auge der Untersuchung werden kann, diene folgendes Beispiel aus meiner Praxis:

Ein Beschuldigter, dem zur Last gelegt war, einen wertvollen Hund gestohlen zu haben, behauptete, der Hund sei ihm nachgelaufen.

Eine Widerlegung dieses Anführens schien kaum zu erwarten zu sein.

Da aber von ihm abhing, ob der wegen Diebstahls schon oft Bestrafte wegen abermaligen Rückfallsdiebstahls mit mindestens einjähriger Zuchthausstrafe oder aber nur wegen Unterschlagung mit mehrmonatigem Gefängnisse zu belegen sei, wandte ich mich an den Gendarmen, der die Anzeige erstattet hatte, mit dem Ersuchen um Erörterung von Tatsachen, die etwa gegen das Vorbringen des Beschuldigten sprächen.

Der Gendarm berichtete darauf, der Hund sei ganz gewiß dem Beschuldigten nicht nachgelaufen, sondern von ihm an einer Leine fortgeführt worden. An den Spuren im Schnee (die Tat war im Winter verübt worden) habe man nämlich deutlich gesehen, daß die Tritte des Hundes sich nie über ein gewisses Maß hinaus von denen des Mannes in seiner Begleitung entfernt hätten, was doch der Art der Hunde, die frei laufend nach jeder Ecke eilten, widerspreche.

Nach Vorhalt dieses den Diebstahl des Hundes außer Zweifel setzenden Umstandes gestand auch der Täter ein, den Hund weggefangen und an der Leine abgeführt zu haben.

Ich bin überzeugt, daß lediglich dem Scharfblick und Scharfsinn jenes Gendarmen zu danken war, daß der Dieb die gerechte Strafe erhielt.

Ebenso fest überzeugt bin ich aber auch, daß zahlreiche andere Personen, Polizeibeamte, Richter und Staatsanwälte nicht ausgenommen, obschon ihnen die Neigung der Hunde, die Ecken aufzusuchen, durchaus wohlbekannt ist, doch an sie nicht gedacht und sie mit der Schneespur nicht in Verbindung gebracht hätten.

Lediglich dadurch, daß die Kenntnis von der Neigung der Hunde mit der Schneespur in Verbindung gebracht wurde, wurde der Schuldbeweis geliefert.

So naheliegend diese Verbindung für jedermann gewesen wäre, ich glaube doch, jener Gendarm hatte mit ihr eine dem Ei des Kolumbus ähnliche Tat vollbracht.

Daß in der Anzeige für die Beurteilung der Tat und die Ermittelung des Täters wesentliche Umstände oft nicht enthalten sind, brauche ich eigentlich durch Beispiele aus der Praxis nicht erst zu belegen. Jeder, der Untersuchungen geführt hat, wird darüber Erfahrungen haben.

Mir ist aus der Praxis besonders noch folgendes in der Erinnerung.

Aus einer Stadt mit etwa 8000 Einwohnern kam die Anzeige eines Einbruchsdiebstahls mit der Bemerkung, der Täter sei unbekannt.

Nach Lage des Falls waren weitere Erhebungen nutzlos.

Einige Zeit darauf kam aus demselben Orte wieder eine Anzeige eines Einbruchsdiebstahls und wieder mit dem Bemerken, daß der Täter unbekannt sei.

Die in dieser letzten Anzeige berichteten Tatsachen hatten mit der früheren im wesentlichen das gemein, daß das Täter wieder nur Geld genommen, andere Sachen aber liegen gelassen hatte. Neu war in ihr die Mitteilung, daß die Klingel an der Haustür des Bestohlenen verbogen gefunden worden sei, woraus allem Anscheine nach sich ergebe, daß der Dieb bei seinem Eindringen ins Haus ihr Läuten habe vermeiden wollen.

In der Zeit zwischen dem Eingange dieser beiden Anzeigen war mir nun durch einen Zufall während der Vertretung eines Kollegen ein Aktenstück unter die Hände gekommen, ausweislich dessen ein Drechslergeselle wegen eines in derselben Stadt versuchten Diebstahls verurteilt worden war, und aus dem sich weiter ergab, daß er die Klingel in dem Hause, in dem er beim Diebstahle ertappt worden war, abgebogen hatte.

Diese Akten fielen mir, als ich die zweite Anzeige, nach der auch die Klingel verbogen worden war, las, sofort wieder ein.

Darauf angestellte Nachforschungen über in den letzten Jahren aus derselben Stadt gekommene Anzeigen von in ihr verübten Diebstählen förderten mehrere längst beigelegte Anzeigen zutage, von denen einzelne tatsächlich auch erkennen ließen, daß der Dieb nur Geld genommen und zuweilen auch die Hausklingel verbogen hatte.

Das bestimmte mich, in jener Stadt an Ort und Stelle Ermittelungen anzustellen und sie auch auf die früheren Anzeigen zu erstrecken.

Sie hatten folgendes Ergebnis: Bei dem nach der letzten Anzeige vorliegenden Diebstahle hatte der Täter anscheinend mit einem Zentrumsbohrer einen Schreibtisch erbrochen.

Nachdem ich aus der Nähe einen Tischler hatte holen lassen, bestätigte er mir, als ich ihm die Arbeit des Diebes zeigte, daß mit einem Zentrumsbohrer gearbeitet worden sei. Auf meine Frage, ob ein damit nicht Vertrauter oder ein regelmäßig mit ihm Arbeitender seiner Meinung nach ihn beim Diebstahle benutzt habe, bekam ich zur Antwort, daß ganz gewiß der Dieb mit einem Zentrumsbohrer gut umzugehen wisse. Als ich darauf weiter frug, dann sei der Täter wohl auch ein Tischler oder dergleichen, erklärte nun der Tischlermeister: „Nein! Das ist feinere Arbeit!"

Als ich in der Erinnerung an den früher ertappten Drechslergesellen nun ihn fragte, ob vielleicht ein Drechsler der Täter gewesen sein könne, wurde mir das von ihm bestätigt.

Hierauf stellte ich in jenem Hause und in noch zweien oder dreien, in denen Diebstähle vorgekommen waren, fest, daß der seinerzeit ertappte Drechslergeselle, auf den man aber keinerlei Verdacht hatte, in ihnen mit den Örtlichkeiten vertraut war, und endlich gelang mir in dem zuletzt zur Anzeige gekommenen Falle und noch zwei oder drei anderen Fällen nachzuweisen, daß jener Drechslergeselle, der etwa 40 km entfernt in einer Spielwarenfabrik in Arbeit war, aber seine Eltern im Orte hatte, auch zur Zeit der Verübung der Diebstähle bei ihnen zu Besuch gewesen war.

Weiter aber wurde mir bei diesen Erhebungen bekannt, daß auch bei dem in der ersten mir vorgelegten Anzeige gemeldeten Diebstahle die Klingel an der Haustür verbogen gefunden worden war.

In der Anzeige hatte, wie schon bemerkt, davon nichts gestanden. Erst als ich nach dem Vorliegen dieses Umstandes, der bei den anderen Diebstählen aufgefallen war, mich erkundigte, kam diese den Hausbewohnern seit dem Diebstahle bekannte, in diesem Falle aber zufälligerweise als mit dem Diebstahle in Zusammenhang stehend nicht erkannte Tatsache zur Kenntnis der Strafverfolgungsbehörde.

Auffallenderweise blieben, seitdem ich in jenem Orte wegen der dort vorgekommenen zahlreichen Einbruchsdiebstähle Erörterungen vorgenommen hatte, später Anzeigen über abermals vorgekommene Einbruchsdiebstähle für längere Zeit aus, obschon es mir nicht gelungen war, zur Überführung des Verdächtigen ausreichende Tatsachen zu sammeln.

Mag nun der mir verdächtig gewesene Drechslergeselle auch, wie ich annahm, wirklich der Täter in manchen der früher zur Anzeige gekommenen Fälle gewesen sein, so war er es doch allem Anscheine nach nicht in allen gewesen und doch ließ das Ausbleiben der Anzeigen erkennen, daß für einige Zeit jene Stadt mit Einbruchsdiebstählen verschont wurde Ich will nun durchaus nicht behaupten, daß die durch die am Orte erscheinende Zeitung dort schließlich allgemein bekannt gewordene Tatsache, daß ein Staatsanwalt zur Erörterung der zahlreichen vorgekommenen Einbruchsdiebstähle im Orte gewesen sei, die Ursache gewesen sein, daß in der Folge, während eines längeren Zeitraumes Einbruchsdiebstähle dort nicht mehr verübt wurden, aber ich glaube doch, daß namentlich dann, wenn eine Landschaft durch Brandstiftungen beunruhigt wird, es unbedingt notwendig ist, daß ein Staatsanwalt lieber einmal zu viel und vielleicht auch ohne Erfolg, als wie gar nicht in der von Brandstiftern beunruhigten Gegend sich einmal zeigt, als daß die Anzeige über eine Brandstiftung und gar noch mehrere nach ihr aus derselben Gegend kommende „bis zur Ermittelung des Täters“ beigelegt werden, ohne daß auch seitens der Staatsanwaltschaft über die zur Anzeige gekommenen Verbrechen an Ort uud Stelle Ermittelungen angestellt werden.

Denn ganz gewiß trägt dieses Verfahren nicht dazu bei, in der bedrohten Bevölkerung die Überzeugung von der Wachsamkeit, Rührigkeit und Energie der Strafverfolgungsbehörden zu fördern, während das Erscheinen eines am Orte der Brände über ihre Entstehung Erörterungen anstellenden Staatsanwalts der Bevölkerung wenigstens zu erkennen gibt, daß die Strafverfolgungsbehörde mit Eifer bemüht ist, sie vor dem Verbrechen zu schützen.

Die nur zu oft alsbald nach dem Eingange von Brandstiftungen meldenden Anzeigen verfügte Beilegung der Anzeige „bis zur Ermittelung des Täters“ läßt sich doch überhaupt nur rechtfertigen, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, der Polizeibeamte, der die Anzeige erstattet hat, habe schon alles, aber auch alles zur Ermittelung der Wahrheit über die Tat und die Person des Täters Erforderliche getan und wenn man weiter voll überzeugt ist, er besitze auch die

zur Erforschung der Verbrechens erforderlichen Eigenschaften der Findigkeit und Erfahrung in dem Maße, daß eine Untersuchung desselben Verbrechens durch einen anderen zur Ermittelung der Wahrheit annehmbar nicht beitragen werde.

In manchen Fällen mögen die Umstände so liegen, daß man von solchen Voraussetzungen auszugehen berechtigt ist.

In der Regel aber wird sich doch der Staatsanwalt auf den Standpunkt stellen müssen, daß er die erforderlichen Eigenschaften in höherem Maße besitzt, wie der ihm untergeordnete Polizeibeamte.

Wenn der Staatsanwalt jedoch wirklich Grund zu der Annahme zu haben glaubt, daß der Polizeibeamte ihm in ihnen überlegen sei, so wird es der Untersuchung eher förderlich wie schädlich sein, wenn auch er mit seinen Kenntnissen, seiner Erfahrung und seinem Urteile sie zu fördern sucht.

Vier Augen sehen außerdem gewöhnlich mehr wie zwei und zwei kluge Männer haben zusammen annehmbar mehr gescheite Einfälle wie einer von ihnen allein und ein Ergebnis, das auf zwei verschiedenen Wegen gewonnen worden ist, hat für seine Richtigkeit einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit.

Die Strafverfolgungsbehörden verschließen sich auch gewiß diesen Erwägungen nicht. Gleichwohl aber nehmen sie Erörterungen an Ort und Stelle nur ungern und nur dann vor, wenn sie nicht zu umgehen sind, weil sie mit der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit aufs äußerste hauszuhalten genötigt sind.

Die Gründlichkeit mancher Untersuchungen leidet aber darunter.

Es ist ja wohl begreiflich, daß jemand, der mit Arbeit überlastet ist, bei einer Anzeige, die über die Person des Täters oder über die gegen einen etwaigen Beschuldigten vorliegenden Verdachtsgründe nichts Ausreichendes meldet, geneigt sein wird, von weiteren Erhebungen als aussichtslos abzusehen.

Ich bin weit entfernt davon, damit den mit der Strafverfolgung betrauten Beamten den Vorwurf zu machen, daß sie bei Fassung ihrer Entschließungen etwa pflichtwidrig handelten.

Denn ich bin überzeugt, sie selbst sind sich in vollem Umfange gar nicht bewußt, wie sehr und wie zwingend auf ihre Entschließungen die sie stets drückende Sorge wirkt, wie sie mit der ihnen zu Gebote stehenden Zeit die ihnen obliegende Arbeit bewältigen sollen.

Die Zeit, die jede Untersuchungshandlung notwendigerweise erheischt, wird vielmehr meiner Überzeugung nach von jenen Beamten bei der Erwägung, ob eine Untersuchungshandlung vorzunehmen sei

oder doch vielleicht unterlassen werden könne, ganz unbewußt als ein schwereres Gewicht in die Wagschale geworfen, als wie es im Interesse der Untersuchung wünschenswert erscheint. Denn wenn nach der Anzeige die Verübung eines Verbrechens gewiß ist, ist auch zu wünschen, daß alles zu seiner Aufklärung Erforderliche und Wünschenswerte geschehe und es ist deshalb meines Erachtens zum mindesten nicht unbedenklich, wenn die Staatsanwaltschaft die Frage, ob das geschehen sei, schon bejaht, nachdem sie weiter nichts getan, als wie die bei ihr eingegangene Anzeige gelesen hat.

Jeder, der Untersuchungen geführt hat, weiß, welch außerordentlich wichtige Rolle der Zufall bei der Entdeckung von Verbrechen spielt.

Seiner Hilfe begibt man sich, wenn man die Anzeige ohne weiteres beilegt.

Man braucht deshalb noch keineswegs eine aussichtslose Untersuchung zu beginnen in der Hoffnung, ein glücklicher Zufall werde sie aussichtsreich machen. Die Erfahrung zeigt aber jeden Tag, daß Untersuchungen, die im Anfange wenig Aussicht boten, mit Hilfe glücklicher Zufälle, die während ihres Laufs sich ereigneten, zu einem befriedigenden Ergebnisse geführt wurden.

Wie mitunter dem Untersuchungsführer der Zufall während der Untersuchung zu Hilfe kommt, dafür weiß ich folgendes Beispiel zu berichten:

Bei einem äußerst verschlagenen Diebe war u. a. auch ein Fahrrad gefunden worden, das er annehmbar auch gestohlen hatte.

Die Person von der er es gekauft haben wollte, war nämlich nicht zu ermitteln.

Da aber auch gewiß war, daß die von ihm benannte Person lebe, bestand, trotz des vorliegenden dringenden Verdachts, daß er das Rad gestohlen habe, doch bis zur Ermittelung jener Person keine Aussicht auf Überführung des Verdächtigen.

Sie erschien jedoch außerordentlich wünschenswert, weil es ihm schon wiederholt gelungen war, trotz vorliegenden dringenden Verdachts der Strafe zu entgehen.

Zufällig war ein anderer Dieb in Haft, der Fahrräder gestohlen, die gestohlenen dann auseinander genommen und aus den gewonnenen Fahrradteilen unter Benutzung seiner Fachkenntnisse neue Räder zusammengesetzt hatte, wodurch es ihm längere Zeit gelungen war, die Entdeckung seiner Diebstähle zu verhindern, weil die Bestohlenen in den vom Diebe geschaffenen neuen Rädern regelmäßig die ihnen gestohlenen nicht wiedererkannten.

An ihn wandte ich mich. Er konnte mir auch wirklich nach dem ihm vorgezeigten, schon abgenutzten Rade die Firma namhaft machen, die es gebaut hatte und die Nummer, die es trug.

Auf Grund seiner Auskunft wandte ich mich unter Nennung der Nummer des Rades an jene Firma mit der Anfrage, an wen sie es verkauft habe.

Sie gab einen in einem kleinen Orte wohnenden Händler an, der dem bei ihm nachfragenden Gendarmen dann erklärte, er habe das Rad seinerzeit, bald nachdem es ihm geliefert worden sei, weiter verkauft und dem, der es ihm abgekauft habe, sei seines Wissens es vor einiger Zeit gestohlen worden.

Der von ihm als Bestohlener Benannte gab darauf an, gelegentlich einer Fahrt nach einer benachbarten Großstadt habe er dort einen Unbekannten nach der Markthalle gefragt und dann kurz darauf das Rad in der nicht weit entfernt gewesenen Markthalle, in der er zu tun gehabt habe, eingestellt.

Schon nach wenigen Minuten habe er dann den Verlust des Rades bemerkt und ihn der Polizei angezeigt, weil er der Überzeugung gewesen sei, das Rad sei ihm gestohlen worden.

Die Polizeibehörde sandte auf Ansuchen die Anzeige, aus der sich auch der Tag des Diebstahls ergab und die keinen Zweifel mehr ließ, daß das darin als gestohlen bezeichnete Rad dasselbe war, dessen Diebstahl ich festzustellen bemüht war.

Trotzdem nun das hiernach erwiesenermaßen gestohlene Rad im Besitze des mir seines Diebstahls Verdächtigen gefunden worden war, war ich außerstande, dessen Anführen über den Erwerb des Rades zu widerlegen.

Ich wußte mir mehrere Tage lang keinen Rat, bis ich schließlich mir vornahm, die mir dem Namen nach aus früheren Akten bekannte Geliebte des Verdächtigen zu hören, in der Hoffnung, doch etwas bei ihr über den Erwerb des Rades in Erfahrung zu bringen.

Sie war dem mir Verdächtigen inzwischen gram geworden, weil sie erfahren hatte, daß er verheiratet sei, wußte aber, in welcher Richtung ich auch frug, keine Auskunft zu geben.

Als ich schließlich deshalb ihre Befragung abbrach, griff sie plötzlich in die Tasche und legte mir einen Metallteil mit dem Bemerken vor, der müsse durch ihren früheren Geliebten in ihre Wohnung gekommen sein, da er nicht von ihr stammen könne. Sie habe ihn am Tage vorher, als sie die Kommodendecke weggezogen, gefunden.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich bei näherer Prüfung

dieses Metallteils gewahr wurde, daß es ganz offenbar das Stück eines zertrümmerten Namensschildes war, wie sie damals an den Fahrrädern getragen wurden. Deutlich konnte man die Reste der beiden Anfangsbuchstaben des Vornamens und des Familiennamens des Bestohlenen erkennen.

Trotzdem leugnete der so des Diebstahls hinreichend Überführte auch noch weiter.

Er wurde jedoch dessenungeachtet auf Grund der mitgeteilten Tatsachen und weil Rückfall vorlag, zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

Der Zufall, dem allein die schließliche Überführung des Täters zu danken war, wurde dadurch noch größer, daß die von mir befragte Geliebte des Diebes infolge einer Behinderung nicht schon an einem früheren Tage, auf den sie geladen war, an Amtsstelle erschienen war. Denn erst am Tage vor ihrer erst mehrere Tage später erfolgenden Befragung hatte sie den Namensschildteil gefunden. Wäre sie auf die erste Ladung zu ihrer Befragung gekommen, hätte sie mir über das Metallschild auch nichts mitteilen können und der Dieb wäre des Fahrraddiebstahls nicht zu überführen gewesen.

Nur wo die Polizei, die die ersten Ermittelungen geführt hat, auch durchaus die Gewähr bietet, daß sie ihrer Aufgabe gewachsen ist, also z. B. in allen den Fällen, wo die regelmäßig ausgezeichnete Kriminalpolizei größerer Städte bereits zur Erforschung des Sachverhalts tätig gewesen ist und voraussichtlich später noch tätig werden wird, läßt sich meines Erachtens die alsbaldige Beilegung der Anzeige durch die Staatsanwaltschaft rechtfertigen.

In allen den Fällen aber, wo nur ein einzelner Gendarm die ersten Erhebungen über die Tat angestellt hat, enthält die alsbaldige Beilegung seiner Anzeige durch die Staatsanwaltschaft regelmäßig doch ganz offenbar deren Zugeständnis, daß sie sich selber mehr über die Tat in Erfahrung zu bringen auch nicht getraue.

Damit aber hat man auch schon die ganze Untersuchung in die Hände dieses für die Strafrechtspflege immerhin untergeordneten staatlichen Organes gelegt und sich sogar der Kritik darüber, ob er auch wirklich alle für die Untersuchung wichtigen Tatsachen erforscht und ausreichend gewürdigt hat, begeben, denn man hat eben, ohne sich zu überzeugen, ob es der Fall sei, schon nach der Anzeige angenommen, daß es der Fall sei.

Da ein solches Verfahren aber bei zahlreichen Anzeigen und

namentlich bei Brandstiftungen und schweren Diebstählen, ich kann wohl sagen, an einzelnen Stellen durchaus üblich ist, behaupte ich, daß in dieser Beziehung unsere Strafrechtspflege noch recht im Argen liegt, insofern sie tatsächlich bei einer großen Menge schwerer Verbrechen die Verfolgung ausschließlich untergeordneten Polizeiorganen überläßt.

Man wende mir dagegen nicht ein, daß das nach § 170 der Strafprozeßordnung dem Verletzten nach Befinden gewährte Recht, gegen den die Einstellung des Verfahrens verfügenden Bescheid der Staatsanwaltschaft Beschwerde zu erheben, gegen nachteilige Folgen des oben gerügten Mißstandes schütze.

Niemals hat nach meiner Erinnerung an eine fast 10jährige Praxis ein durch Brandstiftung oder schweren Diebstahl zu Schaden Gekommener einmal Beschwerde geführt, nachdem ihm mitgeteilt worden war, das der Täter nicht habe ermittelt werden können.

Worauf hätte er auch seine Beschwerde gründen sollen? Den Satz, daß die Nürnberger keinen hängen, sie hätten ihn denn, kennt er doch auch und wie will er behaupten, daß nicht alles zur Entdeckung des Verbrechens Nötige oder Wünschenswerte geschehen sei, wo ihm doch die zur Beurteilung des Wertes einer Untersuchung unbedingt nötige Erfahrung und Sachkenntnis regelmäßig fehlen wird.

So gewiß wie namentlich bei Brandstiftungen und schweren Diebstählen die Strafverfolgungsbehörden die Erörterung an Ort und Stelle regelmäßig den Polizeibeamten ausschließlich überlassen, so gewiß erachten sie sie — und mit Recht — für erforderlich, sobald eine Anzeige wegen Mordes eingegangen ist.

Daß nun in diesen Fällen die Strafverfolgungsbehörden regelmäßig an Ort und Stelle zu erörtern für nötig erachten, es aber bei anderen schweren Verbrechen regelmäßig nicht tun, läßt sich ganz offenbar nur dadurch erklären, daß sie den Mord, wegen der gegen ihn angedrohten Todesstrafe für ein wichtigeres Verbrechen ansehen, und daß diese ihm beigelegte größere Wichtigkeit auch den durch eine Erörterung an Ort und Stelle notwendigerweise erwachsenden Aufwand an Zeit und Geld rechtfertigt.

Eine solche Erwägung steht doch aber im Widerspruche mit dem Zwecke, den jede Untersuchung verfolgt, sofern sie deren Ziel, die Erforschung der Wahrheit, anderen Erwägungen, die diesem Ziele gegenüber untergeordneter Art sind und sein müssen, unterordnet.

Denn Zeit und Geld sind von nur untergeordneter Bedeutung und müssen außer Erwägung bleiben, wenn es sich darum handelt,

im Strafprozesse die Wahrheit zu erforschen, weil ihre Erkenntnis die Voraussetzung nicht allein der Anwendung des Strafgesetzes, sondern vor allem auch der Anwendung des richtigen Strafgesetzes ist.

Eine Rechtspflege, die den Rücksichten auf Zeit und Geld die Erforschung der Wahrheit opfert, verzichtet damit in vielen Fällen auf die Anwendung des Strafgesetzes, und was noch viel ärger ist, auf die Anwendung des rechten Strafgesetzes. In diesem Falle verletzt sie sogar die Gerechtigkeit, statt sie zu fördern. Das wären im wesentlichen die Gründe, die meines Erachtens erheischen, daß in viel größerem Umfange, wie allgemein üblich, von seiten der Strafverfolgungsbehörden an Ort und Stelle Erörterungen vorgenommen werden.

Wie im einzelnen sie vorzunehmen sind, dafür lassen sich selbstverständlich, ebensowenig wie für eine Schlacht, im voraus Vorschriften geben. Es ist Sache des Untersuchungsführers, in jedem einzelnen Falle, unter Berücksichtigung der Sachlage das zu tun, was sie erheischt.

Gleichwohl kann der Erfolg der Erörterungen an Ort und Stelle in manchen Fällen schon durch eine mangelhafte Vorbereitung des Untersuchungsführers auf sie gefährdet oder doch beeinträchtigt werden und möchte ich deshalb jedem Untersuchungsführer raten, die über die Vorbereitung zur Erörterung an Ort und Stelle von Groß in seinem schon angezogenen Handbuche gegebenen Ratschläge zu beachten. Er wird sich auch manche Ungelegenheit dadurch ersparen.

Ich möchte jenen Ratschlägen nur folgendes hinzufügen:

Wenn es voraussichtlich zu einer Durchsuchung kommt, empfiehlt es sich — zur Ableuchtung von Kellern, namentlich aber von feuergefährlichen Bodenräumen — eine Taschenlaterne, am besten eine der jetzt in Gebrauch gekommenen elektrischen Taschenlampen mitzuführen. Auf dem Lande ist oft die Beschaffung einer notwendigen feuersicheren Laterne mit Zeitversäumnis verbunden und kann der dadurch entstandene Aufenthalt zu Kollusionen benutzt werden. In jedem Falle erspart man sich durch Mitführung einer solchen Lampe Zeit.

Wenn man, was nicht selten vorkommt, voraussichtlich nötig hat, Kinder zu befragen, so empfiehlt es sich, dazu eine Zeit auszuwählen, wo diese annehmbar in der Schule weilen.

Dafern man ihren Lehrer von dem Zwecke, zu dem man sie in Anspruch zu nehmen beabsichtigt, Kenntnis gibt, kann man sich regelmäßig seines Entgegenkommens und seiner Unterstützung versichert halten.

Man erreicht dadurch, daß man die Kinder unmittelbar aus der Schulstunde zur Befragung holen läßt, daß man sie der häufig einer solchen vorhergehenden Beeinflussung durch andere Personen entzieht.

So wertvoll aber in vielen Fällen das Zeugnis von Kindern ist, weil sie oft wichtige Umstände wahrgenommen haben, die ihrem kindlichen Gemüte aufgefallen sind, während Erwachsene sie übersehen haben, so bedenklich ist es, auf ihr Zeugnis sich zu verlassen, wenn man Grund zu der Annahme haben kann, daß sie der Beeinflussung durch Dritte ausgesetzt waren.

Denn eine solche Beeinflussung ist namentlich dann, wenn der sie Vornehmende dem Kinde gegenüber ein gewisses Ansehen hat, meist leicht mit Erfolg zu erreichen.

Wie wertvoll aber auch die Unterstützung des Lehrers für die Untersuchung werden kann, ist mir aus folgendem Falle erinnerlich.

Seit längerer Zeit kamen auf der Eisenbahn Warendiebstähle vor. Die Vergleichung der darüber einlaufenden Anzeigen brachte schließlich die ziemliche Gewißheit, daß sie, die meist erst am Orte der beabsichtigten Ausladung entdeckt wurden, sämtlich unterwegs auf einem bestimmten Güterbahnhofe verübt wurden.

Unter anderem war nun nicht lange vor Weihnachten auch eine Kiste mit Zuckerzeug, die eine Zuckerwarenfabrik zur Versendung gebracht hatte, abhanden gekommen und offenbar gestohlen worden.

Bei dieser Zuckerwarenfabrik konnte genau in Erfahrung gebracht werden, was zur Absendung gekommen war.

Da zufällig darunter ganz eigentümlich geformte Küchelchen, wie nur diese Firma sie herstellte, sich befanden, wurden solche von ihr herbeigezogen, und in der Erwägung, daß annehmbar zum Weihnachtsfeste die gestohlenen Verwendung gefunden hatten, durch Vermittelung des Lehrers in der Schule der Gemeinde, in der die Diebstähle offenbar begangen worden waren, den Kindern mit der Frage vorgezeigt, wer zu Weihnachten solche Küchelchen zu sehen bekommen habe.

Es meldeten sich mehrere Kinder. Weitere Ermittelungen ergaben, daß deren Eltern die Zuckersachen von den Dieben unter der Hand gegen andere Sachen eingetauscht hatten.

Vorgenommene Haussuchungen förderten hiernach noch eine Menge der gestohlenen Waren zutage, und es gelang dadurch, fast alle vorgekommenen Diebstähle aufzudecken.

Ein möglichst unbefangenes Zeugnis ist aber nicht nur von Schulkindern, sondern auch von Erwachsenen erwünscht.

Wer nun weiß, wie schwer es oft urteilslosen Leuten wird, bei

einer Berichterstattung über ein Ereignis streng zu scheiden zwischen dem was eigene Wahrnehmung, eigenes Urteil und Bericht fremder Mitteilungen ist, der wird mir zugeben, daß es auch wünschenswert ist, wenn soweit irgend möglich der Untersuchungsführer nach Kräften bemüht ist, den Folgen solcher Urteilslosigkeit wie ihrer Ursache entgegenzuarbeiten.

Deshalb empfehle ich jedem, der an Ort und Stelle auf dem platten Lande Erhebungen vorzunehmen beabsichtigt, wenn nur irgend angängig, die Personen, die er etwa dabei befragen will, nicht vorher von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, sondern lieber es darauf ankommen zu lassen, daß er diesen oder jenen Zeugen nicht antrifft.

Auf dem Lande liegen nämlich regelmäßig die Verhältnisse folgendermaßen:

Der Verkehr der Männer beschränkt sich auf wenige Schankwirtschaften, in denen sie nach getaner Arbeit trinkend und rauchend zusammensitzen.

Bei der gewöhnlich nicht großen Anregung, die sich ihnen bietet, wird natürlicherweise ein im Orte oder dessen Nähe verübtes Verbrechen unter ihnen besprochen und der dabei anwesende Zeuge des Verbrechens, der seine Erlebnisse schon mehrmals erzählt, ebenso oft auch die von anderen Zeugen erzählten gehört und schließlich auch Kenntnis von im Anschlusse daran geäußerten Mutmaßungen oder ausgesprochenen Urteilen erlangt hat, weiß schließlich selbst nicht mehr genau, was war eigene, was fremde Wahrnehmung und was nur Schlußfolgerung. Er erzählt bei Wiederholungen schon fremde Wahrnehmungen und eigene und fremde Schlußfolgerungen gemischt wie eigene Erlebnisse und weiß infolgedessen bei seiner gerichtlichen Vernehmung selber nicht mehr genau, was eigentlich eigene Wahrnehmung war.

Zeigt nun der Untersuchungsführer sein Erscheinen den Zeugen an, so wird in zahlreichen Fällen von ihnen diese Tatsache als große Neuigkeit ins Wirtshaus getragen, und im Anschlusse daran dann dort das Verbrechen nochmals im allgemeinen Gespräche erörtert werden.

Infolgedessen erhält der hiernach eintreffende Untersuchungsführer schließlich nicht, worauf es ihm doch vor allem ankommen muß, die eigenen Wahrnehmungen der Zeugen, sondern ein Gemisch mit fremdem und von anderer Seite Gehörtem als eigene Wahrnehmung vom Zeugen berichtet, weil, je öfter der Zeuge den Hergang falsch erzählt hat, desto schwerer für ihn die Scheidung zwischen eigener und fremder Wahrnehmung und Schlußfolgerungen sein wird.

Ist der Untersuchungsführer seiner Aufgabe gewachsen und weiß

er zu fragen, berücksichtigt er vor allem auch diese recht häufigen tatsächlichen Verhältnisse bei seinen Vernehmungen, so wird ja für die Untersuchung weiter kein Schaden daraus erwachsen.

Ein noch unerfahrener Untersuchungsführer aber kann dadurch recht leicht irregeführt werden.

Der Untersuchungsführer sichert sich durch unangemeldetes Erscheinen aber auch einigermaßen gegen Überlistung durch einen Verbrecher, der sich auf seine Vernehmung schon vorbereitet hat, denn der Beschuldigte erfährt nicht lange Zeit vorher, wer in der gegen ihn anhängigen Untersuchung schon Auskunft gegeben hat.

Die Fälle, in denen der Untersuchungsführer am Orte zu befragende Personen dort bei unangemeldeten Erscheinen nicht antrifft, sind im allgemeinen selten und betreffen regelmäßig nur Händler oder andere Personen, die durch ihren Beruf von der Heimat öfters fernzubleiben gezwungen sind.

Im Zweifel kann er wegen solcher Personen oder überhaupt über die Aussichten die zu befragenden Personen anzutreffen, sich vorher mit dem zuständigen Gendarmen ins Einvernehmen setzen.

Nur vermeide er grundsätzlich, wenn er sich nicht üblen Zufällen aussetzen will, zur Vornahme von Erörterungen an Ort und Stelle die sog. dritten oder vierten Feiertage, das sind die den großen Kirchenfesten unmittelbar folgenden Wochentage, zu wählen. Es kann ihm an ihnen geschehen, daß er niemanden antrifft.

Das gleiche kann ihm zustoßen, wenn am Orte der in Aussicht genommenen Erörterungen oder in dessen Nähe Jahrmarkt, Vogelschießen oder ähnliche Volksfeste abgehalten werden.

Die Zeiten der Jahrmärkte nennt ihm regelmäßig schon der auch an seinem Amtssitze gebräuchliche Kalender und die Volksfeste fallen jedes Jahr regelmäßig in dieselbe Zeit. Er beachte es deshalb, wenn die Tageszeitungen sie erwähnen.

Bei in kleinen Orten verübten verbrecherischen Handlungen, bei denen es auf möglichst genaue Feststellung der Zeit ankommt, genügt es nicht, sich auf die Ortsuhr zu verlassen. Es bedarf in allen solchen Fällen einer genauen und gründlichen Erörterung der Zuverlässigkeit der Zeitangaben der Kirchturmuhr überhaupt und besonders einer Vergleichung ihrer Zeitangaben mit anderen im Orte befindlichen, als allgemeine Richtschnur dienenden Uhren, wie auch, dafern etwa Zeugen aus Nachbarorten zu befragen sind, einer Erörterung der Zuverlässigkeit und Vergleichung der öffentlichen Uhren, nach denen sie ihre Zeitmesser einzustellen pflegen, mit der für den Ort der Tat maßgebenden Uhr.

Man kann dabei zu so überraschenden Ergebnissen gelangen, daß eine Aussage, die vorher wichtig erschien, als völlig wertlos erkannt wird.

Zuweilen ist notwendig oder doch wenigstens wünschenswert, am Orte der Tat photographische Aufnahmen zu machen.

In solchen Fällen empfehle ich, nicht einen Photographen von Fach, sondern, wenn es nur irgend angängig ist, von der nächsten größeren Polizeibehörde, die selbständige Kriminalpolizei hat, einen ihrer Beamten als Photographen zuzuziehen. Jede größere Kriminalpolizei hat Beamte, die dergleichen Photographien aufnehmen und darin Treffliches leisten.

Ihre Verwendung ist nicht nur billiger, weil die etwaigen Reisekosten und Auslösungen dieser Beamten immerhin noch nicht so hoch sind, wie die oft unangemessen hohen Forderungen berufsmäßiger Photographen, sie bringen vor allem auch der Sache ganz anderes Verständnis entgegen. So habe ich wiederholt Anweisungen, die ich für eine photographische Aufnahme in Aussicht genommen hatte, anders gegeben, weil ich mich überzeugte, daß der zu meinem Plane gehörte sachkundige Polizeibeamte einen offenbar besseren Vorschlag bezüglich der photographischen Aufnahme machte.

Außerdem stehen aber auch größeren Polizeibehörden regelmäßig die neuesten und besten ins Fach schlagenden Apparate zur Verfügung, während man z. B. bei einem Berufsphotographen einer Provinzialstadt den zur Aufnahme am Boden liegender Objekte von oben her dienenden Apparat regelmäßig vergeblich suchen wird.

Beim Verdachte der Brandstiftung verabsäume man endlich, wie auch Groß schon fordert, nie die Durchsuchung des Brandschutts, weil man glaubt, man werde nichts finden. Die große Mühe lohnt sich zuweilen doch in überraschender Weise.

Ich habe folgendes erlebt:

Bei einem in einem Kellergeschosse ausgebrochenen, offenbar vorsätzlich gelegten Brande war es gelungen, das Feuer zu löschen, ehe alle Waren, die dem Brande zum Opfer fallen sollten, durchs Feuer vernichtet worden waren.

Bei der viele Stunden Arbeit in Anspruch nehmenden, mit Hilfe mehrerer Personen vorgenommenen peinlichen Durchsuchung der von der Feuerwehr auf den Hof des Grundstücks geschafften Asche, des Schutts und der anderen vom Brande betroffenen Warenreste wurde schließlich ein völlig durchnäßtes Pappkästchen im Umfange eines mittelstarken Buches gefunden, in das eine Zündschnur einlief und das mit auch völlig durchnäßtem Pulver gefüllt war. Außerdem

fanden sich Reste eines im wesentlichen schon durchs Feuer vernichteten Kästchens, das offenbar genau so beschaffen gewesen war und auch noch Spuren des Loches zeigte, durch das die Zündschnur gegangen war. Zum Baue der Kasten hatte gewellte Pappe gedient, wie sie zur Verpackung von Eau de Cologne-Flaschen benutzt wird. Pulver und Zündschnur stammten, wie nachgewiesen wurde, aus Feuerwerkskörpern. Beides wies auf eine bestimmte Person als Täter hin, die auch schließlich die Tat zugestand.

XVI.

Eine entlarvte Somnambule.

Vom

Landrichter Haußner in Zwickau.

Vor dem hiesigen Landgerichte ist vor kurzem ein Strafprozeß zum Abschlusse gekommen, an dessen Ausgang weitere Kreise Anteil nehmen dürften. Gestattete er doch einen Einblick in die Geheimnisse der spiritistischen Zirkel und wurde in ihm doch das Treiben des in diesem Zirkel auftretenden Mediums aufgedeckt und dargetan, wie leicht solchen Medien der Erfolg durch die Urteilslosigkeit ihrer Anhänger gemacht wird.

Der Sachverhalt war folgender: Die Angeklagte, eine etwa 40jährige Webersehefrau, war seit den Jahren 1890—1891 in einer Fabrikstadt Sachsens mit weit über 20000 Einwohnern Mitglied einer Vereinigung von abwechselnd 30—12 Personen, die sich Glaubensbund und untereinander Brüder und Schwestern nannten und regelmäßige Versammlungen abhielten, in denen gebetet und gesungen wurde, bis die Angeklagte Zeichen des Schlafes zeigte, unter denen sie dann sprach und die Anwesenden zu einem gottgefälligen Leben ermahnte.

Regelmäßig erschien sie dabei ihnen wie im Traume befangen und gab während dessen mündliche und schriftliche Anordnungen, die ihrem Inhalte nach von Christus, Moses und den Seelen Verstorbener zu kommen schienen und allem Anscheine nach nur durch die Angeklagte den Anwesenden offenbart wurden.

Als eine zur Wohnung ihres Mannes gehörige Stube frei geworden war, verkündete sie eines Tages ihrem Manne und auch in den Versammlungen des Glaubensbundes den Anwesenden, während sie wie eine Träumende sich gebärdete, es sei ein Gebot des durch sie sprechenden Heilands, daß die leere Stube künftig zu den Versammlungen des Glaubensbundes benutzt werden und jeder Teilnehmer an ihnen dafür wöchentlich 10 Pfennige Beitrag zahlen solle.

Ihr Mann und die Teilnehmer an den Versammlungen des Glaubensbundes, die dadurch der Meinung wurden, sie erfüllten einen Befehl Christi, verwendeten deshalb von da ab auch zu den Versammlungen des Glaubensbundes die leerstehende Stube und zahlte deshalb auch in der Folge bis zum Jahre 1901 jeder Teilnehmer an den Versammlungen wöchentlich 10 Pfennige in eine von der Angeklagten und ihrem Manne verwahrte Kasse.

Einige Jahre nach Beginn ihres Auftretens schrieb die Angeklagte dann einmal in wachem Zustande einen Zettel, in dem sie Geld zu einem Herbstmantel erbat und dessen Schlußworte lauteten: „Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut! Ich danke dir schon im voraus! Dein Herr Jesus Christus! Dein Erlöser!" und sandte ihn durch ihren Mann an ein Mitglied des Glaubensbundes.

Nach dem Inhalte des Zettels war sein Empfänger davon überzeugt, daß er ein von Christus kommendes Gebot enthalte und sandte er deshalb 10 Mark an die Angeklagte, die sich davon einen Mantel kaufte.

Eines Tages erklärte sie hiernach ihrem Manne unter den Erscheinungen eines Traumes, es sei ihr geheißen worden, auf 6 Wochen von ihm weg in ein anderes Haus zu ziehen, weil zu viel böse Geister im Hause seien.

Ihr Mann glaubte ihr das und gab deshalb die eheliche Gemeinschaft mit ihr auf.

Nachdem er dann aber in Erfahrung gebracht hatte, daß die Angeklagte in dem von ihr bezogenen Hause mit einem anderen Manne eheähnlich zusammenlebe, und als sie ein Kind gebar, dessen Erzeuger er nicht sein konnte, gewann er die Überzeugung, daß das, was sie als Offenbarung ihm verkündet hatte, von ihr erfunden worden sei, daß sie ihn getäuscht und die Ehe gebrochen habe.

Auf seinen Antrag wurde darauf auch seine Ehe mit ihr geschieden.

Noch ehe die Angeklagte geschieden war, erklärte sie wiederholt in den Sitzungen des Glaubensbundes, die seit der Trennung von ihrem Manne in dem von ihr bezogenen Hause fortgesetzt wurden, während sie im Traume befangen erschien, den in ihnen Versammelten, zu denen auch ein junges Mädchen gehörte, das mit einem Manne, mit dem die Angeklagte später in zweiter Ehe sich verheiratete, eine Liebschaft unterhielt, sein Geliebter gehöre ihm nicht, es solle von ihm ablassen.

Das junge Mädchen, das daraus entnahm, daß Gott durch die Angeklagte ihm geboten habe, von seinem Geliebten abzulassen, das

aber nicht glauben mochte, daß Gott auf diesem Wege Liebende scheide, zog sich darauf mit seiner Mutter von dem Glaubensbunde zurück, zumal es auch inne wurde, daß die Angeklagte selbst mit seinem bisherigen Geliebten eine Liebschaft begann.

In den Versammlungen des Glaubensbundes zeichnete die Angeklagte auch mit offenen Augen Bilder, bei deren Anfertigung sie Buntstifte benutzte und von denen sie später den Anwesenden versicherte, sie sei sich bei ihrer Anfertigung deren nicht bewußt gewesen.

Öfters erklärte sie in solchen Versammlungen, auch während sie zu schlafen schien, es sei Geheiß Christi, daß Reisen zur Erlösung der Seelen Unseliger unternommen würden. Regelmäßig bezeichnete sie dabei das Ziel der Reisen und die Personen der Teilnehmer als vorgeschrieben.

Soweit einzelne der dazu Bestimmten an der Teilnahme behindert waren, wurde ihnen durch die Angeklagte, die angab, sie sei von Paulus und Johannes im Traume dazu ermächtigt worden, nachgelassen, mit anderen Anhängern des Glaubensbundes zu tauschen, oder sie wurden gegen Zahlung des zur Reise voraussichtlich nötigen Geldes durch sie von der Teilnahme entbunden.

Die Anhänger des Glaubensbundes, die, weil die Angeklagte das alles anordnete, während sie zu träumen schien, glaubten, Christus habe diese Reisen ihnen befohlen, unternahmen deshalb auch eine Mehrzahl von Reisen, um an deren Ziel für die Seelen der Verstorbenen zu beten.

Öfters benutzten sie bei diesen Reisen auch die zweite Wagenklasse der Eisenbahn, weil die Angeklagte ihnen verheißen hatte, dadurch würden die Seelen reicher Sünder Erlösung finden.

Außer dem Gebote, an diesen Orten zur Erlösung der Seelen Unseliger zu beten, wurde den Anhängern des Glaubensbundes durch die Angeklagte als Weisung Christi ferner aufgegeben, dort zur Erlösung der Seelen Unseliger auch zu tanzen, und jedem einzelnen Teilnehmer an den Reisen wurde von ihr vorgeschrieben, wieviel Tänze er zur Erfüllung dieses Zweckes zu machen habe.

Wer diese Auflage selbst zu erfüllen außerstande war, für den mußte, wie die Angeklagte als eine Weisung Christi anordnete, ein anderer Teilnehmer sie erfüllen, wenn die Reise die bezweckte Wirkung, die Erlösung der Seelen Unseliger haben und nicht wiederholt werden sollte.

Auch der Besuch eines Museums in einer Großstadt wurde zu wiederholten Malen durch die Angeklagte als zur Erlösung der Seelen

Unseliger von Christus angeordnet den an den Reisen Teilnehmenden aufgegeben.

Nachdem jedoch mehrmals nacheinander jenes von den Teilnehmern an diesen Reisen deshalb aufgesuchte Museum sich geschlossen gezeigt hatte, verlor eine der eifrigsten Gläubigen doch den Glauben, daß die Angeklagte zur Offenbarung von Geboten Christi und der Seelen Verstorbener berufen sei, weil sie sich sagte, wenn Christus den Besuch eines Museums anordne, dann wisse er doch sicherlich auch, wann es geöffnet sei. Sie wandte sich deshalb von diesem Glaubensbunde ab und trat einem anderen spiritistischen Zirkel bei.

Auch andere Teilnehmer neigten dazu, sich von dem Glaubensbunde zu trennen, da sie in ihren ärmlichen Verhältnissen die durch die zahlreichen Reisen entstehenden Kosten nicht zu tragen vermochten.

Die Mehrzahl getraute sich jedoch nicht, sich vom Glaubensbunde abzuwenden, weil sie Christi und des Teufels Zorn fürchteten. Die Angeklagte sprach nämlich, während sie schlafend erschien, auch davon, daß Gottes Wille heilig sei und daß der, der ihm nicht folge, bestraft werde. Auch die Qualen der Hölle drohte sie den Ungehorsamen an und schilderte sie ausführlich und wie wenn sie sie sähe. Zu wiederholten Malen erklärte sie ferner, der Teufel rede durch sie. Dabei schlug sie um sich und stieß den Tisch, an dem sie saß, wie auch die in ihrer Nähe Weilenden von sich.

Mehreren Anhängern des Glaubensbundes schuldete ihr Mann, den sie dann in zweiter Ehe heiratete, nicht unerhebliche Kapitalien, die er ihnen zu verzinsen hatte.

Mit Beziehung auf diese Forderungen sprach nun die Angeklagte auch, während sie schlafend erschien, in den Versammlungen des Glaubensbundes zu Angehör auch der Gläubiger, der Heiland sage, es sei unrecht, wenn der, der Geld habe, Zinsen nehme. Sie sollten das ihrem Manne geliehene Geld, ihm, dem Herrn lassen, und es zu den von ihm angeordneten Reisen verwenden. Er werde es ihnen zum Guten rechnen. Einem der Gläubiger legte sie sogar einen „Jesus“ unterschriebenen Zettel vor, in dem er gefragt wurde, ob er die Zinsen dem Herrn schenken wolle.

Die Gläubiger wurden dadurch der Überzeugung, sie handelten Christo wohlgefällig, wenn sie vom Manne der Angeklagten keine Zinsen mehr annähmen und stellten die ihnen erwachsenden dem Manne der Angeklagten „zum Dienste des Herrn“ zur Verfügung.

Einmal wurde einer der Gläubiger von der Angeklagten, die sich ihm dabei als Beauftragte Christi ausgab, gefragt, ob er Geld zu einem Kinderwagen geben wolle.

Der Gefragte, der des Glaubens war, die Angeklagte frage ihn im Auftrage Christi, ließ ihr darauf 20 Mk. zukommen, die sie zum Ankaufe eines Kinderwagens verwendete.

Ein andermal, nachdem kurz vor einer der üblichen Versammlungen des Glaubensbundes eine seiner Anhängerin, eine arme Witwe, zur Angeklagten gelegentlich davon gesprochen hatte, daß sie sich wieder 20 Mk. zusammengespart habe, zeigte bald darauf die Angeklagte ihr sich schlafend und redete folgendes: „Der Geist deines Mannes sagt: Liebes Mütterlein! Sei doch so gut und spende mir 20 Mark!"

Die so Angegangene glaubte deshalb, der Geist ihres verstorbenen Mannes bitte sie um 20 Mk. und gab sie deshalb der Angeklagten, die sie im eigenen Nutzen verwendete.

Bei anderer Gelegenheit, in einer Versammlung des Glaubensbundes, erklärte die Angeklagte, während sie im Traume befangen erschien, den Anwesenden, ein Chinese, Tsching-Tschung, solle durch Gebete erlöst werden. Er selber spreche durch sie. Dann hörten die Anwesenden, wie die Angeklagte, so als ob ein anderer durch sie spreche, langsam und stockend, wie wenn der Sprecher der Sprache nicht voll mächtig sei, sagte, er habe erst deutsch lernen müssen, um sich mit den Anwesenden verständigen zu können.

Nachdem die Angeklagte dann ferner in den Versammlungen des Glaubensbundes, während sie im Traume befangen erschien, auch erklärt hatte, Christus habe angeordnet, daß zur Erlösung der Unseligen Skat gespielt werde, wurde in diesen Versammlungen von den daran Teilnehmenden um Geld Skat gespielt. Denen, die des Spiels noch nicht kundig waren, wurde es von den damit Vertrauten beigebracht.

Der Spielgewinn wurde auf Geheiß der Angeklagten zur Erfüllung eines von ihr verkündeten Gebotes Christi in eine von ihr und ihrem Manne verwahrte Kasse getan, deren Inhalt später zur Bezahlung der durch gemeinschaftliche Schmausereien entstehenden Unkosten verwendet wurde.

Bei diesen Schmausereien mußten, wie die Angeklagte während sie zu träumen schien, als Gebot Christi verkündete, die Männer das Essen herrichten.

Die taten das auch, um sich mit Christi Weisungen nicht in Widerspruch zu setzen.

Während sie die Mahlzeiten zubereiteten, saß die Angeklagte auf dem Sopha, sah ihnen zu und lachte.

Diese Tatsachen wurden im September 1903 gerichtswegen er-

mittelt durch die fast durchgehends übereinstimmenden Angaben der als Zeugen befragten Anhänger des Glaubensbundes.

Die Angeklagte, die zu ihrer Verteidigung sich auch in der Hauptverhandlung darauf berief, daß sie alles in einem wahren Traumzustande getan habe und deshalb von dem, was sie in ihm getan habe, nichts wisse, wurde durch das Gutachten der als Sachverständige befragten Ärzte voll überführt, jene Traumzustände erheuchelt und alles, was sie als Weisung Christi, Mosis und der Seelen Verstorbener ausgegeben hatte, erdichtet zu haben.

Die Sachverständigen versicherten übereinstimmend, daß Traumzustände der von der Angeklagten behaupteten Art zwar möglich seien, daß sie aber ganz gewiß in ihnen nicht befangen gewesen sei.

Zur Erregung derartiger Traumzustände bedürfe es nämlich einer von dritter Seite ausgehenden Hypnose, die bei der Angeklagten in keinem Falle erfolgt sei.

Es sei vielmehr gewiß, daß sie die Traumzustände erheuchelt habe, weil die von ihr in angeblichen Traumzuständen erteilten Befehle ganz offenbar selbstsüchtigen Beweggründen der Angeklagten entsprungen seien und weil, was bei echten Traumzuständen nie vorkomme, sie tatsächliche Erlebnisse im Traumzustande verwertet habe.

Zur Erklärung ihrer Schwangerschaft, die ihr erster Mann als Folge eines Ehebruchs erklärte, hatte die Angeklagte ihm und den Anhängern des Glaubensbundes angegeben, der heilige Geist habe sie beschüttet.

Wenn auch ihr Mann es ihr nicht mehr glaubte, waren doch die Anhänger des Glaubensbundes der Überzeugung, daß sie damit die Wahrheit geredet habe.

Noch in der Hauptverhandlung erklärten sie, sie seien fest überzeugt, daß die Angeklagte ein Werkzeug Gottes sei.

Sie wurde wegen der erwiesenen Betrügereien zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Die sehr geringe Strafe fand ihre Begründung in der Unbescholtenheit der Angeklagten, den nicht sehr großen Vermögensvorteilen, die sie erstrebt und erlangt hatte, wie in der Erwägung, daß sie die Genossen des Glaubensbundes zu einem guten Lebenswandel angehalten habe und endlich in der Tatsache, daß ihr die Ausbeutung der Geschädigten durch deren arge Leichtgläubigkeit außerordentlich erleichtert worden war.

Kleinere Mitteilungen.

1.

Zum Kapitel des Genies. Von Medizinalrat Dr. Näcke in Hubertusburg. Schon wiederholt habe ich hierin das Wort ergriffen, so auch zuletzt in meiner Besprechung von Löwenfelds Monographie: Über die geniale Geistestätigkeit usw., in diesem Archiv, XI. Bd. S. 279. Nun hat neuerdings Bruns in dieser Zeitschrift[1]) sich auch darüber geäußert, in einer Weise allerdings, die sicher vielfach anstoßen wird, wie er es ja auch selbst fühlt. Zunächst sind die Begriffe Genie und Talent, ebenso „originell", oft auch „nützlich" usw. reine Konventionalmünzen, die aller strikten Definition bisher widerstanden und wohl noch lange widerstehen werden, wie ich dies schon betonte. Ich und andere halten das „Genie" für einen Superlativ von Talent. Dann könnte man sehr wohl verstehen, wie ein Genie nicht nur Nützliches verrichten kann, wie ein Talent, sondern auch „Originelles" — dafür ist immer noch die beste Erklärung: noch nicht dagewesenes, Neues, — das ja ebenfalls nur die Wurzeln im Alten hat, ebenso wie das Genie seine neuen Gedanken nur durch Kombination bekannter Gedankengänge im Unterbewußten (zumeist) schafft. Zwischen Genie und Talent kann um so weniger ein prinzipieller Unterschied bestehen, als ja nirgends in der Welt etwas ohne Übergänge ist. Ich bin aber noch weiter gegangen und habe auch von „Intellekt-, Gefühls-, Willens-, ja sogar Muskelgenies" usw. gesprochen, trotzdem hier sicher nicht nur Nützliches erzeugt wird. Ja, ich sehe sogar keinen Grund, die „große Therese" und andere berühmte Schwindler nicht als Genies in ihrer Art zu bezeichnen. Wenn aber Übergänge überall existieren, kann es auch keine spezifische Psychologie des Genies oder Talents geben; es handelt sich nur um graduelle psychologische Züge, genau so, wie es, streng genommen, keine spezifische Verbrecherpsychologie im ganzen oder einzelnen geben kann, weil auch zwischen Normalen und „Verbrechern" überall Übergänge bestehen. Nur im Zusammenfassen gewisser oft wiederkehrender Züge z. B. beim Verbrecher, könnte eine solche Psychologie aufgestellt werden und wir stehen hier, wie Aschaffenburg richtig bemerkt, erst am Anfange. Ich glaube jedoch, daß eine solche bis zu einem gewissen Grade aufzustellen möglich ist, vorausgesetzt, daß man sich auf die eigentlichen Gewohnheitsverbrecher und die „Verbrechernaturen" be-

---

1) Bruns, Genie, Dandysm und Verbrechertum. 12. Bd. 4. Heft. S. 322.

schränkt, was wohl das Richtigste wäre. — Dostojewski halte ich mit anderen im Gegensatze zu Bruns für einen der ausgezeichnetsten Schilderer der Verbrecherseele. Wenn er gewisse Naturen, die Bruns wohl etwas gewagt als dandies bezeichnet, nicht enträtseln kann, so liegt es nicht an ihm, sondern am Individuum, das bisher in seinen psychologischen Details so gut wie unzugänglich war. Wenn Bruns ferner das Genie zum Dandy stempelt und in ihm wie im Verbrecher das „Antisoziale" sieht, so dürfte er hierin wohl ganz vereinzelt stehen. Sehr viele sogenannte Genies sind geradezu pathologisch altruistisch und sozial, und durchaus sind nicht alle dandies, sondern sicher nur sehr wenige, will man nichts anderes in das Wort hineingeheimnissen. Oskar Wilde war gewiß ein Dandy, sicher aber kein Genie! Die Genies denken durchaus nicht immer daran, sich abzusondern, es sind dies vielleicht sogar nur die Minderzahl. Man denke nur z. B. an Goethe, und bei Beethoven war das Ohrleiden hauptsächlich an seiner Menschenscheu schuld. Brahms Ausspruch: „Beethoven wäre besser ein großer Verbrecher geworden" ist zu horrend und absolut falsch, als daß hier darüber nur ein Wort zu verlieren wäre! Und so bietet die Arbeit von Bruns der Kritik noch manche Angriffspunkte dar, so interessant sie auch an sich ist.

2.

Ein gewerbliches Wunderkind. Von Medizinalrat Dr. P. Näcke in Hubertusburg. Piéron veröffentlicht soeben in der Revue de psychiatrie Jg. 1903, No. 8 folgenden höchst interessanten Fall. In Saint-Germain-en-Laye (bei Paris) ist bei einem Fleischer dessen 5 1/2 jähriger Sohn (geb. d. 23. Febr. 1898) als Gehilfe tätig Klein, kränklich, blaß, zerschneidet er mit eigens für ihn konstruierten Werkzeugen das Fleisch, wiegt es ab, kennt alle einzelnen Stücke dem Werte nach, irrt sich nie darin und schneidet so richtig, daß er sich im Gewichte nur um einige Gramm irrt. Aber er schneidet ferner auch die einzelnen Stücke nach dem speziellen Geschmacke der Kunden und bedient sie stets zuvorkommend. Ohne in die Schule gegangen zu sein, ohne Schreiben, Lesen oder Rechnen gelernt zu haben, irrt er sich doch nie im Preise, indem er den Einzelpreis mit dem Gewichte multipliziert. Die Kunden sind über den findigen Kleinen sehr belustigt und geben ihm Trinkgelder, die er spart und mit den Gesellen teilt. Verfasser sagt mit Recht, daß bei dieser Frühreife die Erblichkeit wahrscheinlich mitspielt, aber auch das Milieu und die Nachahmung. Mit Recht endlich hebt Verfasser hervor, daß man beim Studium der Genies bisher fast nur die Genies in Kunst und Wissenschaft betrachtet hat und doch die auf dem Gebiete der Industrie und des Handels ein ebenso großes psychologisches Interesse verdienen, und hier wie dort die Frühreife eine große Rolle spielt, wie der obige Fall beweist.

Gerade auf diesen Gebieten trifft man, meine ich, häufig genug auf große Talente, sogar Genies, bis hinab zum einfachsten Handwerke. Die Leiter großer Bankinstitute, großer Bazare (man lese z. B. Zolas „Au bonheur des dames"), großer Hotels u. s. f. gehören oft dazu, und sie sollten deshalb eben mehr als bisher psychologisch untersucht werden. Ja, man kann sogar von Genies des Lebens-, Kunstgenusses usw. sprechen

und käme dann zu der allgemeinen Definition des „Genies", die sich wohl verteidigen ließe, nämlich: Jeder, der in irgendeiner menschlichen Tätigkeit, sei sie gut oder böse, nützlich oder nutzlos, ganz Außerordentliches leistet, kraft seiner inneren Organisation, muß als Genie bezeichnet werden. Das Talent wäre nur ein niederer Grad davon, und die Demarkation könnte nur nach Übereinkunft geschehen.

Die Genies zeichnen sich nun gewöhnlich — aber durchaus nicht immer! — durch eine geistige Frühreife aus. Wie ist diese nun zu erklären? Hier bewegen wir uns vollständig im Dunkeln. Man könnte zunächst annehmen, daß das Gehirn abnorm hoch entwickelt ist Die bisher untersuchten Gehirne bedeutender Menschen hoben sich meist makroskopisch schon durch Reichtum der Windungen usw. von den anderen ab. Das würde aber kaum eine etwaige Frühreife an sich erklären. Man müßte vielmehr annehmen, daß die Gangbarmachung der Gehirnbahnen durch Markscheidenbildung, wie man jetzt glaubt, und dadurch die geistige Frühreife, eher als sonst eintritt, mag das Gehirn selbst dabei ein gewöhnliches oder äußerlich reich ausgestattetes sein. Woher aber diese abnorm schnell eintretende Entwicklung? Hier wäre vielleicht eine chemische Hypothese heranzuziehen. Gewisse chemische Substanzen, von außen eingeführt oder im Körper gebildet, scheinen nämlich das Gehirn bez. der Funktion anzuregen oder aber zu lähmen. Unter bestimmten, uns unbekannten Umständen wäre ein abnormer Stoffwechsel (z. B. bei obigem Knaben) vielleicht imstande, die Markscheidenbildung früher eintreten zu lassen und damit geistige Frühreife zu setzen, wie auch das so häufig beobachtete Versagen der Wunderkinder zur Zeit der Geschlechtsreife auf Einwirken gewisser, durch die Pubertät erzeugter giftigen Stoffe (freilich noch nicht bewiesen!) auf die Gehirnsubstanz und Lähmung derselben zurückzuführen wäre. Der Denker darf sich nicht mit bloßen Tatsachen begnügen. Er muß sie kausal verknüpfen und gebraucht dazu Hypothesen, die er aber stets als solche zu bezeichnen hat.

3.

Zu Dr. Näckes „Psychologie der Todesstunde". Von H. Groß. Kurze Zeit, nachdem diese ausgezeichnete Studie im Archiv erschienen war, habe ich dem Herrn Verf. einige Notizen gesendet, welche seine Ausführungen zum Teile unterstützen, zum Teile ergänzen. Über seine Aufforderung veröffentliche ich diese brieflichen Mitteilungen.

I. ad pag. 290. Am 5. August 1878 nahm ich als Reserveoffizier am Gefechte bei Šepče in Bosnien teil. Mein Regiment hatte am Tage zuvor im Gefechte bei Kosna gerauft und wurden wir daher heute „nur" in der Reserve behalten — übrigens das Unangenehmste, da wir unbeweglich stehen mußten und doch fortwährend angeschossen wurden. Neben mir stand mein vielbewährter Korporal, von dem ich undankbarerweise nur mehr den Anfangsbuchstaben M. seines Namens im Gedächtnis behalten habe. Meine braven Steyrer machten trotz der unbehaglichen Situation dumme Scherze, plötzlich wendete sich Korporal M. halbrechts gegen mich,

stellte sich stramm auf und sagte: „Herr Leutnant, bitt', helfen Sie mir!" Dann drehte er sich blitzschnell auf dem Absatz um und stürzte nieder, fast spiralig zusammensinkend. Kein Atemzug mehr, Herzschuß. —

II. ad pag. 293. Erinnerungen in Todesgefahr s. mein Hdb. f. Untersuchungsrichter. 3. Aufl. S. 65ff.

III. ad p. 296. Über retrograde Amnesie s. ibidem S. 78. Der dort genannte Freiherr v. S. (Schluga), der im Gebirge einen schweren Absturz erlitten hatte, erzählte mir oft, er glaube es nicht, wenn Abgestürzte behaupten, sie hätten sich unterwegs eine Menge gedacht usw. Er wußte von allem, was sich zwei Stunden vor dem Absturz ereignet hatte, absolut nichts mehr, seine Erinnerung setzte erst von da ein, als er aus der Bewußtlosigkeit erwacht ist.

Übrigens weiß ich aus eigener Erfahrung, daß ich als Student auf einem Pürschgang über eine steile Berglehne gekollert bin, ohne mich nennenswert zu verletzen. Mein Jagdgenosse, ein alter Pfarrer, sagte mir dann, ich hätte während der ganzen Zeit des Abkollerns ununterbrochen gerufen: „Nein, nein, ich falle nicht, ich stehe fest". Ich wußte von dieser drolligen Versicherung hinterher nicht das mindeste. —

IV. ad pag. 296 (Empfindungen beim Ertrinken). Meine Eltern hatten einmal eine Magd, die wußte, wie das Ertrinken tut. Sie erzählte, daß sie als 15jähriges Mädchen beim Baden an eine tiefe Stelle geriet und völlig bewußtlos herausgezogen wurde. Sie habe nur rauschen und dann Musik gehört, die immer schöner wurde, dann war es aus. Sie habe weder Angst gehabt noch Atemnot gelitten.

V. ad pag. 305 (Todesempfindungen der Tiere). Ein Oheim und Gutsnachbar meiner Eltern besaß Pfauen, die sich so vermehrten, daß man viele davon aß. Waren die Jungen herangewachsen, so bekamen wir Buben den Auftrag, das fetteste zu schießen, was wir mit einem kaum knallenden Kapselgewehr besorgten. Jedesmal, wenn der junge Pfau neben der Alten stürzte und verendete, warf sie einen Blick auf ihr sterbendes Junge und pickte ruhig auf dem Boden weiter. Einen Eindruck vom Sterben des andern hatte das Tier, soviel man sehen konnte, zuverlässig niemals.

4.

Zur Frage der Schlaftrunkenheit. Von Hans Groß. Diese für den Kriminalisten so wichtige und viel zu wenig untersuchte Frage hat vor kurzem durch die schöne Arbeit von Mackowitz (dieses Archiv Bd. XIII S. 161) neue Anregung bekommen, und es ist daher vielleicht gestattet, einen Fall mitzuteilen, der zwar nicht kriminell ist, aber doch in der Sache klärend mitwirken kann; ein analoger, wirklich krimineller Fall könnte sich völlig gleich abspielen.

Eine junge, äußerst intelligente Dame, deren gute Beobachtungsgabe ich wiederholt nachprüfen konnte und für deren Verläßlichkeit ich jede Garantie übernehme, war vor kurzem bei ihrer Schwester auf dem Lande zu Besuch. Sie bewohnte eines der im Erdgeschoß des weitläufigen Gebäudes gelegenen Gastzimmer, in welchem sie schon wiederholt bei Besuchen untergebracht gewesen ist; die Wohn- und Schlafzimmer und son-

stigen Räume befinden sich im ersten Stock. Die genannte Dame, wir wollen sie Frl. H. nennen, hatte nun schon etwa 5—6 Tage im Gastzimmer geschlafen, als eines Abends starker Wind eintrat, dessen Heulen den einsamen Aufenthalt im Gastzimmer besonders unheimlich machte, und so siedelte Frl. H. in den ersten Stock, um dort mit ihrer Nichte deren Schlafzimmer zu teilen. Die Vorhänge des Zimmers, auch die Holzbalken, waren fest geschlossen, so daß im Schlafzimmer der beiden Damen vollständige Finsternis herrschte.

Mitten in der Nacht wird Frl. H. wach und hört zu ihrem Entsetzen tiefe ruhige Atemzüge eines zweiten Menschen im selben Raume. Diese rührten natürlich von der schlafenden Nichte her, Frl. H. hatte aber in der Schlaftrunkenheit total vergessen, daß sie heute im selben Zimmer mit ihrer Nichte schlafe, und glaubte, noch im einsamen, ebenerdigen Gastzimmer zu sein. Sie horchte längere Zeit auf die Atemzüge des Fremden, und als über deren Reellität kein Zweifel übrig kein konnte, so nahm Frl. H. an, ein Räuber sei im Zimmer, so daß nur schleunige Flucht helfen konnte. Sie sprang aus dem Bette und stürzte nach jener Stelle, auf welcher im Gastzimmer die Ausgangstüre sein mußte. An dieser Stelle stand aber im heutigen Schlafzimmer ein Toilettetisch, mit Flaschen, Dosen und Schachteln — das alles flog zu Boden, machte großen Lärm, vermochte aber noch immer nicht, die erschreckte Dame zu orientieren. Sie meinte also die Stelle, wo die Türe sein mußte, verfehlt zu haben, stürzte noch zwei oder drei Schritte weiter und gelangte jetzt zum Bette der Nichte; diese war natürlich wach geworden und hatte sich aufgerichtet — Frl. H. stieß an das Bette, stürzte nach vorn und packte ihre Nichte; — diese schrie erschreckt, Frl. H. glaubte, sie sei an den Räuber geraten und schrie auch und erst durch das vereinte Geschrei beider kam Frl. H. endlich aus ihrer Schlaftrunkenheit und orientierte sich über die Sachlage. —

Merkwürdig an dem Ganzen ist nur die lange Dauer und Intensivität der Schlaftrunkenheit, da Frl. H. immerhin eine Weile auf das Atmen „des Räubers" horchte, dann aufsprang, zur vermeintlichen Türe lief, dort den Toilettetisch umwarf, noch weiter eilte, ihre Nichte packte und dann erst zu sich kam, und merkte: sie sei nicht im Gastzimmer ebenerdig, sondern im Schlafzimmer ihrer Nichte im ersten Stock.

Nehmen wir an, Frl. H. wäre im Besitze einer Waffe gewesen, so hätte sie diese sicher erwischt, und hätte damit vermutlich ihre Nichte, die sie für den Räuber hielt, in ihrer Angst leicht verletzen können. Ob man den Hergang aber jedem Beschuldigten glauben würde, ist eine andere Frage.

Daß man sich, aus tiefem Schlafe erwachend, häufig nicht sofort orientiert, namentlich an fremdem Ort, in fremdem Bett, bei fremder unsicherer Beleuchtung, ist bekannt genug, und wahrscheinlich schon jedem widerfahren — aber in der Regel genügen wenige Sekunden, um sich zu orientieren, zum mindesten geschieht dies sofort, wenn man sich im Bette aufsetzt. Daß dies aber keine ausnahmlose Regel ist und daß die Desorientierung viel länger dauern kann, dürfte der erzählte Vorgang dartun.

5.

Im 12. Bande dieser Zeitschrift S. 309 fg. habe ich bereits die Wege mitgeteilt, auf denen man zur Ermittelung flüchtiger Verbrecher gelangen kann.

Dem dort Gesagten möchte ich noch folgendes hinzufügen.

Zuweilen kommt es vor, daß der flüchtig Gewordene zur Erleichterung seiner Flucht Papiere stiehlt und daß der Strafverfolgungsbehörde auch diese Tatsache, wie der Inhalt der gestohlenen Papiere bekannt ist.

In solchem Falle empfiehlt es sich, außer der Mitteilung dieser Tatsache in einem Ausschreiben sich auch an die Strafregisterbehörde zu wenden, die für den zuständig ist, auf dessen Namen die gestohlenen Papiere lauteten.

Ich habe auf diese Weise tatsächlich einen lange vergeblich gesuchten schweren Rückfallsdieb ermittelt.

Indem ich von der Erwägung ausging, daß er jedenfalls die gestohlenen Papiere zu seinem besseren Fortkommen benutzen werde und da bei seiner Persönlichkeit mit Sicherheit anzunehmen war, daß er bald mit den Polizeibehörden in Berührung kommen werde, forderte ich von der Strafregisterbehörde eine Strafliste der Person ein, auf die die gestohlenen Papiere lauteten. Ihre genaue Bezeichnung ergab sich aus der Diebstahlsanzeige, ausweislich deren der von mir Gesuchte einen Mantel mit dem darinsteckenden Militärpaß des Bestohlenen sich angeeignet hatte.

Nach der mir darauf zugegangenen Strafliste war der darin Genannte einige Wochen vorher wegen Landstreichens, Bettelns und Widerstands gegen die Staatsgewalt verurteilt worden und annehmbar noch in Strafhaft.

Auf Anfrage bei der Strafvollstreckungsbehörde bestätigte sich, daß er noch in Haft war und wurde mir die die Strafe vollstreckende Strafanstalt genannt.

Da der von mir Gesuchte nach den über ihn ergangenen Vorakten eine ganz eigenartige und seltene Tätowierung — Majorsepauletten auf den Schultern — hatte, war es leicht, in der Strafanstalt ihn als den von mir Gesuchten zu erkennen

Er gab darauf auch ohne weiteres zu, daß er unter falschem Namen Strafe verbüße und den Mantel mit samt dem Militärpaß gestohlen habe.

So wurde dieser im Rückfalle begangene Diebstahl gesühnt, die auch begangene Urkundenfälschung, bewirkt durch Herbeiführung falscher Einträge über seine Person in die Gefangenenbücher offenbar, und ich hatte endlich den lange gesuchten schweren Verbrecher, der mit einem Genossen von der Straße weg den Juwelieren ihre gefüllten Schaukästen stahl und den keiner der überall gegen ihn erlassenen Steckbriefe bis dahin erreicht hatte.

(Landrichter Haußner.)

Besprechungen.

a) Bücherbesprechungen von Med.-Rat Dr. P. Näcke.

1.

Van Kan: „Les causes économiques de la Criminalité. Paris, Lyon, Storck 1903, 496 Seiten.

Die schwache Seite der Kriminalanthropologie ist, wie v. Kan richtig bemerkt, daß die ökonomischen Ursachen des Verbrechens nur wenig systematisch erforscht wurden, meist nur einseitig, sehr oft nur andeutungsweise, ohne statistische Beweise. Sicher wird über den gegenwärtigen Zustand der ganzen Frage kein Buch einen so ausgezeichneten und tiefen Blick gewähren, wie das obige. Verfasser, ein Jurist in Maestricht, hat mit holländischer Gründlichkeit und Nüchternheit ein unglaublich großes literarisches Material gesammelt, das sich auch auf italienische und spanische Bücher erstreckt. Nach einem einleitenden Worte seines Lehrers van Hamel gibt er erst ein allgemeines Aperçu über die Ätiologie des Verbrechens selbst, die Probleme der wirtschaftlichen Einflüsse, der Prinzipien usw., um dann der Reihe nach, zuerst im Altertume, in Philosophie und Literatur, dann in den heiligen Büchern, in den Kirchenvätern, in der Reformation, im Mittelalter, bis auf die Neuzeit hin auf das Thema Bezügliches aufzuführen. Dann wird eingehend hierbezüglich die italienische, französische Kriminalistenschule behandelt, die „terza scuola", die Sozialisten, die pathologischen Theoretiker, die Eklektiker, Spiritualisten, Statistiker und sonst noch nach Quellen geforscht. Nach jeder Besprechung folgt eine scharfe und — soviel Ref. entnehmen kann — richtige Kritik. Zum Schluß faßt er alles zusammen. Er vertritt nicht die kritische, sondern die dynamische Untersuchungsmethode, d. h. den Vergleich der Diebstahlskurven mit den Fluktuationen der wirtschaftlichen Lage. Er betrachtet ferner das Verbrechen als ein lokal historisches Produkt, so daß in jedem Lande, jedem Ort, irgendein kriminogener Faktor, so hier der ökonomische, anders wirken muß, als im anderen Lande. Folglich darf man nicht eigentlich von Verbrechen und ihrer Ätiologie im allgemeinen sprechen. Nur die Kernpunkte scheinen gemeinsam zu sein. So gehen fast überall die Verbrechen gegen das Eigentum parallel mit sozialem Elend, umgekehrt verhält es sich mit dem Verbrechen gegen die gute Sitte und noch unsicher ist das Verhältnis der Verbrechen gegen die Person. Schade, daß Verfasser, bei so gründlichen Literaturkenntnissen und so scharfer Kritik, nicht selbst alle aufgestellten Prinzipien zu eigenen statistischen Erhebungen benutzt hat. Vielleicht holt er das noch nach. Zur Zeit ist sein Werk

nur ein rein kritisches und bringt selbst keinen neuen Beitrag zur Frage. Einige kleine Ausstellungen möchte Ref. hier noch machen. Da Verfasser auch solche Autoren erwähnt, die nur nebenbei der wirtschaftlichen Ursachen des Verbrechens gedenken, ohne statistisch ihre Angaben zu erhärten, so ist es auffallend, daß er Männer, wie Baer, Näcke, Penta und andere, die so viel selbständige Untersuchungen über Kriminalanthropologie anstellten und auch die soziale Seite des Verbrechens mit berührten, nicht als Forscher erwähnt, dagegen ziemlich breit einen solchen verworrenen Kopf, wie P. Reich, behandelt. Auch hätte er können verschiedene Artikel des Archivs für Kriminalanthropologie benützen. Manche Italiener scheint Verfasser entschieden überschätzt zu haben, z. B. Zuccarelli, wohl auch seinen Meister v. Hamel. Wenn Verfasser sagt, daß Lombroso sich in seinem 3. Bd. des „Uomo delinquente" (1899) vielfach geändert hat, so möchte Ref. dem entschieden widersprechen. Geändert haben sich bei ihm nur Nebenpunkte; seine Hauptideen bezüglich des Verbrechens bleiben die alten! Es ist auch nicht richtig, daß die Beweise von Abhängigkeit der Verbrechen — z. T. natürlich nur — vom kranken Nervensysteme, noch ausstehen. Schon die konstatierten häufigen und wichtigeren Entartungszeichen bei Verbrechern, gegenüber den Normalen, sprechen dafür. Endlich bemerkt Referent, daß die positive Schule nur deterministisch sein kann; trotzdem ist für den praktischen Gebrauch die Aufstellung eines „relativ freien Willens" nicht zu umgehen und schließt den Determinismus durchaus nicht aus.

2.

Julio de Mattos, 1. A locura. Estudos clinicos e medico-legaes. S. Paulo 1889, 344 Seiten. 2. Os alienados nos tribunaes. I. Lisboa, Cardoso & Irmão, 1902. 288 Seiten. 3. Os alienados nos tribunaes. II. Lisboa, 1903. 288 Seiten.

Die drei obengenannten Bücher des ersten portugiesischen Psychiaters Julio de Mattos handeln von ausgewählten Kapiteln der forensen Psychiatrie und zwar Nr. 1 über Allgemeines (der Größenwahn in seinen verschiedenen Formen und in seiner verschiedenen Bedeutung; die Verfolgten und Melancholischen, die Remissionen im Laufe der progressiven Paralyse, die Gewalttaten der Epileptiker, die kriminelle Verantwortlichkeit der Irren, die verbrecherischen Irren und die Psychiatrie vor Gericht), Nr. 2 und 3 bringen Gutachten, resp. Obergutachten über eine Reihe von höchst interessanten Fällen. Diese Gutachten zähle ich bezüglich der Klarheit, Überzeugungskraft und geistvollen Behandlung zu den besten, die ich kenne. Dem Meisten wird man zustimmen können und nur relativ geringe Sachen wären zu bemäkeln. Besonders interessant und forensisch wichtig ist das Kapitel der Remission bei Paralyse abgehandelt. Diese Krankheit selbst hält Verfasser für heilbar, was andere leugnen. Für diese Remissionen empfiehlt er mit Recht gewöhnlich die Invaliditätserklärung der Akte. Er will nicht, daß man ein und denselben Kranken für unzurechnungsfähig bezüglich der Verbrechen und zurechnungsfähig vor dem Zivilrichter erklärt. Vielleicht geht er hier doch zu weit, sicher wohl aber darin, daß er von einer „verminderten Zurechnungsfähigkeit" nichts

wissen will, die jetzt bei den deutschen Psychiatern und Juristen mit Recht immer mehr befürwortet wird. Früher war Verfasser ein blinder Verehrer Lombrosos; jetzt scheint er aber davon sehr zurückgekommen zu sein, doch gibt er noch zuviel Gewicht auf Entartungszeichen und rechnet einige sehr diskutable Dinge, wie z. B. große Fruchtbarkeit, hierher. Mit Recht greift er die klassische Schule der Juristen an und verlangt die Neuerungen der positiven Schule. Er ist natürlich Determinist. Seine Bemerkungen über die Simulation, über den Greisenblödsinn und die Epilepsie sind ausgezeichnete. Wir lernen durch Verfasser, daß in Portugal die Gesetze von 1889, 1896 und 1899 den Richter — aber bloß in Strafsachen! — unbedingt an das Gutachten des Sachverständigen binden; er kann höchstens ein Obergutachten verlangen. Es ist also hier realisiert, was Ref. in seinem Aufsatze: „Sachverständiger und Richter" in diesem Archiv s. Z. verlangte. Als Beweis dafür aber, daß alle Gegenmeinungen hinfällig sind, dient, glaubt Ref., der Umstand, daß in diesen 4 Jahren das obige Gesetz sich ausgezeichnet bewährt hat! Die Gesetze hatten auch die Schaffung von Adnexen an Strafanstalten und einen solchen an eine neu zu errichtende Irrenanstalt zu Lissabon beschlossen, doch ist dies leider nur auf dem Papiere geblieben! Zur Zeit gibt es für solche Kranke nur eine Abteilung in einem alten Krankenhause von Lissabon. Endlich sei noch bemerkt, daß Verf. die moral insanity noch als eigene Krankheit ansieht, aber wenigstens zugibt, daß die angeblich intakte Intelligenz dabei es eben nur scheinbar ist. Ref. hat aber immer wiederholt darauf hingewiesen, daß der Name: moral insanity ein völlig überflüssiger ist und auf keinen Fall eine spezielle Krankheit für sich bezeichnet.

3.

Díaz-Caneja, Vagabundos de Castilla. Estudio sociólogico juridico. Madrid, 1903, Sarda. 65 Seiten.

Verfasser studiert in dieser anspruchslosen, aber sehr interessanten Studie das Vagabundentum in Kastilien, indem er speziell das Bettelvolk in einem Quartier von Valencia untersuchte und hier wiederum genau der Lebensgeschichte einer bestimmten Familie nachging. Gerade diese Art und Weise, die Sache anzufassen, ist neu und nur zu empfehlen, meint Ref. Wir werden in die trostlosen Wohnungsverhältnisse eingeweiht, sehen, wie der Held von Bettlern abstammt, ohne Erziehung aufwuchs, nur in Bettelei und Lüge unterrichtet ward und im Gefängnis sich weiter entwickelte. Sein Körperbau ist kräftig; Gefühle, Interesse gehen ihm ganz ab, die Sinne sind stumpf. Nur Wein und Weib ist die Devise! Religion existiert nur als Explorationsobjekt. Interessant sind die „Palimpseste" an den Wänden der Wohnungen, nicht minder das kleine Vokabularium des Bettler-Rotwälsches, das dem Zigeunertume und dem Gefängnisse zumeist entstammt. (Merkwürdigerweise fehlen im Verzeichnisse alle zynischen Ausdrücke. Ref.) Während der Bettler nicht schreiben (höchstens nur seinen Familiennamen!) und lesen kann, rechnet er vorzüglich, und das muß er, da er neben dem Bettler zugleich Bankhalter bei Kartenspielen ist; nebenbei repariert er Schirme usw. und stiehlt, wenn er kann. Sehr interessant ist es, daß Verfasser die Ein- und Ausgaben der studierten Familie, so gut

es ging, einzeln berechnete. Man sieht, wieviel erbettelt wird usw. und wieviel noch zu Orgien und Wein übrigbleibt. Auch der Zinken und der sonstigen Zeichen wird gedacht. Verfasser findet, daß die kastilischen Bettler psychologisch die meiste Ähnlichkeit mit denen von Gorki dargestellten russischen Vagabunden haben.

4.

Carneri, Sittlichkeit und Darwinismus. 3 Bücher Ethik. 2. überarbeitete Auflage. Wien und Leipzig, Braumüller 1903. 510 Seiten.

Dieses hochbedeutsame Werk, das jeder Gebildete gelesen und durchdacht haben müßte, ist zuerst 1870 erschienen, und jetzt liegt es in 2. Auflage vor uns. In wunderbarer Sprache und auch dem Laien verständlich, versucht es den Darwinismus bis in seine letzten Konsequenzen auf die Ethik anzuwenden. Man muß zugeben, daß dies dem Verfasser vortrefflich gelungen ist und seine Weltanschauung der großartigsten Art jeden Denkenden befriedigen muß, nicht aber nur das Denken, sondern auch das Gefühl. Der Monismus wird als Einziges hingestellt, die Identität von Stoff und Geist, damit natürlich eine Ewigkeit beider, Aufgeben des Gottesbegriffs (ganz besonders des persönlichen!) und der persönlichen Unsterblichkeit postuliert. Der Mensch ist nur ein Glied des Kausalgesetzes, ein jedes andere Ding auch. Wie er im Kampf ums Dasein zu dem geworden ist, was er jetzt ist, so wird auch das Gute, Schöne, Sittliche nur im Kampfe ums Dasein emporgehoben aus dem Einzelnen, Individuellen in das Allgemeine, in die Idee. Verfasser behandelt in 3 Büchern den Kampf ums Dasein, das Selbstbewußtsein, die Religion, das Schöne, die Wahrheit, die Notwendigkeit, die Leidenschaft, die Tätigkeit, das Gute, die Freiheit, die Familie, die Arbeit, den Rechtsstaat, die Weltgeschichte und die Sittlichkeit. In der Ästhetik nähert er sich Vischer, in der Ethik Spinoza. Als Methode benutzt er die dialektische Hegels, die aber wohl nicht nach jedermanns Geschmack sein dürfte. Kleine Fragezeichen hat Referent wiederholt beim Lesen gemacht, doch wollen diese dem großartigen Ganzen gegenüber nichts bedeuten. Angeborene Ideen und Menschenrechte leugnet Verfasser; alles ist erst erworben. Streng unterscheidet er zwischen der Moral (sittlichen Vorschriften) und der eigentlichen Sittlichkeit, die jene mit einschließt und der wir uns nur nähern, die wir aber nie erreichen können, während die Moral ein schwebender Begriff bleibt. Die Teleologie ist zu verwerfen. Jeder Fortschritt ist nicht Zweck, sondern einfache Folge der Kausalität. Sehr richtig sagt Verfasser weiter, daß der Charakter nie verwischt, nur gemildert, geläutert werden kann, und zwar durch eine wesentliche Erweiterung unserer Erkenntnis. Das Duell wird schneidig verworfen, ebenso alle Standesunterschiede. „Das Gute, das nur geschehen darf um des Guten willen, hat sich selbst zum Zweck ...“ Absolute Willensfreiheit gibt es nicht. Durch Erweiterung der Erkenntnis können aber Motive geschaffen werden, die in die Kausalkette eingreifen, und so ist „die wahre Willensfreiheit identisch mit dem Willen des Guten ...“ Verfasser kämpft für echte Frauenemanzipation, doch darf die Weiblichkeit nicht erdrückt oder gar aufgehoben werden. „Die Not ist die Mutter der Arbeit und diese die Mutter der Kultur.“ Die

Intelligenz ist das Grab der Hierarchie. Alle sozialen Fragen sind nicht Rechts-, sondern Machtfragen. Die drei eigentlichen sozialen Mächte sind die Arbeitskraft, das Kapital und die Intelligenz. Wie diese zueinander stehen, bestimmt den jeweiligen Staat. Die Zukunft gehört der Republik im edeln Sinne an. Dies nur einige Brocken von der überreichen Tafel eines echten Philosophen und Menschen. Möchten sich recht viel Leser für das Werk interessieren und so mit zur Verbreitung gesunder, naturwissenschaftlich-philosophischer Erwägungen beitragen.

5.

Neißer: Nach welcher Richtung läßt sich die Reglementierung der Prostitution reformieren? Leipzig 1903. Barth. Zeitschr. f. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Bd. I, Nr. 3. 193 Seiten.

Der berühmte Verf. hat hier eine ganz vorzügliche, sehr wissenschaftliche Arbeit geleistet, die namentlich dem Soziologen, aber auch dem Juristen zu empfehlen ist. Unzweckmäßig und zwecklos wäre es nach ihm, die Prostitution zu strafen. Die derzeit bestehende Reglementierung ist ungenügend und muß reformiert werden, und dies wird des Näheren ausgeführt. Zur Überwachung der venerischen Krankheiten hat nicht die Polizei, sondern eine gemischte Sanitätskommission zu fungieren, deren Befugnisse eingehend geschildert werden. Sehr viele Geschlechtskranke lassen sich ambulatorisch behandeln. Wirklich gefährlich wegen Syphilis ist nur das erste Kontrolljahr, dagegen bleibt die Gefahr der Gonorrhöe auch bei alten Huren noch bestehen. Die Untersuchung hat vorwiegend mikroskopisch zu geschehen, auf den Tripperkokkus, in Bordellen täglich. Letztere sollten durchaus erlaubt sein, außer in Kleinstädten ohne Militär und Studenten. Eine Untersuchung der Männer ist schwer durchführbar und sehr oft zwecklos. Auch ist hier die Gefahr geringer, da die meisten geschlechtskranken Männer sich behandeln lassen, die Frauen von selbst aber nicht. Der Arbeit sind eine Menge wertvoller Statistiken beigegeben.

6.

E. Haeckel: Die Welträtsel. Volksausgabe von Strauß in Bonn, 1903. 168 Seiten. 1 Mark.

H. hat jetzt eine Volksausgabe seines obigen Buchs herausgegeben, gefährlich für den Ungebildeten, hochwillkommen für den Gedildeten. Sein Zweck ist, seine „monistische Naturphilosophie" genauer auseinander zu setzen und die „Ignorabimus-Lehre" von Du Bois-Reymond lahm zu legen, speziell das „Substanz- und Bewußtseinsproblem" zu lösen. Das Buch, sehr klar geschrieben, zerfällt in einen anthropo-, psycho-, kosmo- und theologischen Teil und enthält ungemein viel Anregendes, wenn man auch in vielem Einzelnen mit dem Verfasser rechten wird. Wenn man das ungeheure Tatsachenmaterial überschaut, so kann man nur Anhänger der Deszendenz-, der Entwicklungslehre sein. Freilich kann die Selektionslehre Darwins nicht allein, wie H. sagt, die Varietätsbildung erklären; die eigentlichen Gründe

dafür sind meist unbekannt. Wie kommt es, daß im absolut gleichen Milieu, wie das Meer z. B., so ungeheuer viel verschiedene Tiere hausen, von der tiefsten bis zur höchsten Vollkommenheit? Hier kann die Selektion bei der Ausbildung gewiß nur untergeordnet wirken! Auch ist es falsch, wenn H. den Menschen direkt von den Primaten abstammen läßt, beide sind nur Vettern! Nimmt man nun die Entwicklungslehre an, so muß man sie auch auf Seelenvorgänge, Geschichte, Sprachen usw. anwenden und es bleibt dem Nachdenkenden nichts als der Monismus übrig, wenn einige auch vielleicht den materialistischen dem vom Verfasser vertretenen Spinozistischen vorziehen würden. Damit leugnet man die Unsterblichkeit der Seele und ein Jenseits. Ob man auch ein πρῶτον, Gott usw. leugnen muß, möchte ich bezweifeln, da wir uns als Menschen eine Ewigkeit nicht vorstellen können, für uns alles einen Anfang haben muß. Hier wie dort handelt es sich freilich um ein Dogma. Sehr schön zeigt Verfasser, wie auch die Ethik des Monismus völlig hinreicht. Interessant ist, wie H. zeigt, daß Dubois-Reymond, Baer, Wundt, Kant usw. anfangs überzeugte Monisten waren, später aber Dualisten. Referent glaubt, daß der Monismus durchaus Vernunft und Gemüt des Gebildeten befriedigen kann, aber die große Masse wird ohne Dogma irgendwelcher Art nicht auskommen und so werden stets solche in irgendeiner Art bestehen. Freilich ist der naturwissenschaftliche Monismus schließlich auch nur ein Dogma, aber das einzig wahrhafte, vernunftgemäße.

7.

Havelock Ellis, Studies in the Psychology of sex. Analysis of the sexual impulse, love and pain, the sexual impulse in women. Philadelphia, Davis Company, 1903. 266 S.

Der ausgezeichnete englische Psycho-, Bio- und Kriminalanthropolog H. Ellis hat bereits 2 Bände Studien über sexuelle Probleme veröffentlicht, die wohl allgemein angesprochen haben dürften. Der 1. Band (in 2. Auflage) behandelt die Homosexualität, der 2. die Entwicklung der Schamhaftigkeit, die Erscheinungen geschlechtlicher Periodizität und den Autoerotismus (Onanie). Diesen schließt sich würdig der obige 3. Band an; zwei weitere Bände sollen noch folgen. Ja, ich möchte diesen Band als den interessantesten hinstellen, schon weil er ungemein viel kritisch gesichtetes ethnologisches Material beibringt. Es werden hier in 3 Hauptkapiteln der Geschlechtstrieb im allgemeinen, der Zusammenhang von Schmerz und Liebe und endlich der Geschlechtstrieb beim Weibe untersucht. In dem ersten zeigt der Verfasser, daß der Geschlechtstrieb nicht einzig von den Fortpflanzungsorganen abhängt, sondern hauptsächlich zerebral bedingt, freilich von jenen unterhalten und gereizt wird. Mit Moll nimmt er zwei Hauptfaktoren des Geschlechtstriebs an: den Kontrektationstrieb (er nennt ihn besser: Tumeszenztrieb) und den Detumeszenztrieb an[1]), aber eng verbunden, der 2. dem ersten folgend, während Moll für eine größere Unabhängigkeit beider von-

1) Auch ich habe Molls Theorie angenommen, was Ellis nicht erwähnt, wohl aber einen Ausspruch von mir über die weibliche Libido anführt.

einander eintritt. Der Zusammenhang von Schmerz und Liebe erklärt sich aus der aktiven Kampfrolle des Mannes bei dem Hofmachen und der passiven der Frau; sie ist ein wesentliches Reizmittel. Der Schmerz kann pathologisch im Sadismus und Masochismus wiederkehren, die beide wohl nie getrennt vorkommen, ja Sadismus ist im Grunde verkappter Masochismus. Die Psychologie des Flagellismus wird näher untersucht. Der Sadist ist nicht an sich grausam, sondern nur scheinbar. Er will so den Reiz der Liebe im Partner erhöhen. De Sade ist durchaus nicht das Scheusal, wie die meisten ihn schildern, sondern seine Ausführungen sind nur Phantasiestücke. Er war ein „aimable mauvais sujet". Im 3. Kapitel führt Verfasser aus, daß sehr wahrscheinlich der Geschlechtstrieb des Weibes so stark ist, wie der des Mannes — einige kleine Statistiken scheinen ihm das zu beweisen. Auch jetzt noch möchte Ref. dies mit andern bezweifeln, um so mehr, als Ellis selbst angibt, daß sexuelle Analgesie bei Weibern häufiger ist, als bei Männern. Sehr interessant sind die Anhänge des Buchs. Zunächst wird bewiesen, daß der Geschlechtstrieb bei den Wilden im allgemeinen schwächer ist, als bei uns, wie auch die Genitalien sehr oft (? Ref.) rudimentärer sind, und eigentliche Prostitution kommt dort gar nicht oder nur selten vor. Der Beischlaf wird seltener ausgeübt, aus mehreren Gründen; er ist vielfach „tabu" und mehr periodisch. Mit der Zivilisation nimmt er zu. (Doch mit immer höherer, wahrscheinlich immer schwächer und nicht bloß des Alkohols halber. Darauf ist die überall konstatierte Abnahme in der Kinderzahl z. T. mit begründet, aber auch weil mit stärkerer Kopfarbeit die Libido abnimmt. Ref.) Endlich wird auch gezeigt, daß der weibliche Geschlechtstrieb vom männlichen qualitativ, aber nicht quantitativ (? Ref.) verschieden ist. Am Ende fügt Verfasser 12 Selbstbekenntnisse von meist normalen Männern und Frauen bei, die die so dunkeln Anfänge des Geschlechtslebens aufklären sollen. Das ist sehr verdienstlich und sollte Nachahmung finden, weil wir erst an großem Materiale ersehen könnten, wann und wie die Libido zuerst erwacht. Das Gegebene zeigt schon, daß hier große individuelle Verschiedenheiten vorkommen, die Umgebung, auch Bücher aller Art, eine große Rolle spielen und alle Geschlechtsperversitäten im Keime sich überall hier und dort zeigen. — Die Ausstattung des Buchs ist nach jeder Hinsicht eine vornehme.

---

b) Bücherbesprechungen von Dr. Matthaes.

8.

Prof. Dr. Kenyeres und Dr. Mosers Hegyi, Unterscheidung des menschlichen und des tierischen Knochengewebes (Vierteljahrschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen. XXV. Band, 2. Heft).

Die Verfasser untersuchten mikroskopisch Menschen- und verschiedene Tierknochen und fanden ganz wesentliche Unterschiede zwischen beiden. Zunächst sind die Haversschen Kanäle beim Menschen spärlich und von großer Weite, beim Tiere dicht gelagert und eng. Zwar kommen beim Menschen auch ausnahmsweise ganz spärlich hier und da zwischen weiten,

auch engere H-Kanäle vor, die Regel ist aber, daß beim Menschen die weiten, beim Tiere die engen vorherrschen. Das zweite charakteristische Merkmal der Tierknochen besteht darin, daß an einigen Stellen ihrer Querschliffe miteinander ziemlich parallel-horizontal verlaufende dichtgelagerte Kanäle vorhanden sind, die beim Menschen in dieser Anordnung fehlen, und drittens finden sich Unterschiede in der Anordnung von Knochenlücken um die Haversschen Kanäle. Über die Wichtigkeit des Erkennens menschlicher Knochenfragmente kann kein Zweifel bestehen. Der Text der Arbeit wird durch Mikrophotographien erläutert.

9.

Oberarzt Dr. Fritz Reuter in Wien, Über den Blutgehalt der Milz beim Tode durch Erstickung (Ebenda XXV. Bd. 2. Heft).

Szabinsky hatte im Jahre 1865 experimentelle Untersuchungen angestellt über das Verhalten der Milz beim Erstickungstode und war dabei zu dem Resultate gekommen, daß die Milz in allen Fällen kontrahiert und anämisch war. Der Verfasser hat nun diese Beobachtungen, welche von Szabinsky am Tiere gemacht wurden, am Menschen nachgeprüft, teils am eigenem Materiale, teils am fremden, teils hat er die Obduktionsprotokolle vom Wiener gerichtlich-medizinischen Institut auf das Verhalten der Milz hin durchgesehen und ist dabei zu dem Schlusse gekommen, daß die Anämie der Milz beim Erstickungstode, wie sie das Tierexperiment zeigt, auch beim Menschen vorkommt, wie 57,5 Proz. positive Resultate beim Erstickungstode und vereinzelte Beobachtungen in Fällen anderer Erstickungsarten beweisen, daß aber diesem Befunde vor der Hand noch keine besondere Bedeutung beigemessen werden kann, daß er jedoch, wenn vorhanden, eine wesentliche Unterstützung für die Diagnose „Erstickung“ liefert.

10.

Dr. med. H. Hoffmann, Gerichtsarzt in Elberfeld, Selbstmord durch Chloroform-Inhalation (Ebenda XXV. Bd. 2. Heft).

Wegen der Art der Ausführung interessanter Fall von Selbstmord. Der junge Mann (Drogist) lag im Bett auf dem Bauch, nur mit Hend bekleidet, der Kopf war mit einem Tuche zugedeckt und die Hände auf dem Rücken mit einem Riemen gefesselt derart, daß die Hände ineinander gelegt und die Handgelenke von dem Riemen umschlungen waren. Direkt unter Mund und Nase wurde ein Pappschächtelchen mit Watte gefüllt aufgefunden. Der Riemen, welcher die Hände umschlang, war straff zwischen den Nates hindurchgezogen, lag beim Umwenden der Leiche glatt am Körper und mit dem Ende dicht am Munde, deutlich auf beiden Seiten den Eindruck der vier oberen und unteren Schneidezähne zeigend. Auf dem bloßen Leibe der Leiche befand sich ein enganliegendes Korsett (beengendes Kleidungsstück!). Die Chloroformflasche wurde noch zu einem Drittel gefüllt im Zimmer aufgefunden. Diagnose durch Obduktion und chemische Untersuchung bestätigt: Erstickungstod bedingt durch Chloroform. Jedenfalls ist zunächst Chloroformbetäubung und dann allmählich die Erstickung eingetreten.

11.

Dr. Stefan von Horoszkiewicz, Zur Kasuistik der Vergiftungen durch Kupfersalze (Ebenda 3. Folge XXV. Bd. 1. Heft).

Verfasser berichtet über 3 Fälle von Selbstmord durch Vergiftung mit Kupfersalzen, welche im gerichtsärztlichen Institut zu Krakau in den Jahren 1891—1901 zur Sektion gelangten. In 2 Fällen waren anatomische Veränderungen, welche auf die ätzende Wirkung der Kupfersalze zurückzuführen sind, aufzufinden: die Schleimhaut des Verdauungstraktus deutlich verdickt, hart, trocken, an manchen Stellen, vorzugsweise auf der Höhe der Falten, Ecchymosen und blutige Erosionen, an Stellen, die vom Gifte nicht unmittelbar angegriffen wurden, Hyperämie. Außerdem Verfärbung der Schleimhaut des Verdauungstraktus: bei Kupfervitriol grünlich, bei Kupferazetat mehr bläulich. Dies gilt aber nur für ganz exquisite Vergiftungsfälle. Im 3. Falle, wo die Diagnose der Vergiftung mit schwefelsaurem Kupferoxyd sich nur auf die Krankenhausbeobachtung stützte, fiel der anatomische Befund negativ aus. Vergiftungen mit Kupfersalzen sowohl zu selbstmörderischen, wie auch zu verbrecherischen Zwecken sind in Deutschland äußerst selten. In den berichteten Fällen war zweimal Kupfervitriol, einmal Kupferazetat genommen worden.

---

c) Bücherbesprechungen von Hans Groß.

12.

Dr. Benno Diederich, Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Literatur. Leipzig, Schmidt & Spring 1903.

Dieses seltsame Buch rührt von einem Verfasser her, der, wie es scheint, selber nicht absolut gespensterfest ist, was aber dem Werte des Buches keinen Eintrag macht. Die einzelnen Kapitel behandeln: die Gespenster in den schönen Künsten; die Wahrheit von Gespenstergeschichten; die Dichter und die Wahrheit der Gespenstergeschichten; Wesen und Ziel der Gespenstergeschichten; die Gespenster im Drama; im Roman; in der Novelle und in der Veradichtung; die Technik der Gespenstergeschichten.

Das gut geschriebene und selten schön ausgestattete Buch zeugt von großer und ernsthafter Belesenheit, gutem Geschmack und scharfer Beobachtung, für uns Kriminalisten hat es bedeutenden Wert. Wir sind heute daran, uns nach und nach von der formellen Wahrheit der Zeugenaussagen zu emanzipieren und ihrer materiellen zuzustreben; nicht deshalb allein, weil es ein vereidigter, wohlbeleumundeter Zeuge gesagt hat, muß etwas wahr sein, sondern nur dann, wenn die Aussage nach allen Regel moderner subjektiver Kriminalpsychologie einwandfrei befunden worden ist. Diese Lehre zeigt uns aber alle Tage deutlicher, wie selten eine Zeugenaussage in der Tat zuverlässig ist, wie unendlich viele Fehlerquellen existieren und wie verschieden die einzelnen Menschen wahrnehmen, im Gedächtnis behalten und wiedergeben. Das Materiale für diese unsere Forschungen ist zwar reichlich vorhanden, aber so sehr in oft weitabgelegenen Literaturkomplexen zu finden, daß es mühsam zu sammeln ist und uns veranlaßt, darnach zu greifen, wo wir es finden. Ein Behelf für diese unsere Forschungen ist das vorliegende Buch. Natürlich schildert es eine Reihe von Gespenstergeschichten, die absichtlich

erfunden wurden, und nicht den Zweck haben, geglaubt zu werden; sie wollen unterhalten und anregen. Aber schon diese Gespenstergeschichten sind für uns nicht gleichgültig, denn ihre Existenz allein beweist uns, wie sehr die Menschen am Gruseligen, Seltsamen und Unwahrscheinlichen hängen, sie beweist, daß die Menschen zum mindesten keine angeborene Abscheu vor dem Unwahren haben und wenn das richtig ist, so darf es auch als Mitbeweis dafür angesehen werden, daß es die Menschen auch in solchen Fällen mit der Wahrheit nicht zu genau nehmen, wenn sie selbst etwas wiederzugeben haben. Auch dann weist sich der Hang zum Abenteuerlichen, Interessanten, Grausigen und Seltsamen mächtig, dies wird lieber gehört und erzählt als das Gewöhnliche, Alltägliche und Natürliche. Das ist ein für den Kriminalisten wichtiger Zug im Menschen, und deshalb sind uns Belege hierfür, wie die besprochenen, immer erwünscht.

Noch merkwürdiger sind für uns jene „wirklichen, selbsterlebten und unaufgeklärten“ Gespenstergeschichten, welche die Leute in der Tat glauben, obwohl sie sich ihrer Natur nach entweder gar nicht zugetragen haben können, oder anders gewesen sein müssen. Da wird irgendeine Unmöglichkeit von so und so viel „glaubwürdigen“ Zeugen bestätigt, dort werden schriftliche Zeugnisse gebildeter und vertrauenswürdiger Leute vorgelegt und bei einer dritten Gelegenheit verschwört irgend ein frommer Mann, etwa gar ein König, sein Seelenheil, wenn sich diese oder jene gruselige Geschichte nicht genau so zugetragen hat, wie er sie schilderte. Über solche Dinge gehen wir in der Regel leicht hinweg, weil es „Unsinn wäre, derlei Spukgeschichten zu glauben“. Aber etwas Wahres ist doch immer daran, nämlich die für uns wichtige Tatsache, daß so und so viele Menschen den Unsinn doch geglaubt und als richtig weiter erzählt haben. Natürlich wenn uns, als Kriminalisten, einer mitteilt, daß er in einem Hause, das als gespensterisch verrufen ist, einen Menschen ohne Kopf umhergehen sah, so ignorieren wir die Sache als dummes Zeug, weil der Angabe die Unwahrheit auf die Stirne geschrieben stand. Macht uns aber derselbe eine Zeuge nicht gespensterische Mitteilung, die wahr sein kann, aber ebensogut so unwahr wie die genannte Spukgeschichte — dann wird ihm voller Glauben geschenkt, bloß weil die Unwahrheit in diesem Falle nicht so offensichtlich vorlag, wie in jenem.

Je mehr Gespenstergeschichten wir vernehmen und lesen, die von sonst glaubwürdigen Leuten geglaubt wurden, um so mehr lernen wir die Unverläßlichkeit unserer Zeugen im allgemeinen kennen und schätzen.

13.

Leib und Seele. Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie. Zwei Reden von E. Stumpf. 2. Auflage. Leipzig, J. A. Barth, 1903.

Der berühmte Berliner Philosoph hat zwei wertvolle Reden veröffentlicht. In der ersten wird die Frage über Monismus und Dualismus erörtert und in höchst anregender Weise dargetan, daß es irrig ist, wenn man sich einfach für einen Monisten erklärt, da doch unendlich viele Schwierigkeiten übrig bleiben, bis man alle Folgegedanken einer dualistischen Auffassung widerlegt hat. Bei der großen Wichtigkeit dieser Frage ist ein Studium dieser bedeutsamen Rede dringend zu empfehlen.

In der zweiten Rede bringt Stumpf die Bedeutung des Entwicklungsgedankens zur Anschauung; dieser Gedanke habe uns aufgeklärt über die reflektorischen und instinktiven Tätigkeiten; die Probleme des Bewußtseins und die Zweckmäßigkeit seien namentlich durch die darwinistische Form der Entwicklungslehre aufgerüttelt worden, die Grenzfragen des Erkennens seien neu erörtert und innere Vorstellungen über die zeitliche Ausdehnung des Weltprozesses erweitert worden — lauter Fragen, die für den denkenden Kriminalisten von größter Bedeutung sind.

14.

Dr. jur. Rudolf Mothes. Die Beschlagnahme nach Wesen, Arten und Wirkungen. Leipzig, Veit & Comp., 1903.

Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Beschlagnahme", die eingreifenden Wirkungen, welche ein solcher Vorgang hat, und die keineswegs immer klaren Bestimmungen der Gesetze, welche sich des genannten Wortes bedienen, haben vielfache Schwierigkeiten und Mißverständnisse erregt. Es war deshalb ein verdienstliches Unternehmen, diesfalls einmal eine genaue Untersuchung vorzunehmen, sie ist dem Verfasser gelungen und ein Studium der Arbeit ist empfehlentwert. In einem einleitenden Kapitel wird das Allgemeine der Beschlagnahme besprochen, ein zweiter Abschnitt bespricht die einzelnen Arten und ein dritter die Wirkungen derselben.

XVII.

Betrachtungen über Kriminalpolitik.

Von

Prof. Dr. **Karl Stooss** in Wien.

Die Kriminalpolitik wird von manchen als eine Zweckmäßigkeitslehre aufgefaßt, die der absoluten Natur des Rechtes, also auch des Strafrechtes, widerspreche. Die Kriminalpolitiker werden als Utilitarier aus dem Heiligtum der Wissenschaft verwiesen und sie werden zum Strafrecht etwa in dasselbe Verhältnis gestellt wie die Politiker zum Staatsrecht. Allein es handelt sich hier um eine falsche Auffassung von Politik und um eine unrichtige Vorstellung von Kriminalpolitik. Der Begriff Politik umfaßt in der Tat ganz Verschiedenes und er ist im Sprachgebrauch derart verflacht worden, daß schließlich jede berechnende Tätigkeit als Politik bezeichnet wird. Im wissenschaftlichen Sinne darf jedoch nur ein auf das Wohl der Gesamtheit gerichtetes planmäßiges Verhalten als Politik aufgefaßt werden, wobei es zulässig sein mag, nicht nur von Staats- sondern auch von Stadt-[1]) und Gemeindepolitik zu sprechen. Da die Strafgewalt im engern Sinne nur dem Staate zusteht, so versteht es sich von selbst, daß die Kriminalpolitik nur Staatspolitik sein kann. Während jedoch als Staatspolitik insbesondere auch die zielbewusste staatsmännische Tätigkeit innerhalb des Rahmens der Gesetze gilt (Finanzpolitik, Unterrichtspolitik, Kirchenpolitik), — man kann sie Administrativpolitik nennen, — so gehört die Kriminalpolitik nicht zu dieser Art von Politik; denn sie ist immer Gesetzgebungspolitik.

Feuerbach[2]) bezeichnet die Kriminalpolitik treffend als gesetzgebende Staatsweisheit. Unter Kriminalpolitik verstehe ich die planmäßige Reform der Strafgesetzgebung zur Förderung des gemeinen

---

1) Was der ursprüngliche Sinn war, indem die Stadt der Staat war. *Πόλις Πολιτεια.*

2) Lehrbuch. 9. Aufl. Gießen 1826. S. 21 in der Anmerkung.

Wohls. Kriminalpolitik ist Strafgesetzgebungspolitik. Die kriminalpolitische Betrachtung darf jedoch nicht mit den kriminalpolitischen Reformen beginnen, sondern sie muß sich zunächst beharrlich dem geltenden Rechte zuwenden, bevor sie Neues schaffen will. Der Kriminalpolitiker muß untersuchen, ob und inwieweit die geltende Gesetzgebung den Anforderungen entspricht, die das gemeine Wohl an die Strafgesetzgebung stellt.

Der Kriminalpolitiker, der sich über die Mängel der geltenden Gesetzgebung nicht Rechenschaft gegeben hat und der nicht weiß, woran es fehlt, wird nicht imstande sein, ein neues Gesetz aufzubauen, das das enthält, was sich bewährt hat und das besser gestaltet, was verfehlt war. So ist die kritische, kriminalpolitische Betrachtung die Vorschule der neugestaltenden Kriminalpolitik. Wenn der Richter selbstverständlich das Gesetz auch dann anzuwenden hat, wenn er es in seiner Anwendung auf den einzelnen Fall oder überhaupt für verfehlt erachtet, so wird doch nur der ein denkender Richter sein, der das Gesetz, das er anwendet, auch kriminalpolitisch würdigt, zumal durch Vergleichung der Ergebnisse des Gesetzes für eine große Zahl von Fällen.

Es ist bedauerlich, daß Richter verhältnismäßig selten ihre kriminalpolitischen Beobachtungen mitteilen. Urteile bieten hierzu deshalb nicht Gelegenheit, weil der Richter die Anwendung des geltenden Rechtes auf den einzelnen Fall festzustellen hat und es nicht in seiner Aufgabe liegt, im Urteil selbst kriminalpolitische Betrachtungen anzustellen.

Zur Mitteilung kriminalpolitischer Betrachtungen geben jedoch die Berichte Anlaß, die namentlich die Staatsanwälte ihren Vorgesetzten zu erstatten haben. So haben die Oberstaatsanwälte und der Generalprokurator in Österreich dem Justizminister jährlich „auch über die wahrgenommenen Gebrechen der Gesetzgebung und des Geschäftsganges“ Bericht zu erstatten. § 37 StPO. Bei einer Reform der Gesetzgebung sollten diese Berichte zu Rate gezogen werden. Das geltende Gesetz kriminalpolitisch zu würdigen, ist vor allem Aufgabe der Wissenschaft; denn ihr ist ja die Aufgabe gestellt, den Inhalt eines Gesetzes nicht nur in seinem Zusammenhange zu erklären, sondern die allgemeinen Grundsätze, die es beherrschen, herauszustellen und diese Grundsätze auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Das kann von Grund aus nur geschehen, durch Vergleichung des geltenden Gesetzes mit anderen Gesetzen, die die nämliche Aufgabe zu lösen versuchten, wobei allerdings auf die Verschiedenheit der Verhältnisse Rücksicht zu nehmen ist.

So ist die kritische kriminalpolitische Betrachtung eines Gesetzes nichts anderes, als wissenschaftliche Betrachtung eines Gesetzes. Kriminalpolitik und Strafrechtswissenschaft sind in diesem Sinn ein und dasselbe. Die Wissenschaft sucht die Wahrheit für ein bestimmtes Wissensgebiet; der Kriminalpolitiker verfolgt eben diesen Zweck. Nicht nur die Kriminalpolitik, sondern auch die Wissenschaft muß mit den Verhältnissen eines Landes rechnen; eine Strafrechtswissenschaft, die am Phantom konstruiert, ist nicht fruchtbare Wissenschaft.

Nicht am Phantom konstruiert, ist jedoch das, was wir nun allgemeine Rechtslehre nennen und was Merkel unter diesem Namen mustergültig zusammengefaßt hat. Denn die allgemeine Rechtslehre beruht nicht auf Konstruktionen, sondern sie unternimmt es, das Gemeinsame der Einzelerscheinungen zusammenzufassen und die Grundlinien des geltenden Rechtes nachzuweisen. Es ist diese Lehre nicht geltendes Recht, aber es ist die Lehre, die das Ergebnis einer allgemeinen Betrachtung des Rechts ist.

Diese Betrachtung nähert sich der philosophischen, indem die Philosophie das Allgemeine der Erscheinungen zum Gegenstand hat; aber sie bleibt juristische Betrachtung, weil sie sich auf das allgemein Juristische beschränkt und überall nur Recht Gegenstand der Betrachtung ist. Wie es ein allgemeines Staatsrecht gibt, so könnte auch ein allgemeines Strafrecht geschrieben werden, das aus den geltenden Rechten als Einzelerscheinungen das Typische herausgreifen würde. Es wäre dies die reifste Frucht der vergleichenden Strafgesetzgebungswissenschaft, für die das große Werk: „Die Strafgesetzgebung der Gegenwart", einstweilen das Material zusammengestellt hat. Denn die aneinander gereihten Einzeldarstellungen geltender Rechte sind im Grunde Materialsammlungen, die zur Vergleichung zusammengestellt sind. Erst nach Durchführung der vergleichenden Arbeit könnte die Gestaltung eines allgemeinen Strafrechts unternommen werden. Diese würde eine vollständige Beherrschung der Ergebnisse der Vergleichung voraussetzen und darin bestehen, die Einzelerscheinungen in einem Gesamtbilde zusammenzufassen. Es wäre dies eine allgemeine Strafrechtslehre auf Grund vergleichender Betrachtung des geltenden Strafrechts, während Merkel seiner Darstellung hauptsächlich das geltende deutsche Recht zugrunde legt.

Ich wende mich nun der gestaltenden Kriminalpolitik zu, der Strafrechtsreform, wie man sie gewöhnlich nennt. Wenn das Strafrecht und die Strafgesetzgebung Verbrechen und Strafe zum Gegenstand hat, so ist damit auch der Gegenstand der Kriminalpolitik

gegeben. Das Strafrecht hebt die Strafe hervor, die Kriminalpolitik das Verbrechen. Die Kriminalpolitik als Strafgesetzgebungs-Politik soll die zwei Hauptfragen beantworten:

1. Was soll der Gesetzgeber als Verbrechen (im allgemeinen Sinne des Wortes) erklären?

2. Welche Strafen sollen Anwendung finden?

Die erste Frage möchte ich als das Problem der Kriminalisierung bezeichnen, die zweite als die kriminalpolitische Strafenfrage, als Strafpolitik. Im weiteren Sinne gehört zur Strafpolitik auch die Frage der neben oder anstatt der Strafe zu treffenden sichernden Maßnahmen. Wenn die kriminalpolitische Strafenfrage näher als Strafpolitik des Gesetzgebers bezeichnet wird, so kann die Kriminalisierungsfrage Kriminalpolitik im engeren Sinne genannt werden. Die meisten verstehen unter Kriminalpolitik hauptsächlich die Strafenpolitik des Gesetzgebers. Und doch ist die Frage, was ein Verbrechen sei, wie Merkel[1]) scharf betont hat, die erste Frage. zumal für den Kriminalpolitiker. Die Kriminalisierungsfrage scheidet sich in zwei Unterfragen, es fragt sich, wer überhaupt der staatlichen Strafgewalt unterliegt und welches Verhalten die Betätigung der Strafgewalt begründen soll. Dabei ist selbstverständlich, daß es sich für den Strafgesetzgeber darum handelt, diese Frage nicht etwa für den einzelnen Fall zu beantworten, der sich ereignet hat, sondern für eine noch unbestimmte Zahl künftiger Fälle, die sich ereignen könnten. Es handelt sich also um Grundsätze, die auf Erscheinungen Anwendung finden sollen, die noch nicht Gestalt gewonnen haben, deren charakteristische Merkmale das Gesetz jedoch zum voraus festzustellen hat. Die Lösung der Aufgabe wäre beinahe unmöglich, wenn es sich um noch unbekannte, unerforschte Erscheinungen handeln würde; allein da ein Gesetzgeber stets nur ein Verhalten als Verbrechen erklärt, das typisch aufgetreten ist, so wird er diese Aufgabe um so sicherer zu lösen vermögen, je schärfer er diese typischen Erscheinungen bisher beobachtet hat. Hierzu wird die persönliche Erfahrung als Richter, Staatsanwalt oder Verteidiger besonders wertvoll sein. Nicht auf die Zahl der Beobachtungen kommt es an, sondern auf die Art der Beobachtung. Wer gelernt hat kriminalpolitisch zu denken, für den werden eine Reihe praktischer Fälle ebenso lehrreich sein als für einen kriminalpolitisch gedankenlosen Juristen die Erfahrungen von Jahrzehnten.

Wer kriminalpolitisch denkt, wird auch aus zuverlässigen Be-

1) Lehrbuch S. 9. Anmerkung.

richten über gerichtliche Verhandlungen reichen Gewinn ziehen. Es brauchen dies keineswegs sensationelle Fälle zu sein; vielmehr erweist sich der Fall, der sich täglich in zahllosen Erscheinungen wiederholt, für den Gesetzgeber als besonders lehrreich, weil er hervorragend typisch ist. Der Richter geht an diesen Fällen meist achtlos vorüber, weil sie ihm nicht interessant sind. Gewiß bietet die Kriminalstatistik reiche Ausbeute für den schöpferischen Kriminalpolitiker, weil ja die Statistik das Ergebnis von Massenbeobachtung ist; allein der Kriminalstatistiker beobachtet häufig nicht so, daß seine Ergebnisse für den Kriminalpolitiker wertvoll werden. Momente, die für den Kriminalpolitiker entscheidend wären, sind nicht festgestellt und es eröffnen sich bei der kriminalpolitischen Verwertung des Materials da und dort Fehlerquellen.

Ich möchte glauben, daß es für den Strafgesetzgebungspolitiker förderlich wäre, über bestimmte Punkte, die ihm bedeutsam erscheinen, statistische Erhebungen, wenn auch beschränkten Umfanges aber mit scharfer kriminalpolitischer Präzisierung, selbst vorzunehmen oder durch kriminalpolitisch geschulte Personen vornehmen zu lassen. Solche Stichproben, wie sie Löffler für die Trunksucht von Verurteilten musterhaft ausgeführt hat, sind unter allen Umständen als Kontrollstatistik wertvoll.

Was soll der Gesetzgeber als Verbrechen erklären? Der Satz: „Verbrechen ist das Verhalten, das das Gesetz als ein Verbrechen erklärt", setzt ein Strafgesetz voraus. Wie soll aber der Gesetzgeber erkennen, was er als Verbrechen zu erklären hat. Man wird versucht sein, den Strafgesetzgeber, dessen Entwurf zu einem Strafgesetzbuch ein unbeschriebenes Blatt ist, an seine Vorgänger zu verweisen, die die Aufgabe gelöst haben. Dieser Rat ist gewiß beachtenswert, aber wenn es sich um eine als notwendig erkannte Reform der Strafgesetzgebung handelt, so wird die geltende Strafgesetzgebung kein Vorbild sein und die Strafgesetzgebung anderer Staaten wird vielleicht ebenso veraltet sein oder mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse nicht als Muster dienen können.

Manche Strafgesetze sind, abgesehen von den Bestimmungen, die aus dem bisherigen Rechte herübergenommen wurden, nicht selbständige Schöpfungen, da vieles aus neuen Gesetzen wörtlich oder mit Abänderungen entlehnt ist. Für die meisten kantonalen Gesetzbücher der Schweiz lassen sich als Quellen das französische, das österreichische, das deutsche Strafgesetzbuch, deutsches Landesstrafrecht oder das Strafrecht eines andern Kantons nachweisen. Das französische Strafrecht hat manches dem österreichischen Strafgesetz entnommen.

Das preußische Strafrecht hat das französische nachgebildet; das deutsche Strafrecht beruht auf dem preußischen. So rückständig auch das österreichische Strafgesetz ist, so ist es doch nicht nur das selbständigste, sondern auch das „deutscheste“ Strafgesetzbuch im deutschen Sprachgebiet der Gegenwart. Ein selbständiges Strafgesetzbuch war namentlich die Carolina, wenn sie zunächst auch nur bezweckte, das gute Gewohnheitsrecht zusammenzustellen. Selbständig arbeitete Feuerbach das bayrische Strafgesetzbuch aus, vielleicht der einzige Strafgesetzgeber, der sich die Aufgabe gestellt hat, eine Strafrechtstheorie rein durchzuführen. Aber auch seine Theorie versucht das Problem der Kriminalisierung nicht zu lösen.

Am klarsten hat Merkel das Problem der Kriminalisierung erkannt und wenn ihm auch eine Lösung nicht vollständig gelungen ist, so hat er doch die Grundlage dazu gelegt. Er hat das Verbrechen im kriminalpolitischen Sinne als ein antisoziales Verhalten gekennzeichnet. Über den Ausdruck, den Binding geringschätzig als „Jargon“ bezeichnet, wird sich rechten lassen. Es kommt aber nicht auf den Ausdruck an, der sich leicht verdeutschen läßt, sondern auf den kriminalpolitischen Gedanken, den er enthält. Als „antisozial“ bezeichnet Merkel[1]) „ein Verhalten, welches den im Rechte zum Ausdruck kommenden Interessen, die nirgends Interessen bloß eines einzelnen Individuums, sondern stets Interessen einer Vielheit und Interessen sind, welche sich als gemeinsame geltend zu machen die Kraft haben, widerstreitet.“ Das Recht, erklärt Merkel[2]), ist in allen seinen Teilen ein Organ solcher Interessen. Diese (Interessen) seien dafür bestimmend, „in welchem Umfange und in welchen Formen den Gütern des Einzelnen ein rechtlicher Schutz zu gewähren, in welchem Umfange und in welcher Weise der Freiheit rechtliche Schranken zu ziehen und wie die Überschreitungen dieser Schranken und speziell diejenigen, welche wir als Verbrechen im weitern Sinne zusammenfassen, zu bekämpfen seien.“ Die Art also, schließt Merkel, wie diese Interessen durch Verbrechen berührt werden, ist das entscheidende Motiv der Behandlung, welche die letzteren (die Verbrechen) erfahren und diese Behandlung zielt überall auf eine Sicherung der nämlichen Interessen. „In ihnen (den Interessen) ist daher der in oberster Instanz entscheidende Gegenstand des Angriffs einerseits, des strafrechtlichen Schutzes andererseits gegeben[3]).“

Richtig ist ohne Zweifel, daß es überall das Interesse der Ge-

---

1) Lehrbuch. § 4. S. 10. 2) Ebenda. § 4. S. 10.
3) Ebenda. § 4. S. 11.

samtheit ist, das den Gesetzgeber bestimmt, ein Verhalten zu kriminalisieren. Das Gemeinwohl ist der Spiritus rector aller Kriminalisierung, oder wie Merkel sagt, das entscheidende Motiv. Welcher Art ist nun das Interesse der Gesamtheit. Der Gesetzgeber stellt den unlauteren Wettbewerb unter Strafe, weil ein unredliches Geschäftsgebaren, das die Mitbewerber des Illoyalen schädigt oder gefährdet, die Sicherheit des geschäftlichen Verkehrs beeinträchtigt und weil die Gesamtheit ein Interesse daran hat, daß die Sicherheit des Verkehrs gegen solche Angriffe geschützt werde.

Wenn nun auch dieses Interesse der Gesamtheit an der Sicherheit des geschäftlichen Verkehrs das entscheidende Motiv für die Kriminalisierung des unlauteren Wettbewerbs ist, so scheint es mir doch nicht richtig zu sein, dieses Interesse als Gegenstand des Angriffes eines illoyalen Konkurrenten aufzufassen. Denn es wird die Sicherheit des geschäftlichen Verkehrs angegriffen und diese erfordert rechtlichen, eventuell strafrechtlichen Schutz.

In der Tat erklärt auch Merkel z. B. die Integrität von Gesundheit, Leben, Freiheit, Ehre des Einzelnen unter der Voraussetzung, daß ein öffentliches Interesse daran besteht, des rechtlichen d. h. strafrechtlichen Schutzes teilhaft, und anerkennt, daß diese Integrität das nächste Angriffsobjekt von Verbrechen bilden könne.

Der Zusammenhang dieses Objekts mit den an oberster Stelle maßgebenden Interessen kann dabei ein näherer oder entfernterer sein, lehrt Merkel und dies finde seinen Ausdruck in der Verschiedenheit jener Voraussetzungen[1]). Diese Auffassung führt zu unnötigen Komplikationen und wenn auch der Grundgedanke richtig ist, auf dem sie beruht, daß überall das öffentliche Interesse an einem Gegenstande für die Kriminalisierung eines Angriffs auf diesen Gegenstand entscheidend ist, so ist doch nicht dieses Interesse als Gegenstand des Strafschutzes aufzufassen.

Wenn Merkel ausführt, die Behandlung der Verbrechen ziele überall auf eine Sicherung der nämlichen Interessen[2]), so ist so viel richtig, daß es überall darauf ankommt, ob die Gesamtheit ein derartiges Interesse an einem Gegenstand habe, daß er gegen Angriffe strafrechtlich zu schützen sei. Aber eben weil dieses Interesse überall das nämliche ist, kann sich die Verschiedenartigkeit des Strafschutzes nicht auf dieses Interesse als Gegenstand des Strafschutzes beziehen, sondern Gegenstand des Strafschutzes ist der Gegenstand des

---

1) Merkel, Lehrbuch. § 5. S. 13.
2) Lehrbuch. § 4. S. 11.

staatlichen Interesses; denn gegen ihn richtet sich das Verhalten, dessen Kriminalisierung in Frage steht. Zu dieser Auffassung gelangt im Grunde auch Merkel[1]) selbst, wenn er sodann Objekte, Zustände und Verhältnisse unterscheidet, von deren Herstellung, Bestand oder Unverletztheit die Befriedigung jener Interessen abhängig sei.

Es ist gezwungen, anzunehmen, der Gesetzgeber schütze durch eine Bestimmung gegen Mord das staatliche Interesse an der Integrität des menschlichen Lebens; es ist natürlicher und der Natur der Sache entsprechender, zu sagen, der Staat schützt das Leben des Menschen gegen Angriffe bestimmter Art, die als Mord bezeichnet werden; weil die Gesamtheit an der Erhaltung des menschlichen Lebens ein wichtiges Interesse hat.

Soll man nun den Gegenstand des strafrechtlichen Schutzes mit dem herrschenden, von Binding begründeten Sprachgebrauch noch durch einen prägnanteren gemeinsamen Ausdruck charakterisieren, und die Gegenstände des Strafschutzes als Rechtsgüter bezeichnen? Indem der Gesetzgeber Angriffe auf einen Gegenstand kriminalisiert, stellt er diesen Gegenstand damit unter strafrechtlichen Schutz und er erklärt ihn als ein durch die staatliche Strafgewalt zu schützendes Gut. Zum Unterschied von anderen Gütern kann man das strafrechtlich geschützte Gut Strafrechtsgut nennen.

Damit wird zum Ausdruck gebracht:

1. Daß der Gegenstand im Sinne des Staates ein Gut ist.

2. Daß er wegen seiner Bedeutung für die Gesamtheit unter Strafschutz gestellt wird.

3. Daß der Gegenstand auch dann, wenn ihn dessen Inhaber preisgibt, für den Staat ein Gut bleiben kann.

Die bisherigen Ausführungen scheinen mir zu ergeben, daß vor allem zu bestimmen sei, was ein Strafrechtsgut ist, und daß sich erst auf Grund des so gewonnenen Ergebnisses das Verhalten bestimmen läßt, das zu kriminalisieren ist und das Merkel als antisoziales Verhalten bezeichnet.

Wenn vielleicht eingewendet wird, es mache sich zunächst bei Entstehung von Strafgesetzen der Wunsch geltend, ein bestimmtes Verhalten zu kriminalisieren, so trifft dies allerdings in der Regel zu, wenn der Gegenstand, gegen den sich das zu kriminalisierende Verhalten richtet, unzweifelhaft ein Strafrechtsgut ist und es sich nur fragt, ob er auch in Hinsicht auf das in Frage stehende Verhalten als Strafrechtsgut anzuerkennen sei. Für die Tatbestände, die den

1) Ebenda. § 5. S. 12.

eisernen Bestand unserer Strafgesetzbücher bilden, ist die Erörterung, ob der Gegenstand, den sie angreifen, Strafrechtsgut sei, anscheinend überflüssig, da darüber keine Meinungsverschiedenheit denkbar ist und nur der Umfang des Strafschutzes, also die Charakterisierung des zu kriminalisierenden Verhaltens, zu einer Untersuchung Anlaß gibt. Und doch ist auch hier eine Nachprüfung nicht nur Pflicht der Wissenschaft, die niemals überlieferte Erkenntnisse gläubig hinnehmen darf, sondern auch des Gesetzgebers; denn es fragt sich nicht nur, ob ein Gegenstand Strafrechtsgut sei, sondern es ist von größter praktischer Bedeutung, die Art und den Inhalt des Strafrechtsgutes zu bestimmen.

Es wird damit nicht etwa nur ein theoretisches Interesse befriedigt, das allerdings die Untersuchung schon zu rechtfertigen vermöchte, sondern ein kriminalpolitisches Interesse von großer praktischer Bedeutung. Das eine oder das andere Beispiel zeigt dies besser, als allgemeine Erörterungen. Wie ganz anders gestaltet sich die gesetzgeberische Behandlung der Eidesdelikte und der falschen Aussage, wenn man sie etwa mit dem österreichischen Strafgesetzbuch als Betrug auffaßt, oder mit den meisten neueren Gesetzen als eine Verletzung der Publica fides, oder mit von Liszt, dem der schweizerische Entwurf folgt, als ein Verbrechen gegen die Rechtspflege.

In dem einen Fall handelt es sich um den strafrechtlichen Schutz der Einzelperson, in dem anderen um Schutz gesellschaftlicher Interessen, in dem letzten Fall um den Schutz eines politischen Gutes. Demnach muß sich auch der Strafschutz der Natur der Sache nach verschieden gestalten und mit dem geschützten Gut und dem Gegenstand des Angriffes nehmen auch die Angriffshandlungen, die durch Strafe zu bekämpfen sind, eine andere Gestalt an.

Die Rechtspflege ist gegen andere Handlungen zu schützen, als etwa das Vermögen der Privatperson. Die eidliche Form der Aussage tritt gegenüber dem Anspruch des Staates auf Wahrheit der Aussage in den Hintergrund. Die Bedeutung der Aussage für das richterliche Urteil verlangt Berücksichtigung. Die gesetzestechnische Erfahrung lehrt, daß sich ein Tatbestand notwendig anders gestaltet, wenn er in eine andere Gruppe von Verbrechen eingestellt und damit als ein Angriff auf ein anderes Strafrechtsgut aufgefaßt wird. Denn jede Gruppe gewinnt einen einheitlichen Charakter und es ergeben sich für die Tatbestände, die dieser Gruppe angehören, gemeinsame Grundsätze in dem einen oder anderen Punkte.

Wenn z. B. die Brandstiftung, die früher als Eigentumsschädigung aufgefaßt wurde, als ein Angriff auf die gemeine Sicherheit von Menschen und Eigentum erkannt wird, so gestaltet sich das Delikt aus einem Verletzungs- zu einem Gefährdungsdelikt; nicht der Eintritt des Schadens, sondern der Eintritt der Gemeingefahr ist für die Vollendung bestimmend, nicht die Größe des Vermögensschadens, sondern die Größe der Gemeingefahr bestimmt die Strafe.

So ist denn auch die Anordnung der Tatbestände in einem Strafgesetzbuch nicht nur eine Frage technischer Zweckmäßigkeit, sondern es gelangt darin die Auffassung des Gesetzgebers über den Gegenstand des Strafschutzes zum Ausdruck. Es ist allerdings nicht von Belang, ob etwa zunächst die Verbrechen gegen den Staat und dann die Verbrechen gegen den Einzelnen behandelt werden, ob die Verbrechen gegen das Vermögen oder die Verbrechen gegen Leib und Leben an erster oder zweiter Stelle stehen. Wichtig ist es aber, ob z. B. eine Operation, die ohne Einwilligung des Patienten vorgenommen wird, als Angriff auf die Freiheit oder als Angriff auf die körperliche Sicherheit der Person angesehen wird, denn je nachdem erhält die Handlung kriminalpolitisch einen durchaus anderen Charakter.

Im allgemeinen wird nun der Strafgesetzgeber solche Güter als Strafrechtsgüter zu erklären haben, die des strafrechtlichen Schutzes würdig und bedürftig sind, die nur durch die Strafgewalt geschützt zu werden vermögen und für die sich der Strafschutz voraussichtlich wirksam erweist.

Der Strafgesetzgeber soll den Schutz nicht weiter ausdehnen, als es zum Schutze des Gegenstandes nötig ist. Je größer das Interesse des Staates an einem Gute ist, desto umfassender und intensiver gestaltet sich naturgemäß der Strafschutz. Da die Betätigung der Strafgewalt dem Staate große Opfer auferlegt, man denke nur an die Ausgaben für den Vollzug der Freiheitsstrafen, so soll der Strafgesetzgeber eingedenk sein, daß er dem Staate mit der Kriminalisierung eines Verhaltens eine Strafpflicht auferlegt, deren Erfüllung nicht etwa nur die Arbeitskraft der staatlichen Organe in erhöhtem Maße in Anspruch nimmt, sondern die auch jeden einzelnen Bürger als Steuerträger mit belastet. Dazu kommt die Erwägung, daß insbesondere die Freiheitsstrafe dem Staate und der Gesellschaft Arbeitskräfte entzieht, die nun, milde ausgedrückt, in wenig produktiver Weise Verwendung finden können, und daß oft die Familie des Sträflings mit dem Vollzug einer Freiheitsstrafe ihres Ernährers beraubt und sie der Gefahr ausgesetzt wird, der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last zu

fallen. Es ist also weise Ökonomie bei Begründung staatlicher Strafpflicht zu üben und jede Überspannung der Strafgewalt sorgsam zu vermeiden.

Dieser Gedankengang leitet zur Strafpolitik über. Wenn die Kriminalisierung eines Verhaltens im öffentlichen Interesse als unvermeidlich erscheint, so ist die Strafe so zu bestimmen, daß sie zwar einerseits der Bedeutung des Angriffes für das Gemeinwohl entspricht und das staatliche Schutzinteresse zu befriedigen vermag, daß aber andererseits die Erfüllung der Strafpflicht und die Opfer, die dadurch dem Gemeinwesen auferlegt werden, nicht ins Ungemessene wachsen. Nimmt der Strafgesetzgeber darauf nicht Bedacht, so entsteht eine derartige Überfüllung der Strafanstalten, daß der Strafvollzug, also die Betätigung der staatlichen Strafgewalt, den Güterschutz, den er gewähren soll, in Wirklichkeit nicht gewährt und er geradezu zu einem Ansteckungsherd werden kann. Dies wird von dem Strafgesetzgeber oft nicht genugsam beachtet, weil er die Strafgewalt, die er begründet, nicht in ihren Wirkungen übersieht und sich nicht vorstellt, wie sich ein Strafgesetz in seinem Vollzuge gestaltet.

Ein Strafgesetzgeber darf nicht nur Jurist und Kriminalist sein, er muß auch mit der Verwaltung der Strafrechtspflege und namentlich mit dem Strafvollzuge vertraut sein. So wichtig es ist, daß die Tatbestände richtig gefaßt und die Strafen an sich zweckmäßig und gerecht bestimmt werden, so scheitern doch die besten Absichten des Kriminalpolitikers, wenn er Anforderungen an die Staatsverwaltung und an deren Mittel stellt, die nicht erfüllt zu werden vermögen oder nicht erfüllt werden.

Wenn der Strafpolitiker sich begnügt, zu erwägen, was zweckmäßig wäre und er sich nicht Rechenschaft darüber gibt, was ausführbar sein wird, so wandelt er auf falscher Bahn und er wird seine Aufgabe nicht lösen.

Verbrechen ist somit der Angriff auf ein Strafrechtsgut, der nur durch die Strafgewalt wirksam bekämpft werden kann. Gerecht ist die Strafe, die sich für solche Bekämpfung als zweckmäßig erweist.

XVIII.

Erfahrungen über einige wichtige Gifte und deren Nachweis.

Von

Prof. Dr. **Julius Kratter.**

(Fortsetzung.)

B. Organische Gifte.

(Giftige Kohlenstoffverbindungen.)

Die Zahl der giftigen Verbindungen des Kohlenstoffs, der sog. organischen Gifte, ist sehr viel größer und mannigfaltiger als die des Mineralreichs, welche man als anorganische Gifte zu bezeichnen pflegt Sie wächst fortwährend, indem wissenschaftliche Forschung und chemische Industrie unausgesetzt neue organische Körper darstellen, welche als Heilmittel oder für technische Zwecke verwandt, nicht selten auch heftig wirkende Gifte sind. In die Reihe der organischen Gifte gehören auch die zum Teil höchst giftigen Stoffwechselprodukte der Bakterien, welche man heutzutage zu isolieren versteht und die schon vielfach zur Herstellung der Heilsera und Immunsera therapeutische und prophylaktische Anwendung finden.

Aus dieser übergroßen Zahl von giftigen Kohlenstoffverbindungen sollen in der folgenden Darstellung nur jene wenigen Körper besprochen werden, welche eine größere praktische Bedeutung haben und über die ich eigene Erfahrungen besitze. Es ist ein Glück für die Strafrechtspflege und die ihr dienende forense Medizin und Chemie, daß im praktischen Leben eine solche Beschränkung auf nur wenige organische Gifte tatsächlich stattfindet — denn sehr viele dieser Körper sind schwer, vielfach mit unseren heutigen Mitteln gar nicht nachweisbar. Wenn sich das Verbrechertum dereinst auch der Bakteriengifte bemächtigen sollte, dann ständen wir vor Aufgaben, deren exakte Lösung heute weder am Leichentische noch im chemischen Laboratorium möglich ist.

Die nachfolgenden Betrachtungen und aus der Erfahrung gesammelten Bemerkungen, welche keineswegs etwa erschöpfende Abhandlungen darstellen, sondern nur kleine Beiträge zur gerichtlichen Giftlehre und gelegentliche Beobachtungen bisher nicht oder nicht genau bekannter Tatsachen sein wollen, werden sich daher nur auf folgende Gifte erstrecken: Kohlenoxyd, Blausäure, dann Alkohol, Essigsäure und Chloroform, ferner Karbolsäure und einige ihrer Abkömmlinge, endlich die wichtigsten Pflanzenalkaloide Atropin, Morphin, Strychnin und Veratrin.

VI. Kohlenoxyd (CO).

Diese einfachste Kohlenstoffverbindung ist bekanntlich ein sehr giftiges Gas. Das reine Gas ist geruchlos. Dadurch wird seine Gefährlichkeit wesentlich erhöht, weil es sich in Fällen, wo es nicht mit riechenden Gasen vermengt ist, der sinnlichen Wahrnehmung so lange entzieht, bis bereits Vergiftungserscheinungen auftreten. Es bildet sich zunächst bei jeder unvollständigen Verbrennung organischer Stoffe, also bei einer Verbrennung (Ofenheizung) mit unzureichendem Luftzutritt (vorzeitiges Schließen der Ofenklappen). Es ist ferner ein nie fehlender Bestandteil des bekannten riechenden Leuchtgases, welches gewöhnlich aus Steinkohle, mitunter aber auch aus Holz dargestellt wird und kommt in großer Menge im sog. Wassergas, einem noch ziemlich neuen, geruchlosen Leuchtgase vor.

Man wird demgemäß nach diesem verschiedenen Herkommen unseres Giftgases ungezwungen drei Arten der Kohlenoxydvergiftung unterscheiden können. Die Kohlendunstvergiftung, die Leuchtgasvergiftung und die Wassergasvergiftung. Vom praktisch-forensischen Standpunkte aus ist diese Unterscheidung empfehlenswert, weil damit die Giftquelle bereits näher bezeichnet ist, als wenn man nur von Kohlenoxydvergiftung ganz im allgemeinen spricht.

Die Kohlendunstvergiftung kann demnach bei allen Arten der Verbrennung oder Verkohlung mit ungenügender Luftzufuhr zustande kommen. Sie wird außer durch vorzeitiges Schließen der Ofenklappen bei unserer Zimmerheizung möglicherweise auch veranlaßt durch Erhitzung eiserner Öfen zur Rotglut, in welchem Zustande Eisen für Kohlenoxyd durchlässig ist [1]), ferner besonders leicht durch Einatmung von Rauch, Pulverdampf, Minen- und Essengasen, bei unverständiger Verwendung von Briketts (das Brikettbügeleisen ist

1) Max Gruber konnte allerdings selbst in mit stark glühenden eisernen Öfen geheizten Zimmern kein Kohlenoxyd nachweisen. Archiv f. Hygiene. 1883. 1. Bd. S. 145.

besonders gefährlich), durch Karbonnatronöfen, welche wegen ihrer Gemeingefährlichkeit glücklicherweise sowohl in Österreich wie in Deutschland verboten wurden, durch die zur raschen Trocknung von neuen Wohnräumen noch vielfach in Verwendung stehenden Koksöfen, durch offene Kohlenbecken, Kohlenmeiler, Ziegel- und Kalkbrennereien sowie glühende Schlacken. Bei Zimmerbränden, wenn längere Zeit unentdeckt Gebälke glost, kommt es ebenso wie bei großen Brandkatastrophen nicht selten zu Kohlenoxydvergiftungen. Eine wahrscheinlich häufig vorkommende leichte Form der Kohlenoxydvergiftung ist die durch Tabakrauch erzeugte. Im Tabakrauch sind stets auch Spuren von CO enthalten; in Räumen, wo viel geraucht wird, kann sich wohl auch eine toxische Menge ansammeln [1]). Manche sensible und sensorische Störung bei habituellen Wirtshaussitzern ist meiner festen Überzeugung nach keine Alkoholwirkung, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern eine leichte CO-Vergiftung durch die oft entsetzlich verqualmte Luft der Kneipen [2]).

Die Leuchtgasvergiftung kommt zustande durch Ausströmen dieses Gases bei Rohrbrüchen oder undichten Leitungsteilen in Wohnräumen. Während der Kohlendunst neben reichlichen Mengen Kohlensäure (CO_2), die bis zu 35 Proz. betragen kann, nur 1/2 bis 5 1/2 Proz. unseres giftigen Kohlenoxydgases enthält, haben die Leuchtgase in der Regel einen viel höheren Kohlenoxydgehalt, als der Kohlendunst. Je nach der Beschaffenheit des bei der Gaserzeugung verwendeten Urmateriales (Steinkohle, Braunkohle, Anthrazit, Koks, Holz und Holzkohle, Teer und Harze) schwankt der Kohlenoxydgehalt zwischen 5 und 20 Proz. und kann ausnahmsweise selbst bis zu 40 Proz. steigen (gereinigtes Holzgas). Außerdem enthält das Leuchtgas noch eine ganze Reihe anderer Gase, die teils ebenfalls als lichtgebende, teils als verdünnende oder verunreinigende Bestandteile dienen. Die wichtigsten und regelmäßig vorkommenden sind verschiedene Kohlenwasserstoffe, so Grubengas (CH_4), ölbildendes Gas (C_2H_4), Benzin, Naphthalin, Wasserstoffgas, Kohlensäure, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, Schwefelkohlenstoff, Cyan, Stickstoff, Sauerstoff u. a. Den beigemengten riechenden Gasen und flüchtigen Teerbestandteilen verdankt das Leuchtgas seinen Geruch, durch den es sich bei Ausströmungen

---

1) Nach Gruber (a. a. O. S. 160) liegt die Grenze der Schädlichkeit des CO wahrscheinlich schon bei einer Verdünnung von 0,05, sicherlich aber von 0,02 Proz.

2) Reinsberg, Beiträge zur Lehre von der Nikotinvergiftung. Virchows Jahresbericht für 1901. 1. Bd. S. 558. Versuchstiere starben an CO-Vergiftung in aspirierten Rauchgasen aus Kubazigarren.

frühzeitig bemerkbar macht, wodurch manche Unglücksfälle verhütet werden. Strömt es vor dem Eintritt in Wohnräume durch Erdschichten, so wird es geruchlos und dadurch gefährlicher.

Eine Mischung von Luft und Leuchtgas, welche 1/4 bis 3/4 Proz. Kohlenoxyd enthält, ist explosibel (Knallgas) und es wird wegen der Explosionsgefahr das Betreten eines Raumes, in den Gas ausgeströmt ist, mit einem brennenden Lichte noch besonders gefährlich. Da das Leuchtgas immerhin erst in größeren Mengen tödlich wirkt, so müßte es in einem Raume, in dem ein Licht brennt, früher zur Explosion kommen, als ein Mensch dort durch Einatmen von Gas zugrunde geht; dabei erlischt das Licht. Wenn daher in einem Raume, in welchem ein tödlicher Fall von Kohlenoxydvergiftung vorgekommen ist, ein Licht fortgebrannt hat, so wäre nach Wagner eine Vergiftung durch Kohlengas auszuschließen und nur eine solche mit Kohlendunst anzunehmen (Wagner, Repert. d. analyt. Chemie, Bd. IV. S. 337), ein rein theoretischer Kalkul, dem, wie schon v. Hofmann [1]) gezeigt hat, Erfahrungen der Praxis widersprechen. Ich werde noch später darauf zurückkommen.

Die Wassergasvergiftung kann natürlich nur an Orten zustande kommen, welche mit diesem Gas beleuchten. Bei uns sind Wassergasanstalten noch recht selten, während in England, Amerika und auch in Deutschland ihre Zahl weit größer ist. Wird Wasserdampf über glühende Kohlen geleitet, so wird das Wasser in seine Grundstoffe, Wasserstoff und Sauerstoff, zerlegt. Der freiwerdende Sauerstoff verbindet sich mit dem Kohlenstoff bei niedrigerer Temperatur zu Kohlensäure (CO_2), bei sehr hoher zu Kohlenoxyd (CO). Dieses theoretisch aus 50 Proz. Kohlenoxyd und 50 Proz. Wasserstoff bestehende Gemenge zweier brennbaren Gase wird Wassergas genannt. Es besitzt einen sehr hohen Heizwert (2500—2800 Kalorien per Kubikmeter) und kann, obzwar die Flamme an sich nicht leuchtend ist, durch besondere technische Einrichtungen, wie Dowsons Karbonierungsverfahren, die Faneyhelmschen Magnesiakämme oder Auerschen Glühkörper sehr vorteilhaft auch für Beleuchtungszwecke verwendet werden. Die erste Anlage dieser Art in Steiermark befindet sich in Redkersburg. [2])

Wegen des hohen Kohlenoxydgehaltes (50 Proz.) ist das Wassergas das giftigste aller Leuchtgase. Es ist, wie man aus den angeführten Prozentzahlen ersieht, ungefähr 20mal so giftig als Kohlen-

1) v. Hofmann, Lehrbuch der gerichtl. Medizin. 7. Aufl. 1895. S. 710.

2) Dr. E. Kleinsasser, Die Wassergasanstalt in Radkersburg. Das österr. Sanitätswesen. 1896. Nr. 11.

dunst, dessen mittlerer Kohlenoxydgehalt beiläufig 2,5 Proz. beträgt und 5 bis 10 mal so giftig wie die gewöhnlichen Steinkohlenleuchtgase, deren Kohlenoxydgehalt zwischen 5 bis 10 Proz. schwankt. Seine Gefährlichkeit wird noch erhöht durch die völlige Geruchslosigkeit. Man hat dies längst erkannt und sucht die Gefahr dadurch zu vermindern, daß man es künstlich riechend macht. Es geschieht dies meist durch eine Merkaptan-Beimengung, wodurch das Wassergas einen penetranten Geruch bekommt [1]). Außerdem besteht auch hier, wie beim gewöhnlichen Leuchtgas die Gefahr der Explosion infolge von Knallgasbildung bei der Vermengung mit Luft.

Die CO-Vergiftung ist so häufig und vielfältig Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen und kasuistischer Mitteilungen geworden, daß die hoch angeschwollene Literatur bereits fast unübersehbar ist. Ich werde mich daher, um nicht Eulen nach Athen zu tragen, auch nur auf die Erörterung weniger Punkte beschränken.

Das Kohlenoxydgas ist nach allgemein gangbarer Annahme ein Blutgift. Seine Wirkung erklärt man mit der Bildung einer schwer lösbaren Verbindung des Blutrots (Hämoglobin) mit dem eingeatmeten Gas; es entsteht Kohlenoxyd-Hämoglobin, das innerhalb des Organismus durch die Atmung nicht oder nur sehr schwer und langsam wieder in Sauerstoff-Hämoglobin (Oxy-Hämoglobin) zurückgeführt werden kann. Das Blutrot hat nach Maßgabe seiner Bindung durch Kohlenoxyd die Fähigkeit verloren, Sauerstoff aufzunehmen, die innere Atmung ist gestört; der Vergiftete geht — so nimmt man an — an Erstickung zugrunde. Oft tritt sie noch ein, wenn der Mensch auch ins Freie gebracht und die künstliche Atmung in tadelloser Luft lange Zeit fortgesetzt wurde, und zwar — so erklärt man diese Tatsache — weil das Kohlenoxyd-Hämoglobin eine schwer trennbare, also feste Verbindung ist. Ich werde noch auf die eigentliche Todesveranlassung bei Kohlenoxydvergiftung zu sprechen kommen.

Das CO-Blut hat eine besonders hellrote Farbe, welche noch an der Leiche vorhanden ist. Auch die Organe erhalten dadurch einen helleren Farbenton als sie sonst besitzen. An diesen auffallenden Veränderungen erkennt man die CO-Vergiftung in der Regel unschwer am Leichentisch. Das ist alles wohlbekannt.

Verhältnismäßig wenig erörtert ist dagegen die Frage der Differenzialdiagnose zwischen Kohlendunst- und Leuchtgasvergiftung,

1) Infolge Kondensation des Merkaptans wird der Geruch in den Leitungsröhren immer schwächer, schließlich gar nicht mehr wahrnehmbar. Das Parfümieren ist also kein sicherer Schutz. Briefliche Mitteilung nach seinen eigenen Beobachtungen von Dr. Kamniker in Radkersburg.

von der Wassergasvergiftung gar nicht zu sprechen, welche, soweit ich die forensische Literatur überblicke, hier noch fast gar nicht behandelt worden ist. Diese Frage der Unterscheidung der einzelnen Arten der CO-Vergiftung kann mitunter von großem praktischen Belange sein, wie der interessante Fall beweist, welchen v. Hofmann[1]) in seinem vortrefflichen Lehrbuch besprochen hat: In einer Kellerwohnung wurden 19 mit Kohlenoxyd vergiftete Arbeiter aufgefunden, von denen 9 tot waren, während 10 trotz der schweren Vergiftungserscheinungen, die sie darboten, gerettet wurden. Von geklagter Seite wollte man glaublich machen, daß dieser entsetzliche Unglücksfall nicht durch Leuchtgasausströmung, sondern durch Kohlendunst, somit durch eigenes Verschulden der Verunglückten zustande gekommen sei.

In den meisten Fällen ist die Sache von vornherein aus den Umständen klar, unter denen der Vergiftete aufgefunden wurde, mitunter aber auch nicht. Es entsteht dann vom medizinischen Standpunkte aus die Frage: Bieten die Leichenbefunde allein und zwar auch dann, wenn aus den Umständen des Falles die Provenienz des Kohlenoxydgases nicht hervorgeht, sichere Anhaltspunkte, dies zu entscheiden?

Diese Frage suchten zuerst Biefel und Poleck[2]) auf experimentellem Wege zu lösen. Sie kamen bei ihren Tierversuchen zu folgenden Ergebnissen: Die Kohlendunstvergiftung ist charakterisiert durch das Vorkommen von kirschrotem Blut, voluminöse Ausdehnung mit Blutreichtum und öfters ödematöser Beschaffenheit der Lungen, häufiges Vorkommen von Überfüllung des rechten Herzens mit schwarzem Blut und nur mäßige Hyperämie des Gehirns; die Leuchtgasvergiftung dagegen durch starke Überfüllung des Gehirns, sowie der Gehirn- und Rückenmarkshäute mit rotem, toxisch verändertem Blut, Emphysem der Lungen in Form des umschriebenen Alveolaremphysems ohne Ödem oder Schleimhautüberfüllung, Füllung des Herzens mit nicht geronnenem Blut, Hyperämie der Unterleibsorgane und die allgemeine Beschaffenheit des überall flüssigen, kirschroten Blutes, mit stellenweisen Luftbläschen bei gleichzeitiger Entwicklung von Zellgewebsemphysem.

Für die Leuchtgasvergiftung haben die an Kaninchen angestellten, sehr sorgfältigen Versuche Kirchhoffers[3]) und auch Wesches[4])

1) A. a. O. S. 708ff.

2) Biefel und Poleck, Über Kohlendunst- und Leuchtgasvergiftung. Zeitschr. f. Biol. 16. Bd. 1880. S. 279.

3) Kirchhoffer, Über die Vergiftung durch Leuchtgas. Herisau 1868.

4) Wesche, Über Leuchtgasvergiftung und Kohlenoxydblut. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 1876. 24. Bd. S. 280.

annähernd dieselben Befunde ergeben. Diese heben namentlich übereinstimmend hervor, daß die Lungen der Versuchstiere stets zusammengefallen (kollabiert) waren, „wie fötale Lungen neben der Wirbelsäule liegend", sagt Wesche. Zu wesentlich gleichen Ergebnissen führten neuere vergleichende Versuche, die Deichstätter[1]) an weißen Ratten und Kaninchen anstellte, während die theoretischen Betrachtungen Stoermers[2]) für die Frage der pathologisch-anatomischen Differenzialdiagnose ziemlich belanglos sind.

Ergebnisse von Tierversuchen lassen sich nun, wie wertvoll und unentbehrlich sie für die Wissenschaft und ihren Fortschritt auch sind, nicht einfach auf den Menschen übertragen. Für die Diagnose am Leichentische können immer nur Befunde maßgebend sein, welche an Menschen beobachtet wurden. Das Experiment erhält eine praktische Bedeutung erst dann, wenn die Erfahrung des Anatomen es bestätigt oder — widerlegt hat. Wir müssen Versuchsergebnisse zuerst an der Hand von Leichenbefunden prüfen und nur was das Filter dieser Prüfung passiert hat, ist das reine und dauernde wissenschaftliche Ergebnis.

Als Material für diese Untersuchung dienen mir die Befundscheine der innerhalb der letzten 10 Jahre hier vorgenommenen gerichtlichen und sanitätspolizeilichen Leichenöffnungen von an Kohlendunst- oder Leuchtgasvergiftung Gestorbenen. Dazu kommen noch die Radkersburger Todesfälle an Wassergasvergiftung[3]). Gerade diese Befunde sind für die Entscheidung unserer Frage von größter Wichtigkeit. Die Wassergasvergiftung allein ist eine reine Kohlenoxydvergiftung. Hier atmet der Mensch ein Gasgemenge ein, das neben atmosphärischer Luft nur noch mit indifferentem Wasserstoffgas verdünntes Kohlenoxydgas enthält. Es liegt sozusagen ein Experiment am Menschen mit reinem Kohlenoxyd vor.

Wie nicht anders zu erwarten, waren dementsprechend auch tatsächlich die Leichenbefunde bei den in Radkersburg vorgekommenen Wassergasvergiftungen in typischer Klarheit an allen Organen aus-

---

1) Deichstetter, Die gerichtlich-medizinische Differenzialdiagnose zwischen Leuchtgas- und Kohlendunstvergiftung. Friedreichs Blätter f. gerichtl. Med. 1896. S. 33.

2) Stoermer, Über die Kohlenoxydvergiftung vom medizinal-sanitätspolizeilichen Standpunkte. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Medizin. 1895. 3. F. 9. Bd. S. 145 u. 366. 10. Bd. S. 147.

3) An dieser Stelle danke ich meinem lieben Schüler, Herrn Dr. Franz Kamniker, Ordinarius des Krankenhauses und Stadtarzt in Radkersburg, für seine tätige Mitwirkung zur Beistellung der für die vorliegende Untersuchung wichtigen Fälle.

geprägt. Es haben sich daselbst drei Todesfälle und mehrfache nicht tödliche Vergiftungsfälle ereignet. An den Erkrankten beobachtete man bis zu zwei, drei Wochen (!) anhaltenden Kopfschmerz und Kongestioniertheit (Gefäßlähmung), Schwindel, Ohrensausen, große Muskelschwäche bis zu ausgesprochenen Paresen und Zittern der Hände (Tremor), Üblichkeiten und Erbrechen. Anfangs bestand Herzklopfen bei Pulsverlangsamung, später war der Puls mehr frequent und klein. Die Vergiftungserscheinungen hielten in abnehmender Intensität mehrere Tage bis Wochen an.

An den Leichen ergaben sich übereinstimmend die nachfolgenden wesentlichen Befunde: Ausgebreitete und auffallend hellrote Totenflecke, durchweg kirschrotes und vollkommen flüssiges Blut, Blutreichtum der Hirnhäute und des Gehirns, das infolge des hellen Blutes rosenrot erscheint, Blutreichtum der Lungen, starke Injektion und hellrote Farbe der Schleimhäute der Luftwege, hellere Färbung der Unterleibsorgane, das Bauchfell rosenrot bei starker Gefäßfüllung, die Muskeln durchwegs helleren Farbenton zeigend.

Die vergleichende Prüfung dieser Befunde mit jenen bei unzweifelhafter Kohlendunstvergiftung läßt nun in der Tat wesentliche Unterschiede erkennen. Diese sind zweifacher Art: quantitativ und qualitativ.

Das, was ich als quantitativen Unterschied bezeichne, besteht in einer unverkennbaren stärkeren Ausprägung der so charakteristischen Blutveränderung und der dadurch bewirkten Farbenveränderung der Organe und Gewebe bei der reinen Kohlenoxydvergiftung. Es tritt dies besonders hervor in der auffallend hellroten Beschaffenheit der Totenflecke, in ausgesprochen rosenroter Farbe der Muskulatur, karminroter Farbe des gesamten Blutes, hellroter Färbung und starker Blutfüllung der Hirnhäute und des Gehirns sowie der Lungen. Die Netze, der Bauchfellüberzug der Gedärme, Leber, Milz, Nieren zeigen eine von der Norm weit abweichende, intensiv hellrote Verfärbung, desgleichen die Schleimhäute der Atmungswege; das Unterhautzellgewebe erscheint hell chamoifarben. In diesem Maße ausgeprägt und so universal ist die toxische Blutveränderung bei der Kohlendunstvergiftung niemals.

Es kann daher meiner Meinung nach in typischen Fällen, wie es die verglichene Wassergas- und Kohlendunstvergiftung sind, zumindest dem Erfahrenen, der Erinnerungsbilder beider Befunde zum Vergleiche gegenwärtig hat, schon auf Grund der quantitativen Unterschiede die differenzielle Diagnose an der Leiche möglich sein.

Durchschlagend sind aber die qualitativen Unterschiede,

welche in meinen, teils von mir, teils von meinen Assistenten aufgenommenen Befunden ausnahmslos hervortreten. Während bei der reinen Kohlenoxydvergiftung (Wassergas) noch der größere Teil des Blutfarbstoffes in das karminrote Kohlenoxydhämoglobin übergeführt wird und daher das gesamte Blut hellrot erscheint, ist dies bei der gewöhnlichen Kohlendunstvergiftung keineswegs der Fall. Bei dieser stirbt der Mensch vielmehr schon zu einer Zeit, wo die Umwandlung des Blutrots noch nicht beendet ist; ein Teil des Blutes hat daher die gewöhnliche Farbe des Leichenblutes: es ist dunkelfarbig, ja selbst schwarz, hypervenös.

Dies kann am Leichentische bei sorgfältiger und unvoreingenommener Befundaufnahme unschwer festgestellt werden, wie am besten die nachfolgenden Protokollauszüge beweisen.

1. Fall. Selbstmord durch Anzünden eines Feuers im Zimmer. Nachgewiesene Kohlenoxydvergiftung. Der 18jährige Mittelschüler Fritz B. hat sich durch Entzünden eines Feuers bei verschlossener Ofenklappe erfolgreich mit Kohlendunst vergiftet; er wurde am 6. Februar 1897 obduziert. Im Befundscheine finden sich folgende Stellen: „Im großen Sichelblutleiter Blut von ungewöhnlich heller Farbe, karminrot, neben dunkel gefärbten lockeren Gerinnungen." . . . Unterhautzellgewebe hell chamoifarben, die Muskulatur bedeutend heller als gewöhnlich." . . . „Lungen voluminös, lufthaltig, blutreich und mit einer großen Menge feinschaumiger Flüssigkeit durchtränkt. Sie sind deutlich hellrot gefärbt, daneben ist in denselben auch dunkles Blut vorfindlich." . . . „Im rechten Herzen ziemlich viel mehr dunkelfarbige Gerinnungen, im linken befindet sich nur flüssiges und dunkel gefärbtes Blut, lockere Blutgerinnungen sind auch in den großen Gefäßen vorhanden; diese sind von dunkler, das nicht geronnene Blut von heller Farbe."

2. Fall. Verunglückung durch Kohlendunst. Brandwunden. Der 15jährige Tagelöhner Josef A. kam am 7. Okt. 1898 wie gewöhnlich betrunken nach Hause und wurde am nächsten Tage in seiner raucherfüllten, fest verschlossenen Dachkammer am Boden zusammengekauert, tot aufgefunden; er hatte wahrscheinlich mit der Tabakpfeife sein Bett in Brand gesteckt. Die Erscheinungen der Kohlenoxydvergiftung waren in dem Falle so wenig deutlich ausgesprochen, daß erst die nachfolgende Untersuchung des Blutes die aus den Umständen vermutete Anwesenheit von Kohlenoxyd sicherstellte. „Die Herzhöhlen enthalten nur wenig flüssiges Blut von dunkler Farbe, das in dünner Schichte eigentümlich lichtrot ist." Nahezu sämtliche Organe zeigen die gewöhnliche Farbe.

3. Fall. Erstickung im Rauch. Ausgesprochene Kohlenoxydvergiftung. Das zweijährige Pflegekind Marie Sch. verunglückte am 14. Dezember 1900 dadurch, daß es in Abwesenheit der Zieheltern in die warme Küche gelegt wurde, wo sich ein offener Herd befand, an dem Holz getrocknet wurde. Das Holz fing an zu glosen und als die Pflegeeltern nach etwa 2 Stunden heim kamen, fanden sie in der raucherfüllten Stube das tote Kind. Dem Totenbeschauer fiel das rosige Kolorit des Leichnams auf; er erstattete Anzeige und es fand am 16. Dezember die gerichtliche Leichenöffnung statt. Hierbei fanden sich ausgebreitete rosenrote Totenflecke am Rücken, den Gliedmaßen und den Seitenteilen des Rumpfes. Lippen kirschrot. Hirnhäute bluterfüllt und wie das Gehirn ausgesprochen hellrot; ebensolche Färbung zeigten die Muskeln, die Luftröhrenschleimhaut und die Lungen. An diesen waren jedoch neben überwiegend hellrot gefärbten auch dunklere Stellen und in einzelnen Blutgefäßen (Lungenvenen) war deutlich halbgeronnenes dunkles Blut vorhanden. Im rechten Herzen, der Lungenschlagader und den Hohlvenen ist das Blut ziemlich hellrot, dagegen viel dunkler im linken Herzen, dem linken Vorhof, und den Lungenvenen, so daß geradezu eine Umkehrung der Blutfarbe gegenüber der Norm vorhanden war. Die zweierlei Blutarten traten in diesem Fall besonders augenfällig hervor. Außerdem war hier, wie im Falle 2, auch Verrußung der oberen Luftwege vorhanden.

Der Befund von zwei qualitativ verschiedenen Blutarten, nämlich von kirschrotem Kohlenoxydblut neben dunkelfarbigem, mitunter fast schwarzem Blute in den Lungen, im Herzen und den großen Gefäßen ist nach meinen Erfahrungen bei vorliegender Kohlendunstvergiftung mit einer einzigen Ausnahme immer vorhanden. Diese Ausnahme bildet die Koksvergiftung. In den folgenden Erörterungen sollen Regel und Ausnahme begründet werden.

Die grundlegenden Untersuchungen von Biefel und Poleck haben den experimentellen Nachweis erbracht, daß bei der Vergiftung mit Kohlendunst, worunter man die durch unvollkommene Verbrennung von Kohlen veränderte Zusammensetzung der atmosphärischen Luft eines abgeschlossenen Raumes zu verstehen hat, eine beträchtliche Abnahme des Luftsauerstoffes und eine Anreicherung der Kohlensäure stattfindet. Der Sauerstoff wird durch Kohlensäure verdrängt und diesem geänderten Gasgemenge sind wechselnde Mengen von CO beigemengt. Die mittlere Zusammensetzung des Kohlendunstes gegenüber normaler Luft ist:

	Luft	Kohlendunst
Stickstoff	79,01 Proz.	79,72 Proz.
Sauerstoff	20,95 „	13,19 „
Kohlensäure . . .	0,04 „	6,75 „
Kohlenoxyd . . .	0 „	0,34 „

Dazu ist zu bemerken, daß das Kohlenoxyd bei den verschiedenen Analysen (8) Schwankungeu von 0,16 bis 0,62 Proz. aufwies, während der Kohlensäuregehalt sich zwischen 5,05 und 9,65 Proz. bewegte.

Der Kohlendunst besitzt also zwei schädliche Komponenten, eine toxische, das Kohlenoxyd, und eine irrespirable, die Kohlensäure. Das Kohlenoxyd für sich allein bewirkt schließlich die toxische Umwandlung fast des ganzen Blutes, die sich in der kirschroten Farbe äußert, die Kohlensäure allein würde zur Erstickung führen, also das Blut dunkel (hypervenös) machen. Die Kohlendunstvergiftung ist demnach gar keine reine Vergiftung, sondern eine Kombination von Erstickung und Vergiftung. Dem entsprechen nicht nur die Leichenbefunde, sondern auch die Vergiftungserscheinungen, unter denen rasch beginnende und bis zum Ende andauernde Atemnot sowie Benommenheit und frühzeitiges Schwinden des Bewußtseins besonders zu bemerken sind. Letzterer Umstand bedingt es, daß sich mit Kohlendunst vergiftete Menschen so selten selbst zu retten vermögen. Deswegen ist auch trotz seiner geringeren Giftigkeit der Kohlendunst gefährlicher als das Leuchtgas, dessen toxischer Faktor weit größer ist.

Nun liegt mir aber auch ein Fall von Kohlendunstvergiftung vor, bei welchem alles Blut hellrot gefunden wurde. Es ist folgender:

4. Fall. Kohlenoxydvergiftung durch Koksheizung. Der 55jährige Joh. Gruber war mit dem Ausheizen eines Zimmers mit Koks, wie üblich im offenen Becken, beschäftigt. Er wurde im bewußtlosen Zustande noch lebend angetroffen, starb aber trotz Wiederbelebungsversuchen noch an Ort und Stelle. Bei der am 11. April 1902 vorgenommenen sanitätspolizeilichen Leichenöffnung wurde nur einerlei Blut, nämlich ausschließlich hellrotes angetroffen; es waren die ausgesprochensten Erscheinungen der CO-Vergiftung vorhanden. Ich wäre geneigt gewesen, diesen Fall für eine Leuchtgasvergiftung zu erklären, wenn nicht die Quelle der Vergiftung ganz außer Zweifel gestanden wäre.

Die Erklärung für diesen abweichenden Befund liegt allerdings nahe: Bei der Koksheizung wird wegen des hohen Kohlenstoffgehaltes des verwendeten Materiales und des geringen Luftzutrittes bei der

üblichen Heizmethode sehr viel mehr Kohlenoxydgas erzeugt, als dies bei der Ofenheizung der Fall ist. Es findet eine Vergasung statt ähnlich der Leuchtgasdarstellung. — Die Koksgasvergiftung ist keine Kohlendunstvergiftung, sondern erinnert vielmehr an eine Leuchtgasvergiftung.

Übrigens kommen auch bei der gewöhnlichen Leuchtgasvergiftung keineswegs immer ganz typisch reine Befunde vor. Es hängt dies vor allem vom Kohlenoxydgehalt des betreffenden Gases ab, dann offenbar von der Dauer der Einatmung desselben und endlich von der ursprünglichen Beschaffenheit der Luft des Raumes, in den die Gasausströmung stattfindet. So ist es wohl zu erklären, daß bei einem mittleren CO-gehalte des Grazer Leuchtgases von rund 8 Proz. nicht immer typisch reine Vergiftungsbefunde sich ergaben. Dabei habe ich immer nur die akut tödliche Vergiftung im Auge, nicht aber die protrahiert verlaufende, wo Menschen erst später an den Folgen der Vergiftung gestorben sind. Hier kann bekanntlich auch gar kein Kohlenoxyd mehr im Blute gefunden werden.

Auf Grund dieser Erfahrungen glaube ich folgende Sätze aufstellen zu dürfen:

1. Findet sich in einer Leiche neben hellrotem Kohlenoxydblut noch viel ausgesprochen dunkles Blut vor, so ist Kohlendunstvergiftung anzunehmen. Sie ist ganz unzweifelhaft, wenn überdies Rußteile auf den Schleimhäuten der Luftwege vorhanden waren.

2. Ist das gesamte Blut kirschrot, so liegt eine Leuchtgasvergiftung durch ein an Kohlenoxyd reiches Gas, wie Wassergas, Holzgas oder eine Koksgasvergiftung vor, doch ist die Blutveränderung bei der Vergiftung mit dem gewöhnlichen Steinkohlenleuchtgas nicht immer in voller Höhe entwickelt. Dann sind auch die Leichenbefunde nicht eindeutig.

3. Andere Unterscheidungsmerkmale, wie sie von Biefel und Poleck sowie von Deichstetter und auch von Wesche auf Grund von Tierversuchen aufgestellt wurden, wie Lungenkollaps und mangelndes Ödem bei der Leuchtgasvergiftung, sowie eine ausgesprochen stärkere Blutüberfüllung des Gehirns und seiner Häute fand ich am Leichentische nicht bestätigt, vielmehr war ausnahmslos sowohl bei Kohlendunst- wie bei Leuchtgasvergiftung Lungenödem und ein keineswegs typisch schwankender Blutgehalt des Gehirns vorhanden.

Es ergibt sich daraus, daß noch immer eine Reihe von Einzelfällen vorkommen werden, wo die anatomische Differenzialdiagnose nicht mit genügender Sicherheit gestellt werden kann.

Um so beachtenswerter erscheint die Anregung von Stoermer[1]) die Diagnose auf chemischem Wege zu sichern. Er verweist auf die anderen Bestandteile des Leuchtgases, wie Äthylen, Azetylen, Wasserstoff, Sumpfgas, Benzol, Naphthalin usw., die bei einer vorliegenden Leuchtgasvergiftung im Blute, den Lungen oder auch im Harn sich finden müßten, charakteristische Körper, welche im gewöhnlichen Kohlendunst nicht vorkämen. So bestechend der Hinweis auf eine mögliche chemische Differenzialdiagnose zwischen Leuchtgas- und Kohlendunstvergiftung ist, fehlen doch bisher alle experimentellen Grundlagen und praktischen Erfahrungen hierüber. Stoermer selbst hat keine bezüglichen Untersuchungen mitgeteilt. Der Vorschlag scheint mir aber einer weiteren Verfolgung wohl wert zu sein. Dann erst wird es entschieden werden können, ob Deichstetter recht hat, wenn er meint, daß bei der geringen Menge, in der sich diese Bestandteile im Leuchtgas vorfinden, der Nachweis im Körper nicht gelinge?

Noch bedarf es zum richtigen Verständnisse unserer Vergiftung einer kurzen Erörterung der Wirkung des Kohlenoxydgases auf den menschlichen und tierischen Organismus. Das Kohlenoxyd ist im Körper von hoher Giftigkeit. Diese Tatsache muß sich selbst dem Laien sofort aufdrängen, wenn er die niedrigen Prozentzahlen liest, in denen es bei tödlich verlaufenen Vergiftungen in der Luft gefunden wurde; es betrug hierbei der Kohlenoxydgehalt durchschnittlich nur etwa $^1/_3$ Proz. (0,34 vgl. oben). Das scheint doch eine minimale Beimengung zu sein, wenn in 1000 Teilen unserer Atemluft sich nur etwas über 3 Teile von der fremden und schädlichen Gasart befinden. Es ist aber immerhin schon ein recht hoher CO-Gehalt, den Biefel und Poleck bei ihren Versuchen gefunden haben, wenn man erwägt, daß v. Fodor nachgewiesen hat, daß bei Versuchstieren schon 1,5 pro mille schwere Symptome hervorrufen und leichtere Vergiftungserscheinungen sogar schon bei 0,5 pro mille CO in der Atemluft sich einstellen. Für den Menschen wurde ermittelt, daß bei 0,02 Proz., d. i. 0,2 pro mille, die Giftigkeitsgrenze liegt, und bei 0,05 Proz. oder 0,5 pro mille schon sichere Wirkung eintritt.

Warum dieses Gas schon in so geringen Mengen giftig wirkt, hat die experimentelle Wissenschaft ebenfalls erforscht und dadurch den Schlüssel zum vollen Verständnis seiner hohen Giftigkeit gefunden. Nach Dreser[2]) ist die Affinität des CO zum Hämoglobin (Hb) 200 mal

1) Stoermer, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 1895, 10. Bd. S. 149.

2) Dreser, Zur Toxikologie des CO. Archiv f. experiment. Pathologie u. Pharmakologie. 29. Bd. 1.—2. Heft. S. 119.

größer, als diejenige von Sauerstoff (O) zu Hb, d. h. CO wird schon vom Blute aufgenommen und zu Kohlenoxyd-Hb fest verbunden, wenn es in der Atemluft erst den 200. Teil des Sauerstoffs oder den 1000. Teil der Gesamtluft ausmacht. Im Organismus wird Kohlenoxyd (CO) weder in nennenswertem Maße zu Kohlensäure (CO_2) oxydiert, noch sonst aus dem Blute abgespalten, sondern von demselben festgehalten, es reichert sich an; und wenn mit jedem Atemzuge auch eine recht kleine Menge aufgenommen wird — im Verlaufe von Stunden, die der Mensch die giftige Beimengung seiner Atemluft sich zuführt, haben sich die Spuren zu lebensgefährlichen Mengen summiert.

Nach der schon oben dargestellten landläufigen Anschauung wird dadurch allmählich eine so große Menge von Blutrot (Hb) gefunden, daß dieser für die Unterhaltung der inneren Atmung unentbehrliche Sauerstoffträger keinen weiteren Sauerstoff aufzunehmen vermag. Der Mensch geht also an Sauerstoffmangel, d. i. Erstickung infolge toxischer Veränderung des Blutes zugrunde. Wenn man unvoreingenommen alle physiologischen, toxikologischen und pathologischen Tatsachen zur Erklärung der Giftwirkung des CO heranzieht, so kommt man zu dem Schlusse, daß diese, wenn auch fast allgemein vertretene Theorie, dennoch der Wirklichkeit nicht entspricht. Die widerstreitenden Tatsachen sind kurz folgende:

1. Der Oganismus arbeitet bekanntlich mit einem beträchtlichen Sauerstoffüberschuß, so daß selbst bei akuter Entziehung von zwei Dritteln desselben (Verblutungsversuch) das Leben erhalten werden kann. Es reicht also der dritte Teil des im Organismus vorhandenen Sauerstoffs zur Lebenserhaltung hin. Bei der CO-Vergiftung tritt der Tod, wie Dreser[1]) durch spektrophotometrische Untersuchungen festgestellt hat, ein, schon lange bevor die völlige Sättigung des Blutes mit CO erreicht ist; selbst im allerungünstigsten Fall bleibt im Blute das letzte Fünftel von Oxyhämoglobin doch unzersetzt zurück; in der Regel tritt aber der Tod viel früher ein, und zwar sobald die respiratorische Kapazität des Blutes für Sauerstoff auf durchschnittlich 30 Proz. herabgegangen ist.

2. Die ersten Vergiftungserscheinungen sind keineswegs solche, welche einer beginnenden Erstickung entsprächen (Atemnot), sondern bestehen in Kopfschmerzen, Ohrensausen, Schwindel, Üblichkeiten und Muskelschwäche bis zur teilweisen Lähmung, Benommenheit und ziemlich frühzeitigem Schwinden des Bewußtseins. Das sind

1) Dreser, a. a. O. S. 133.

Wirkungen auf das zentrale Nervensystem. Geppert[1]), der dies neuerdings hervorhob, hat gewiß recht, wenn er sagt, das CO wirkt auch direkt auf das Nervensystem. Kobert[2]) nimmt sogar eine direkte Giftwirkung auf Muskeln und Drüsen an.

3. Die Nachkrankheiten, denen Vergiftete manchmal noch nach Tagen und Wochen erliegen, zu einer Zeit, wo gar kein CO mehr im Blute kreist, bestehen in schweren Ernährungsstörungen verschiedener Organe, vorwiegend wieder des Nervensystems (Gehirnerweichung, Idiotie, Blödsinn, Lähmungen, Empfindungsstörungen usw.) Sie weisen also gleichfalls auf schwere Schädigungen zentraler Nervenelemente durch unser Gift hin.

Aus alledem folgt, daß CO keineswegs als reines Blutgift bezeichnet werden kann, wennschon die Veränderung des Blutes unzweifelhaft zu Recht besteht, sondern daß es beim Menschen auch noch eine primäre Giftwirkung auf das Nervensystem ausübt; es werden die Ganglienzellen des zentralen Nervensystems vergiftet. In dieser Hinsicht steht es den narkotischen Giften, wie Chloroform, Alkohol usw. nahe. Es ist wissenschaftlich vollkommen zutreffend, von einem mit Kohlenoxydgas Vergifteten zu sagen, er befindet sich in einer Kohlenoxydnarkose. Denn wie der in der Chloroformnarkose befindliche Mensch stirbt, wenn auch jene Gruppen von Ganglienzellen im verlängerten Marke vergiftet sind, welche das Atmungs- und Kreislaufzentrum konstituieren, so muß auch der in tiefer Kohlenoxydnarkose liegende sterben, wenn die Ganglienzellen seines Atmungszentrums bis zur Außerfunktionssetzung vergiftet sind, gleichgültig, wieviel Sauerstoff zu dieser Zeit im Organismus noch vorhanden ist. Nur im Lichte dieser toxikologischen Auffassung der Giftwirkung des CO wird

4. die oft beobachtete Tatsache erklärlich, daß in einem Raume vergiftet aufgefundene Menschen noch lange nicht gerettet sind, wenn sie in freie Luft gebracht und durch Hautreize und andere Eingriffe zu energischer Atmung gezwungen wurden. Vielmehr beobachtet man nicht allzu selten, daß die Menschen auch dann noch zugrunde gehen, wenn schon längst kein Hindernis für die Gewebeatmung mehr besteht.

Die akute reine Kohlenoxydvergiftung (Leuchtgas, Wassergas, Koksgas) führt somit meiner Auffassung nach wohl durch zentrale Atmungslähmung, nicht aber durch Sauerstoffmangel den Tod an Erstickung herbei; die Kohlendunstvergiftung da-

---

1) Geppert, Kohlenoxydvergiftung und Erstickung. Deutsche med. Wochenschr. 1892. Nr. 19. S. 418—419.

2) Kobert, Lehrbuch der Intoxikationen. Stuttgart 1893. S. 522 ff.

gegen ist als eine Art Erstickung durch Kohlensäureanreicherung und Sauerstoffverdrängung anzusehen, ein Vorgang, wobei dem toxischen Faktor (CO) in der Regel eine geringere Bedeutung zukommt als dem irrespirablen (CO_2). Hier kann der Erstickungstod schon eintreten, wenn auch erst ein Bruchteil des Gesamtblutes durch CO toxisch verändert ist.

Es ist daher ganz richtig, zu sagen: A. wurde durch Leuchtgas vergiftet. — B. ist im Kohlendunst erstickt.

Über den Nachweis des Kohlenoxyds liegt eine fast ebenso umfängliche Literatur vor, wie über die Vergiftung selbst. Um so kürzer kann ich mich fassen.

Die meisten Beobachter scheinen noch von der Vorstellung beherrscht zu sein, daß die wichtigste Methode des Kohlenoxydnachweises die spektroskopische Methode sei. Dies ist keineswegs richtig. Weder die Schärfe noch die Empfindlichkeit stellt sie an die Spitze der Kohlenoxydreaktionen, was unter anderen in jüngerer Zeit von Ipsen[1]) klargestellt wurde, aber noch immer nicht genügend gewürdigt zu werden scheint. Ich sehe mich daher veranlaßt, auf Grund meiner eigenen Erfahrungen dies nochmals besonders zu betonen. Wenn nicht wenigstens 27 Proz., also mehr als der vierte Teil des Gesamtblutes mit CO gesättigt ist, erhält man das Kohlenoxydspektrum überhaupt nicht. Dasselbe ist vor der Behandlung mit reduzierenden Substanzen selbst für den Kenner vom Oxyhämoglobinspektrum und sogar vom Spektrum des Hämochromogens nicht sicher zu unterscheiden. Liegt, wie in den meisten Fällen, ein Blut vor, das neben Kohlenoxyd Hb auch noch gewöhnliches Sauerstoff-Blutrot (Oxy-Hb) enthält, so wird die Reaktion leicht unscharf, weil sich beim Zusatz von Schwefelammon über die beiden Streifen des CO-Hb der dunkle Schatten des einfachen (sog. reduzierten) Hämoglobins des nativen Blutes legt. Um etwa geringe Mengen oder gar nur Spuren von CO im Blute aufzufinden, eignet sich das Spektroskop nicht.

Wenn demnach in manchen Mitteilungen angegeben erscheint, im Blute war kein Kohlenoxyd vorhanden, so hat eine solche Angabe einen recht geringen Wert, falls zum Nachweis nur der Spektralapparat verwendet wurde, da der negative Ausfall der Reaktion nicht ausschließt, daß sogar erhebliche Mengen des Blutes mit dem Gifte beladen sein konnten.

Das praktische Bedürfnis heischt daher empfindlichere Methoden. Wir besitzen nun eine große Zahl von chemischen Methoden

1) Ipsen, Über eine Methode zum chemischen Nachweis von Kohlenoxydblut. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 3. Folge. 1899. 18. Bd. S. 46.

zum Nachweis von CO im Blut. Sie alle vorzuführen, würde weit über das mir vorgesteckte Ziel hinausgehen. Ich will hier nur, nachdem ich sie wohl alle erprobt habe, kurz meine Erfahrungen niederlegen, welche von ihnen mir die besten Dienste leistet.

Die alte Natronprobe von Hoppe-Seyler in der von Salkowski angegebenen Modifikation ist zwar nicht sehr empfindlich; allein wenn doch wenigstens der vierte Teil des Blutrots mit CO gesättigt ist, liefert sie den entscheidenden Farbenunterschied des zinnoberroten Kohlenoxyd-Hämatins gegenüber der grünbraunen Mißfarbe des Oxyhämatins, in das Normalblut durch Zusatz von entsprechend konzentrierter Natronlauge (1,34 spezifisches Gewicht) zu zwanzigfach verdünntem Blut übergeführt wird. Sie ist wegen ihrer Einfachheit schon am Leichentische gut ausführbar und sollte Gemeingut aller Ärzte werden.

Warum die allerdings hochempfindliche Palladium-Reaktion nach v. Fodor, welche noch 0,005 Proz. CO mit Bestimmtheit zu erkennen gestatten soll (?), gerade für forensische Untersuchungen eigentlich nicht anwendbar ist, hat schon Ipsen[1]) dargelegt, mit dessen Erfahrungen die meinen in diesem Punkte übereinstimmen.

Brauchbar, wenn auch ohne besonderen Vorzug, erscheint mir Zaleskis Kupfersulfatprobe.

Bessere Resultate liefern die Rubnersche Probe mit Bleiessig und die Kunkelsche Tanninprobe. Sie haben den Vorzug, daß die Farbenunterschiede zwischen Normalblut und CO-Blut immer deutlicher werden und sich sehr lange Zeit, selbst bis zu Monaten, halten, während andere Reaktionen, z. B. die Zaleskische, in wenig Minuten ablaufen oder wenigstens anfangen, undeutlich zu werden.

Einen meiner Meinung nach bisher nicht genügend gewürdigten Vorzug sowohl was Empfindlichkeit als Schärfe betrifft, besitzt, richtig ausgeführt, die Salkowskische Probe mit Schwefelwasserstoffwasser, welche nichts anderes ist, als eine vereinfachte und vom chemischen Standpunkte aus richtigere Ausführung der Methode von Katayama, welcher 0,2 ccm gelbes Schwefelammon und 0,2 ccm 30proz. Essigsäure anwendet. Der Versuch wird folgendermaßen ausgeführt: Man setzt zu gesättigtem Schwefelwasserstoffwasser in Proberöhrchen tropfenweise das zu untersuchende aufs 20fache verdünnte Blut hinzu. Ist Kohlenoxyd im Blute, so entsteht eine hellrote, etwas violett schillernde Farbe der Mischung, gewöhnliches Blut erzeugt eine schmutzig dunkelgrüne Farbe.

1) A. a. O. S. 49—50.

Die Erfahrungen über die Eignung der verschiedenen Methoden zum Nachweis von CO im Blut, welche wir im forensischen Institute gemacht haben, fanden ihre volle Bestätigung bei Arbeiten im hiesigen physiologischen Institute. Der Leiter der chemischen Übungen daselbst, Dr. Pregl, hat die bei uns geübten Verfahren mit Erfolg in das Arbeitsprogramm der physiologisch-chemischen Übungen aufgenommen.

Das Kohlenoxyd nimmt in bezug auf den Nachweis in Leichen eine wohlbegreifliche Sonderstellung ein. Das wichtigste und entscheidende Untersuchungsobjekt ist das Blut, welches auch allein zum Nachweise genügt. Die Organe haben für die Untersuchung nur nach Maßgabe ihres Blutgehaltes eine Bedeutung. Sie sind daher auch neben reinem Blut, das hier stets zu entnehmen sein wird, ganz entbehrlich. Empfehlenswert wäre bei Versendung die Einschmelzung des Blutes in Glasröhren; jedenfalls sind die mit Leichenblut beschickten Röhrchen dicht zu verschließen und ist dafür Sorge zu tragen, daß über der Blutschichte nur wenig Luft sich befindet, weil durch Schütteln mit Luft immerhin wenigstens ein Teil des CO-Blutes in Sauerstoff-Hämoglobin zurückgeführt wird. Daneben werden noch Muskeln ein wertvolles Untersuchungsobjekt abgeben, weil in diesen wahrscheinlich eine spezifische Bindung des CO statthat.

In zugeschmolzenen Glasröhren bleibt das CO-Blut jahrelang erhalten. Ich habe mich aber auch vielfältig davon überzeugt, daß es auch der Fäulnis längere Zeit widersteht, viel länger als man bisher gewöhnlich annahm. Leichen entnommenes CO-Blut, welches in lose mit Watte verstopften Röhrchen über anderthalb Jahre aufbewahrt worden ist, gab trotz intensiver Fäulnis noch mit genügender Schärfe die entscheidenden CO-Reaktionen. Voraussetzung ist ruhiges Stehen. Auf Grund dieser Erfahrung bin ich geneigt, anzunehmen, daß es bei beerdigten Leichen selbst nach Jahresfrist nicht ausgeschlossen wäre, eine Kohlenoxydvergiftung nachzuweisen. Als Objekte für die Untersuchung müßten dann Fäulnistranssudate gewählt werden — denn in den natürlichen Blutbehältern ist zu dieser Zeit kein Blut mehr vorhanden — und vielleicht auch tiefliegende Muskelpartien.

Die Kohlenoxydvergiftung war nach der Statistik Lessers[1]) vor einem Vierteljahrhundert noch die bei weitem häufigste von allen Vergiftungen überhaupt. Von 432 Vergiftungen der Jahre 1876

---

1) Lesser, Atlas der gerichtl. Med. I. Vergiftungen. 1884. S. 141.

bis 1878 in Berlin fielen 155, das ist 36 Proz., auf CO. Von den 432 Vergiftungsfällen endeten 272 mit dem Tode. Unter diesen durch Gift veranlaßten Todesfällen befanden sich 118, also 42 Proz. Kohlenoxydvergiftungen. Seither ist, wie die statistischen Angaben Störmers beweisen, auch die CO-Vergiftung im entschiedenen Rückgange dank besserer hygienischer Maßnahmen in den großen Städten (Verbot der Ofenklappen u. a.).

Die überwiegende Anzahl aller Fälle waren und sind Verunglückungen, teils durch eigenes, teils durch fremdes Verschulden; auch Selbstmorde sind sichergestellt und vereinzelt kamen mit diesem Gifte auch Morde zur Ausführung, in der Regel mit gleichzeitigem Selbstmord des Täters. (Absichtlich herbeigeführte Vergiftung ganzer Familien.)

Dieser Teil des Manuskriptes war schon fertiggestellt, als mir ein neuerlicher Fall vorkam, den nachträglich einzuschieben ich um so weniger unterlassen konnte, als er medizinisch und auch juridisch nicht ohne Interesse ist. Ein zunächst etwas rätselhafter Vorfall erwies sich als eine protrahiert verlaufene CO-Vergiftung, wobei selten zu beobachtende sekundäre Veränderungen im Gehirn (Encephalomalacie) und in den Lungen (zerstreute Entzündungsherde) vorgefunden wurden. Es ist der folgende

5. Fall. Nach drei Tagen tödlich endende Kohlendunstvergiftung.

Am 29. Oktober 1903 um 1/28 Uhr abends wurde die 55 Jahre alte Beamtenswitwe Amalie Wilfert in ihrer Wohnung, Neutorgasse 9, in einem Lehnstuhl sitzend in bewußtlosem Zustande angetroffen. Vor den Füßen derselben lag weinend die 3jährige Johanna L., Tochter der Kaufmannsfrau L., welche Amalie W. von der Mutter des Kindes für diesen Tag zur Überwachung erhalten hatte.

Nach Aussage dieser Frau soll die W., als sie am 29. Oktober früh das Kind übernahm, schon geklagt haben, daß sie nicht ganz wohl sei und in der Nacht erbrochen hätte. Sie führte das Unwohlsein auf den Genuß von verdorbenem Schinken zurück. Nach den Umständen zu schließen, muß W. schon viele Stunden vor ihrer Auffindung bewußtlos geworden sein. Sie hat erbrochen und auch das Kind muß mehrmals erbrochen haben; es wurde nach Hause gebracht, war zunächst noch ganz unbesinnlich, hinfällig und schlief erst nach mehreren Stunden ein. In der Nacht große Unruhe, gestörter Schlaf, schreckhafte Träume. Erst am nächsten Morgen schien die Kleine

1) A. a. O. S. 373 ff.

wieder bei voller Besinnung zu sein und war in wenigen Tagen ganz hergestellt.

Die W. dagegen war im tief bewußtlosen Zustande in eine Heilanstalt gebracht worden. Sie hat das Bewußtsein nicht mehr erlangt, bot in der Anstalt die Erscheinungen tiefen Komas, das bald in Sopor überging. Am 1. November 1/21 Uhr früh ist sie gestorben.

Bei der am 2. November vorgenommenen gerichtlichen Leichenöffnung war disseminierte Pneumonie (sog. Schluckpneumonie) vorgefunden worden und daneben ein höchst auffälliger Gehirnbefund. In beiden Großhirnhalbkugeln waren an fast kongruenten Stellen, nämlich nach außen vom Seh- und Streifenhügel, sehr zahlreiche, teils zerstreute, teils zu Gruppen gestellte und kleine Erweichungsherde bildende kapillare Hämorrhagien vorhanden. Rechts waren zwei bohnengroße solche Herde, links ein hellergroßer Erweichungsherd vorfindlich. Einzelne Kapillarblutungen waren zerstreut auch noch in den hinteren Anteilen des Großhirns, aber ausschließlich im Marke vorhanden. Das Rindengrau bot einen etwas ins Violette spielenden rötlichen Farbenton dar, während das Mark einen leichten Stich ins Rosenrote zeigte. Das Blut zeigte übrigens im ganzen Körper die dunkle Farbe des gewöhnlichen Leichenblutes. Die Muskeln des Stammes schienen ein wenig heller rot gefärbt zu sein, als man sie gewöhnlich antrifft.

Der eigenartige Gehirnbefund erinnerte mich an Beschreibungen und Abbildungen Lessers[1]), weshalb ich sogleich die Vermutung äußerte, es könne sich bei diesem bisher ganz unaufgeklärten Todesfall wohl um eine Kohlendunstvergiftung handeln. Die nachfolgende Untersuchung des Blutes hat dies bestätigt. Spektroskopisch war CO nicht mehr nachweisbar, wohl aber chemisch mit voller Sicherheit. Nachdem endlich auch noch erhoben wurde, daß die Ofenklappe im Zimmer der W. geschlossen war, erscheint der Fall in jeder Richtung geklärt: Es ist verständlich das Unwohlsein und die Benommenheit der W. schon am Morgen, und es sind völlig erklärlich die schweren gleichzeitigen und dann folgenlos verlaufenen Krankheitserscheinungen der kleinen Johanna L., welche schon von Anbeginn mit Recht den Verdacht einer Vergiftung erregt hatten. Eine absichtliche Vergiftung war bei dem guten Verhältnisse der W. zur Familie L. nach der bestimmten Aussage der Mutter der Kleinen ganz und gar ausgeschlossen, es liegt eine Verunglückung vor.

---

1) Atlas I. Taf. XVII. Fig. 7. Text S. 145.

VII. Blausäure (CNH).

Die Blausäure, Cyanwasserstoff, gehört zu den allerheftigsten Giften, insofern als sie unter Umständen fast augenblicklichen Tod herbeizuführen vermag. In wenigen Sekunden oder Minuten bis höchstens in ein paar Stunden tritt, wenn überhaupt eine tödliche Gabe einverleibt wurde, der Tod ein. Sehr selten kommt die reine Blausäure, die in Arzneipräparaten, dem Kirschlorbeerwasser und Bittermandelwasser ziemlich leicht zugänglich ist, zur Verwendung. Zu Vergiftungen führt fast ausschließlich das Kalisalz der Blausäure, das für mancherlei technische Zwecke in Verwendung stehende Cyankali (CNK). Die Blausäure ist auch in manchen Obstarten, vor allem in den bitteren Mandeln, Kirsch- und Pflaumenkernen vorgebildet. Sie findet sich im Pflanzenreiche nicht als freie Säure, sondern in Form leicht zerlegbarer Glykoside (Amygdalin, Laurocerasin, Linamarin), welche sich beim Zerreiben unter Wasseraufnahme durch die Einwirkung eines ebenfalls in der Pflanze vorgebildeten Enzyms in Glykose, Bittermandelöl und Blausäure spalten. Dadurch können sich beim Genusse solcher Kerne auch Vergiftungen ergeben, und es sind schon Todesfälle dieser Art vorgekommen. Uns ist erst jüngst der Todesfall eines Kindes infolge von Genuß bitterer Mandeln bekannt geworden.

In der Wirkung steht die Blausäure dem Kohlenoxyd sehr nahe. Auch sie ist ein Blutgift in dem Sinne, daß sie den Chemismus des Blutes stört. Dieses verliert durch sie teilweise die Fähigkeit Sauerstoff aufzunehmen und Kohlensäure zu bilden; auch den Geweben wird die Fähigkeit benommen Sauerstoff zu binden und zu verbrauchen. Die Oxydationsvorgänge im Organismus werden tief herabgesetzt, die innere Atmung ist gestört — es folgt Erstickung. Dies ist kurz die Blausäurewirkung, wie sie sich auf Grund der Tierversuche Gepperts[1]) u. a. darstellt. Gleich nach der Einspritzung des Giftes soll das Venenblut hellrot werden; die Hellrotfärbung geht aber bei Warmblütern rasch vorüber, und zwar, so erklären sich die Experimentatoren diese Tatsache, „weil sich das Gift im ganzen Körper verteilt und daher im Blute nicht mehr konzentriert genug bleibt, um darin jede Spur von Sauerstoffzehrung aufzuheben" (Kobert, Lehrbuch der Intoxikationen. S. 513).

Dieser Theorie entspricht auch das tatsächliche Vergiftungsbild beim Menschen, das vorwiegend die Erscheinungen der Erstickung darbietet: Zuerst Beklemmung, Atemnot, das Gefühl des Zu-

1) Geppert, Über das Wesen der Blausäurevergiftung. Zeitschr. f. klin. Med. 1889. 15. Bd.

sammenschnürens im Halse, Benommenheit, Schwindel, erschwerte und unregelmäßige Atmung bis zu Atempausen von 1 Minute, Üblichkeiten und wirkliches Erbrechen (dyspnöisches Stadium). Dann folgen heftige Krämpfe, die Haut bedeckt sich mit kaltem Schweiß, die Pupillen sind erweitert, die Augäpfel hervorgetrieben, der Puls klein und beschleunigt (konvulsivisches Stadium). Unter gänzlicher Bewußtlosigkeit, unregelmäßiger und verlangsamter Herztätigkeit und aussetzender Atmung entwickelt sich immer stärker die blaue Erstickungsverfärbung (Cyanose) des Gesichtes, und schaumiger, blutiger Speichel fließt aus dem Munde, die Körperwärme sinkt (asphyktisches Stadium). In nicht wenigen Fällen stürzt der Mensch, manchmal mit einem Aufschrei, zusammen, verfällt sofort in Krämpfe, wird bewußtlos und geht, wie vom Schlage gerührt, in wenigen Minuten, selbst in Bruchteilen einer Minute zugrunde. Man bezeichnet dies als apoplektische Form der Blausäurevergiftung.

Nicht in gleichem Maße decken sich die Leichenbefunde mit der Vergiftungstheorie. Da nach den Tierversuchen die spezifische Veränderung des Blutes auch durch den Umschlag seiner Farbe ins Hellrote charakterisiert sein und die Gewebe die Fähigkeit, Blut zu reduzieren, verloren haben sollen, so müßte gemäß der Voraussetzung das Blut in den Leichen vorwiegend hellrot gefunden werden, und nicht, wie das gewöhnliche Leichenblut, von dunkler Farbe sein. Dementsprechend müßte auch die Farbe der Totenflecke ausgesprochen hellrot sein. Es ist dies aber nicht der Fall.

Wie mißlich es ist, Experimentalergebnisse einfach auf den Menschen zu übertragen, zeigt sich gerade hier wieder einmal ganz deutlich. Offenbar ganz im Banne einer theoretischen Anschauung stehend, hat ein so ausgezeichneter Forscher wie Kobert[1]) ein entschieden falsches Bild von den Leichenbefunden bei der Cyanvergiftung entworfen, wenn er sagt: „Das wichtigste Symptom der in den ersten Tagen meist gut konservierten Leiche sind die fast immer hellroten Totenflecke, gleichgültig, ob die Vergiftung mit Blausäure oder durch Cyankali stattgefunden hatte. Das Hellrot derselben entspricht in der Färbung keineswegs dem Oxyhämoglobin. Es handelt sich eben in den meisten Fällen um Cyanmethämoglobin (CyMetHb), welches sich aus dem in Leichenflecken meist vorhandenen Methämoglobin unter Einwirkung des Cyanwasserstoffs bildet."

Max Richter[2]) in Wien hat schon den vollgültigen Nachweis

1) Kobert, Lehrbuch der Intoxikationen. Stuttgart 1893. S. 515.

2) Max Richter, Die Farbe der Totenflecke bei der Cyanvergiftung. Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. 3. Folge. 1901. 22. Bd. S. 264.

erbracht, daß der Befund hellroter Totenflecke durch die Praxis nicht bestätigt wird; ich würde mich daher beschränken können, auf seine sehr eingehende Untersuchung und zutreffende Darstellung der tatsächlichen Vorkommnisse zu verweisen, die sich mit meinen Erfahrungen decken, wenn nicht Richter selbst es für erwünscht bezeichnet hätte, daß „jene Kollegen, welche Cyanvergiftungen zur Obduktion erhalten, auf die von ihm angeregten Punkte ihre Aufmerksamkeit richten und ihre Erfahrungen mitteilen möchten".

Wie aus den Daten über die von mir mitgeteilten Fälle, die sämtlich aus der Zeit vor dem Erscheinen der Arbeit Richters stammen, zu ersehen sein wird, ist den Totenflecken und der Blutbeschaffenheit bei der Cyanvergiftung von unserer Seite schon seit langer Zeit die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden. Leider ist unser Material spärlich im Vergleiche mit dem des Wiener gerichtlich-medizinischen Institutes, das Richter zur Verfügung stand. Gleichwohl dürften auch unsere nicht nur auf die Farbe der Totenflecke, sondern des Gesamtblutes und andere Befunde gerichteten tatsächlichen Beobachtungen am Leichentische als das Ergebnis einer voraussetzungslosen Forschung auch einigen Wert in Anspruch nehmen.

1. Fall. Apoplektiforme Cyankaliumvergiftung. Otto Solriffer, 18 Jahre alt, Mechanikerlehrling, kam am 29. Dezember 1892 um 1/2 11 Uhr nachts heim, stellte ein Fläschchen, aus dem er trank, neben sein Bett, stürzte beinahe unmittelbar darauf lautlos zusammen und war in wenigen Minuten eine Leiche. Der Rest im Fläschchen erwies sich als Cyankalilösung. — Obduktion am 31. Dezember, 35 Stunden nach dem Tode, während welcher Zeit der Leichnam sich in der mäßig erwärmten Totenkammer des städtischen Krankenhauses befand. Befund (hier und in der Folge werden nur die allerwesentlichsten Befunde auszugsweise und womöglich in Schlagworte zusammengefaßt, mitgeteilt): Hochgradige allgemeine Totenstarre; in den abhängigen Körperpartien sehr umfängliche dunkelviolette Totenflecke; Gesicht cyanotisch. Schleimhaut der Luftwege stark gerötet. — Lungen gedunsen, blutüberfüllt, akutes Ödem zeigend. In den Herzhöhlen und großen Gefäßen dunkles flüssiges Blut. Im Magen eine große Menge breiiger Nahrung. Reaktion stark alkalisch. Die Schleimhaut diffus gerötet, gequollen, oberflächlich erweicht; an einzelnen Stellen ekchymosiert. Allenthalben starker Bittermandelgeruch wahrnehmbar.

2. Fall. Selbstmord mit Cyankali. Am 8. Juli 1893 hat sich der 40jährige Apotheker Gustav K. mit einer Cyankalilösung vergiftet. Er wurde nach 48 Stunden obduziert. Befund: An den

rückwärtigen Partien konfluierende lichtrote Totenflecke, ebenso an den Extremitäten. In den Venen dunkelflüssiges Blut. Lungenödem. Hochgradige Rötung und Schwellung der Schleimhaut des Rachens, Kehlkopfs, der Luftröhre und ihrer Äste. Typischer Magenbefund; starker Bittermandelgeruch bei Eröffnung der Körperhöhlen und Organe.

3. Fall. Tot aufgefundener Apotheker. Cyankalivergiftung. Der Mag. pharm. Anton W., 44 Jahre alt, ist am 6. Juli 1895 morgens in seiner Wohnung tot aufgefunden worden. Leichenöffnung am 7. Juli vormittags. Befund: Hautdecken vorne blaß, rückwärts bläulich verfärbt, an den Seitenteilen etwas heller. Im Körperinnern allenthalben dunkles flüssiges Blut, in den Herzhöhlen auch lockere, dunkle Gerinnsel. Blutüberfüllte, geblähte, ödematöse Lungen. Übrigens typische Befunde wie oben.

4. Fall. Zweifelhafter Todesfall. Cyankaliumvergiftung. Franz P., 39 Jahre alt, Sicherheitswachmann, ist am 30. April 1898 unter verdächtigen Erscheinungen plötzlich gestorben. Die Obduktion am 2. Mai stellte die Vergiftung mit Cyankali fest. An der hinteren Körperfläche sowohl des Rumpfes wie auch der Gliedmaßen teils diffuse, teils fleckige hellviolette Verfärbungen. Hochgradiges Lungenödem. Blut allenthalben flüssig. Schleimhaut der Luftwege düsterrot. Magenschleimhaut dunkel scharlachrot, sammetartig gequollen, auf der Faltenhöhe geradezu durchscheinend, seifig anzufühlen. Sehr starker Bittermandelgeruch.

5. Fall. Selbstmord mit festem Cyankali. Am 4. Februar 1899 um 6 Uhr abends vergiftete sich der ehemalige Mediziner Ludwig J. in der Wohnung eines Kollegen, indem er ein Stück Stangencyankali schluckte und ein Glas Wasser darauf trank. Tod in nicht ganz 10 Minuten. Obduktion am 7. Februar 1/29 Uhr morgens. Befund: Hautdecken vorne blaß, hinten mit ausgebreiteten, rötlich-blauen, zusammenfließenden, undeutlich begrenzten Leichenflecken bedeckt. Blut allenthalben flüssig und dunkel. Lungen voluminös, höchstgradig mit dunklerem dickflüssigen Blut überfüllt, wenig ödematös. Schleimhaut der Luftwege hellrot gefärbt und gequollen, ähnlich beschaffen die Schleimhaut der Speiseröhre. Magenschleimhaut dunkelrot und stellenweise bräunlich verfärbt, gequollen, seifig. Der geringe flüssige Mageninhalt blutig-schleimig, stark alkalisch. Mäßig starker, doch deutlicher Bittermandelgeruch. Zwölffingerdarm und oberer Leerdarm ähnlich verändert wie der Magen.

Zu diesen Fällen der letzten zehn Jahre kommt noch eine über doppelt so große Zahl der vorangegangenen zwanzig Jahre. Das Ge-

samtergebnis meiner Erfahrungen in bezug auf die Leichenbefunde bei der Cyankalivergiftung kann ich kurz in folgende Sätze fassen:

1. Die Farbe der Totenflecke ist keineswegs charakteristisch oder von der Farbe gewöhnlicher Senkungsflecke abweichend. Zeigen sie einen helleren Ton, so ist dafür eine äußere oder auch innere Ursache, die mit der Vergiftung nicht zusammenhängt, meist unschwer nachzuweisen. Unser Fall 2 bietet dafür einen Beleg. Dort sind lichtrote Totenflecke angegeben. Das muß um so mehr wundernehmen, als sich der Fall in der warmen Jahreszeit zutrug, wo anderes zu erwarten stand. Hier war der Grund der helleren Beschaffenheit des gesenkten und des Blutes im Inneren sichtlich in der wässerigen Beschaffenheit (Hydrämie) und allgemeinen Blutarmut des tuberkulös erkrankten Mannes gelegen. Ich möchte also neben den von Richter sehr zutreffend dargestellten äußeren Umständen, welche eine hellere Färbung des gesenkten Blutes in der Haut bedingen, auch noch auf innere Ursachen einer helleren Blutfarbe wie Anämie und Hydrämie verwiesen haben, wobei die Totenflecke immer schwächer entwickelt und von lichterer Farbe sind.

2. Das entweder ganz flüssige oder nur locker geronnene Blut hat im allgemeinen innerhalb seiner natürlichen Behälter die dunkle Farbe des Erstickungsblutes. Entschieden hellere Rotfärbung zeigen die Schleimhäute jener Teile, mit welchen das Gift direkt (obere Verdauungswege), oder indirekt (obere Luftwege) durch Einatmung von Blausäuredämpfen oder durch Aspiration von erbrochenem Mageninhalt während des Ablaufes der Vergiftung in Berührung kommt.

3. Gedunsenheit und Ödem der Lungen war in unseren Fällen ausnahmlos vorhanden.

4. Neben diesen für sich gewiß nicht entscheidenden Befunden ist endlich für die Diagnose am Leichentische ausschlaggebend der kaum jemals ganz fehlende Bittermandelgeruch, den man meist schon bei der Entnahme des Gehirns wahrnimmt, und die so oft beschriebenen, ganz sinnfälligen Veränderungen der Magenschleimhaut.

Alle Befunde zusammen bieten ein pathologisch-anatomisches Bild von großer Deutlichkeit, so daß die Cyanvergiftung wohl nahezu ausnahmslos mit so großer Sicherheit schon am Leichentische diagnostiziert werden kann, wie wenige andere Gifte. In mehreren unserer Fälle konnte über die Todesursache vor der Leichenöffnung nicht einmal eine Vermutung ausgesprochen werden; die Menschen waren tot aufgefunden worden; die Obduktion allein gab die volle Klärung des Falles, was bei anderen Giften leider keineswegs immer möglich ist.

Die große Sicherheit der Leichendiagnose macht die folgende chemische Untersuchung fast überflüssig. Wir haben allerdings zu unserer eigenen Belehrung fast immer auch den chemischen Nachweis folgen lassen. Dieser ist in akuten und frischen Fällen ebenso leicht wie sicher zu erbringen durch folgende Reaktionen:

1. Die Schönbeinsche Guajakprobe. Sie kann vorteilhaft schon mit dem unveränderten oder mit Weinsäure schwach angesäuerten Untersuchungsobjekt angestellt werden und ist äußerst empfindlich. Ein Gemenge von Guajaktinktur und Kupfervitriollösung, welche man auf einem Filtrierpapierstreifen über einer in verstopfter Flasche befindlichen blausäurehaltigen Flüssigkeit aufhängt, wird, auch wenn nur Spuren vorhanden sind, nach einiger Zeit blau gefärbt. Die Reaktion ist nicht entscheidend, weil auch noch andere Körper sie geben, allein wegen ihrer Einfachheit als Vorprobe der nachfolgenden ordentlichen chemischen Untersuchung, sowie am Leichentische mit Vorteil zu verwenden.

2. Die Berlinerblaureaktion. Diese entscheidende und recht empfindliche Reaktion kann erst ausgeführt werden, wenn zuvor die Blausäure aus den Organen abgeschieden wurde. Dies geschieht durch Destillation aus schwachsaurer Lösung. Wegen der Flüchtigkeit der Blausäure gelingt die Isolierung sehr leicht auch ohne Anwendung der Dampfstromdestillation. Das wasserhelle Destillat wird mit wenigen Tropfen der Lösung eines Eisenoxydul- und Eisenoxydsalzes (verwitterter Eisenvitriol) versetzt und mit Kalilauge übersättigt. War im Destillate Blausäure, so bildet sich beim Kochen des Gemenges Ferrocyankalium, das mit dem überschüssigen Ferrisalz nach dem Ansäuern mit Salzsäure unlösliches Berlinerblau liefert. Seine Anwesenheit erkennt man, wenn nur sehr geringe Mengen vorhanden waren, zunächst an der grünblauen Färbung der Flüssigkeit; oft erst nach 24 Stunden setzt sich das Berlinerblau in kleinen Flocken ab.

3. Die Rhodanprobe nach Liebig ist ebenso empfindlich als sicher. Das Destillat wird mit gelben Schwefelammon im Porzellanschälchen vorsichtig bis zur Trockene eingedampft. Bei Anwesenheit von Blausäure entsteht Rhodanammon (Schwefelcyanammon), welches mit Salzsäure angesäuert und einem Tropfen Eisenchlorid versetzt, das blutrote Rhodaneisen liefert.

4. Vielleicht ebenso empfindlich als die Liebigsche Rhodanreaktion ist die Kobertsche Probe, welche nach der Angabe ihres Entdeckers sogar die Diagnose am Lebenden aus einigen dem Vergifteten entnommenen Blutstropfen gestatten soll. Mit Leichenblut haben wir sie wiederholt ausgeführt und gut erprobt. Sie fußt auf

folgenden Grundsätzen: Cyanwasserstoff verbindet sich mit einem im Leichenblute oft vorhandenen Abkömmling des sauerstoffhältigen Blutrots, dem sog. Methämoglobin, welches eine braune Farbe besitzt, zu Cyanmethämoglobin, einem Körper von hellroter Farbe, den Kobert[1]) entdeckt hat. Setzt man einer verdünnten Lösung von gewöhnlichem (nicht vergifteten) Blut eine Spur von rotem Blutlaugensalz zu, so entsteht in derselben MetHb. Gibt man zu dieser MetHb-hältigen braungefärbten Blutlösung etwas von dem neutralisierten Destillat das aus Organen eines mit Blausäure Vergifteten erhalten worden ist, so schlägt die braune Farbe der Blutlösung in Rot um; es hat sich eben das hellrote Cyanmethämoglobin gebildet, welches auch ein eigentümliches Spektrum besitzt.

5. Die vereinfachte Kobertsche Probe besteht darin, daß zwei sehr verdünnte Blutproben, die eine vom blausäurehältigen, die andere von normalem Blute mit ausgekochtem Wasser hergestellt und in zwei planparallele Gläschen gegeben werden, welche bis oben gefüllt, luftdicht verschlossen werden. Das vergiftete Blut bleibt rot, das andere wird durch Reduktion in längstens 24 Stunden dunkel (venös).

Die Blausäure ist leicht zersetzlich und wird daher in Leichen sehr bald unentdeckbar, indem sie in Ameisensäure übergeht. Bei der in der Regel nicht raschen Fäulnis im kühlen Erdgrabe dürfte der Nachweis einer Blausäurevergiftung, namentlich aber wenn Cyankali verwendet wurde, immerhin durch ein paar Wochen möglich sein.

Es werden aber Ausgrabungen wohl nur äußerst selten notwendig sein, weil hier eine Vergiftung vorliegt, welche fast immer aus eigenem Verschulden erfolgt. Der größte Teil aller Cyanvergiftungen sind Selbstmorde. Kenner der Giftwirkung, Ärzte, Apotheker, Drogisten, Photographen u. dgl. wählen mit Recht gern Cyankalium zum Selbstmordmittel. Unter allen bekannten Giften entspricht es diesem Zwecke wegen seiner ungemein raschen und präzisen Wirkung unbedingt am besten. Verunglückungen durch Verwechslung und nicht entsprechende Verwahrung sind wiederholt vorgekommen. Zweifellos selten sind Morde wegen der Schwierigkeit der heimlichen Beibringung, da sich die Blausäure und ihre Salze durch Geruch und Geschmack verraten. Gleichwohl sind auch schon Morde ausgeführt worden. Mir kam folgender vor:

6. Fall. Ermordung einer ganzen Familie mit Cyankali. Der Kaufmann R. L. hatte sich geschäftlich ruiniert. Er

---

1) Kobert, Über Cyanmethämoglobin und den Nachweis der Blausäure. Stuttgart 1891.

wurde mit seiner Frau und zwei halberwachsenen, schulbesuchenden Kindern am Frühstückstisch tot angetroffen. Es lag bei allen vier Personen Vergiftung mit Cyankali vor. Der Mann hatte, wie aus der Situation bei der Auffindung geschlossen werden konnte, das Gift zunächst der Frau und den Kindern im Rotwein beigebracht und sich schließlich selbst vergiftet. Die Art der Beibringung war in dem Falle insofern gut gewählt, als der natürliche herbe Geschmack des Rotweins einmal geeignet ist, den Bittermandelgeschmack zu decken, während andererseits eine besonders starke Giftwirkung erzielt wird, indem die Säure des Weins rasch viel Blausäure aus dem Cyankali freimacht. Der Fall ist daher auch ein Schulbeispiel für die Bedeutung des Vehikels bei der Giftbeibringung.

Daß es aber immerhin keineswegs leicht ist, jemandem heimlich Cyankali beizubringen, weil es sich durch seinen Geruch sofort verrät, wodurch die Vergiftung oder wenigstens der tödliche Ausgang noch verhindert wird, lehrt der folgende

7. Fall. Mordversuch mit Cyankali an einem Priester. Bei dem Landesgerichte Klagenfurt ist im Jahre 1903 ein sensationeller Prozeß verhandelt worden, der mit der Verurteilung des Angeklagten zu 12 Jahren schweren Kerkers endete. Auf einer kärntischen Pfarrei saßen zwei Seelsorger, zwei Priester tschechischer Nationalität. Der junge, lebenslustige Kaplan hatte wegen Malversationen am Eigentum des älteren Pfarrers alle Ursache, zu wünschen, daß dieser ehebaldigst aus dem irdischen Jammertale in ein besseres Jenseits abberufen werde. Er beschloß daher, seinem Pfarrer die Pforten des Himmels durch Cyankali rasch zu öffnen, indem er dieses Gift dem Opferwein (!) beimengte, den der Pfarrer beim Meßopfer trinken mußte. Dieser stürzte, als er kaum einen Schluck vom Opferkelche getrunken hatte, mit einem Aufschrei am Altare zusammen. Er bot typische schwere Vergiftungserscheinungen dar, wurde jedoch gerettet. Die chemische Untersuchung hat den unumstößlichen Beweis einer vorliegenden Cyankalivergiftung erbracht [1]).

VIII. Alkohol.

Der Alkohol (Äthylalkohol, C_2H_6O) dürfte neben dem Opium das verbreitetste Genußmittel und verderblichste Volksgift auf der ganzen Erde sein. Wohin immer der Europäer seinen Fuß setzte, um angeblich wilden Völkern die zweifelhaften Segnungen seiner höheren Kultur

1) Man vgl. hiermit: Litterski, Ein in der Geschichte kaum dagewesener Fall von Strychninvergiftung und Tod eines katholischen Geistlichen am Altare. Ärztliche Sachverst.-Ztg. 1902. Nr. 10 u. 16.

zu bringen, in Wirklichheit um seiner Gold- und Ländergier zu frönen — stets geschah und geschieht es mit der Schnapsflasche in der Hand. Und was Pulver und Blei nicht vermochten, der Alkohol hat den angestrebten Völkermord prompt besorgt. So wurde beispielsweise eine der schönsten Menschenrassen — die Indianer Nordamerikas — nur durch den Alkohol fast völlig ausgerottet. So sehr ist der Kulturmensch an die als Rausch bekannte akute Giftwirkung des Alkohols als alltäglicher Erscheinung gewöhnt und auch mit den noch schlimmeren chronischen Vergiftungszuständen, die man unter dem Sammelnamen Alkoholismus chronicus zusammenfaßt, vertraut, daß er es nahezu verlernt hat, den Alkohol als einen gefährlichen Körper, als ein Gift im engeren Sinne, oder, wenn ich so sagen darf, im kriminellen Sinne zu betrachten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich meine, es sei wohl nur wenigen gegenwärtig, daß der Alkohol in ganz gleicher Weise wie andere Gifte und mit nicht geringer Aussicht auf Erfolg auch für verbrecherische Zwecke angewendet werden könne.

Einzig und allein um die Eignung des Alkohols für akute kriminelle Vergiftungszwecke zu beleuchten, habe ich diesen sonst so bekannten Körper in die Reihe der zu besprechenden Gifte aufgenommen, und ich will mich auch nur auf diese Erörterung beschränken.

Zu akuten tödlichen Vergiftungen eignen sich nur die stärkeren Konzentrationen des Alkohols, wie sie im Branntwein, den Schnäpsen, Likören u. dergl. vorliegen, vielleicht bei Kindern auch schon die starken, mit Alkohol versetzten Weine. Es enthalten in Volum-Prozenten: die verschiedenen Branntweine 40—50 Proz., Kognak rund 65 Proz., Arak und Rum bei uns 50—60, in England auch bis 75 Proz., Wisky 59, Wudky 50, Absynth 60, Benediktiner 52, Portwein und Marsala um 20, Sherry meist 25 Proz. und darüber. Der aus den Brennereien in den Handel kommende hochgradige Spiritus enthält 96 Proz. reinen Alkohol; er ist die Muttersubstanz für die Herstellung aller Arten gesüßter und ungesüßter Schnäpse auf kaltem Wege. Absoluter, also 100proz. Alkohol findet sich nur in chemischen Laboratorien. Zu den hochgradigen Alkoholen gehört endlich noch der Brennspiritus, der durch Zusatz übelriechender Substanzen (meist Pyridinbasen) als Genußmittel unbrauchbar gemacht, „denaturiert“ worden ist.

Für Kinder, welche gegen Alkohol ungemein empfindlich sind, genügen schon recht geringe Mengen, um schwere Krankheitserscheinungen und selbst den Tod hervorzurufen; aber auch Erwachsene und an Alkohol Gewöhnte können sich mit konzentrierten alkoholischen Getränken lebensgefährlich und sogar tödlich vergiften, wenngleich hier die Angewöhnung eine große Rolle spielt. Auch fallen

individuelle Eigenschaften gerade diesem Gifte gegenüber schwer ins Gewicht. Zahlreiche Menschen haben eine fast absolute Intoleranz gegen Alkohol; ihr Zentralnervensystem reagiert selbst auf kleine Mengen in ganz abnormer Weise (pathologische Rauschzustände).

Deswegen erscheint es auch unmöglich, die giftige und die tödliche Gabe (Dosis toxica und Dosis letalis) für den Menschen ziffermäßig auszudrücken. Jedenfalls hat es geringen Wert, wenn Taylor die Dosis letalis für den Erwachsenen auf 60—180 g angibt.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Alkohol ein Nervengift ist; er affiziert primär vorwiegend das zentrale Nervensystem, bei gewohnheitsmäßigem Mißbrauch allmählich sekundär fast alle Organe des Körpers. Bei den akuten absichtlich oder unabsichtlich herbeigeführten Vergiftungen, die allein uns hier beschäftigen sollen, kommt jedoch oft noch eine andere Wirkung als sehr wichtige Teilerscheinung hinzu — die Ätzung.

Konzentrierter Alkohol macht Eiweiß durch Wasserentziehung gerinnen, so daß es in Lösungen niedergeschlagen wird; es fällt aus. Dasselbe geschieht auch, wenn er mit dem Eiweiß der lebenden Zelle, dem Zellprotoplasma, in Berührung kommt. Dieses gerinnt (koaguliert), die Zelle wird dadurch ertötet. Man nennt das eine Koagulationsnekrose. Der grobsinnlich wahrnehmbare Effekt dieser Ertötung des Zelleiweißes jener Zellen, mit welchem das konzentrierte Gift längere Zeit in direkter Berührung stand, ist ein Schorf. Die Schleimhaut des Magens, der das Aufnahmeorgan des Giftes ist, wird also bei akuter tödlicher Alkoholvergiftung nicht selten auch, oberflächlich wenigstens, verschorft. Ich sage nicht selten, weil die Verschorfung keineswegs immer zustande kommen muß. Sie bleibt aus bei Menschen, welche gewohnheitsmäßig starken Alkohol genießen. Bei Schnapstrinkern kann eine tödliche Alkoholvergiftung zustande kommen, ohne Verschorfung der Magenwand. Derselbe Schnaps, mit dem sich ein Trinker gelegentlich zu Tode gesoffen, ohne daß seine Magenschleimhaut angeätzt wurde, kann bei einem anderen Individium Verätzung herbeiführen.

So wird es verständlich, wenn die Leichenbefunde beim Alkoholtod inbezug auf die Beschaffenheit des Magens keineswegs einheitlich sind. Bei der akuten Alkoholvergiftung eines Trinkers, etwa nach Trinkwetten oder anderen Alkoholexzessen, dürfte ein Ätzschorf wohl kaum jemals beobachtet worden sein.

Wenn man von den selbstverschuldeten Todesfällen der Branntweinsäufer, Wettsäufer und sonstigen Alkoholexzedenten absieht und nur die absichtlich herbeigeführten Vergiftungen als die kriminellen

im engeren Sinne ins Auge faßt, so findet man, daß die forense Kasuistik recht arm an solchen Fällen ist. Mord an Kindern durch zum Teile gewaltsames Eingießen von 67 proz. Weingeist ist von Maschka[1]) beobachtet worden. Je einen Fall von Vergiftung mit Rum und mit Branntwein durch Darreichen größerer Mengen und Nötigung zum Trinken teilt Seidel[2]) mit.

Sehr selten sind Selbstmorde durch Alkohol, eine Tatsache, die bei der leichten Zugänglichkeit und allgemeinen Verbreitung unseres Giftes meiner Meinung nach nur dadurch erklärt werden kann, daß den meisten Menschen die Vorstellung eines Giftes bei einem so alltäglichen Genußmittel abhanden gekommen ist. Reyer hat einen Fall mitgeteilt, wo ein junges Mädchen, um sich zu töten, 1 Liter Branntwein trank. Lebert will mehrere Fälle der Art beobachtet haben; in Rußland soll diese Art des Selbstmordes bisweilen gewählt werden; Gauß und Kapf berichten über je einen Fall von Selbstmord durch Kirschgeist (v. Maschkas Handbuch d. ger. Med. II. Bd. 1882 S. 376) und Hofmann teilt Fälle mit von Selbstvergiftung mit Politur (in starkem Alkohol aufgelöstes Schellack), mit Arnikatinktur und mit denaturiertem Spiritus, in welchem Laugenstein gelöst war. Die Befunde im letzteren Falle entsprachen der Laugenessenz (Lehrb. 7. Aufl. 1895 S. 697).

Bei dieser Sachlage dürfte es nicht unangemessen erscheinen, einen uns kürzlich vorgekommenen Fall von Selbstmord mit Brennspiritus möglichst vollständig mitzuteilen.

Am 1. August 1903, 9 Uhr abends, ist die 45jährige Julie St. in ihrer Wohnung tot aufgefunden worden. Der sogleich herbeigeholte Polizeiarzt stellte folgendes fest: Die Umgebung hat bei der Verstorbenen schon tagsüber wiederholt Erbrechen und Diarrhöen wahrgenommen. Die Leiche zeigt an den Lippen und der Mundschleimhaut grauweiße Verfärbung. Neben dem Bette befindet sich ein Topf mit Resten denaturierten Weingeistes. Aus dem Munde der Leiche dringt der penetrante Geruch nach Brennspiritus. Da nachgewiesen erscheint, daß Julie St. geistig nicht ganz normal war und dieselbe auch schon wiederholt Selbstmordgedanken geäußert hatte, konnte mit Sicherheit angenommen werden, daß der Tod in selbstmörderischer Absicht durch Vergiftung mit Brennspiritus erfolgt ist. Am 3. August wurde die behördliche Leichenöffnung vorgenommen.

Die hierbei erhobenen wesentlichen Befunde sind: die Unter-

---

1) Maschka, Gutachten. IV. Folge. 1873. S. 239.

2) Seydel, Vergiftungen in Maschkas Handbuch. II. S. 384.

lippe weißlich verfärbt, im rechten Mundwinkel der Lippensaum mit weißlichem Schorf bedeckt. Zunge weiß, an der Spitze gerunzelt, Zungengrund gerötet, Schleimhaut des Rachens grauweiß verätzt, Schleimhaut der Speiseröhre längsgefaltet, grauweiß, trocken, die oberste Schichte ablösbar. Der Mageninhalt besteht aus einer größeren Menge einer gelbbraunen Flüssigkeit, in der einige breieige Bestandteile aufgeschwemmt sind und besitzt den intensiven Geruch des Brennspiritus, der übrigens an der ganzen Leiche wahrzunehmen ist. Die Schleimhaut des Magens ist mißfärbig, schmutzig-braun, stark gewulstet, die Epithellage aufgelockert und vielfach abgeschilfert. Der Zwölffingerdarm zeigt ebenfalls noch Epithelnekrose und starke reaktive Rötung. Kurz zusammengefaßt bestand weißgraue trockene Verschorfung der Schleimhaut der Verdauungswege von den Lippen bis über den Zwölffingerdarm hinaus. Im übrigen war Lungenödem und Blutüberfüllung in den Brustorganen vorhanden; das Blut war, von einigen kleinen lockeren Gerinnungen im Herzen abgesehen, allenthalben flüssig und von vorwiegend dunkler Farbe.

Die Befunde sind für die reine Alkoholvergiftung wohl als typisch anzusehen. Im Leichenbilde erscheint der Alkohol höherer Konzentration, wie er im Brennspiritus, sowie in den Schnäpsen vorliegt, vorwiegend als Ätzgift. Diese Veränderungen, sowie der spezifische Geruch, den alle Alkoholarten und die daraus hergestellten geistigen Getränke besitzen, sichert die Diagnose am Leichentische wohl immer.

Es ist aber auch der chemische Nachweis leicht und sicher zu erbringen. Alle Alkohole sind flüchtig und können durch Destillation im Wasserdampfstrom meist ohne jede Ansäuerung, da in der Regel ohnehin sauere Reaktion besteht, aus dem Mageninhalt, sowie aus dem Blute und Organen isoliert werden. Die Destillate lassen durch einfache Reaktionen sowohl den gewöhnlichen Äthylalkohol wie etwa vorhandenen Amylalkohol (Fuselöl des Kartoffelbranntweins) gut erkennen. Für den Brennspiritus sind die beigemengten übelriechenden Substanzen — Pyridinbasen — charakteristisch.

IX. Essigsäure.

Mit der Essigsäure, die in entsprechend verdünntem Zustande, als Essig, ein Gebrauchsgegenstand des täglichen Lebens ist, scheint es wie mit dem Alkohol zu sein. Niemand denkt an die Giftigkeit dieses in jedem Haushalte vorhandenen und meist gar nicht besonders verwahrten Körpers. Allerdings kann man den zum Gebrauche hergerichteten Essig der Haushaltungen wegen seiner geringen Konzentration nicht mehr als

ein Gift bezeichnen, wenngleich Kinder auch durch diese sehr verdünnte Essigsäure noch zu Schaden kommen können. Es sei übrigens nebenbei bemerkt, daß der fortgesetzte übermäßige Genuß von Essig auch Erwachsenen Schaden zufügt; es entstehen Stoffwechselstörungen, Zustände einer chronischen Vergiftung. Mich will es bedünken, daß manche Formen der Blutarmut bei der ärmeren Bevölkerung und beim Landvolke, sowie Gicht und Arterienverkalkung mit dem Übergenuß von saueren Speisen (Salate) ursächlich zusammenhängen könnten.

Doch soll hier nur von der akuten Essigsäurevergiftung die Rede sein. Hierzu bieten die in den Handel kommenden höheren Konzentrationen Anlaß, jene Essigsäure des Handels, welche gewöhnlich als Essigessenz bezeichnet wird. Essigessenz kann 50 aber auch bis zu 80 Proz. chemisch reiner Essigsäure enthalten, während im Gebrauchsessig weniger als 20 Proz., meist sogar nur 8—12 Proz., vorhanden sind. Jene ist daher ein ganz gefährlicher Giftkörper und es erscheint sachlich begründet, wenn die Staatsverwaltung den bishin freien Verkehr mit derselben zur Verhütung lebensgefährdender Unfälle einzuschränken bestrebt ist. Es wurde nämlich vor einiger Zeit in Österreich amtlich verfügt[1]), daß von nun ab Essigsäurelösungen mit einem Gehalt von über 20 Proz. denselben Verkehrsbeschränkungen unterworfen seien, wie andere „gesundheitsgefährliche chemische Präparate“.

Dies hat zur Folge, daß auf Essigessenzen die Bestimmungen über den Verkehr mit Giften und gifthaltigen Droguen sinngemäß Anwendung zu finden haben. Es sind daher alle Essigsäurelösungen von einer höheren, als der angegebenen Konzentration „von den Gewerbetreibenden in Gefäßen oder Behältnissen, welche mit einer deutlichen Aufschrift des Inhaltes bezeichnet sind, aufzubewahren und von jedermann, der dieselben besitzt, von Genuß- und Heilmitteln fern zu halten“. Im Kleinverkehre sind dieselben nur gut verwahrt auszufolgen und nur an Personen hintanzugeben, „bei welchen weder Mißbrauch noch unvorsichtiges Gebaren zu besorgen ist“. Bei der Versendung sind sie „mit der ihnen eigentümlichen Benennung zu bezeichnen“ und „in gut schließenden, vor dem Ausrinnen vollkommen schützenden Behältnissen sorgfältig zu verpacken[2]).“

Gegen diese Vorschriften dürfte nicht allzu selten verstoßen

---

1) Erlaß des k. k. Ministeriums des Innern vom 19. Juni 1901. Z. 38233 ex 1900. — Vgl. dazu die amtliche Interpretation des Erlasses in „Das österr. Sanitätswesen“. XIII. 1901. S. 332.

2) Verordnung der Ministerien des Innern und des Handels vom 21. April 1876. R.-G.-Bl. Nr. 60. §§ 12 u. 13.

werden. Wir hatten wenigstens schon in einer Reihe von Fällen Essig im gerichtlichen Auftrage zu untersuchen, wo der Gehalt an reiner Essigsäure zu bestimmen und festzustellen war, ob die Konzentration 20 Proz. übersteige. Bei diesen, von uns stets durch Titration vorgenommenen Bestimmungen der Azidität konnten wir uns überzeugen, wie hochkonzentrierte Essigsäurelösungen in den Handel kommen und in Haushaltungen nicht selten allgemein zugänglich vorhanden sind. In einem Falle waren in 100 ccm der ursprünglichen Essenz 81 g reiner Essigsäure (!). Es kann nicht wundernehmen, wenn sich dann auch schwere und tödliche Vergiftungen ereignen, die uns in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen sind.

Die tödlichen Essigsäurevergiftungen betreffen nach meinen Erfahrungen zumeist Kinder. Überwiegend sind es Verunglückungen aus Fahrlässigkeit: Die Essigessenz wurde nicht gehörig verwahrt, die Flasche nicht entsprechend geschlossen, die unbeaufsichtigten Kinder tranken daraus. Typisch in jeder Hinsicht ist der Fall, den ich im nachfolgenden mitteile. Die Veröffentlichung scheint mir um so mehr geboten, als die Kasuistik der Essigsäurevergiftung bis vor kurzem recht dürftig war. Schuchardt konnte 1882 den Satz niederschreiben: „Akute Essigsäurevergiftungen kennt die Literatur 6, einschließlich zweier Fälle, in welchen der essigsäurehaltige Liquor Villati in eiternde Wunden eingespritzt war.“ Reine Essigsäurevergiftungen waren also damals nur vier bekannt. Bis 1901 sind, soweit ich die Literatur überblicke, nur noch zwei Fälle zugewachsen. Hofmann[2]) teilt kurz die Verunglückung eines Epileptikers mit, dem während des Anfalles ein mit Essigessenz getränkter Schwamm an den Mund gehalten worden war, und Stumpf[3]) die eines Mannes, der die hinterbliebene Essigessenz, womit er sich Salat abgemacht hatte, austrank.

In jüngster Zeit haben sich die Beobachtungen über Essigsäurevergiftungen in recht bedenklichem Maße gemehrt. Marcinowski[4]) berichtet über einen, Curschmann[5]) über zwei Fälle von Vergiftung mit Essigessenz, ferner noch Brandt[1]) und Schäffer[2]) über je

---

1) Schuchardt, Vergiftung durch Essigsäure. Maschkas Handbuch der gerichtl. Med. II. S. 112.

2) Hofmann, Lehrbuch. 7. Aufl. 1895.

3) Stumpf, Münchner med. Wochenschr. 1898. Nr. 22.

4) Marcinowski, Ein Fall von Vergiftung durch sogenannte Essigessenz. Sachverst.-Ztg. 1902. Nr. 7.

5) Curschmann, Über 2 Fälle von Essigessenzgenuß. Ärztl. Sachverst.-Ztg. 1902. Nr. 11.

einen Fall. In beiden letzteren Fällen betrug der Gehalt der verwendeten Essenzen gleichfalls 80 Proz. Sehr beachtenswert sind neben den medizinischen Einzelheiten in dem Schäfferschen Falle die Ausführungen des Autors über die Frage, ob Essigessenz ein Gift sei: Unter selbstverständlicher Bejahung der Frage fordert Verfasser reichsgesetzliche Regelung des freien Handelsverkehrs mit der (Frankfurter) Essigessenz. Nachdem sohin die Frage der Essigsäurevergiftung recht aktuell geworden ist, erscheint die Mitteilung meiner eigenen Beobachtungen um so mehr geboten.

1. Fall. Tödliche Vergiftung eines 7jährigen Knaben durch Trinken von Essigessenz. Am 7. Mai 1900 war die Hausbesitzerin Konstantia H. mit dem Reinigen von Betten mittelst Essigessenz beschäftigt, während zwei Knaben von Mietsparteien zugleich im Hofe spielten. Kaum hatte sie auf kurze Zeit die Arbeit verlassen, nahm der ältere Knabe, Andreas M., das beiseitegestellte Fläschchen und trank davon. Er schrie heftig auf, man erkannte sofort den Zusammenhang und rief auch sogleich einen Arzt herbei. Nach entsprechender erster Hilfeleistung wurde der Knabe in eine Heilanstalt gebracht, wo er am dritten Tage (9. Mai) starb. Die am 10. Mai vorgenommene gerichtliche Leichenöffnung hatte kurz folgendes wesentliche Ergebnis: Haut blaß, Lippen bräunlich vertrocknet, mit stellenweisem Verlust des Oberhäutchens; Zunge und Mundhöhlenschleimhaut mit einem grauen schmierigen Belag bedeckt; Schleimhaut des Rachens aufgelockert, geschwollen, stellenweise oberflächlich abgestoßen. Die Speiseröhre an der innern Oberfläche bleigrau, gefaltet, verdickt, die Schleimhaut fast in ihrer Gänze in einen trockenen, starren, rissigen, weißgrauen Schorf umgewandelt; die Magenschleimhaut geschwollen, gelockert und oberflächlich grauweiß verfärbt. Die Schleimhaut des Kehlkopfes und der Luftröhre ist durchgehends stark gerötet, geschwollen, an vielen Stellen von Blutaustritten durchsetzt und oberflächlich mit einer als Häutchen abziehbaren Schichte einer faserstoffigen Ausschwitzung bedeckt. Dieser Prozeß setzt sich in den Luftröhrästen bis tief in die Lungen hinab fort. Diese erscheinen in einzelnen Bezirken blutreicher und luftärmer.

Kurz zusammengefaßt war weißgraue Verätzung und reaktive Entzündung der Schleimhäute der ersten Giftwege (Mundhöhle,

1) Brandt, Ein Todesfall infolge Vergiftung mit Essigessenz. Ärztl. Sachverst.-Ztg. 1902. Nr. 13.

2) Schäffer, Sektionsbefund bei Vergiftung mit Frankfurter Essigessenz, nebst Bemerkungen über den freien Handelsverkehr derselben. Ärztl. Sachverst.-Ztg. 1902. Nr. 11 u. 12.

Rachen, Speiseröhre, Magen) vorhanden, dann aber bis zum stark entwickelten Croup und zur beginnenden Pneumonie gesteigerte Entzündung der Luftwege. Die nächste Todesveranlassung war unzweifelhaft diese Entzündung der Luftwege, wie ja auch in dem Falle von Hofmann ausgebreitete Lungenentzündung vorhanden war.

Der Fall endete mit Anklage und Verurteilung.

2. und 3. Fall. Essigsäurevergiftung zweier Kinder.

Fast genau ebenso waren die äußeren Umstände, der Verlauf und die anatomischen Veränderungen in zwei weiteren Fällen von fahrlässiger Essigsäurevergiftung an einem 2½ und einem 4jährigen Kinde, in denen wir mit der chemischen Untersuchung betraut waren. Nur waren in diesen Fällen wegen des rascheren Verlaufes die entzündlichen Veränderungen der Luftwege noch nicht soweit gediehen, wie im ersten Falle. Bemerkenswert war auch noch in allen Fällen die Beschaffenheit der Nieren, die schon bei der Untersuchung mit unbewaffnetem Auge das Bild einer Entzündung darboten. Die mikroskopische Untersuchung ergab in allen Fällen toxische Nierendegeneration, ähnlich wie sie Schäffer beschrieben hat, nur fand ich mehr Epithelveränderungen als Hämoglobinpfröpfe, was wohl mit dem protrahierterem Verlaufe meiner Fälle zusammenhängt. Eine für die Diagnose verwertbare spezifische Veränderung zeigen die Nieren nicht.

Es liegt also in der Essigsäure ein ausgesprochenes Ätzgift vor, welches wegen seiner großen Flüchtigkeit geradeso wie andere flüchtige Gifte (Ammoniak, Blausäure) nicht nur die Verdauungswege verätzt, sondern auch die Luftwege hochgradig irritiert und Entzündung der Atmungsorgane hervorruft.

Dem entsprechen auch die Krankheitserscheinungen, welche neben den gewöhnlichen und bekannten Symptomen einer toxischen Magendarmentzündung (Gastroenteritis toxica) eine sehr heftige Mitaffektion der Atmungsorgane bekunden, als Hustenanfälle, Heiserkeit, Stimmritzenkrampf, Erstickungsanfälle, Atemnot, Brustbeklemmung. Alle diese Erscheinungen waren im nachfolgenden, nicht tödlich verlaufenen Vergiftungsfalle besonders scharf ausgeprägt.

4. Fall. Böswillige Vergiftung eines Angetrunkenen mit Essigessenz. M. P. hatte anläßlich eines Schmauses die ganze Nacht im Wirtshaus verbracht. Alkohol- und schlaftrunken begehrte er morgens Schnaps. Der Wirt setzte ihm „zur Ernüchterung“ die Essigflasche vor, die er aus der anstoßenden Küche herbeigeholt hatte. In derselben befand sich unverdünnte Essigessenz. M. P. schenkte sich selbst ein Schnapsglas voll und tat einen kräftigen Schluck. Er bekam einen lebensgefährlichen Erstickungs-

anfall, obwohl er den größten Teil der Flüssigkeit sofort wieder ausgespieen hatte, und wäre, wie Zeugen angeben, fast an der Stelle zugrunde gegangen, er wurde ganz blau im Gesichte und bewußtlos. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich, wurde nach Hause gebracht und stand dann noch über eine Woche wegen Heiserkeit, quälenden Hustenanfällen und Bronchitis mit eiterähnlichem Auswurf in ärztlicher Behandlung.[1])

Dieser Fall ähnelt den von Laugier[2]) veröffentlichten zwei Beobachtungen von Vergiftung durch Einatmung von Essigsäuredämpfen. Dabei kommt es selbstverständlich nur zu einer Affektion der Luftwege, wie in unserem letzten Falle, wo doch nur sehr wenig Säure in den Magen gelangt sein konnte.

Der Nachweis der Essigsäure in den Organen gestaltet sich insofern schwierig, als freie Säure wohl nur in Ausnahmsfällen bei sehr rasch eintretendem Tod vorhanden sein dürfte. Wir fanden solche nie. Aus den im Organismus gebildeten Salzen kann sie, wenn nicht schon weitere Zersetzungen erfolgt sind, durch Destillation im Wasserdampfstrom nach Ansäuerung der zerkleinerten Organteile mit Schwefelsäure erhalten werden. Im Destillat wird sie entweder schon direkt durch den Geruch wahrgenommen und die dunkelrote Färbung nach Zusatz von Eisenchlorid nachgewiesen, oder man muß das mit Kaliumkarbonat oder Natron neutralisierte Destillat zur Trockne bringen und sie im Trockenrückstand nachweisen. Eine Probe desselben, mit konzentrierter Schwefelsäure übergossen, gibt den Essiggeruch, oder es entsteht beim Erwärmen nach Zusatz von Alkohol der Geruch nach Essigäther. Am empfindlichsten ist die Kakodlyreaktion. Der Trockenrückstand der zu prüfenden Substanz wird im Glasröhrchen mit Arsenik erhitzt. Dabei bildet sich, selbst bei nur spurweiser Anwesenheit von Essigsäure, Diarsendimethyloxyd (Kakodyloxyd oder Alkarsin), das an seinem höchst widerwärtigen Geruch erkannt wird.

X. Chloroform.

Sind Alkohol und Essigsäure Gifte des täglichen Lebens, so ist das Chloroform ein rein ärztliches Gift. Es ist heute das meist ver-

---

1) Auch in diesem Falle wurde die Anklage wegen fahrlässiger Körperbeschädigung erhoben, weil gegen eine besonders kundgemachte Vorschrift (s. o.) verstoßen und daraus eine schwere körperliche Beschädigung, nämlich die einer an sich schweren Verletzung gleichzustellende Vergiftung hervorgegangen war (§ 335 Österr. St.G.).

2) Laugier, Remarques sur les inconvénients des Inhalations d'Acide acétique dans les cas de Syncope. Annales d'hygiène publique et de Médecine légale. Tome XXIII. 1895. p. 170.

wendete Betäubungsmittel, das zum unentbehrlichen Rüstzeug des Chirurgen gehört, der Unempfindlichkeit (Anästhesie) und Betäubung (Narkose) herbeiführen muß, um seine so oft lebensrettenden schweren und schwersten Eingriffe ausführen zu können. Man kann ruhig sagen, daß ohne das Chloroform die Chirurgie sich nicht zu ihrer heutigen Höhe hätte entwickeln können. In den Händen der Ärzte ist dieser gefährliche Giftkörper ein Wohltäter der Menschheit geworden. Neben den ungeheuren durch die Asepsis und Antiseptik herbeigeführten Fortschritten der operativen Heilkunde verdanken Tausende und Abertausende dem Chloroform Leben und Gesundheit, weil ohne dieses Gift die Ausführung der lebensrettenden Operation überhaupt unmöglich gewesen wäre.

Daran zu erinnern scheint mir aus zwei Gründen geboten, erstens, um die immer dreister werdenden Angriffe der, breite Volksschichten verwirrenden Naturheilkünstler auf die wissenschaftliche Heilkunde zurückzuweisen, und zweitens, um richterliche Kreise den seltenen und in der Regel unvermeidbaren Unfällen gegenüber das für eine gerechte Beurteilung notwendige volle Verständnis zu erschließen. Dieses letzte Ziel ist die eigentliche Veranlassung, daß ich auch das Chloroform in den Kreis meiner Erörterungen einbezogen habe und ich werde mich auch darauf beschränken, um so mehr, als im übrigen die Chloroformvergiftung sowohl in bezug auf Verlauf und den oft überraschenden Ausgang, sowie nach den Leichenbefunden, zu den bestgekannten Intoxikationen gehört.

Das Chloroform ($CHCl_3$, Trichlormethan) wird als flüchtiger Körper bei den Narkotisierungen in Gasform durch die Lungen in den Organismus eingeführt. Dort gelangen die mit der Atemluft vermengten Dämpfe ins Blut und mit diesem zu den Ganglienzellen des Gehirns, welche zuerst und vornehmlich der Giftwirkung unterliegen. Das Gift kann aber auch vom Magen aus im Körper verbreitet werden; es ist daher ebenso gefährlich Chloroform zu schlucken, als einzuatmen.

Wiederholt sind Menschen dadurch verunglückt oder haben Selbstmord verübt, indem sie zum äußeren Gebrauche verschriebenes Chloroform tranken.

Auf Grund der Ergebnisse der experimentellen Forschung kann man sich eine ziemlich genaue Vorstellung davon machen, wie das Chloroform wirkt. Es beeinflußt, wie alle sogenannten Anästhetika, die Alkohole, Äther- und Esterarten, den flüssigen Inhalt der Zellen, das Zellprotoplasma, indem es daselbst molekuläre Lageveränderungen hervorruft. Man kann es daher, wie dies Kobert tut, mit Recht ein

Zell- oder Protoplasmagift nennen[1]). Von der näheren Art der Beeinflussung des Zellprotoplasmas durch die ganze Giftgruppe der Anästhetika hat sich schon Nägeli in seiner Theorie der Gärung eine ganz zutreffende Vorstellung gemacht. Er nimmt an, daß in diesen Giften ein heftiger Bewegungszustand vorhanden sei, welcher die normalen Bewegungszustände im lebenden Plasmakörper stört. Löw[2]) hat dies dahin präzisiert, daß er sagt, der übertragene heftige Bewegungszustand führt zur chemischen Umlagerung im labilen Eiweiß des Protoplasmas. Solche durch die Anwesenheit gewisser chemischer Körper bedingte Bewegungsvorgänge, die zu Umlagerungen der Moleküle führen, nennt man katalytische Vorgänge. Da nun das Chloroform und die verwandten Gifte auch nicht, wie es bei vielen anderen der Fall ist, durch einen direkten chemischen Eingriff infolge chemischer Verwandtschaft (Affinität) schädlich wirken, sondern nur durch Übertragung von Schwingungszuständen, so wählte Löw für sie die die Giftwirkung der ganzen Gruppe am besten charakterisierende Bezeichnung: katalytische Gifte. Im Sinne dieser exakten physikalisch-chemischen Auffassung der letzten Vorgänge in den Zellen ist das Chloroform als katalytisch wirkendes oder kurzweg als ein katalytisches Gift zu bezeichnen.

Da es sich hierbei nicht um eine chemische Bindung handelt, wie sie etwa bei der CO-Vergiftung vorliegt, sondern nur um eine Verschiebung von Molekülen, so läßt es sich auch sehr gut vorstellen, daß die verschobenen Moleküle, sobald der vom zirkulierenden Gifte ausgehende Bewegungsimpuls aufhört, wieder zur alten Lagerung zurückkehren und die Giftwirkung im wesentlichen zu Ende ist. Wir verstehen dadurch die Flüchtigkeit, das transitorische der Giftwirkung und die Möglichkeit einer raschen Rückkehr zur Norm, Erscheinungen, die allen hierhergehörigen Giften gemeinsam und eigenartig sind; man denke nur an den Alkohol.

Für das Verständnis der Chloroformwirkung ist noch eine andere Tatsache von Wesenheit: Die verschiedenen Teile des zentralen Nervensystems werden von der Giftwirkung nicht gleichzeitig betroffen, sondern in einer unter normalen Verhältnissen ganz bestimmten typischen Reihenfolge; zuerst das Großhirn, dann das Kleinhirn, hierauf das Rückenmark und endlich das verlängerte Mark. Im Zustande der tiefen Narkose sind alle Teile des zentralen Nervensystems gelähmt und außer Funktion gesetzt — nur nicht das ver-

---

1) Kobert, Intoxikationen. S. 540.

2) Löw, Oskar, Ein natürliches System der Giftwirkungen. München 1893. S. 23.

längerte Mark, der Sitz des Atmungs- und Kreislaufzentrums. Mit diesen beiden Zentren allein kann der Mensch leben, und er lebt auch während der tiefen Narkose; er stirbt jedoch, wenn auch sie bis zum Erlöschen ihrer Funktion vergiftet sind. Wir nehmen an, daß diese Reihenfolge abhängt von der verschiedenen Widerstandsfähigkeit des Zellprotoplasmas gegen die katalysierende Wirkung des Giftes. Je geringer diese ist, desto rascher ist das betreffende Organ oder ein Teil desselben vergiftet. Man kann das physikalisch auch so ausdrücken: Je labiler der Gleichgewichtszustand der Protoplasmamoleküle einer Zelle ist, desto leichter wird er durch ein katalytisches Gift gestört, umso rascher ist also die Zelle vergiftet.

Dadurch wird auch das Verständnis eröffnet für die bisher ganz undefinierbar gewesenen Tatsachen der Toleranz und Intoleranz verschiedener Menschen gegen Cerebrospinalgifte. Warum verträgt z. B. A. den Alkohol gut, B. weniger gut, C. schlecht? Antwort: weil die Protoplasmamoleküle der Ganglienzellen des Großhirns bei A. schwer, bei B. weniger schwer, bei C. sehr leicht verschiebbar sind. Wie es nun bekanntlich Menschen gibt, welche auf Alkohol sehr heftig reagieren, so daß schon geringe Mengen schwere und nicht selten in der Form abnorme Vergiftungserscheinungen hervorrufen, die wir pathologische Rauschzustände nennen, so gibt es auch Menschen, deren Nervenzellen auf Chloroform abnorm reagieren. Diese von der Regel abweichende Reaktion besteht entweder in Überempfindlichkeit gegen das Gift (Idiosynkrasie), so daß schon kleine Mengen große Wirkungen hervorbringen oder im regelwidrigen Ablauf der Vergiftung, indem beispielsweise die Reihenfolge gestört ist, in welcher die einzelnen Abschnitte des zentralen Nervensystems in die Giftwirkung einbezogen werden.

Sind nun etwa bei einem Menschen die Ganglienzellen des verlängerten Markes nicht, wie es der Norm entspricht, widerstandsfähiger gegen die Wirkungen des Chloroforms als die des Rückenmarks, so wird jenes vor diesem gelähmt, das heißt, der Mensch hört auf zu atmen oder es steht das Herz stille, während Arme und Beine noch bewegt werden, also noch der Zustand der tiefen Narkose nicht erreicht ist. Dieses Ereignis ist ein nicht seltener, peinlicher Zwischenfall bei der Narkose und kann mit dauerndem Herzstillstand — Tod — enden. Bei andern Menschen besteht die abnorme Reaktion wieder darin, daß die Anfangserscheinungen ungewöhnliche sind. Das Erregungsstadium, welches wie beim Alkohol dem Depressionsstadium vorangeht, ist in solchen Fällen ungemein heftig und kann sich bis zu tobsuchtähnlichen Ausbrüchen steigern.

Alle solche abnormen Reaktionen kann man, wie man von pathologischen Rauschzuständen spricht, auch als pathologische Narkosezustände bezeichnen. Tödliche Verunglückungen bei der Narkose können also einmal aus pathologischen Narkosezuständen resultieren. In diesen Fällen tritt der Tod manchmal schon zu Beginn, öfters im Verlaufe der Narkotisierung, stets aber vor erreichter tiefer Narkose ein. Der Verbrauch an Chloroform war in solchen Fällen, wie ich mich oft zu überzeugen Gelegenheit hatte, immer ein geringer. Das Mißverhältnis zwischen der Giftmenge und dem schweren Erfolg ist das Charakteristikum für die pathologische Reaktion des Nervensystems des Verunglückten und daher eine für die forensische Beurteilung des konkreten Falles besonders wichtige Tatsache.

Allein nicht alle Narkose-Todesfälle sind auf eine pathologische Reaktion des zentralen Nervensystems zurückzuführen, sondern es gibt noch eine Reihe anderer Veranlassungen. Dahin gehört in erster Linie die verbrauchte Menge des Chloroforms. Man kann trotz der ungeheuren Zahl von ausgeführten Chloroformnarkosen doch schwer die tödliche Gabe angeben, da eben die Menschen so ungemein verschieden reagieren. Es wurden 50—100 g Chloroform von Menschen auf einmal eingeatmet und ohne dauernden Schaden vertragen; es sind aber auch schon bei Dosen von nur 10 g und darunter, ausnahmsweise selbst bei nur 1,5—2,5 g Todesfälle vorgekommen. Man wird daher kaum jemals einen Todesfall auf die Überschreitung der maximalen Dosis zurückführen können, es sei denn, daß die unter allen Umständen im höchsten Grade bedenkliche Menge von 100 g überschritten worden wäre, ein Fall, der mir nie vorgekommen ist.

Viel wichtiger als die absolute Menge des verbrauchten Chloroforms ist die Konzentration, in der es eingeatmet wird. Neben den Chloroformdämpfen muß der Mensch reichlich Luft erhalten. Nach Lewin [1]) sollen auf 100 l Luft nicht mehr als 5 g Chloroform kommen und er ist der Meinung, daß durch Verstoß gegen diese Norm, also durch unzweckmäßige Anwendung des Chloroforms, sich die meisten Unglücksfalle ergeben. Ja, konzentrierte Chloroformdämpfe können durch Reflex von der Nasen- und Rachenschleimhaut auf den Vagus Herzstillstand erzeugen. Auch ist es möglich, daß sie sich in den Lungen kondensieren und dadurch mechanisch Atmungsstörungen verursachen. Eine solche fehlerhafte Methode hätte natürlich der Arzt zu verantworten. Es geht daraus auch die Forderung hervor, daß

1) Lewin, Lehrbuch der Toxikologie. 2. Aufl. 1897. S. 148.

die Narkose nur in einem mit guter Luft reichlich versehenen möglichst großen Raume, keinesfalls in einem engen und dumpfen Gemach vorgenommen werden darf.

Die schlechte Beschaffenheit des Chloroforms hat ebenfalls Lebensgefahr im Gefolge. Man wird daher eine chemische Prüfung seiner Qualität vorzunehmen nicht umgehen können, wenn man einen Narkose-Todesfall vollständig aufklären will. Die wichtigsten Chloroformverunreinigungen sind: Amylalkohol, Äthylchlorid, Äthylenchlorid, Aldehyd, Allylchlorid, Tetrachlormethan, Phosgen, freies Chlor; in vereinzelten Fällen hat man auch schon flüchtige Arsenverbindungen darin gefunden. Die Verantwortung für die Reinheit des Chloroforms kann wohl niemals den Arzt treffen, sondern hierfür ist derjenige haftbar, von welchem der Arzt das Medikament im selbstverständlich guten Glauben auf seine tadellose Beschaffenheit bezogen hat. Es ist aber daran festzuhalten, daß auch die absolute Reinheit des Chloroforms nicht vor unglücklichen Zufällen schützt, besonders wenn die Anwendungsmethode unzweckmäßig war.

Von besonderem Belange ist der körperliche Zustand des Kranken. Dahin gehören neben der schon oben besprochenen individuellen Idiosynkrasie, welche vorher keineswegs sicher zu bestimmen ist, und für welche auch niemand verantwortlich gemacht werden kann, allgemeine Körperschwäche und langes Siechtum, vorangegangene große Blutverluste, Lungenemphysem, schwere Herz- und Nierenerkrankungen, Arterienverkalkung, chronischer Alkoholismus. Dahin ist auch die richtige Indikationsstellung für die Vornahme der Operation zu zählen. Grobe Verfehlungen gegen diese von der medizinischen Wissenschaft allgemein anerkannten Regeln und Außerachtlassung der hierbei gebotenen besonderen Vorsichten hätte der Arzt zu verantworten.

Aus dieser knappen Darstellung ergeben sich alle Fragen, welche bei der forensischen Beurteilung eines Narkose-Todesfalles zur Erörterung kommen und beantwortet werden sollen. Es sind dies die folgenden fünf: 1. die individuelle Reaktion, 2. die verbrauchte Chloroformmenge, 3. die Anwendungsart des Narkosemittels, 4. die Beschaffenheit des Chloroforms, 5. die Körperbeschaffenheit des Kranken.

Die Leichenöffnung und anderweitige Untersuchungen sollen jeden Fall aufklären. Oft und oft ergibt die Untersuchung, wie ich aus ziemlich reicher Erfahrung der letzten Jahre namentlich bestätigen kann, die volle Schuldlosigkeit der Ärzte. Nicht selten gibt erst der Leichenbefund jene Aufklärung über die besondere Körper-

beschaffenheit, welche den Unfall veranlaßt hat und als natürliches Ereignis erscheinen läßt, eine Aufklärung, die am Lebenden trotz der Anwendung aller Untersuchungsmittel nicht gewonnen werden konnte. Solche Fälle, die einzeln hier zu erörtern außer dem Rahmen meines Vorwurfes liegt, bilden die Mehrzahl meiner Erfahrungen.

Andererseits kann und soll nicht in Abrede gestellt werden, daß hie und da auch ärztliche Verstöße vorkommen, die zumeist in Außerachtlassung der einen oder anderen gebotenen Vorsicht oder Maßregel bestanden. Solche klarzulegen, um aus beklagenswerten Vorfällen nützliche Erfahrungen für die Zukunft zu gewinnen, ist nicht nur die ernste Pflicht des unter Eid stehenden Gerichtsarztes, sondern es erheischt dies das ureigenste Interesse der Heilärzte selbst. Nichts könnte ihr Ansehen und die hohe Vertrauensstellung, welche sie trotz mancher Befeindungen im sozialen Organismus einnehmen und mit Recht beanspruchen dürfen, mehr erschüttern, als Beugung der Wahrheit.

Die Chloroformvergiftung kommt praktisch allerdings vorwiegend, aber keineswegs ausschließlich als Narkoseunfall in Betracht. Ich habe neben den schon erwähnten medizinalen Vergiftungen durch Verwechslung auch schon Selbstmorde mit Chloroform beobachtet und es ist bekannt, daß auch schon Morde damit ausgeführt wurden. (Gewaltsame Chloroformierung.)

Nur wenige Worte noch über den chemischen Nachweis des Chloroforms in der Leiche. Die forensische Diagnose wird in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle aus den Leichenbefunden und den äußeren Umständen mit voller Sicherheit erbracht, ohne daß eine chemische Untersuchung notwendig wäre. Genau genommen vermöchte eine solche auch nichts anderes zu erweisen, als die Anwesenheit von Chloroform im Blute und den Organen. Da es bei jeder Narkose im Blute vorhanden ist, so kann sein Nachweis in der Leiche nie etwas anderes bedeuten, als daß der Mensch narkotisiert wurde, keineswegs aber, daß er infolge der Narkose gestorben ist. Gleichwohl kann es Fälle geben, wo dieser Nachweis erforderlich ist und auch genügt. Es würde dies namentlich dann eintreten, wenn erst nach der Hand sich der Verdacht einer Chloroformvergiftung ergäbe. Da ist es nun nicht unwichtig zu wissen, daß Chloroform noch durch lange Zeit nachweisbar ist. Ich habe es im faulenden Blute von an Chloroformvergiftung Gestorbenen noch nach mehr als anderthalb Jahren nachzuweisen vermocht. Der Nachweis geschieht nach Isolierung durch Destillation mittels der höchst empfindlichen Isonitrilreaktion. Erwärmt man das chloroformhaltige Destillat mit Anilin und

alkoholischer Kalilauge, so entsteht selbst bei geringsten Spuren schon das penetrant riechende Isocyanphenol oder Isonitril.

XI. Karbolsäure.

Wie das Chloroform, ist auch die Karbolsäure (Phenol) ein vorwiegend ärztliches Gift, wenigstens war sie dies vor Zeiten. Durch Lister 1863 in die chirurgische Therapie eingeführt, hat sie zu zahlreichen medizinalen Vergiftungen geführt. Schon 1882 konnte Kobert[1]) in einer Zusammenstellung über 169 veröffentlichte Vergiftungsfälle berichten, die selbstverständlich nur einen Bruchteil der wirklich vorgekommenen darstellen. Bis 1893 ergaben sich weitere 50 Fälle. Seither sind die Vergiftungen mit reiner Karbolsäure viel seltener geworden, da dieser Körper aus der chirurgischen Praxis mehr verschwunden ist und anderen bakteriziden Mitteln Platz machen mußte. Auch als Desinfektionsmittel findet die Karbolsäure heutzutage weit weniger Verwendung, so daß das große Publikum diesen gefährlichen Körper nicht mehr so häufig in die Hand bekommt.

Nichtsdestoweniger sind auch in der jüngsten Zeit noch Fälle von Intoxikationen mit der gewöhnlichen Karbolsäure vorgekommen, wie die Mitteilungen von Fischer[2]) beweisen, welche dadurch ein besonderes Interesse gewinnen, daß sehr verdünnte Säure (1,7 proz. Karbolwasser), äußerlich angewendet, zur Gangrän der verletzten Teile führte. Über die Ursachen dieser örtlichen bis zum Absterben der betroffenen Gewebe führenden Giftwirkung hat sich Rosenberger[3]) neuerlich ausgesprochen. Einen neuen Fall von Karbolsäurevergiftung berichtet Goldenberg[4]).

Dagegen sind in den letzten anderthalb Jahrzehnten zahlreiche Abkömmlinge (Derivate) der Karbolsäure in Gebrauch gekommen, von denen einige, wie das Kreolin und namentlich das Lysol, bereits eine ausgedehnte Verwendung in der Chirurgie und als Desinfektionsmittel gefunden haben. Die wirksamen Bestandteile in diesen Geheimmitteln sind, wie immer auch dieselben von den Patentbesitzern benannt sein mögen, Homologe des Phenols, welche durch besondere Verfahrungsarten aus dem Teeröl, dem unlöslichen Rück-

1) Kobert, Lehrbuch der Intoxikationen. 1893. S. 124.

2) Fischer, Zwei Fälle von Karbolgangrän. Münchner med. Wochenschr. 1901. Nr. 22.

3) Rosenberger, Ursachen der Karbolgangrän. Verhandlungen der phys.-med. Gesellschaft zu Würzburg. 1901.

4) Goldenberg, Über einen Fall von Karbolsäurevergiftung. Ärztl. Sachverst.-Ztg. 1902. Nr. 19.

stande bei der Darstellung der reinen Karbolsäure, gewonnen werden. Diese höheren Phenole werden in der Chemie Kresole genannt. Wasserlöslich gemachte Kresole sind also in allen diesen von der technischen Industrie immer wieder unter neuen Bezeichnungen in den Handel gebrachten Desinfektionsmitteln, dem Kreolin, Lysol, Solutol, Solveol, Saprol, Sapokresol, Trikresol u. a. vorhanden. Die Kresole enthalten den Phenolkern, müssen also schon nach theoretischen Überlegungen voraussichtlich eine ähnliche Wirkung im menschlichen und tierischen Organismus hervorbringen, wie die reine Karbolsäure; es können sich nur quantitative Unterschiede gegen diese ergeben.

Die chemische Zusammensetzung dieser neueren Desinfektionsmittel, die fast ausschließlich als patentierte Geheimmittel in den Handel kommen, anlangend, haben die zahlreichen bezüglichen Untersuchungen die Anwesenheit schwankender Mengen von Kresolen in denselben sichergestellt. So fanden Biel, Fischer und Lutze im englischen Kreolin 27,4 Proz. Phenole, während im deutschen Kreolin nach Henle[1]) der Gehalt an Phenolen nicht mehr als 10 Proz. beträgt. Vom Saprol sagt Pfuhl[2]), es bestehe aus einem Gemisch von rohen Kresolen, denen noch große Mengen Pyridinbasen beigemengt sind, und Scheurlen[3]) bestimmte den Kresolgehalt dieses Desinfektionsmittels mit 40—45 Proz., den Gehalt an anderen Teerbestandteilen mit 35—40 Proz. nebst 20 Proz. hochsiedender Kohlenwasserstoffe.

Noch viel umfänglichere Untersuchungen als über die Zusammensetzung liegen über die Giftigkeit dieser Präparate bezw. der in ihnen enthaltenen wirksamen Bestandteile, der Kresole, vor. Unter anderen haben sich nebst den bereits genannten v. Esmarch, Behring, Schottelius, Fränkel, Cramer und Wehmer, sowie Meili zuerst mit dieser Frage beschäftigt. Gerlach[4]) hat das Lysol einer eingehenden vergleichenden Untersuchung unterzogen, deren Ergebnis die Feststellung war, daß es in bezug auf seine Desinfektionskraft wirksamer wäre als Karbolsäure (und Kreolin), daneben aber viel ungiftiger als die übrigen gebräuchlichsten Antiseptika. Er

1) Henle, Über Kreolin und seine wirksamen Bestandteile. Archiv f. Hygiene. 1889. 9. Bd. S. 188.

2) Pfuhl, Zur Wirkung des Saprols. Zeitschr. f. Hygiene und Infektionskrankheiten. 1993. 15. Bd. S. 192.

3) Scheuerlen, Über Saprol und die Saprolierung der Desinfektionsmittel. Archiv f. Hygiene. 1893. 18. Bd. S. 35.

4) Gerlach, Über Lysol. Zeitschr. f. Hygiene. 1891. 10. Bd. S. 167.

sagt hierüber am Schlusse seiner Abhandlung wörtlich folgendes: „Das Lysol ist von den Antisepticis, welche sich bezüglich ihrer Wirksamkeit mit demselben vergleichen lassen (insbesondere Karbolsäure, Kreolin, Sublimat), das bei weitem ungiftigste." Auch Hammer[1]) und Max Gruber[2]), sowie Kurt Wolf[3]) und Hammerl[4]) bestätigen, daß die Giftigkeit der Kresole wesentlich geringer ist als die der Karbolsäure. „Daher und infolge der geringen Konzentration dürfte die 1 proz. Kresollösung ein relativ harmloses Desinfektionsmittel sein" sagt Gruber (l. c. S. 623) und Gerlach beschließt seine Betrachtungen über die Giftigkeit der Kresole mit folgenden Worten: „Ganz besonders wird es (das Lysol) sich aber als Desinfektionsmittel eignen, das man dem Publikum zu Desinfektions- und Reinigungszwecken in die Hand geben kann, ohne dasselbe Gefahren auszusetzen, wie dies bei den ausgesprochen giftigen Antisepticis der Fall ist." (A. a. O. S. 196.)

Diese angebliche Ungefährlichkeit der als Desinfektionsmittel in den Handel kommenden Kresolpräparate, welche gegenwärtig fast durchwegs als Kresol-Seifenlösungen hergestellt werden, hat sich nun, soweit die unverdünnten Präparate in Betracht kommen, in der Praxis nicht bestätigt. Es sind vielmehr schon vor Jahren tödliche Vergiftungen mit diesen Abkömmlingen der Karbolsäure, namentlich dem Lysol, vorgekommen. Bezügliche Fälle in mehrfacher Zahl wurden von Fagerlund[5]), Haberda[6]), Hofmann[7]) u. a.[8]) beobachtet. Vorwiegend waren es Kinder, die teils bei chirurgischer Anwendung, also äußerer Applikation, teils bei innerer Darreichung infolge von

---

1) Hammer, Über die desinfizierende Wirkung der Kresole. Archiv f. Hygiene. 1891. 12. Bd S. 359.

2) Gruber, Über die Löslichkeit der Kresole in Wasser und über die Verwendung ihrer wässrigen Lösungen zur Desinfektion. Archiv f. Hygiene. 1893. 17. Bd. S. 618.

3) Über Desinfektion mit Sapokresol. Archiv f. Hygiene. 1894. 22. Bd. S. 219.

4) Hammerl, Über den Desinfektionswert des Trikresols. Archiv f. Hygiene. 1894. 21. Bd. S. 198.

5) Fagerlund, Vergiftungen in Finnland in den Jahren 1880—1893. Festschr. f. Ed. v. Hofmann. 1894. S. 48. Lysol. S. 63.

6) Haberda, Über Vergiftung durch Lysol. Wiener klin. Wochenschr. 1895. Nr. 16. S. 289.

7) Hofmann, Lehrbuch. 7. Aufl. 1895. S. 660.

8) Burgl, Zwei Fälle von tödlicher innerer Lysolvergiftung mit Betrachtungen über Lysolwirkung. Münchner med. Wochenschr. 1901. Nr. 29. Ebhardt, Eine Lysolvergiftung mit tödlichem Ausgange. Zeitschr. f. Medizinalbeamte. 1901. Nr. 15.

Verwechslung des Mittels verunglückten. Es sind aber auch Selbstvergiftungen mit Lysol sichergestellt worden, und Haberda berichtet sogar über einen Mord: eine Mutter vergiftete ihr 2½ Jahre altes Kind durch gewaltsames Eingießen von Lysol.

Daß also das vielgebrauchte, unschwer erhältliche, reine Lysol, tödliche Vergiftungen hervorzurufen vermag, und daß hierzu schon ziemlich kleine Mengen (bei Kindern einige Gramme) genügen, steht durch vielfache Beobachtungen fest.

Chemisch betrachtet ist das Lysol eine Lösung von Kresolen in Seifenwasser. Der Zusatz der Seife erhöht einerseits die Löslichkeit der wirksamen Bestandteile des Rohkresols (Kresolseifen), so daß mehr Kresole in die Flüssigkeit übergehen, andererseits hat er für viele Desinfektionszwecke, z. B. die Händedesinfektion, einen besonderen Wert, indem die Desinfektionsobjekte der wirksamen Substanz (d. i. den Kresolen) zugänglicher gemacht werden. Durch den Seifenzusatz wird also die Desinfektionskraft einer Kresolseifenlösung erheblich gesteigert (Schürmayer[1]), Otto Heller[2])). Im Prinzip ganz dasselbe, nur verschieden in bezug auf die technische Darstellung und die Mengenverhältnisse der einzelnen Bestandteile sind die neueren Desinfektionsmittel, die unter den Bezeichnungen Trikresol, Kresapol, Kresol Raschig, als Liquor Kresoli saponatus in die deutsche Pharmakopoe aufgenommen, Lysoform[3]) und Bazillol in den Handel kommen.

Sie werden von den Fabrikanten mit Beziehung auf die mitgeteilten Ergebnisse der wissenschaftlichen Prüfung ihrer Giftigkeit in der Regel als „ungefährlich“, „nicht giftig“ usw. angepriesen. Für den Denkenden ist eine solche Behauptung von vornherein ein Unding. Was für die Pflanzenzellen (Bakterien) ein Gift ist, das sie tötet, wird es voraussichtlich auch für die tierischen Zellen, somit für den Menschen sein. Ein wirklich wirksames Desinfektionsmittel muß daher stets ein gefährlicher Körper für den Menschen sein und für alle Zukunft bleiben. Das hat sich auch immer wieder durch neue schlimme Erfahrungen bewahrheitet, wie an der Karbolsäure, dem Sublimat,

---

1) Schürmayer, Bakteriologische Untersuchungen über ein neues Desinfiziens-Kresol Raschig (Liquor Kresoli saponatus). Archiv f. Hygiene. 1895. 25. Bd. S. 328. — Derselbe, Zur Kenntnis der Wirkung von Kresolen. Archiv f. Hygiene. 1899. 34. Bd. S. 31.

2) Otto Heller, Über die Bedeutung von Seifenzusatz zu Desinfektionsmitteln. Archiv f. Hygiene. 1903. 47. Bd. S. 213.

3) Symanski, Einige Desinfektionsversuche mit einem neuen Desinfiziens „Lysoform“. Zeitschr. f. Hygiene u. Infektionskrankheiten. 1901. 37. Bd. S. 393.

Lysol usw., so auch an dem erst seit wenigen Jahren in den Handel gesetzten und als ganz ungefährlich angepriesenen Bazillol.

Eine tödliche Bazillolvergiftung, welche sich vor etwa Jahresfrist hier ereignete, dürfte daher der Mitteilung wert erscheinen, um so mehr als über die Giftwirkung dieses Präparates beim Menschen meines Wissens noch recht wenig Erfahrungen vorliegen. Der Fall ist folgender:

Am 6. Dezember 1902 war der Wärter Anton H. in der Irrenanstalt Feldhof bei Graz damit beschäftigt, in einem Krankenzimmer ein Bett zu desinfizieren. Hierzu verwendete er Bazillol, bei dessen Verwendung den Wärtern überdies besondere Vorsicht aufgetragen war. Die Flüssigkeit (reines Bazillol) hatte er in einem Topfe neben sich am Boden stehen. Neben dem zu desinfizierenden Bette lag der Patient Franz M. in seinem Bette. Während der Desinfektion begab sich H. auf kurze Zeit zu einem im selben Zimmer befindlichen Kasten, um daselbst einen Fütterungsschlauch zu verwahren, ließ jedoch unvorsichtigerweise den mit ca. $^1/_8$ l Bazillol gefüllten Topf neben dem Bette am Boden stehen. Der Pflegling Franz M. benutzte den unbewachten Augenblick, ergriff den neben seinem Bette stehenden Topf und trank daraus. Als der Wärter sich wieder gegen das Bett des M. wandte, sah er gerade, wie M. noch den Topf in den Händen hatte, sprang auf ihn zu, um ihm das Gefäß zu entreißen, doch war es bereits zu spät, da M. schon eine größere Menge des Bazillols zu sich genommen hatte. Es war dies wenig nach 10 Uhr vormittag. Wieviel getrunken wurde, konnte nicht mehr genau festgestellt werden. Schätzungsweise waren es 50—60 ccm.

Über die Krankheitserscheinungen und den ganzen Verlauf der Erkrankung liegt mir eine ausführliche Darstellung vor, die von den Anstaltsärzten verfaßt wurde[1]). Das wesentliche sei hier wiedergegeben. Der Arzt, welcher kurze Zeit nach der Einverleibung des Giftes zum verunglückten Pflegling gerufen worden war, fand denselben bewußtlos daliegen, in tiefdunkler Cyanose, nur vereinzelte Atemzüge schöpfend. Eine besonders auffällige Cyanose zeigten die Ohren, die Schläfen, Stirne, Nase und Lippen; intensive pericorneale Injektion; bei der sofortigen Einführung des Futterschlauches keine Reflexe. Das bei der Auswaschung des Magens ablaufende Spülwasser ist schmutzig braun, riecht nach Phenol, führt Speisereste mit sich. Während der Ausspülung erbricht der Kranke eine ähnlich ge-

1) An dieser Stelle danke ich meinem verehrten Freunde, Herrn Direktor Dr. Sterz, bestens, daß er mir die Krankengeschichte der Anstalt überließ und die wissenschaftliche Untersuchung des Falles in jeder Weise förderte.

färbte und ebenso riechende Flüssigkeit. Da er stärker kollabiert, wird die Ausspülung sistiert. Puls frequent, ziemlich voll, ohne besondere Spannung. Atmung beschleunigt, oberflächlich, häufig aussetzend. Inspiratorische Dispnoe. Auf Kampfer- und Ätherinjektionen leichte Besserung, Abnahme der Cyanose, freieres Atmen, Pupillen kontrahiert, reaktionslos. Corneal- und Conjunktivalreflexe erloschen, ebenso die Sehnenreflexe. Lippen, Zahnfleisch, Mundschleimhaut anämisch, gequollen, leicht schmierig, beim Tasten mit dem Finger die Gaumensegel, das Zäpfchen und der Zungengrund sukkulent. Ab und zu entleert sich blasig-gallertartiger, fadenziehender Schleim. Der durch Katheterismus gewonnene Harn zeigt äußerlich keine pathologischen Abweichungen. Dies der Befund in der ersten Stunde.

1/22 Uhr nachmittags. Patient andauernd bewußtlos, Cyanose nimmt wieder zu, Atmung intermittierend mit Anklang an Cheynes-Stokes, Puls 128, regelmäßig, klein, kaum tastbar. Beginnendes Rasseln über den Lungen, Hautdecken kühl. Neuerliche Ätherkampferinjektionen.

7 Uhr abends. Puls ziemlich kräftig, 120, Atmung durch die in der Luftröhre vorhandene Ödemflüssigkeit ungemein erschwert, durch Aspiration mittels Katheter von der Nase aus wird eine schmutzigbraune, schmierige Flüssigkeit entfernt, in der Fetzen von abgestoßener Schleimhaut schwimmen. Andauernde Bewußtlosigkeit, Fehlen aller Reflexe. Harn dunkelgrün. Temperatur 35°.

Von da an ergeben die sorgfältigen zweistündigen Beobachtungen und Aufzeichnungen nur die Erscheinungen des unaufhaltsam fortschreitenden Verfalles mit einer kurzen Remission gegen Mitternacht, wo einige Muskelaktionen wahrgenommen und Reflexe ausgelöst werden können. Nach 4 Uhr morgens beginnt unter beständiger Jaktation sehr unregelmäßiges Atmen mit häufigem Stillstand im Exspirium, nach langen Pausen eine konvulsivische Inspiration. — Tod um 1/25 Uhr morgens, also Vergiftungsdauer etwas über 18 Stunden.

Die Leichenbefunde boten das zu erwartende Bild. Es ergab sich eine völlige Übereinstimmung mit den zahlreichen Beobachtungen, wie sie bei Lysol- und Saprolvergiftungen oft und eingehend beschrieben worden sind [1]). Ich hebe nur hervor: ausgesprochenes Gehirnödem bei mäßiger Blutfüllung desselben und seiner Häute, Lungenödem und Blutüberfüllung der Lungen und des Herzens; das Blut

1) Man vgl. außer den oben zitierten Autoren noch: Tausch, Zwei Fälle von Lysolvergiftung. Berliner klin. Wochenschr. 1902. Nr. 34. — Bayer, Eine Lysolvergiftung. Reichenberger Korresp.-Bl. 1902. Nr. 7 und Dost, Über einen Fall von Saprolvergiftung. Archiv f. Kriminalanthropologie. 1902. 10. Bd. S. 96, letzerer meiner Bazillolvergiftung ungemein ähnlich.

sehr dunkel und im Herzen locker geronnen; die Schleimhäute der Mundhöhle, des Rachens, der Speiseröhre und des Magens gequollen, teilweise oberflächlich abgängig, von gallertartig-seifiger Beschaffenheit, jene der oberen Luftwege ähnlich verändert. Der trübe Harn zeigt deutlich eine schwach-grünliche Verfärbung, die beim Stehen an der Luft zunimmt.

Eine von mir vorgenommene Untersuchung von vier Harnproben, welche um ½2, ½3, ½5 und 7 Uhr dem Kranken mittels Katheter entnommen worden waren, ergab in allen und zwar auch schon in dem optisch noch nicht auffälligen Anfangsharn intensive Phenolreaktion; die späteren dunklen Harne hatten auch deutlichen Phenolgeruch. Die Isolierung des Giftes, das auch im Blute nachgewiesen wurde, fand durch Destillation mittels Wasserdampfstrom aus den ausgesäuerten Flüssigkeiten statt. Die Reaktion der Harne war mit Ausnahme des erstern, der alkalisch reagierte, deutlich sauer; die Phenolharne enthielten Eiweiß.

Die von der Karbolsäure längst bekannte doppelte Wirkung, Ätzung und Affektion des zentralen Nervensystems, trat in unserem Falle auch mit besonderer Deutlichkeit hervor. Die Ätzung ist durch die Alkalien des Präparates, welches intensiv alkalische Reaktion zeigt, bedingt und sind die Veränderungen der betroffenen Schleimhäute auch dementsprechend beschaffen, Verquellung und Bildung weicher Schorfe. Die Wirkung auf das Zentralnervensystem zeigt sich in der rasch einsetzenden und während des ganzen Verlaufes andauernden Bewußtlosigkeit und Lähmung der gesamten motorischen Sphäre, sowie in den Störungen des Atmungsmechanismus, der Herztätigkeit und dem Abfall der Körpertemperatur. In diesem Belange verhalten sich also die Kresole, die Abkömmlinge der Karbolsäure, genau so wie sie selbst. Sie begründen die Schwere der Erscheinungen und den tödlichen Ausgang, der wegen der Ätzung allein gewiß nicht erfolgen müßte. Es bestätigt unser Fall, was Schürmayer über die Wirkungsweise der Phenole und Kresole experimentell festgestellt hat. Sie ist eine rein chemische im Sinne einer Eiweißfällung im lebenden Protoplasma. Reicht der Gehalt an Phenol oder Kresolen aus, d. h. ist die Lösung genügend konzentriert, so entsteht vornehmlich in den Zellen des Zentralnervensystems eine feste Verbindung, das ist Fällung des Protoplasmas als Phenol- oder Kresoleiweiß; in schwächeren Lösungen können Phenol und Eiweiß nebeneinander bestehen.

Für richterliche Kreise sei noch mitgeteilt, daß unser Fall von Bazillolvergiftung mit Anklage und Verurteilung wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens endete.

Schluß folgt.

XIX.

Ein kasuistischer Beitrag zur forensischen Würdigung des Schwachsinns.

Von

Dr. **Freiherrn v. Schrenck-Notzing** (München).

I. Anklageschrift

des königl. Staatsanwaltes am königl. Landgerichte München I gegen
Huber, Alfons[1]), geboren am 14. Juni 1863 zu Pasing, beheimatet in München, katholisch, militärfrei, ledig, Schreiber hier, noch nicht bestraft.

Die Voruntersuchung hat folgendes ergeben: Im Jahre 1893 wurde der ledige Kaufmann Heinrich Krause aus Regensburg aus der Vormundschaft entlassen und erhielt hierbei die Verwaltung über ein Vermögen von etwa 120000 Mark.

Bis Ende 1899 hatte Krause nahezu drei Vierteile seines Vermögens verbraucht. Seine Schwester, die Fabrikbesitzersehefrau Margaretha Becker, beantragte im Dezember 1899 seine Entmündigung wegen Verschwendung. Diesem Antrage wurde am 30. Mai 1900 seitens des Amtsgerichtes Regensburg stattgegeben.

Diese Tatsachen werden bewiesen durch die Entmündigungsakten des königl. Amtsgerichts München bezw. Regensburg.

Nach den Angaben des Krause hat sich im Laufe mehrerer Jahre ab 1893 folgendes zugetragen:

Krause lernte im April 1893 in München zufällig den Angeschuldigten kennen. Bei der Vorstellung im Restaurant Bürgerbräu erklärte Huber, er sei Gerichtsvollzieher; später gab er dem Krause an, er sei nicht Gerichtsvollzieher, sondern Rechtskonzipient bei Rechtsanwalt Hering; im Dezember werde er sich der zweiten Prüfung für den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst unterziehen.

---

1) Die Eigennamen, Ortsbezeichnungen usw., sind in diesem Artikel, obwohl es sich um eine öffentlich erhobene Anklage handelt, durchweg geändert.

Da Huber dem Krause noch nähere Angaben über seine Verhältnisse, insbesondere seine früheren Vermögensverhältnisse machte, faßte Krause Vertrauen zu ihm und legte ihm seinerseits seine Verhältnisse dar.

Er teilte ihm mit, daß er ein Vermögen von 120000 Mark besitze, daß er einen großen Teil dieses Vermögens seinem Schwager Georg Becker als Darlehen gegeben habe, daß er aber nunmehr großes Mißtrauen gegen seinen Schwager hege.

Huber erklärte auf die Mitteilungen Krauses, er fürchte, daß dessen Verwandte sich seines Vermögens zu bemächtigen suchen, daß sie schließlich seine Entmündigung erwirken würden; in diesem Falle verliere Krause die Verfügung über sein Vermögen, und seine Verwandten hätten „freies Spiel“.

Krause bat Huber als Juristen um Rat, wie er sich zu verhalten hätte, um nicht von seinen Angehörigen übervorteilt und seines Vermögens beraubt zu werden, Huber erklärte ihm, er wolle sich die Sache überlegen, sich selbst Rats einholen und dann dem Krause nähere Mitteilungen machen.

Am nächsten Tage — 3. Mai 1893 — teilte Huber dem Krause auf einem Spaziergang mit, er habe sich mit Kollegen und Rechtsanwälten besprochen. Er setzte dem Krause auseinander, das beste sei, wenn dieser einen Antrag „gemäß der materiellen Seite“ — dies waren seine Worte — einreiche: würde dieser Antrag bei Gericht genehmigt, dann könne Krause binnen einer ihm vorgestreckten Frist, vorläufig auf ein Jahr, völlig frei über sein Vermögen verfügen, ohne daß ihn hieran sein Schwager durch irgendwelche Gegenanträge hindern könne. Um keinen Preis dürfe aber herauskommen, wer für Krause den Antrag gestellt habe: in diesem Falle würde ihm die „materielle Seite“ sofort entzogen. Dieser Antrag koste eine Gerichtsgebühr von 1000 Mark; sonstige Auslagen seien damit nicht verbunden, da er für die Ausarbeitung des Antrages keine Entschädigung verlange; nötig sei aber, daß die Gerichtsgebühr bei Einlauf des Antrages dem Gericht bezahlt werde.

Während Huber dem Krause diese Sache auseinandersetzte, gelangten beide in Hubers Wohnung. Hier zeigte Huber dem Krause zur Bekräftigung seiner Mitteilungen einige Gesetzesstellen, von welchen Krause selbstverständlich nicht das Geringste verstand.

Krause war von der Richtigkeit der Angaben des Angeschuldigten fest überzeugt, glaubte auch, daß Huber den besprochenen Antrag für ihn ausarbeiten und bei Gericht einreichen würde und gab deshalb dem Angeschuldigten 10 Einhundertmarknoten.

Wirklich teilte Huber dem Krause schon nach wenigen Tagen mit, er habe den Antrag eingereicht; der Antrag sei, wie Rechtsanwalt K. erklärt hätte, vorzüglich ausgefallen. Der Antrag sei auch vom Gericht genehmigt worden.

Doch schon am 10. Mai 1893 eröffnete Huber dem Krause, es sei von Seite seines Schwagers ein Entmündigungsantrag eingelaufen: Krause müsse daraufhin einen Gegenantrag einreichen; derselbe koste 1000 Mark Gerichtsgebühr. Huber erhielt demzufolge von Krause weitere 1000 Mark.

Wenige Tage später bedeutete Huber dem Krause, ein Gegenantrag des Georg Becker habe einen weiteren Antrag Krauses nötig gemacht, der von Rechtsanwalt K. ausgearbeitet worden sei.

Da der Angeschuldigte erklärte, dieser Antrag erheische eine Gerichtsgebühr von 1500 Mark, gab Krause dem Fischer weitere 1500 Mark.

Anfangs Juni 1893 begann Krause ein Verhältnis mit der Ladnerin Josephine D. hier. Alsbald bemerkte Huber dem Krause, sein Schwager Becker habe dieses Verhältnis in Erfahrung gebracht; um dem Becker zuvorzukommen, empfehle sich ein Antrag an das Reichsgericht auf Verlängerung der „materiellen Seite“ bis zum Jahre 1908; Rechtsanwalt N. würde den Antrag einreichen, ohne hierfür Gebühren zu beanspruchen; doch müßte für den den Antrag eine Gerichtsgebühr von 2000 Mark erlegt werden; Krause war hiermit einverstanden und behändigte dem Huber 2000 Mark. Dieser teilte dann dem Krause mit, die „materielle Seite“ sei bis zum Jahre 1905 verlängert worden.

Am 9. oder 10. Juni 1893 hatte Huber dem Krause eröffnet, die Josephine D. habe durch Rechtsanwalt R. einen Antrag stellen lassen, wonach sie von Krause für den Fall der Defloration oder Schwängerung 30000 Mark oder 40000 Mark beanspruche. Huber hatte dem Krause auch begreiflich gemacht, daß auf diesen Antrag der Josephine D. ein Gegenantrag eingereicht werden müsse, und war eben — nachmittags um 5 Uhr — im Begriffe, dem Krause in dessen Wohnung diesen Gegenantrag zu diktieren. Plötzlich schellte es, und die Hausfrau Hubers brachte diesem ein Schriftstück, das, wie sie sagte, ein Mann für ihn abgegeben hatte.

Dieses Schriftstück stellte die dem Krause durch Vermittlung des Oberlandesgerichts München zugehende angebliche Entscheidung des Reichsgerichts dar; die Entscheidung bestimmte die Abweisung des von der Josephine D. gestellten Antrages und deren Verurteilung zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten und zu einer Geldstrafe von

1000 Mark, sie enthielt ferner die Verurteilung des Rechtsanwaltes B. in München, weil er zufolge ungenügender Prüfung dem Reichsgericht in dem für Krause gestellten Antrag falsche Angaben unterbreitet habe; weiter setzte die Entscheidung die Verurteilung Krauses zu einer Geldstrafe von 100 Mark fest, weil dieser falsche Angaben gemacht habe: entgegen seinen Behauptungen sei nämlich von seinem Schwager Becker bewiesen worden, daß er 40000 Mark gebraucht hätte; wegen dieser unrichtigen Angaben werde die Zeit der „materiellen Seite“ auf Oktober 1901 gekürzt; endlich bestimmte die Entscheidung, Huber habe einen Eid zu leisten, daß er nur im guten Glauben in die Richtigkeit der Angaben Krauses gehandelt habe.

Auf diese angebliche Entscheidung des Reichsgerichts erhielt Huber von Krause 200 Mark zur Entrichtung der dem Krause auferlegten Geldstrafe und zur Rückerstattung eines Darlehens von 100 Mark, welches Huber, um die gegen Rechtsanwalt B. ausgesprochene Geldstrafe zu entrichten, bei seiner Hausfrau aufgenommen hatte. Um von seinem Schwager leichter Geld zu erlangen, das Krause unter anderem zur Bezahlung der erwähnten 200 Mark nötig brauchte, hatte Krause auf den Rat Hubers seinem Schwager Becker eine Hypothek zu 24000 Mark zediert. Eine Äußerung des die Zession beurkundenden Notars in Regensburg über ein möglicherweise eintretendes Fallissement der Firma Becker bestärkte das Mißtrauen Krauses gegen seinen Schwager. Huber, bei welchem sich Krause Rat erholte, erklärte, daß dieser binnen 48 Stunden die Zession rückgängig machen könne, denn, meinte er, er habe die Sache mit Rechtsanwalt K. besprochen; es genüge, wenn Krause einen Antrag an das Reichsgericht stelle, es sei nicht nötig, behufs Rückgängigmachung der Zession nach Regensburg zu reisen; der Antrag selbst koste aber 500 Mark. Krause selbst gab daraufhin bei der Hackerpost hier einen an das Reichsgericht adressierten eingeschriebenen Brief auf, welcher 500 Mark enthielt; den Postaufgabeschein händigte er auf des Angeschuldigten Verlangen, damit die „materielle Seite“ nicht verraten werde, Huber aus; dieser zerriß sofort den Schein.

Noch im gleichen Jahre bedeutete Huber dem Krause, sein Schwager habe wieder einen Antrag eingereicht; es sei empfehlenswert, an das Reichsgericht als Schenkung 5000 Mark zu senden. Die Auseinandersetzungen des Angeschuldigten überzeugten Krause so sehr, daß er sich entschloß, dem Huber Geld für das Reichsgericht zur Verfügung zu stellen. Nachdem er eine Hypothek versilbert hatte, übergab er dem Huber 3000 Mark bar und ein auf 1000 Mark lau-

tendes Akzept des Brauereibesitzers S. in Regensburg. Huber erklärte dann dem Krause später, er habe die 3000 Mark und das Akzept dem Rechtsanwalt A. hier behändigt, welcher die Übersendung der Schenkung an das Reichsgericht besorgt hätte.

Im August 1894 begab sich Krause auf Anraten des Huber und seiner Verwandten in eine Nervenanstalt. Bevor Krause in die Anstalt eintrat, hatte ihm Huber gesagt, seine Verwandten hätten einen Antrag gestellt, damit er nicht mehr aus der Anstalt entlassen würde; dieser Antrag erfordere einen Gegenantrag, für welchen jedoch 1000 Mark erwachsen würden. Diese Angaben bewogen Krause, dem Huber vor seinem Eintritt in die Anstalt 1000 Mark zu geben. Im gleichen Jahre (1894) erhielt Huber von Krause noch weitere Geldbeträge zur Besorgung von Anträgen; nähere Angaben kann Krause nicht machen: nur an einen auf 1500 Mark lautenden Wechsel, den Huber bekam, kann sich Krause bestimmt erinnern.

Im Jahre 1895 erhielt Huber von Krause auf Verlangen, da Anträge nötig seien, 2000 Mark und 3505 Mark. In diesem Jahre wußte Huber den Krause zu überzeugen, daß dessen Verwandte seine Ausweisung aus München erwirkt hätten; er eröffnete ihm, daß die Ausweisung durch Zahlung eines Geldbetrages von 278 Mark an den Stadtmagistrat München aufgehoben werden könne. Daraufhin schickte Krause dem Huber nach Tutzing 278 Mark; Huber bemerkte dann später dem Krause, er habe die 278 Mark an den Stadtmagistrat München gezahlt. Die Ausweisung Krauses sei dann zurückgenommen worden.

Wie schon im Jahre vorher, hielt sich Krause auch im Jahre 1895 eine Zeitlang in der Nervenanstalt G. auf. Vor seinem Eintritt in die Anstalt gab er dem Huber wiederum 1000 Mark, da dieser wiederum erklärt hatte, ein Antrag seiner Verwandten, ihn nicht mehr aus der Anstalt zu entlassen, erfordere einen Gegenantrag. Während sich Krause in G. aufhielt, befand sich Huber in Ulm. Dorthin begab sich im Oktober 1895 auf Hubers Veranlassung auch Krause, nachdem er die Nervenanstalt G. verlassen hatte. In Ulm eröffnete Huber dem Krause, die Ehefrau des Besitzers einer Brauerei in Ulm, Julie K., sei mannstoll; von dieser könne man Geld bekommen, sofern man sie zu befriedigen vermöge. Ferner bedeutete er dem Krause, es sei ein neuer Antrag einzureichen, für welchen 2300 Mark nötig seien. Krause entlieh hierauf bei Julie K. 2000 Mark, bei ihrem Ehemann 300 Mark und gab diese Geldbeträge dem Huber.

Mehrere Monate hindurch wurden dann Anträge von Huber nicht für nötig befunden. Ausgang des Karnevals 1896 aber erklärte er

dem Krause, es müsse jetzt eine größere Summe beigeschafft werden, damit der Prozeß einmal ein Ende nehme; er riet dem Krause, die Rechtsanwälte G. in München und M. in Regensburg zu nehmen, und jedem derselben 4000 Mark zu behändigen. Er fügte bei, daß ja auch sein Schwager Becker bereits 76—78000 Mark für Anträge ausgegeben habe.

Krause verschaffte sich daraufhin von seinem Schwager 9000 Mark.

Als Krause mit diesem Gelde von Regensburg aus in München ankam, erklärte ihm Huber, er habe seinen Schwager Becker gesehen und mit ihm gesprochen: Dieser habe nun herausgefunden, daß die von seiner Seite an Krause gezahlten Geldsummen nicht zur Tilgung von Schulden verwendet worden seien und verwendet werden sollten, wie man ihm vorgemacht; sein Schwager gehe daher darauf aus, ihm die 9000 Mk. wieder abzunehmen; tatsächlich sei er auch berechtigt, dem Krause das Geld abzunehmen oder durch Gerichtspersonen abnehmen zu lassen, um dies zu vereiteln, sei es das beste, in die Restauration Rottmannshöhe am Starnberger See überzusiedeln, woselbst auch in aller Ruhe die Informationen für die Rechtsanwälte ausgearbeitet werden könnten. Huber machte auch den Vorschlag, ein „Weib" mit nach Rottmannshöhe zu nehmen: diesem solle Krause sein Geld zum Aufheben übergeben: der Frauensperson könne das Geld nicht weggenommen werden, sondern nur dem Krause selbst.

Hubers Vorschläge fanden die Zustimmung des Krause, nur von der Mitnahme einer Frauensperson nach Rottmannshöhe sah er ab.

Krause und Huber bewohnten in Rottmannshöhe, wohin sie am 8. Mai 1896 reisten[1], zwei ineinandergehende Zimmer; Huber mußte, wenn er sein Zimmer aufsuchte, durch Krauses Zimmer gehen. Da Huber erklärte, Krause dürfe sein Geld nicht bei sich tragen, er selbst dürfe eigentlich gar nicht wissen, daß jener Geld besitze, er müsse daher sein Geld, damit es ihm nicht bei einer Leibesvisitation sofort abgenommen werde, gut aufheben, so steckte Krause im Beisein Hubers acht Tausendmarkscheine in seine Reiseschuhe, verwahrte dann die Schuhe in einer schwarzledernen Handtasche, die er mit Riemen zuschnürte und dann abschloß und legte hierauf die Handtasche in den in seinem Zimmer stehenden Kleiderschrank. Den Schrank sperrte er zwar zu, ließ aber den Schlüssel stecken. Den Schlüssel der Handtasche nahm er zu sich.

Schon am Samstag, den 9. Mai 1896, hatte Huber bei einer mit Krause unternommenen Kahnfahrt geäußert, er habe Krauses Schwager mit seiner Frau im Restaurationsgarten zu Leoni sitzen sehen. Am nächsten Tage (Sonntag) erklärte Huber, nachdem er mit Krause in

Seeshaupt zu Mittag gegessen hatte, er wolle jetzt, während Krause in Seeshaupt bleiben möge, nach Tutzing fahren, wo Becker gewöhnlich wohne und wo Krauses Schwager sei. Er fuhr dann mit dem Damfper ab und sagte nach seiner Rückkehr zu Krause, daß er dessen Schwager, der im „Bayrischen Hofe zu Tutzing" wohne, gesehen habe.

Krause und Huber kehrten hierauf in die Rottmannshöhe zurück, woselbst sie etwa um 1/24 Uhr nachmittags eintrafen.

Auf dem Tische, welchen sie zu benutzen pflegten, lag ein kleiner Zettel mit der Aufschrift: „Hoher Besuch, Georg und Margaretha Becker" und die Kellnerin erklärte, die Nachricht sei von Leoni herauf telephoniert worden.

Krause ging sofort in sein Zimmer und sah nach seinem Gelde: es war noch vorhanden. Er verwahrte die 8 Tausendmarkscheine genau so, wie er es am 8. Mai getan, versperrte auch sein Zimmer und nahm den Zimmerschlüssel mit sich. Huber schlug nun vor, Krauses Schwager aufzusuchen; um ihn nicht zu verfehlen, sollte Krause den weiteren Weg nach Leoni benützen, während Huber den direkten Weg nach Leoni gehen wollte, Krause schlug tatsächlich den weiteren Weg ein, ging ganz langsam, ohne seinem Schwager zu begegnen und wartete dann am Kreuzungspunkte beider Wege auf Huber. Nach einer halben Stunde kam Huber und erkärte, daß er Becker nicht gesehen habe.

Krause und Huber gingen dann gemeinsam zur Rottmannshöhe zurück. Während beide vor dem Hotel auf und ab gingen, fiel es dem Krause auf, daß die von seinem Zimmer auf den Balkon führende Türe, welche er verschlossen hatte, offen stand. Er teilte dies auch dem Huber mit, dieser meinte aber, daß jener sich wohl täusche.

Zu Beginn des Abendessens erzählte die Kellnerin den beiden, zwei Herren, welche da gewesen seien, hätten den Dampfer versäumt, und seien deshalb mit einem Kahn nach Starnberg gefahren; nach Angaben der Kellnerin war einer dieser Herren ein Justizrat. Huber sagte im Anschluß an die Erzählung der Kellnerin, jener Justizrat sei eine derjenigen Personen, welche das Recht hätten, dem Krause das Geld abzunehmen.

Nach dem Abendessen gingen Huber und Krause noch in der gedeckten Halle des Hotels auf und ab. Bei dieser Gelegenheit schlug ersterer vor, die 8000 Mark zu teilen: jeder von ihnen sollte 4000 Mark zu sich stecken, damit dem Krause nur die Hälfte des Geldes abgenommen werden könnte.

Gegen 10 oder halb 11 Uhr abends suchten beide ihr Zimmer auf. Als Krause seinen Kleiderschrank öffnete, sah er seine Hand-

tasche aufgebunden, das Schloß der Tasche geöffnet; die 8 Tausendmarkscheine waren verschwunden, die bereits begonnene Information für die Rechtsanwälte G. und M. war noch vorhanden. Huber, den Krause sofort verständigte, äußerte, das Geld hätten sicherlich jene beiden Herren zu sich genommen, von welchen die Kellnerin gesprochen hatte und zwar im Auftrage des Becker; die Kellnerin habe vermutlich Wache gestanden, da ihr wahrscheinlich von Krauses Schwager eine reiche Belohnung in Aussicht gestellt worden sei.

Krause, der vorübergehend gegen Huber Verdacht gehegt hatte, da es ihm auffällig schien, daß die Beauftragten seines Schwagers die Information für die Rechtsanwälte sollten liegen gelassen haben, beruhigte sich, zumal ihm Huber versicherte, das Geld sei noch nicht ganz verloren, sein Schwager müsse später das Geld mit ihm verrechnen.

Am nächsten Tag reisten Huber und Krause nach Murnau, am übernächsten Tage nach München zurück.

Da Krause kein Geld mehr hatte, sagte Huber, er wolle bei Gericht nachsuchen, daß von den einbezahlten Gebühren 2000 Mk. wieder herausbezahlt würden. Wirklich übergab er einige Tage später dem Krause 2000 Mk., bemerkend, dieses Geld sei vom Gericht herausbezahlt worden.

Zu Pfingsten 1896 unternahm Krause eine zehntägige Reise mit einer Putzmacherin Frida W. Nach seiner Rückkehr teilte ihm Huber mit, er habe inzwischen bei Gericht nachgefragt, Krauses Schwager habe tatsächlich die 8000 Mk. nicht verrechnet, also wirklich gestohlen.

Im Juli 1896 begab sich Krause nach Ulm, woselbst er — mit Unterbrechungen — bis Mai 1898 verblieb. Huber besuchte Krause in Ulm und erklärte ihm (im Herbst 1896), es müsse jetzt dem Becker gegenüber der Anschein erweckt werden, als ob Krause eine ständige Stelle habe und zu diesem Zwecke stellte die Julie K. dem Krause auf Hubers Veranlassung ein Zeugnis aus, wonach Krause bei der K. als Buchhalter angestellt war. Weiter bemerkte Huber, Krauses Schwager habe wieder einen Antrag eingereicht, es sei daher geboten, daß für Krause ein Gegenantrag ausgearbeitet würde. Krause, der Huber glaubte, entlieh im Oktober 1896 bei der Julie K. 1500 Mk. und gab sie dem Huber. Wie dieser später erklärte, hätte er die 1500 Mk. mit einem Antrag, welchem er das von der K. ausgestellte Zeugnis beilegte, an das Oberlandesgericht geschickt.

Schon im Dezember 1896 war nach Hubers Angabe ein neuerlicher Antrag unbedingt nötig. Krause ließ sich deshalb von der Julie K. 1000 Mk. leihen und gab dieses Geld dem Huber.

Gleiches spielte sich im Januar 1897 ab; wiederum erhielt Huber von Krause 1000 Mk. Weitere 500 Mk. bekam Huber für einen Antrag im März 1897, den gleichen Betrag wiederum für einen Antrag, entweder noch im Laufe des Jahres 1897 oder anfangs 1898.

Im Sommer 1897 bedeutete Huber dem Krause, er müsse Geld beischaffen, da wegen der „materiellen Seite“ unbedingt beim Oberlandesgericht ein Depot von 6000 Mk. einbezahlt werden müsse; nach Ablauf der für die „materielle Seite“ bestimmten Frist (Oktober 1901) würde dieses Depot wieder herausgegeben werden. Daraufhin verkaufte Krause Bauplätze, die er in Regensburg besaß und gab dem Huber im Juni oder Juli 1897 einen Geldbetrag von 1000 Mk. und einen 4proz. Pfandbrief der Bayerischen Hypothek- und Wechselbank. Diesen Pfandbrief, rückzahlbar 1901, brachte Huber am gleichen Tage dem Krause zurück, bemerkend, Rechtsanwalt G. habe ihn gezankt, daß er ein Papier bringe, das sobald rückzahlbar sei, und forderte Krause auf, für das Depot, welches Rechtsanwalt G. bei Gericht hinterlegen würde, ein anderes Wertpapier beizuschaffen. Krause tauschte dann den Pfandbrief gegen einen erst 1905 rückzahlbaren Pfandbrief der Bayerischen Hypothek- und Wechselbank um und händigte dieses Wertpapier dem Huber aus.

Am 4. Juli 1898 oder um diese Zeit gab Krause dem Huber ein Wechselakzept über 1200 Mk., damit dieser, falls Anträge nötig würden, sich in den Besitz von Geld setzen könne.

Um diese Zeit hatte Krause den Aufenthalt in Ulm aufgegeben. Sein Schwager sowohl als auch Huber suchten ihn zu bereden, nach Südafrika auszuwandern; Huber bedeutete ihm, daß er auf diese Weise der ihm drohenden Entmündigung entgehen würde.

Im August 1898 begab sich dann Krause nach Johannesburg in Transvaal, wo er bis zum Herbst 1899 blieb. Während dieses Aufenthaltes schrieb ihm Huber, man sei auf Grund von Briefen, die Krause in Ulm zurückgelassen, hinter die „materielle Seite“ gekommen, infolgedessen sei das im Jahre 1897 bei Gericht hinterlegte Depot zu 6000 Mk. verfallen und Krause habe die Entmündigung zu gewärtigen, wenn er nach Deutschland zurückkehre.

So die Darstellung der Vorgänge seitens des Zeugen Krause, welche von dem Angeschuldigten im wesentlichen bestritten wird.

Was nun die Glaubwürdigkeit der Angaben des Krause anlangt, so läßt sich ja nicht leugnen, daß seine Schilderungen abenteuerlich klingen.

Die Wahrheit seiner Erzählung bedingt eine große Naivetät des Zeugen, eine außerordentliche Vertrauensseligkeit gegenüber einem

Manne, der sich ihm erst als Gerichtsvollzieher vorgestellt und kurz darauf als Rechtskonzipient bezeichnet hat.

Es liegt weiteres auf der Hand, daß Krause, auch wenn er einem Betrüger in die Hand gefallen und von diesem um die angegebenen Beträge an seinem Vermögen geschädigt worden ist, immerhin einen beträchtlichen Teil seines Vermögens als verschwenderischer Müßiggänger vergeudet hat, ein Umstand, der bei Würdigung seiner Glaubwürdigkeit nicht außer Betracht gelassen werden kann.

Auch muß bei seinen Schilderungen insbesondere auffallen, daß er der im Jahre 1896 erfolgten Angabe Hubers, sein Schwager habe auch schon 76—78000 Mk. für „Anträge“ ausgegeben, keinerlei Mißtrauen entgegengesetzt haben sollte.

Weniger Gewicht dürfte dem Umstand beizulegen sein, daß Krauses Angaben über die Zeit, zu welcher er Darlehen von der Brauereibesitzersgattin Julie K. in Ulm erbeten haben will, um dem Huber Geld für „Anträge“ zur Verfügung zu stellen, nicht übereinstimmen mit den Angaben der Julie K., wie sie den Zivilprozeßakten zu entnehmen sind: nach der Darstellung der K. würde Krause im Jahre 1895 von jener kein Darlehen erhalten haben. Es ist leicht möglich, daß in dieser Beziehung sowohl auf seiten der K. als auch auf Seite des Krause ein Irrtum über die Zeit der Hingabe der Darleben bestehen kann.

Hervorzuheben ist auch, daß die Briefe Krauses an Huber vom 28. August 1900, 31. Dezember 1900, 28. Mai 1901, 6. Juni 1901, 8. Juni 1901, welche der Angeschuldigte am 14. Dezember vorigen Jahres zu den Akten übergeben hat, keinerlei Argwohn oder Mißtrauen gegen Huber ersehen lassen, obwohl Krause schon mißtrauisch geworden sein will, als er aus dem ihm am 8. Juni 1900 zugestellten Entmündigungsbeschluß die von Huber im Entmündigungsverfahren gemachten Angaben kennen gelernt hatte. Endlich hat Krauses Schwager, der Zeuge Georg Becker, angegeben, es liege nicht im Charakter des Krause, Tausende wegzugeben, ohne Gegenleistungen hierfür zu empfangen.

Auf der andern Seite ist aber hervorzuheben, daß Krauses Angaben auf seinen Vormund, den Rechtsanwalt Friedrich A. in Regensburg, auf das Vormundschaftsgericht in Regensburg. sowie auf den kgl. Amtsrichter L. in Regensburg, der ihn im Ermittelungsverfahren vernommen hat, den Eindruck vollkommener Glaubwürdigkeit gemacht haben.

Auch steht fest, daß Huber, der vom März 1892 bis August 1894 bei Rechtsanwalt Hering hier als Schreiber und Buchhalter tätig ge-

wesen ist, sich durch Krause dessen Schwager als „geprüfter Rechtspraktikant" vorstellen ließ. In einem Briefe an Becker vom 21. Oktober 1895 behauptete er, er sei auf „Revisionsreisen", in Briefen an Becker vom 4. Februar 1896 und 24. Juli 1898 bezeichnete er sich als Sekretär; auch in einem Briefe an Rechtsanwalt M. in Regensburg vom 6. Februar 1896 — vom Angeschuldigten anerkannt — unterzeichnet er als „geprüfter Rechtspraktikant"; in einem Briefe vom 20. September 1901 an Krause spricht er davon, daß er mit dem „Collega" Rechtsanwalt L. Rücksprache genommen habe.

Huber hat sich aber nicht nur den Titel einer juristisch gebildeten Person beigelegt, er hat auch in dem schon erwähnten Briefe vom 4. Februar 1896 sich dem Zeugen Becker gegenüber den Anschein juristischer Kenntnisse gegeben, indem er unter Zitierung von Dande dem Becker vormachte, eine Entmündigung des Krause sei z. Z. nicht durchführbar.

Diese Tatsachen weisen gebieterisch darauf hin, daß sich Huber dem Krause nicht als Buchhalter des Rechtsanwaltes Hering vorgestellt hat, wie er behauptet, und daß seine Angabe, er habe sich auf Veranlassung des Krause dem Zeugen Becker als Rechtspraktikant vorstellen lassen, unwahr ist. Wenn es auch richtig sein mag, daß der Angeschuldigte, wie von der Zeugin Agnes H. und ihrem Ehemann, seinen langjährigen Mietgebern, bestätigt wird, sparsam gelebt hat, so erscheint es doch auffällig, daß Huber, obwohl seit Jahren ohne feste Stellung, seine Lebensweise ganz behaglich gestalten konnte; die von ihm herrührenden Briefe lassen ersehen, daß er öfters auf dem Lande weilte; auch bekundet Becker, daß Huber in seiner Kleidung ziemlichen Luxus trieb. Die Einnahmen, welche er sich durch Schreibarbeiten verschaffte, können zur Bestreitung seines Unterhaltes kaum ausgereicht haben.

Nun hat er allerdings angegeben, er habe auch von einem Vermögen in der Höhe von 10000 Mk. gelebt, das ihm sein im Jahre 1894 verstorbener Vater hinterlassen hätte und dieses Vermögen bis auf einen Betrag von 3000 Mk. aufgebraucht; später hat er behauptet, daß er noch zu Lebzeiten seines Vaters von diesem 10000 Mk. erhalten hätte. Allein dieses Vorbringen ist sehr unglaubwürdig.

Der Angeschuldigte ist im Jahre 1889 wegen Geisteskrankheit entmündigt worden. Im März 1894 stellte er durch Rechtsanwalt B. hier den Antrag auf Aufhebung der Entmündigung. In diesem Antrag, welchem ein Armenrechtszeugnis beigelegt war, wurde u. a. behauptet, daß Huber von seinem Vater nicht unterstützt worden sei, daß sich sein Vater gar nicht um ihn gekümmert habe. Diese An-

gaben wurden vom Vater des Angeklagten bei seiner zeugenschaftlichen Vernehmung bestätigt; der Vater des Beschuldigten gab damals auch an, daß er seit langer Zeit mit seinem Sohne nicht verkehrt habe.

Den Akten des gleichen Gerichts über die Verlassenschaft des Vaters des Angeschuldigten, der am 2. Juli 1894 verstarb, ist zu entnehmen, daß Hubers Vater seinen Kindern keinerlei Vermögen hinterlassen hat. Bei dieser Sachlage ist nicht abzusehen, wie Hubers Vater m März 1894 seinem entmündigten Sohne ein Kapital von 10000 Mk. hätte geben können oder wollen. Mit den Angaben Hubers über seine Vermögensverhältnisse stimmt auch nicht überein die Aussage des Bankiers K. im Zusammenhalt mit den Angaben des Frl. Margarethe H. und deren Haushälterin Katharina M. Aus dem von K. übergebenen Verzeichnisse ergibt sich, daß Huber an K. Wertpapiere verkauft hat, u. a. am 8. Mai 1899 im Nominalwerte von 1000 fl., am 3. April 1900 im Nominalwert von 2000 Mk., am 31. Mai 1900 im Nominalwert von 1000 Mk., am 5. November 1900 im Nominalwert von 2000 Mk., am 6. Dezember 1900 im Nominalwert von 1000 Mk Die Behauptung Hubers, alle diese Wertpapiere habe er lediglich im Auftrage der Eigentümerin, der von H. oder der M. veräußert, ist unrichtig.

Wenn daher Huber behauptet, er hätte dem Krause in den Jahren 1894 bis 1898 mehrfach Darlehen gegeben in Beträgen von 500 Mk. bis zu 3000 Mk. oder 5000 Mk., die ihm dann durch Einlösung der von Krause aufgestellten Wechselakzepte seitens dessen Schwagers zurückerstattet worden seien, — eine Angabe, welche durch die Aussagen der C.schen Eheleute einigermaßen bestätigt wird — dann kann er die Mittel für diese Darlehen nur aus solchen Geldern genommen haben, über deren rechtmäßigen Erwerb er sich nicht auszuweisen vermag.

Anlangend die Vorgänge, welche sich nach Krauses Angaben im Mai 1896 in Rottmannshöhe abgespielt haben, so gibt auch der Angeschuldigte an, daß bei seiner und Krauses Rückkehr von Seeshaupt auf dem von ihnen regelmäßig benützten Tische im Hotel Rottmannshöhe ein Zettel lag, der den Namen Becker oder Margarete Becker, möglicherweise auch die Worte „hoher Besuch“ enthielt, daß die bedienende Kellnerin erklärte, sie habe diesen Zettel geschrieben, weil von Leoni aus ein „Georg Becker“ oder eine „Margarete Becker“ telephonisch einen Besuch des Krause angekündigt hätte. Tatsächlich war aber der Schwager Krauses im Mai 1896 mit seiner Frau nicht am Starnberger See. Diese Umstände sprechen für die Richtigkeit der Angaben des Krause, der auch tatsächlich Ende April 1896

von seinem Schwager 9000 Mk. erhalten hatte. Huber räumt auch ein, daß ihm Krause am Abend des kritischen Sonntags im Mai 1896 plötzlich eröffnet habe, seine 8000 Mk. seien fort. Er will aber dieser Mitteilung Krauses keinen Glauben beigemessen, vielmehr angenommen haben, daß Krause den Diebstahl nur vorschütze, um von ihm leichter ein Darlehen zu erhalten. Mit dieser Angabe stimmen aber seine Briefe an Krause nicht überein. Krause fühlte sich, wie seine Briefe an Huber ersehen lassen, nach der Entmündigung sehr unglücklich; namentlich empfand er es sehr bitter, daß er über größere Geldsummen nicht mehr verfügen konnte und von seinem Vormund knapp gehalten wurde. Es wäre ihm daher nur angenehm gewesen, wenn er die „Affaire Rottmannshöhe", womit die geschilderten Vorgänge auf Rottmannshöhe in der Korrespondenz zwischen Huber und Krause bezeichnet werden, hätte benutzen können, um zu Geld zu kommen. Er wandte sich daher in mehreren Briefen an Huber und fragte bei diesem an, wie er sich zu verhalten hätte. Auf diese Briefe Krauses antwortete Huber u. a. am 8. März 1901. In diesem Briefe führt er aus, daß, wie er immer behauptet, zuerst der Prozeß Ulm, dann Feststellungsklage und zum Abschluß die Sache Rottmannshöhe erledigt werden müsse; gewiß können alle drei Prozesse zu gleicher Zeit geführt werden, doch die Arbeit bitte ich „dann selbst zu machen . . .", „durch die Feststellungsklage müsse sich ergeben, ob der in Frage kommende Antrag Krause bei der Abrechnung gut geschrieben worden sei oder nicht, müsse festgestellt werden, ob ein Dolus vorhanden sei oder nicht. Mit dem Prozeß Ulm ist, wie erklärend beigefügt wird, die Klage der Brauereibesitzersehefrau Julie K. in Ulm gegen Krause auf Rückzahlung der diesem gewährten Darlehen gemeint.

Am 10. März 1901 verspricht Huber dem Krause, er werde, bevor er nach Regensburg reise, „alles zuerst ausforschen, auch in Sachen Rottmannshöhe".

Am 26. April 1901 schreibt er an Krause, es sei ihm noch nicht gelungen, in Sachen Rottmannshöhe etwas Greifbares zu erhalten doch kann immer noch nichts anderes begonnen werden, als die Feststellungsklage, denn diese und nur diese gibt Klärung.

Am 10. Juni 1901 bemerkte Huber, er könne in Sachen „Rottmannshöhe" nicht hexen. Krause müsse eben, wenn er auf seine Mitwirkung rechne, Geduld und Zeit zum Zuwarten haben.

Auch am 27. Juli 1901 mahnt er Krause zur Geduld, versprechend, daß er in Sachen „Rottmannshöhe" unverzüglich dem Krause Drahtnachricht zukommen lasse, sobald er von Justizrat M. die gewünschten Details erhalten haben werde.

Diese Briefe suchte Huber bei seinem Verhör vom 17. Dezember 1901 damit zu erklären, daß er behauptete, von Anfang gezweifelt zu haben, ob Krause auf der Rottmannshöhe den Betrag von 8000 Mk. überhaupt bei sich gehabt habe; er habe gemeint, durch eine Feststellungsklage auf Rechnungstellung seitens des Becker müsse sich ergeben, ob Krause kurz vor der kritischen Zeit wirklich 8000 Mk. von seinem Schwager erhalten hätte, auf diese Weise würde festgestellt werden, ob der von Krause behauptete Diebstahl überhaupt möglich gewesen sei oder nicht.

Diese Rechtfertigung steht aber in bedenklichem Widerspruch mit den Angaben des Angeschuldigten im Verhör vom 14. Dezember 1901. Damals hatte er nämlich angegeben, daß Krause anfangs Mai 1896 9000 Mk. besaß und dieses Geld mit nach Rottmannshöhe nahm.

Diese Tatsachen lassen die Angaben des Krause, Huber habe ihm vorgemacht, daß die 8000 Mk. auf Veranlassung seines Schwagers weggenommen worden seien und von seinem Schwager später verrechnet werden müßten, ganz glaubwürdig erscheinen.

Entschiedene Stütze findet die Schilderung Krauses in zwei Briefen des Huber vom 10. Juni 1901 und vom 20. September 1901.

Im Briefe vom 10. Juni 1901 schreibt Huber, „ich habe mich mit Ihnen schon so viel geplagt, und für Ihre Anwälte so viel gearbeitet, daß ich . . . müde wie ein alter Fiakergaul bin“.

Der Brief vom 20. September 1901 ist die Antwort auf einen Brief Krauses vom 12. September 1901, der überhaupt nur verständlich ist, wenn die Darstellung Krauses auf Wahrheit beruht. Krause bemerkt, nachdem er erklärt, es sei das beste, die Sache Rottmannshöhe ruhen zu lassen:

> „Jedoch glaube ich, daß ein Versuch, etwas herauszubekommen von den Summen, die ich in der materiellen Seite an das Gericht bezahlt habe, nichts schaden könnte, da ich ja einmal schon mit Mk. 2000 kurz nach der Affaire Rottmannshöhe, wie Sie sich selbst erinnern werden, Erfolg gehabt habe. Vielleicht mit den letzten Mk. 6000.“

Wäre die Schilderung der Vorfälle, wie sie Krause gibt, erfunden, dann hätte dieser Brief des Krause dem Angeschuldigten ganz unverständlich sein müssen. Er hätte ihm lediglich mitteilen können, daß er von einer „materiellen Seite“ gar nichts wisse, daß ihm von Geldern, die Krause an das Gericht bezahlt, nichts bekannt sei, insbesondere nichts von den letzten 6000 Mk., daß er sich an eine Rückzahlung von 2000 Mk. an Krause in keiner Weise erinnern könne.

Statt dessen schreibt er an Krause, dieser habe in allen Ange-

legenheiten, auch in seinen verschiedenen Rechtssachen Pech; er werde wohl aus der Zeitung gelesen haben, daß Rechtsanwalt L. gestorben sei; „gerade mit diesem Kollegen war ich in ihrer Angelegenheit tätig und schon ziemlich weit vorgeschritten, weshalb es mir auch schwer fällt, zunächst einen neuen Anwalt zu wählen und diesem die ganze Angelegenheit zu übergeben . . . Lassen Sie mir daher Zeit und ich rechne mit fester Zuversicht auf glückliche Lösung, Ihnen kann es ja gleich bleiben, ob wir im Oktober heurigen Jahres oder erst im nächsten Oktober von dieser oder jener Seite Geld erhalten, denn es kömmt ja gar nicht in Ihre Hände, sondern an das Pflegschaftsgericht . . . .“

Die den Angeschuldigten belastenden Angaben des Zeugen Krause dürften daher im wesentlichen vollen Glauben verdienen.

Hiernach liegt selbstverständlich dringender Verdacht dafür vor, daß Huber in der Zeit von anfangs Mai 1893 bis anfangs Juli 1898 den Krause fortgesetzt betrogen hat. Da die erste strafrechtliche Handlung am 30. November 1901 erfolgt ist, ist die Verfolgung durch Verjährung insoweit ausgeschlossen, als die den Betrug bildenden Einzelhandlungen vor dem 1. Dezember 1896 erfolgt sind.

Dringender Verdacht ist weiteres dafür gegeben, daß Huber am 10. Mai 1896 dem Krause die von diesem vermißten 8000 Mk. in Rottmannshöhe gestohlen hat, und zwar unter erschwerenden Umständen, da er die geschlossene Handtasche des Krause nur mit einem falschen Schlüssel öffnen konnte. Huber bestreitet diesen Diebstahl und macht insbesondere geltend, er könne den Diebstahl nicht verübt haben, einerseits deswegen, weil Krause, wie dieser sagt, sein Zimmer abgesperrt und den Zimmerschlüssel zu sich genommen hatte, andererseits, weil Krause, als dieser mit ihm zur Zeit der Dämmerung von Leoni nach Rottmannshöhe zurückgekehrt war, sich vom Vorhandensein seines Geldes überzeugt habe und er selbst von diesem Zeitpunkt ab ununterbrochen bei Krause gewesen sei und diesen nicht verlassen habe. Hingegen wird durch die Aussage des Krause bewiesen, daß Huber ohne erschwerende Umstände in ein kleines, neben dem Zimmer Krauses liegendes Nebenzimmer und von diesem aus durch eine unverschließbare Tapetentür in das Zimmer des Krause gelangen konnte. Krause bekundet auch ganz bestimmt, daß er bei Rückkehr von Leoni nicht nach seinem Gelde gesehen habe, sondern erst unmittelbar vor dem Schlafengehen. Der Angeschuldigte war früher geisteskrank. Zur Zeit der Verübung der geschilderten Straftaten befand er sich jedoch nach dem Gutachten des Landgerichtsarztes Dr. H. nicht mehr in einem Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit, welcher

seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen hätte. Hiernach erscheint Alfons Huber dringend verdächtig:

1. In der Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines anderen durch Vorspiegelung falscher Tatsachen und hierdurch bewirkte Irrtumserregung geschädigt zu haben, indem er in der Zeit von Mitte Dezember 1896 bis anfangs Juli 1898, meist zu München, in Ausführung eines und desselben Entschlusses dem Kaufmann Wolfgang Krause aus Regensburg fortgesetzt vormachte, er lasse für ihn Anträge ausarbeiten und bei Gericht einreichen, die es Krauses Schwager, dem Kaufmann Becker in Regensburg, unmöglich machen würden, Krauses Entmündigung zu erwirken, den Krause so fortgesetzt täuschte und unter der Angabe, es seien bei Gericht Gebühren zu bezahlen und ein Depot zu hinterlegen, bewog, ihm auf Verlangen Ende Dezember 1896 einen Geldbetrag von 1000 Mark, im Januar 1897 einen Geldbetrag von 1000 Mark, im März 1897 einen Geldbetrag von 500 Mark, im Juni oder Juli 1897 einen Geldbetrag von 1000 Mark und einen Pfandbrief der Bayrischen Hypothek- und Wechselbank hier zu 5000 Mark; im Laufe des Jahres 1897 oder 1898 einen weiteren Geldbetrag von 500 Mark, am 4. Juli 1898 oder um diese Zeit ein Wechselakzept über 1200 Mark auszuhändigen; den Krause auch schädigte, da er, wie von vornherein beabsichtigt, die von diesem erhaltenen Geldbeträge und Wertpapiere für sich verwertete;

2. einem anderen fremde bewegliche Sachen in der Absicht rechtswidriger Zueignung weggenommen und den Diebstahl dadurch bewirkt zu haben, daß er im Innern eines Gebäudes zur Eröffnung eines Behältnisses einen falschen Schlüssel oder ein anderes zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmtes Werkzeug anwendete, indem er am 10. Mai 1896 im Hotel Rottmannshöhe, Amtsgericht Starnberg, aus einer dem Kaufmann Heinrich Krause gehörigen verschlossenen Handtasche, welche sich in dem von Krause bewohnten Hotelzimmer befand, eine von ihm Stehlens halber mit einem falschen Schlüssel oder einem ähnlichen Werkzeug geöffnet wurde, acht dem Krause gehörige Eintausendmarkscheine entwendete. Diese Handlungen bilden ein Verbrechen des erschwerten Diebstahls usw. usw.

II. Gutachten
über den Geisteszustand des Alfons Huber
abgegeben vom Verfasser.

Zur Abfassung des vorstehenden Gutachtens habe ich von den Akten gegen Huber wegen fortgesetzter Vergehen des Betruges im sachlichen Zusammenhang mit einem Verbrechen des erschwerten Diebstahls Kenntnis genommen und den Angeklagten am 23. und 24. Juli 1902 in meiner Wohnung auf seinen Geisteszustand untersucht. Insbesondere ist dabei Rücksicht genommen auf die in den Akten befindlichen Krankenjournale der königl. Kreisirrenanstalt, die vorliegenden Gutachten des Obermedizinalrates Dr. Grashey, sowie des Landgerichtsarztes Dr. Hoffmann. Endlich lieferten die schriftlichen Äußerungen des Angeschuldigten wertvolle Beiträge zur Beurteilung seines Geisteszustandes.

Äußerer Lebensgang.

Alfons Huber, 39 Jahre alt, stammt von einer Mutter, welche als Braut geisteskrank war, so daß die Trauung auf ein Jahr verschoben werden mußte. Sein Vater, Lehrer an der Domschule, starb 1899 nach längerem Krankenlager, Mutter an Kindbettfieber, drei Brüder aus erster Ehe des Vaters und zwei Stiefschwestern sind angeblich gesund.

Als Kind litt Huber an Rachitis und in der Irrenanstalt machte er den Typhus durch.

Vom 6.—11. Jahre befand er sich in der deutschen Schule, absolvierte dann drei Lateinklassen. Darauf trat er in die Lehre als Schriftsetzerlehrling, mußte aber nach einem Jahre entlassen werden, weil er auf Veranlassung eines anderen Lehrlings Feuer anlegte. Er kam dann in eine Druckerei und versuchte im 15. Lebensjahre ohne besonderes Motiv seinem Leben durch Erhängen ein Ende zu machen. Die Folge war Überführung in die Irrenanstalt, wo er sich vom 15. bis 17. Lebensjahre aufhielt. Versuchsweise entlassen, fand er Stellung als Schreiber beim Rentamt München I. Während der 1½ Jahre dieser Tätigkeit ereigneten sich in dem Rentamt eine Anzahl von Diebstählen und Unterschlagungen. Der Verdacht lenkte sich auf Huber, so daß sein Vater ihn damals (im 19. Lebensjahre) von neuem in die Irrenanstalt überführen ließ.

Vom 19. bis 28. Lebensjahre befand sich Huber in der Irrenanstalt. Am 29. August 1892 kehrte er von einem Ausgange nicht

mehr in die Anstalt zurück, sondern er suchte und fand auch Stellung bei dem Maschinenfabrikanten E., den er in der Irrenanstalt kennen gelernt hatte. Hier blieb er nur 6 Monate, führte dann zwei Jahre ein unstetes Leben, wurde im 29. Lebensjahre auf Grund eines Gutachtens der Kreisirrenanstalt (Grashey) entmündigt. Aufhebung der Entmündigung erfolgte 4 1/2 Jahre später wieder auf Grund eines ärztlichen Gutachtens von Prof. Grashey. Im 31. Lebensjahre stellte Rechtsanwalt Hering den Huber als Schreiber an. Er blieb hier 2 1/4 Jahr und verließ die Stellung, weil er sich durch seinen Vorgesetzten zurückgesetzt fühlte.

Während seines Engagements bei Hering ereignete es sich, daß der 11jährige August W., bei Betrachtung einer Auslage am Marienplatze von Huber angesprochen, in die Wohnung des Rechtsanwaltes Hering geführt und dort von Huber gezüchtigt wurde. Veranlaßt durch das Weinen des Knaben kaufte Huber dem Knaben Kastanien und steckte sie ihm gewaltsam zu. Frau Amalie H. sah diesen Vorgang an und gab bei ihrem Verhör bestimmt an, den Huber als denjenigen zu erkennen, der dem Knaben Kastanien kaufte. Die Verdachtsmomente (wegen Nötigung und Sittlichkeitsverletzung) reichten jedoch nicht hin und Huber wurde außer Verfolgung gesetzt.

Huber fand nach seinem Austritt aus der Anwaltskanzlei Beschäftigung in der Gerichtsschreiberei des Amtsgerichtes München I, gab jedoch schon nach 2 Jahren diese Tätigkeit auf, angeblich, weil er als Entmündigter Gegenstand von Spöttereien seitens jüngerer Kollegen in jenem Bureau geworden sei. In den letzten 5 Jahren will er sich durch Anfertigung von Abschriften ernährt haben. Er gibt ferner an, Geld verdient zu haben durch Vermittelung von Weinverkauf an ein Offizierskasino (800 Mark) und durch Provision bei Verkauf eines Milchgeschäftes in der Augustenstraße (200 Mark).

Beobachtungen in der Irrenanstalt.

Die Krankenjournale der Kreisirrenanstalt schildern den Angeklagten als schwachsinnigen, verbummelten Menschen, der absolut unter dem Einflusse des Augenblicks, ohne Überlegung der Tragweite des Zweckes handle. Bei einem Gelddiebstahl ertappt, warf er das Geld einfach weg, als Gefahr der Entdeckung entstand. Darüber interpelliert, erzählt er lachend und ganz harmlos den Vorfall, ohne das geringste Verständnis für das Unmoralische seiner Handlungsweise.

Zu steter Beschäftigung unfähig, sehnt er sich doch danach, beschäftigt zu sein, ist für alles Neue leicht zugänglich. Dabei ist er

durchaus nicht ohne Anlagen, höchst zuvorkommend im Verkehr, devot, spielt den Tugendsamen, sobald er auf einer Lüge ertappt wird. Er ist sehr gesprächig, ein Allerweltsbekannter, besitzt eine sehr verwertbare Handschrift. Einige Phrasen, die er gelernt, weiß er geschickt in Briefen zu verwerten. In der Anstalt ist er ganz zufrieden, sorgenlos. Die feste Ordnung und fortwährende Überwachung hält ihn von schlimmen Streichen zurück. Dabei ist er schnell durch die geringste Bemerkung verletzt, eitel, übermütig.

Auch in der Anstalt zeigte sich sein Talent für hinterlistige Streiche. Bei einer ganzen Reihe von Diebstählen lenkte sich der Verdacht auf Huber. So nahm er einmal einen goldenen Zwicker in der Singstunde, bei einer anderen Gelegenheit war er plötzlich im Besitze einer größeren Geldsumme, die vermutlich auf unrechte Weise von ihm erworben war. Sobald er auf einer Lüge ertappt wurde, spielte er den Tugendsamen.

Bei Durchsuchung seines Zimmers fanden sich zu der Zeit, wo er in der Präparandenabteilung beschäftigt wurde: ein Mikroskop, feinste Scheren, Augeninstrumente, Nadeln, Farbflüssigkeiten, Chloroform, eine Kollektion Federhalter usw.

In eine andere Abteilung auf Grund dieser Erfahrungen versetzt, spielt er den völlig Unwissenden, bittet und bettelt mit verweinten Augen, ist aber absolut nicht zu einem Geständnis zu bringen. Er erfindet die raffiniertesten Ausreden, und wenn er schließlich keine Ausrede mehr weiß, so zeigt er ein blödsinniges Lächeln. Trotzdem fühlt er sich erhaben über andere Patienten. Niemals waren die geringsten Anzeichen von Reue zu bemerken. Die hier erwähnten Beobachtungen fallen in das Jahr 1886. Im November 1888 lenkte sich der Verdacht bei einer Reihe von Diebstählen auf Huber. Am 29. August 1889 entfloh er aus der Anstalt.

Das am 14. Dezember 1889 von dem damaligen Irrenanstaltsdirektor Prof. Grashey über Huber abgegebene Entmündigungsgutachten ergänzt die vorstehenden Ausführungen. Danach leidet Huber an angeborener Geistesschwäche (Idiotismus). Dieselbe ist unheilbar und beraubt ihn der Fähigkeit, sein Vermögen selbständig zu verwalten. Dieses Urteil wird mit der schon erwähnten erblichen Anlage, den Beobachtungen in der Anstalt begründet und bringt ergänzend dazu folgende Daten bei. Huber zeigte epileptoide Anfälle, war mitunter geistesabwesend. So hörte in einer begonnenen Handlung (z. B. beim Essen) plötzlich auf, stierte in das Weite. Das dauerte mehrere Minuten. Keine nachträgliche Erinnerung an das Vorgefallene. Beim Turnen blieb er einmal an einer Stange

hängen, wurde ganz starr und mußte abgenommen werden. In der Schule verdrehte er oft die Augen und sah wie verrückt aus. Bei den ihm nachgewiesenen Diebstählen fehlte ihm jedes Verständnis für das Unmoralische seiner Handlungen. Trotz ausgezeichneter körperlicher Entwicklung blieben seine Geisteskräfte auf niederer Stufe stehen. Stundenlang kann man versuchen, ihm eine Sache zu erklären. Ein blödes Lachen bekundet den Mangel jeden Verständnisses, Gemütseindrücken ist er ganz unzugänglich und in ethischer Beziehung zeigt er die größten Defekte der Geistestätigkeit. Die harmonische Entwicklung seiner Geisteskräfte ist in hohem Grade gehemmt, so daß er auch Eltern und Erziehern die größte Schwierigkeit bereitete und hinter seinen Altersgenossen zurückblieb.

Während seiner Entmündigung (Oktober 1891) gewährte er einmal einem aus der Anstalt entlassenen Geisteskranken Wohnung und Verpflegung, ohne dessen Lage auszunützen. Dieser Umstand und seine 2jährige Kopistentätigkeit beim Rechtsanwalt Hering wurden wohl hauptsächlich die Ursache, daß Obermedizinalrat Dr. v. Grashey am 7. Mai 1894 die Aufhebung der Entmündigung befürwortete. Das Gutachten schließt mit den Worten: „Trotz der von Jugend auf anhaftenden Defekte hat Huber, wenn auch spät, die Fähigkeit erlangt, seine Interessen selbständig wahrzunehmen und sein Vermögen zu verwalten".

Über die schriftlichen Mitteilungen des Angeklagten.

In den Akten finden sich eine ganze Reihe zum Teil längerer Briefe Hubers an Krause und andere Freunde; ebenso bietet seine Verteidigungsschrift einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung seines Geisteszustandes.

Schon bei einer oberflächlichen Kenntnisnahme dieser Schriftstücke wird ein unbefangener Beobachter erstaunt sein über die Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, über den unverkennbaren Reichtum an poetischen Bildern, sowie über die zahlreichen deutschen, französischen und lateinischen Zitate, welche einen für den Stand des Schreibers ungewöhnlichen Grad von schriftstellerischer Begabung und autodidaktischer Bildung zu bekunden scheinen. Man sieht, daß Huber vielfach zum Spielball seiner leicht beweglichen Einbildungskraft wird und große Vorliebe zeigt für hochtrabende Redensarten und schwulstige Gemeinplätze. Diese Neigung zu schlagenden Wendungen, schwungvollen Einleitungen, zum Fabulieren überhaupt, diese Bevorzugung der äußeren Darstellungsmittel steht in einem auffallenden Gegensatze zu den schiefen und halbrichtigen Urteilen, zu den

Lücken und Mängeln des Inhaltes. Es möge gestattet sein, als Beispiele hierfür einige Sätze aus der Feder des Angeklagten wiederzugeben. In einem Briefe vom 4. Februar 1896 an Krauses Schwager Becker bittet er persönlich oder telephonisch mit demselben in Angelegenheiten des Krause sprechen zu können und schließt den bezüglichen Satzbau mit folgendem Nebensatze: „Nachdem ich bei der großen Auswahl der Gegner und der Prinzipien, worüber ich Ihnen schon wiederholt, leider ohne Erfolg berichtete, überhaupt der ganzen Situation, falls nicht abermals eine Dummheit gemacht wird, eine Diskussion unter allen Umständen vorteilhafter als die Erfüllung Ihres Wunsches erachte".

Die Ausdrücke: „die große Auswahl der Prinzipien", „der ganzen Situation" bleiben in diesem Zusammenhange unverständlich. Der folgende Satz in demselben Briefe ist ebenfalls charakteristisch.

„Hätten Sie mir seinerzeit gelegentlich unserer letzten Besprechung in Regensburg gefolgt, so hätten Sie heute statt der minimalen Kraft, die Sie ja gerade auch nur mir zuzuschreiben haben, Krause ohne jede Gefahr und zu dessen Glück besser, als wenn er unter Kuratel steht, was auch für Sie unausbleibliche Folgen mit sich bringt und von meinem Standpunkte zur Zeit überhaupt nicht durchführbar ist (gem. § 21 und 33 in Dande) in Ihrer Obhut." Die Briefstelle ist interessant in bezug auf Hubers Neigung zu unterstreichen, Kraftausdrücke zu brauchen, sein „Ich" in den Vordergrund zu stellen, umständliche Perioden zu entwickeln und Zitate von Schriftstellern anzuführen, die er nur vom Hörensagen durch andere oder durch Abschriften kennen gelernt hat.

Hochtrabende Phrasen und Einleitungen finden sich in den meisten seiner Elaborate. So beginnt sein Brief an den Freund Roth in Johannesburg, der ihm Krause empfehlen sollte, wie folgt:

„Der getreue Eckhardt warnt jedermann. Der getreue Eckhardt ist einer der Charaktere und liebenswürdigen Personen der deutschen Sage. In den gespenstischen verderblichen Mitternachtssagen der Frau Holle und des ungefügen wilden Jägers zog der getreue Eckhardt still voraus" usw.

Weiter redet er seinen Freund als „Carissime" an und entwickelt ihm des weiteren, daß er, Huber, den Krause für schwachsinnig halte, Diese Darlegung frappiert derart durch die ärztliche Ausdrucksweise, daß ich mich veranlaßt sah, Huber zu befragen und ihn auf die große Ähnlichkeit seiner Ausdrucksweise mit derjenigen des ihn betreffenden Entmündigungsgutachtens und der psychiatrischen Krankenjournale aufmerksam zu machen. Er gestand mir, sein eigenes Ent-

mündigungsgutachten wiederholt kopiert und auch in der Irrenanstalt wiederholt Abschriften von Krankenjournalen und Gutachten angefertigt zu haben. Er habe deswegen diese ihm geläufige Ausdrucksweise auf den Krause angewendet.

In demselben Brief findet sich noch folgendes Zitat: Longum iter per praecepta, breve et efficax per exempla. Senec. ep. 6.

Nach der Bedeutung resp. Übersetzung dieses Spruches von mir befragt, konnte er nur angeben: Longum = lang. Alles übrige versteht er heute nicht und hat es wohl auch damals nicht verstanden, als er den Satz niederschrieb, um sich den Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben.

Die krankhafte Beweglichkeit seiner Einbildungskraft zeigt sich u. a. auch in folgender Stelle des Briefes vom 17. Oktober 1898 an Roth. Huber gibt darin eine Beschreibung des Oktoberfestes und fährt dann folgendermaßen fort:

„Lang persönlich nimmt den Dirigentenstab, die Trompete intoniert schmetternd die bayerische Nationalhymne „Guten morgen, Herr Fischer" und tausend Stimmen fallen im Chorus ein. Da sitzen sie alle mit leuchtenden Augen, die einen den Krug am Munde, die anderen die Hand am Hosentürchen. Der „Damenflor" von der Schwanthalerstraße ist besonders zahlreich und mannigfaltig, glühende Nelken sind da und kalte duftlose Tulpen, überwinterte Rammkeln mit Frostbeulen und alte eingeschrumpfte Zwiebeln, sündige Rosen und tugendhafte Jungfrauen mit der Feuchtwarze mitten im Gesicht" usw.

In bezug auf das Märzenbier fährt er fort: „Und es ist ein guter König, macht seine Untertanen toll und voll und vertreibt warm vom Magen aufkletternd die kalte Sorge aus dem inneren Winkel des Herzens".

Er schließt die Darstellung mit den Worten: „ging ich stillvergnügt heim und monologierte". (sic!)

Dieselbe Vorliebe für Schlagworte, Gemeinplätze, klingende — den Schreiber selbst berauschende — Phrasen kommt in der Verteidigungsschrift des Huber zum Ausdruck. Dieses Schriftstück, welches schon an sich Zweifel an der geistigen Gesundheit des Schreibers wecken müßte, beginnt wie folgt: „Man hört oft die Redensart von dem Blitz aus heiterem Himmel angewendet, ohne sich der Bedeutung dieses Ausdruckes klar zu machen. Ich für meinen Teil habe nie so recht an diese façon de parler gedacht, da ich im Grunde doch immer eine logische Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart zu erkennen vermeinte, die als Schuld jene Schicksalswendungen bedingte, deren unvermutetes Auftreten diesen Vergleich entstehen ließ.

Eines Morgens jedoch, es war Freitag den 13. Dezember 1901, wurde ich ungläubiger Thomas auf das Empfindlichste von dem schönen Wahn geheilt, daß man nur für begangene Taten Rechenschaft abzulegen hätte und, wie ein altes Sprichwort sagt, seines Schicksals Schmied sei. Ich gab mich an jenem Tage eben dem Genusse meiner Morgenzigarre hin, als mir nachstehendes Schreiben des königl. Untersuchungsrichters B. am königl. Landgericht München I zugestellt wurde.

Nachdem ich diese Zuschrift gelesen hatte, war ich ebenso überrascht wie Rotkäppchen von der plötzlich veränderten Gestalt seiner Großmutter und eigentlich nur mehr neugierig, wie sich denn diese Verwechslung, — denn etwas anderes konnte es ja gar nicht sein, so glaubte ich damals — lösen würde. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als es klingelte, und mir ein Polizeikommissar seine Aufwartung machte, um meine Personalien festzustellen usw. . . .

Bis zum Tage der Vernehmung durchwühlte ich meine Erinnerung, um etwas zu finden, was einen Zusammenhang mit der Anklage auswies — umsonst . . . . .

Immerhin sah ich mit der größten Ruhe dem Gange einer Untersuchung entgegen, da ich mich irgendwelcher gesetzwidrigen Handlung nicht bewußt war.

Als ich die Person des Klägers erfuhr, wuchs mein Erstaunen ins Grenzenlose. . . . . .

Ich wußte nicht, sollte ich an einen schlechten Scherz oder plötzlichen Wahnsinn, Suggestion oder sonst was glauben und auch jetzt noch, nachdem mir die näheren Umstände der Anklage bekannt sind, weigert sich mein Verstand an das Gehörte zu glauben." — — — —

Er gibt dann weiterhin zu, dem Becker (Schwager Krauses) aus Mitleid für Krause nicht immer der Wahrheit entsprechende Auskunft über seinen Freund erteilt zu haben, er will seinem Freunde, was nach der Aktenlage der Wahrheit zu entsprechen scheint, zahlreiche Geldbeträge bis zur Höhe von mehreren 1000 Mark geliehen haben.

Die ganze Anklage ist nach seiner Auffassung „blanke Erfindung", ein „Gebäude verdrehter Wahrheiten", „vollständigste Phantasie", ein „rätselhaftes Gespenst", eine „Nebengestalt von Lüge", ein „Traum" usw.

Die ganze Diebstahlsaffäre auf der Rottmannshöhe sei fingiert. Er stellt in Abrede, größere Geldbeträge von Krause erhalten zu haben, sondern lediglich kleine Andenken, wie Postkarten, Marken, Muscheln, Bijouterien usw.

Dagegen versuchte Krause nach seiner Erklärung immer wieder, auch noch während der Voruntersuchung, Geld von ihm zu erlangen,

derselbe sei überhaupt mit leichtsinnigen Anschuldigungen bei der Hand, er selbst zweifle an der geistigen Zurechnungsfähigkeit des Anklägers.

Huber fährt dann fort:

„Inzwischen gingen Weihnachten und Neujahr ins Land und ein allgemeines Gefühl der Ruhe stellte sich wieder ein, bis ich plötzlich aufs Neue durch eine gerichtliche Ladung aufgeschreckt wurde."

Nach den weiteren Darlegungen des Angeklagten läßt „die impulsive Natur des Krause nicht zu, daß er logisch fortschreitend bei einer vorgebrachten Unwahrheit bereits vorsehend Bedacht nimmt auf die Übereinstimmung mit seinen folgenden Äußerungen. Dadurch bietet er jedenfalls einem juridischen Verteidiger Lücken und schwache Stellen genug, um das Netz zu zerreißen."

Ebenso umständlich drückt er sich bei der Wahl seines Rechtsbeistandes aus. „Er fühle das Bedürfnis, eine Stütze neben sich zu haben, nachdem gerichtlicherseits seinem bisherigen Selbstbewußtsein durch Untersuchung auf seinen Geisteszustand ein empfindlicher Stoß versetzt worden sei."

Über den Schluß der Voruntersuchung äußert er sich wie folgt:

„Ich glaube, daß bei sämtlichen Anwesenden das gleiche Gefühl vorherrschend gewesen sein muß, daß das „Ja" des Klägers und das „Nein" des Angeklagten — ein Widerspruch ohne Beweis von irgendwelcher Seite — nicht das geringste Fördernis für den Gang der Verhandlung ausgemacht haben können, so daß sich, wenigstens bei mir, eine Lethargie einstellte, die erst wich und mich erleichternd aufatmen ließ, als ich die Worte vernahm, „die Untersuchung ist geschlossen".

Nach den brieflichen Darlegungen gewinnt es den Eindruck, daß die mangelnde, ja ganz fehlende Krankheitseinsicht des sich für völlig normal und gesund haltenden Inkulpaten sich ebenfalls auf die ihm zur Last gelegten Handlungen erstreckt. Die Gefühlstöne des Angenehmen, der gehobenen Stimmung überwiegen und beherrschen ihn in so krankhafter Weise, daß die optimistische Auffassung gegenüber der Wirklichkeit den Sieg davonträgt, wie folgender Passus aus der Verteidigungsschrift lehrt:

„Daß ich einer nackten Wirklichkeit gegenüber stehe, erscheint mir mitunter so unglaubhaft, daß ich mich erst durch die Betrachtung meiner Umgebung von meinem wachen Zustande überzeugen muß. Sonnenlicht und fröhliche Menschen gaukeln mir vor, daß alles nicht wahr und nur ein Schreckbild meiner Phantasie sei, bis ich mir alle Einzelheiten ins Gedächtnis zurückrufe und zur Erkenntnis komme,

ja du bist es ja wirklich, gegen den sich jene Anklage richtet, du darfst ja gar nicht mitgenießen am Leben, du mußt ja in Sorge sein um eine Zukunft, die so grau und gestaltlos vor dir liegt.

Und trotzdem will's mir nicht bange werden, immer wieder siegt die Zuversicht. So mag sich denn das Geschick erfüllen, die Zeit weiterziehen, ich folge ihr ruhig, denn sie geht doch der Sonne entgegen."

Die vorstehenden Stichproben aus der Feder des Exploranden bekunden: große Selbstgefälligkeit, krankhafte Beweglichkeit der Phantasie, starkes einseitiges Überwiegen angenehmer Gefühlstöne, eine nicht zu verkennende Gewandtheit im Ausdruck, ein förmliches sich Berauschen mit klingenden Phrasen und mechanisch gelernten, zum Teil unverstandenen Zitaten, mangelndes Urteilsvermögen gegenüber den Tatsachen der Anklage, Unfähigkeit, den inneren Zusammenhang dessen richtig zu erfassen, was der Explorand darstellen will, Fehler im logischen Denken, ein Aufgehen in äußeren Dingen, in Nebensachen. Die rednerischen, zum Teil ganz unzutreffend angewendeten Phrasen und Gemeinplätze verdecken die Dürftigkeit des Inhalts. Diese schriftlichen Geistesprodukte illustrieren deutlich einen geistigen Schwächezustand, den man als Schwachsinn mit geistiger Regsamkeit (die erethische Form der Imbezillität) bezeichnet.

Eigene Beobachtung.

Die äußeren Lebensdaten des Exploranden sind bereits zu Anfang dieser Arbeit mitgeteilt. Danach ist Huber erblich schwer belastet, blieb in der deutschen und Lateinschule hinter seinen Mitschülern zurück. Als Kind überstand er — was übrigens bei Schwachsinnigen oft zu beobachten ist — die englische Krankheit. Zweimaliger Aufenthalt in der Kreisirrenanstalt, einmal 2 Jahre vom 17.—19. Lebensjahre, dann 8 Jahre lang vom 19.—28. Lebensjahre. 4½ Jahrelang stand er unter Kuratel. Beruflich hielt er nirgends länger als 2 bis 2½ Jahre aus, er fühlte sich sowohl beim Rechtsanwalt Hering wie in der Gerichtsschreiberei des königl. Amtsgerichtes München I zurückgesetzt, verletzt und lebte angeblich in den letzten 5 Jahren durch Abschreiben von Dissertationen, Adressen, von der Anfertigung von Anträgen, Bittgesuchen, sowie von Provisionen bei Vermittlung von Verkäufen.

Am 24. Juli erschien Huber in meiner Sprechstunde, elegant gekleidet, mit braunen Glacéhandschuhen, die er während der ganzen langen Besprechung nicht ablegte. Äußerlich zeigt er nichts Auffallendes. Die oberen Augenlider sind gerötet und geschwollen, Blick stier, Reflexe normal, keine Degenerationszeichen oder körperliche Störungen.

Dagegen besteht Neigung zu Kongestionen. Die Augäpfel treten ziemlich stark hervor. Intoleranz gegen Alkohol. Huber muß streng hygienisch, d. h. nach der Uhr leben, da die geringste Abweichung von unangenehmen Folgen begleitet ist (namentlich von Stirnkopfschmerz).

Er gibt auf alle Fragen mit sonorer Stimme ruhig Antwort, ist wohl orientiert, zeigt auch ein gutes Gedächtnis. Halluzinationen und Wahnvorstellungen, Schlafstörungen fehlen. Er stellt außerdem in Abrede, epileptoide Anfälle bei sich nach Entlassung aus der Anstalt beobachtet zu haben. Indessen ist auf diese Aussage kein Wert zu legen, da schon die in der Anstalt beobachteten Attacken sehr leicht, kurzdauernd geschildert wurden und ohne nachträgliche Erinnerung blieben.

In der Irrenanstalt hat Huber ziemlich stark, mitunter mehrmals am Tage onaniert, will aber seither keinen lebhaften Geschlechtsdrang in sich verspürt haben. Befragt über die früher beobachteten und ihm nachgewiesenen Diebstähle, leugnet er dieselben mit der harmlosesten, treuherzigsten Miene, ebenso wie er die ihm in der Anklage zur Last gelegten Straftaten durchaus in Abrede stellt. Das Vorkommnis mit dem 11 jährigen Knaben müsse auf einer Verwechslung beruhen, da er um jene Zeit im Café Heck gewesen sei.

Daß er sich bei Angabe der Höhe seines Vermögens, welches bei der ersten Vernehmung auf 30 000 Mark, und später, als über den Ursprung dieser Summe Nachforschungen angestellt wurden, auf 3000 Mark von ihm angegeben wurde, um eine Null versehen habe, das sei infolge seiner damaligen Erregung sehr begreiflich. Auch in der Beilegung falscher Titel „Rechtspraktikant", „Rechtsanwalt", „Amtsgerichtssekretär", auf „Revisionsreisen befindlich" usw., die er zum Teil zugeben muß, findet er kein großes Unrecht. Er motiviert das mir gegenüber damit, daß seine Vorgesetzten, Anwälte usw. ihn häufig mit Herr „Kollega" angesprochen hätten. Aus der ganzen Besprechung geht klar hervor, daß ihm jedes Verständnis für das „Unerlaubte" und „Unmoralische" seiner Handlungsweise fehlt.

Seine Stimmung ist im ganzen ruhig. Auf die Möglichkeit der Bestrafung hingewiesen, gerät er in Affekt, weint, zieht die Unterarme an, indem er die Hände herabhängen läßt (genau wie ein auf den Hinterbeinen aufrecht sitzender Hund). Er hält sich für das Opfer des Krause und glaubt infolge seiner geistigen Schwäche seinen eigenen Unschuldvorspiegelungen (autosuggestiv). Daneben ist er offenbar verstockt, eigensinnig, verlogen, der Reue ganz unzugänglich, und äußerst raffiniert, wo das eigene Interesse ins Spiel kommt. Sein geistiger Gesichtskreis ist beschränkt. Schulkenntnisse dürftig. Die Bedeutung der angewendeten lateinischen Phrasen kennt er nicht. Liest Demo-

krit, ohne ihn zu verstehen, merkt sich aber schön klingende Wendungen, um sie gelegentlich zu verwerten. Einfache Rechenexempel werden leicht gelöst. Wenn er aber Aufgaben einfacher Art, die er nicht geübt hat, lösen soll, z. B. die Umrechnung gewisser Daten seiner Vergangenheit aus der Jahreszahl in das Lebensalter, so nimmt er, wie ein echter Idiot, die Finger beim Zählen zu Hilfe. Nur das Gegebene, Nächstliegende interessiert ihn. Von Politik versteht er nichts. Liest mir einen Passus aus der „Allgemeinen Zeitung" betreffend Ausnahmetarife für Donau-Mais vor; den Inhalt aus dem Gedächtnis wiederzugeben, ist er unfähig. Es fehlt das Verständnis des Gelesenen völlig.

Frage: Wozu zahlt man Steuern?
Antwort: Das weiß ich nicht.
Frage: Was bedeutet der Reichstag?
Antwort: Ich weiß nicht.
Frage: Was verstehen Sie unter dem Magistrat der Stadt München?
Antwort: Ich weiß nicht.
Frage: Welchen Zweck hat der bayerische Landtag?
Antwort: Ich weiß nicht.

Entlassen aus der Anstalt versuchte er 5 mal auf verschiedene Weise französisch zu lernen. Alle Mühe vergeblich. Er behält den Wortlaut der Phrasen gut im Gedächtnis, ohne sich aber die Bedeutung der Worte merken zu können, auch wenn er immer wieder, 20—30 mal, dieselbe Vokabel laut hersagt. Er buchstabiert diese französischen Worte auch mit Zuhilfenahme der Finger. Ferner bildet er sich ein „bulbärer Paralytiker" zu sein (ein in der Irrenanstalt von ihm aufgefangener Ausdruck). Frage: Was heißt das? Antwort: „Wenn im Mund sich der Speichel zusammenzieht". Er weiß weder was „bulbär", noch was „Paralyse" ist, sondern behielt nur den Wortklang im Gedächtnis.

Eine Weltanschauung besitzt Huber nicht, und lebt in den Tag hinein; ethische, religiöse Gefühle existieren nicht. Die Kirche besucht er niemals. Er hat auch niemals eine innere dauernde Neigung zu einem Menschen gefaßt, lebt zurückgezogen, menschenscheu, und eine momentan auftretende Rührseligkeit (mit Tränen), eine harmlose Gutmütigkeit sind die Hauptzüge seines Gefühlslebens.

Er erklärt wörtlich: „Meine ganze Philosophie gipfelt sich in dem Worte, Ruhe".

Die allerdings selten auftretenden Affektausbrüche können bis zur Gewalttätigkeit gehen. So drohte er bei einer unbedeutenden Veranlassung seinen früheren Hausleuten, sie niederzuschlagen.

Eine gewisse geistige Regsamkeit, einseitige Begabung stehen in einem merkwürdigen Gegensatz zu der psychischen Minderwertigkeit wie sie hier sich offenbart.

Er zeigt Talent für Musik, spielt Klavier, Flöte, Violine, er ist verschlagen und raffiniert, berechnend bei Wahrnehmungen seiner materiellen Interessen; der Grundzug seines ganzen Gedankenganges ist Selbstsucht. Die Befriedigung der unmittelbarsten Wünsche steht im Mittelpunkt seines Lebens. Alles, was damit nicht zusammenhängt, besitzt für ihn kein Interesse.

Für alles Neue zeigt er sich empfänglich, ohne die nötige Ausdauer für längere Berufstätigkeit zu besitzen. Auch seine Begabung für äußere mechanische Dinge läßt sich nicht leugnen, daher der Beruf als Abschreiber.

Er ist reizbar, empfindlich, besitzt ein ungemein (krankhaft) gesteigertes Selbstgefühl, hält sich für geistig bedeutender, wie die meisten Personen, mit denen er in Berührung kommt. Krankheits- und Schuldeinsicht fehlen völlig. Er gibt selbst zu, daß es ihm eine besondere Freude ist, sich mit schönklingenden Wendungen und Phrasen zu berauschen, er sucht sie, wo er sie findet, benutzt dazu Kürschners Universallexikon, und brüstet sich mit dem Anscheine höherer Bildung durch geschickte, oft ganz unzweckmäßige und deplazierte Anbringung solcher Redewendungen. Seine besondere Liebhaberei besteht in der Anfertigung von Anträgen, Bittgesuchen mit hochtrabenden Einleitungen.

Bei der leidlichen Entwicklung der Verstandeskräfte nach der mechanischen, äußerlichen Seite hin ist es wohl begreiflich, daß Huber innerhalb der Grenzen des praktischen Lebens auf Unerfahrene den Eindruck einer normalen Persönlichkeit hervorbringen und sein Vermögen selbst verwalten kann. Eine gewisse Summe von Kenntnissen und Erfahrungen, die er mit schlauer Berechnung zum eigenen Vorteil verwendet, ist ihm nicht abzusprechen. Ebenso fehlen Gedächtnislücken und grobe Verstöße in der Folgerichtigkeit des Denkens. Bei näherer Prüfung des Geisteszustandes wird jedoch die ganze Minderwertigkeit und Schwäche seiner psychischen Funktionen klar.

Wenn lediglich auf Grund eigener Beobachtung, ohne jede Berücksichtigung des Vorlebens, vom Verfasser ein Urteil über Hubers Geisteszustand abgegeben werden müßte, so könnte die Diagnose nur auf angeborenen Schwachsinn mit fehlender Entwicklung der ethischen Vorstellungen und damit verbundenen auffallenden intellektuellen Defekten lauten.

Zusammenfassendes Gutachten.

Alfons Huber stammt von einer geisteskranken Mutter, war als Kind rachitisch und leidet an angeborenem Schwachsinn, d. h. an einer ungleichmäßigen Entwicklung des Gehirnes, an den Folgen einer disharmonischen Ausbildung seiner psychischen Funktionen. Seine intellektuellen Leistungen standen von jeher und stehen auch heute noch unter dem Mittel der Intelligenz normaler Individuen von demselben Bildungsgrade und Stande. Mit einer einseitigen, mehr auf das Äußere gerichteten Begabung ist auf der anderen Seite eine Hemmung seiner geistigen Entwicklung verknüpft. In der Schule blieb Explorand hinter seinen Kameraden zurück, schon als Knabe wurde er Brandstifter und Selbstmörder. Der zweimalige Aufenthalt in der Irrenanstalt und das Entmündigungsgutachten bieten eine Fülle von Material für seine geistige Minderwertigkeit. Mit vollem Recht erklärt Grashey in dem genannten Schriftstück den Schwachsinn des Exploranden für unheilbar; dieser Feststellung widerspricht auch die Aufhebung der Entmündigung keineswegs; sondern es wird darin ausdrücklich auf die vorhandenen Defekte des Huber hingewiesen. Und die Aufhebung der Entmündigung kann eben nicht mehr und nicht minder besagen, als daß in den 4½ Jahren des bestehenden Kuratels keine neuen Tatsachen zur Kenntnis des Gerichtes gekommen sind, womit eine Weiterführung der Freiheitsentziehung in bezug auf seine verhältnismäßig einfache Vermögensverwaltung hätte begründet werden können.

Wenn die dem Huber zur Last gelegten Handlungen sich wirklich so abgespielt haben, wie sie in der Anklageschrift dargestellt sind, so hat Explorand auch nach dem Entweichen aus der Anstalt sich nicht gebessert, sondern ist innerlich stets der gleiche geblieben.

Fast überall, wo er sich aufhielt, in der Anstalt, im Rentamte im Privatleben, überall treffen wir Diebstähle, Unterschlagungen und immer wieder richtet sich der Verdacht für diese fast stets raffiniert angelegten Vergehen gegen das Eigentum auf Huber.

Beruflich hält er es nirgends länger als 2—2½ Jahre in geordneten Stellungen aus. Er ist eine unstete Natur, mit einem großen Tätigkeitsdrang und die für einfache Anforderungen des praktischen Lebens in Betracht kommenden Verstandesfähigkeiten sind soweit leidlich entwickelt, daß er bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck eines normalen Individuums hervorrufen könnte.

Dinge und Vorgänge aber, welche über die alltägliche Erfahrung über seine mechanische Gedankentätigkeit hinausgehen, werden nur

mangelhaft aufgefaßt (Erlernung des Französischen, Kenntnis der einfachsten politischen Tatsachen usw.).

Außer in diesen verstandesmäßigen Leistungen zeigt sich die geistige Minderwertigkeit in seinem Gefühlsleben. Und zwar fehlen bei ihm gerade die höheren ethisch-moralischen Gefühlsregungen und die entsprechenden sittlichen Vorstellungen. An deren Stelle sind nur die Urteile des für ihn Nützlichen nnd Schädlichen maßgebend. Es fehlt ihm jede Empfänglichkeit für sittliche Wertschätzung oder Mißbilligung seitens anderer. Seine ganze ethisch-intellektuelle Lebensphilosophie gipfelt in dem Worte „Ruhe", wie er selbst sagt. Gewissensregungen, Scham und Reue sind nicht vorhanden. Da, wo ihm seine Untaten unwiderleglich nachgewiesen werden, beschönigt er sie, schiebt die Verantwortung anderen zu, ohne irgendwelche Unlust über die moralische Verwerflichkeit seiner Handlungen zu fühlen.

Es fehlen somit infolge angeborener Entwicklungshemmung des Gehirns die richtigen Direktiven, welche den Gesunden bestimmen, das eine zu tun und das andere zu lassen. Er ist jeder religiösen oder altruistischen Gefühle (z. B. der Liebe zu einem Menschen) bar. Er ging einsam durchs Leben, und momentane, durch augenblickliche Situationen veranlaßte Rührseligkeiten (Tränen) sowie leichte Beeinflußbarkeit durch die Umgebung, endlich ein gewisser Grad von Gutmütigkeit sind die einzigen bemerkbaren Regungen in dieser Hinsicht.

Seine niederen egoistischen Triebe finden kein vollwertiges Gegenrecht in einer moralischen religiösen Gesinnung. Auch sein mnemonisch ausgeprägtes Wissen hat nichts zu einer ethischen Bildung beigetragen, er benützt es lediglich, um sich den Anschein einer höheren Bildung in den Augen anderer zu geben.

Schon dieses von ihm offen zugegebene Streben zeigt die ganze innere Verlogenheit und Hohlheit seines Charakters. Er schmückt sich mit Titeln, die ihm nicht zukommen, er erfindet ohne die geringsten Gewissensbisse ganze Geschichten, wenn ihm das nützlich erscheint. So erzählte er der Frau K., er habe das Gymnasium absolviert, den Staatskonkurs mit Note $2^3/_{10}$ bestanden, werde nächstens Doktor, nannte sich bald „Alfons", bald „Adolf" mit Vornamen, ohne daß hierfür ein Grund ersichtlich ist. Dem Krause gab er an, bei dem Korps der „Vitruven" aktiv gewesen zu sein, bezeichnete sich als Reserveleutnant im 4. Kav.-Rgt. in Augsburg. Dem „Roth" in Johannesburg sandte er einen Zeitungsausschnitt, der die Ernennung eines gewissen Huber zum Amtsgerichtssekretär in Bamberg mitteilte. Dieser Huber sei er. Er gab dann weiter vor, er lebe von Vertre-

tungen, die er als Rechtspraktikant bekomme, bei einer anderen Gelegenheit, er sei auf Revisionsreisen. Nach den Aussagen des Krause lieh er sich dessen Frack aus zum „Staatskonkurs", verkaufte denselben, da er fremde Sachen, wegen des schwebenden Prozesses, nicht tragen dürfe usw.

Die „Pseudologia phantastica" — der oft durch nichts anderes als ungezügelte Phantasietätigkeit hervorgebrachte, tief in ihm schlummernde, ungehemmte Drang zur Lüge, zur Unwahrheit geht auch auf das deutlichste aus Form und Inhalt seiner mit Phrasen und Schlagworten gespickten Schriftstücke hervor.

Die ganze Bildungsfähigkeit des Fischer ist also mangelhaft, einseitig, sein Urteil beschränkt. Neben der ethischen Verkümmerung fehlt, wie im vorstehenden ausführlich dargetan ist, auch nicht der intellektuelle Defekt trotz der instinktiven Schlauheit, welche im Gegensatz zu der schwachsinnigen Anlage bei der Ausführung der ihm zur Last gelegten Handlungen so sehr überrascht.

Die gesamten, dem Huber zur Last gelegten Handlungen hängen aufs engste zusammen mit seiner psychischen Minderwertigkeit. Denn gerade durch das Fehlen sittlicher Gegenvorstellungen erscheint sein antisoziales Handeln unfrei. Der degenerative Charakter der Handlungen selbst geht aus der Wiederkehr derselben Verbrechen (Unterschlagungen, Fälschungen, Diebstähle) hervor. Sie waren ihm infolge dessen unzertrennliche Begleiter von Jugend auf, sie erfolgten sogar teilweise zwecklos, wie z. B. die Diebstähle in der Irrenanstalt und die Anwendung hochstaplerischer Allüren lediglich zur Befriedigung des krankhaft gesteigerten Selbstgefühls. Trotz seiner Kenntnis des Rechts, das er sich durch Kopieren juristischer Schriftstücke erwarb, fehlt ihm das wirkliche Verständnis gesetzlicher Vorschriften.

Infolge angeborener abnormer Gehirnorganisation wurde ihm die Anwendung sittlicher Korrektive unmöglich gemacht; er hat nicht die Freiheit der Wahl, sondern wird stets der Spielball egoistischer Antriebe bleiben, denen gegenüber erzieherische Mittel, Strafe, Rechtskenntnis, Beispiel vollkommen wirkungslos waren und wirkungslos bleiben werden.

Somit stand Huber zur Zeit der ihm zur Last gelegten Straftaten unter dem Einfluß einer Geistesstörung, durch welches seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.

Das Verfahren gegen Huber wurde eingestellt.

III. Schlußbemerkungen.

Die forensische Begutachtung der leichteren Schwachsinnsformen kann mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft sein, im Strafrecht, wo es sich um den Schutz des § 51 handelt, im Zivilrecht besonders bei der Frage der Entmündigung.

In der Regel springen die Äußerungen einer gehemmten oder ungleichmäßigen geistigen Entrückung nicht so sehr ins Auge, als sonstige Defekte der psychischen Funktionen. Bei den fließenden Übergängen der noch ins Gebiet der Gesundheit fallenden geistigen Beschränktheit zur Imbezillität gehen die Meinungen verschiedener Sachverständiger leicht auseinander; zudem muß die Begründung für das Vorhandensein einer krankhaften Geistesschwäche auf das Laienurteil der Richter überzeugend wirken. Die Beweisführung wird ferner durch scheinbare Widersprüche erschwert, sobald gewisse geistige Anlagen (z. B. bei Wunderkindern), ferner einseitige Gedächtnisleistungen, große Befähigung zur Operation mit Zahlen, lebhaftere Tätigkeit der Phantasie, Geschicklichkeit für mechanische Arbeiten usw. mit dem Tiefstand der intellektuellen oder ethischen Ausbildung verknüpft sind.

In einfacheren Verhältnissen, unter passender Aufsicht, können solche Schwachsinnige trotz ihrer geistigen Insuffizienz gewisse nützliche Aufgaben erfüllen, sind oft für regelmäßige mechanische Beschäftigung gut verwendbar, versagen jedoch gegenüber den höheren Anforderungen des Lebens, sobald Selbständigkeit, Umsicht und produktive Tätigkeit erforderlich sind.

Das Beschränktsein des geistigen Defektzustandes auf die gemütlichen, ethischen und moralischen Beziehungen bei scheinbar intakter intellektueller Sphäre hat man auch als moralisches Irresein (moral insanity) bezeichnet (v. Krafft-Ebing). Nach Kräpelin handelt es sich hierhei um Mangel oder Schwäche derjenigen Gefühle, welche der rücksichtslosen Befriedigung der Selbstsucht entgegenwirken. Statt ethisch rechtlicher Motive wissen solche Individuen nur Begriffe der Nützlichkeit und Schädlichkeit zu verwerten. Das Gute hat für sie nur die Bedeutung einer polizeilichen Vorschrift (v. Krafft-Ebing).

Diese „sittliche Farbenblindheit“ führt notwendig zur Negation der Rechtssphäre anderer und zu Eingriffen in dieselbe. Dabei können sie, wie Kräpelin treffend bemerkt, mit schlauer Berechnung eine gewisse Summe von Kenntnissen und Erfahrungen zu ihrem Vorteil verwerten; es fehlt eben aber die Fähigkeit, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen und höhere Geistesarbeit zu leisten.

Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch hält nach einer neuerlichen

Entscheidung des Reichsgerichts (betreffend moralische Idiotie) bei dem erwähnten Mangel jedes moralischen Haltes die Zurechnungsfähigkeit nur dann für ausgeschlossen, wenn der Mangel aus krankhafter Störung nachzuweisen ist.

Der differential-diagnostische Begriff der „moralischen Idiotie“ mag für klinische Zwecke von Wert sein, bei der psycho-pathologischen Analyse vor Gericht müssen wir mit Cramer daran festhalten, daß die moralischen Vorstellungen das Produkt eines komplizierten assoziativen Vorganges sind, welcher sich nicht willkürlich von dem psychischen Gesamtblilde trennen läßt. Die bei verbrecherischen Handlungen in Frage kommenden psychischen Mängel der Schwachsinnigen betreffen in der Regel ebensowohl die intellektuellen Vorgänge, wie die Gefühle, Affekte, Triebe in verschiedenem Grade. Der für den strengen Begriff der „moral insanity“ erforderliche Nachweis, daß die aus dieser Störung erwachsenden Handlungen durch andere seelische Gebiete nicht beeinflußt seien, erscheint unmöglich. Nach Hoche ist in der ganzen Literatur auch fast kein einziger Fall bekannt geworden, der als einziges abnormes Zeichen den angeborenen Mangel der sittlichen Gefühle gezeigt hätte.

Außerdem können die Erscheinungen der Moral insanity (die Neigung zu unsittlichen Handlungen) bei verschiedenen Psychosen auftreten (so bei Hysterie, progressiver Paralyse, Epilepsie, Dementia praecox, Vergiftungsprozessen, bei leichten Erregungszuständen des zirkulären Irreseins usw.).

Endlich macht Mendel mit Recht darauf aufmerksam, daß von den Kriminalisten eine Krankheit perhorresziert wird, die lediglich die Moral ergreift; denn mit einer solchen Krankheit könnte auch die Unmoralität der Verbrecher gedeckt werden (Lombroso).

Das Krankhafte der ethischen Defekte verlangt also den Nachweis anderweitiger Symptome des Schwachsinns. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß eine Entwicklungshemmung des Gehirns anatomisch die Unterlage für die Erscheinungen des Schwachsinns darbietet.

Um den krankhaften Charakter einer in das Grenzgebiet der „Moral insanity“ fallenden Handlung zu erkennen, ist eine besonders sorgfältige Ermittlung der körperlichen und psychischen Entwicklungsweise (hereditäre Belastung?) notwendig. Meist finden sich schon in der Kindheit Züge, die auf geistige Entwicklungshemmung hindeuten (z. B. auffallender Begabungsmangel im Erwerb von Kenntnissen, Nutzlosigkeit von Strafen, antisoziale Neigungen und Gewohnheiten, Fehlen altruistischer Gefühle, hervorstechender Egoismus — oder auch Selbst-

schädigung — Schwäche des Urteilsvermögens (z. B. bei Unterscheidung von Haupt- und Nebensachen), Neigung zum Umhertreiben, zweckloses Lügen, Sprachstörungen, starke Gefühlserregung bei geringfügigen Anlässen, Anomalien des Trieblebens usw.

Außerdem aber verlangt § 51 den Nachweis eines erheblichen Grades der fraglichen geistigen Störung. Zu diesem Behufe muß ein starkes Zurückbleiben der durch mangelhafte Entwicklung insuffizienter geistiger Leistungen unter dem für den betreffenden Stand erforderlichen geistigen Durchschnitt nachgewiesen werden.

Diese Bemerkungen dürften genügen, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die forensische Fragestellung in Grenzfällen geistigen Tiefstandes, wie sie so oft zu einem Konflikt mit dem Gesetz führen, bei dem Fehlen prinzipieller Unterscheidungsmerkmale verknüpft sein kann, und wie viel bei der quantitativen Abschätzung der zahlreichen Abstufungen des Schwachsinns von den einfacheren Mängeln der Begabung bis zu den höheren Graden des angeborenen Blödsinns von dem subjektiven Ermessen des Gutachters abhängt.

Wenn wir nunmehr die beschriebenen Kriterien auf den vorstehend ausführlich geschilderten Fall des Alfons Huber anwenden, so ist leicht zu erkennen, daß die Aufgabe der Anklagebehörde gegenüber der Schuldfrage keineswegs eine leichte war. Beim Lesen der Anklageschrift wird man an die Phantasieblüten spannender Kriminalromane erinnert! Man ist versucht, das ganze Gebäude der Anklageschrift für das Produkt lügenhafter oder krankhafter Erfindung zu halten. Bei näherer Prüfung aber stellt sich heraus, daß beide, der Täter, sowie der Geschädigte, an Schwachsinn leiden, und zeitweise unter Kuratel standen.

Und doch kann nach den durch die Staatsanwaltschaft vorgebrachten Beweismomenten wohl kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß diese über ein Jahrzehnt erfolgreich inszenierte Betrugskomödie sich in den wesentlichen Punkten so abgespielt hat, wie die Anklage behauptet. Nur der seltene Zufall des Zusammentreffens zweier Schwachsinnstypen, wie sie der Beklagte und Geschädigte darstellen, macht den mit einer „Humbertkomödie im kleinen“ vergleichbaren Tatbestand möglich.

Scheinbare Raffiniertheit bei Begehung der strafbaren Handlung auf der einen Seite, eine weit unter der Norm stehende geistige Beschränktheit und Stumpfheit auf der anderen Seite! Aber trotz aller Raffiniertheit zeigen die Strafhandlungen eine auffallende Monotonie; es wird sozusagen fast ein ganzes Jahrzehnt hindurch dieselbe Karte ausgespielt, nur in verschiedener Form; immer wieder ist es die

Drohung mit der Entmündigung und das behauptete Einschreiten der Gerichte resp. gerichtlicher Personen, wodurch die Erlangung von Vermögensvorteilen erzielt und bemäntelt wird.

Bei dem Geschädigten aber finden wir Leichtgläubigkeit, Vertrauensseligkeit, Urteilsmangel, regelmäßiges promptes automatisches Reagieren auf die mit der Maske juristischer Formen bekleidete Finanzspekulation des Angeklagten, Eigenschaften, die hier ebenfalls nur durch angeborene Defekte in der Hirnanlage, also durch Schwachsinn, erklärlich sind.

Der Fall Huber ist ein Unikum in der forensischen Praxis; er zeigt deutlich, welche komplizierte strafrechtliche Situation sowohl für die Anklagebehörde, wie für die ärztliche Begutachtung durch das Zusammenwirken von zwei schwachsinnigen Individuen, der eine in der aktiven Rolle des Täters, der andere in der passiven des Geschädigten hervorgebracht werden kann. Aus diesem Grunde erschien eine ausführliche Darstellung desselben wünschenswert.

Literaturverzeichnis.

Hoche, Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie. Berlin 1901.
Köppen, Sammlung von gerichtlichen Gutachten. Berlin 1904.
Delbrück, Gerichtliche Psychopathologie. Leipzig 1897.
v. Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie. Stuttgart 1903, und: Gerichtliche Psychopathologie. Stuttgart 1900.
Mendel, Dementia, Realenzykl. d. ges. Heilkunde, v. Eulenburg.
Derselbe, Moral insanity, ebenda. Leitfaden der Psychiatrie. Stuttgart 1902.
Meynert, Psychiatrie. Wien 1890.
Cramer, Gerichtliche Psychiatrie. Jena 1900.
Kräpelin, Klinische Psychiatrie. Leipzig 1899.
Deiters, Zur gerichtsärztlichen Beurteilung der höheren Stufen der Imbezillität. Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie. 1899. 56. Bd. Heft 1 u. 2.
Buchholz, Über die Angaben der ärztlichen Sachverständigen bei der Beurteilung Imbeziller. Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie. 57. Bd. Heft 2 u. 3. 1900.

XX.

Meinungsdifferenzen der sachverständigen Psychiater.

Von

Dr. Hinterstoifser, k. k. Regierungsrat.

Im zwölften Bande des „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminatistik“ erschien unter obigem Titel eine Enunziation, deren Inhalt in drei Teile zu trennen ist und zwar in einen I. über die strafgerichtliche Qualität der Minderwertigen, einen II. über das Wirken der (ständigen) Gerichtspsychiater und schließlich in einen III. mit Reformvorschlägen des Verfassers.

Der gesamte Inhalt des Artikels behandelt die Strafgerichtspraxis der psychiatrischen Sachverständigen und teilt der Verfasser in einer Fußnote mit, daß er besonders österreichische Verhältnisse bespreche. Er war über meine briefliche Anfrage so freundlich zu erklären und zwar nicht ohne Beziehung auf meine Amtstätigkeit, daß bei seinen Auseinandersetzungen die Wiener Sachverständigen, wenn auch nicht in ihrer Gesamtheit, in dem Kreise seiner Ausführungen stehen. Als Senior der Wiener Sachverständigen fühle ich mich bewogen, endlich auch zu der ganz ungerechtfertigt in die Öffentlichkeit gezerrten Frage dieser Meinungsdifferenzen Stellung zu nehmen, hiebei dem Verfasser in seinen Ausführungen zu folgen und insbesondere gegen seine durchaus subjektiven, höchst verletzenden Behauptungen, an deren Qualität die verschiedentlich eingeflochtenen Parenthesen und Verklauselungen nichts zu ändern vermögen, Stellung zu nehmen, da dieselben durchaus ungerechtfertigte Voraussetzungen enthalten, welche geeignet sind, die Tätigkeit der Sachverständigen aufs äußerste zu diskreditieren und mit gebührender Entrüstung zurückgewiesen werden müssen.

Da der Artikel vor längerer Zeit erschien, möge die Wiedergabe einer Skizze desselben hier entschuldigt werden:

Der Herr Verfasser zieht die Verhandlungen der im Dezember 1902 zusammengetretenen Enquete der kulturpolitischen Gesellschaft in Wien heran, um seine Ansichten betreffs der in dieser Enquete auf-

geworfenen Fragen: „Über die Gründe des so häufigen Zwiespaltes der Meinungen der sachverständigen Psychiater, insbesondere auf dem Gebiete der psychopathischen Minderwertigkeiten — ob diese Gründe wissenschaftlicher oder praktischer Natur seien — wie ihnen abzuhelfen sei?" darzulegen und beantwortet die erste dieser Fragen (erster Teil) dahin, daß diese Gründe in der Schwierigkeit der Beurteilung der Grenzfälle und der damit im Konnexe stehenden Umstände liegen. Der Verfasser begnügt sich nun nicht mit dem Hinweise, daß bei diesen Verhältnissen Meinungsdifferenzen entstehen müssen, er begibt sich vielmehr unter den willkürlichsten Voraussetzungen auf das persönliche Gebiet, leider ohne Namen oder Fälle zu nennen (zweiter Teil). Er will weiter genauer eingehen auf die maßgebenden „Auslegungen" und ausführen, in welcher Richtung die Gutachten von der richtigen Linie abweichen und der Sache auf den Grund gehen. Er sagt, daß nicht selten die Sachverständigen sich der Laienpsychiatrie bedenklich nähern und nur dann die Meinung, daß es sich um ein psychopathisches Individuum handle, vertreten, wenn sie sich der Beistimmung des Richters sicher fühlen. Der nachgiebigere Sachverständige komme hiebei in Differenz mit dem weniger nachgiebigen. Der Verfasser nennt dies „Beigeben" seitens der Sachverständigen. Er akzeptiert einen gewissen „Standesegoismus", indem mancher Sachverständige seinen ursprünglichen Beruf (?) nicht vergessen habe, zu feinfühlig urteilt, Individuen lieber der Irrenanstalt, als dem Strafhause zuweist, während die Anstalt die Behandlung solcher Individuen zurückweisen müsse, da diese sich mit Recht gegen die Detention gemeingefährlicher Minderwertiger verwahre. Andererseits seien wiederum einzelne Gerichtsärzte geneigt, es selbst bei ziemlich hochgradiger Minderwertigkeit, um „dem Richter den Weg nicht zu verrammeln" mit der Strafanstalt zu versuchen, in jedem Falle zunächst Simulation vorauszusetzen. Der Verfasser versteigt sich sogar zu der Äußerung, daß solche Fälle von den Sachverständigen für den Gebrauch des Strafgerichts förmlich „appretiert" würden, daß es somit unter den Sachverständigen ebenso unberufene Verteidiger als Staatsanwälte gebe, daß ihr Vorgehen die schärfste Kritik herausfordere, indem letztere die Mitschuld an der Verurteilung von fast unzurechnungsfähigen Individuen tragen, daß den sich hieraus ergebenden Konsequenzen der Jurist sein Augenmerk im höchsten Grade zuwenden solle!!!

Der Verfasser behandelt weiter die Frage, wie den Differenzen abzuhelfen sei, anerkennt hierbei, daß deren Fehlen nicht einmal gut wäre, wundert sich sogar über die Seltenheit derselben, ist weiter

der Ansicht, daß die aus diesen Dissonanzen entstehenden Kompromißgutachten im ganzen noch am verläßlichsten seien, daß aber bedenklich erscheinen müsse — die Abhängigkeit des einen von dem anderen Sachverständigen und die Gutachten dadurch relativ unverläßlich werden. Der Verfasser bezeichnet im weiteren bedenklicher als manche Dissonanzen, Gutachten mit auffallender (?) Konsonanz, wobei er der Anschauung ist, daß diese zurückzuführen sei auf eine suggestive Beeinflussung des einen Sachverständigen durch den anderen und insbesondere meint, daß beide Sachverständige einen extremen Standpunkt einnehmen. Er tröstet sich über diese bedenklichen Ausschreitungen mit einer Korrektur durch die Anstalt und den Richter! Er schildert weiter das Staunen der Anstaltsärzte über die Klarheit einzelner forensischer Begutachtungen bei manchen Fällen, bezüglich deren erstere trotz jahrelanger Beobachtung zu keinem abschließenden Resultate gekommen seien. Er konzediert sodann, daß gewisse Differenzen und Unsicherheiten infolge reservierter Haltung von Sachverständigen ein gesunder Ausdruck für tatsächliche Schwierigkeiten seien, während im entgegengesetzten Falle nur eine Sicherheit „vorgetäuscht" würde und spricht mehr weniger verblümt die Sentenz, aus, daß in so ernsten Fällen — das „mundus vult decipi" — keine Geltung haben sollte!

Im dritten Teile, in seinen Reformvorschlägen, fordert der Verfasser, daß die Qualitäten der Sachverständigen vorsichtigst erwogen werden sollen, die Selbständigkeit der Sachverständigen untereinander und dem Richter gegenüber gewährleistet sein soll, endlich die kontradiktorische Expertise. Er meint schließlich, daß auch dann die Meinungsdissonanzen beileibe nicht aufhören, daß aber ihre Folgen nicht mehr so schwerwiegend sein werden und man weniger Grund haben wird, sie so „bedenklich" zu finden, wie es heute begreiflicherweise der Fall ist.

Was nun den ersten Teil des Artikels betrifft, so nehme ich keine Veranlassung, darauf genauer einzugehen. Die forensische Qualität der Minderwertigkeiten die Schwierigkeit ihrer Beurteilung, die Unzulänglichkeit des dermaligen Strafgesetzes, die Frage der geminderrten Zurechnungsfähigkeit, die Notwendigkeit der Errichtung von Detentionsanstalten sind längst und eingehend von gewiegten Fachmännern behandelte Themen und Gemeingut aller Psychiater geworden.

Was aber nun den zweiten Teil betrifft, so will ich von der unklaren und häufig widersprechenden Stilistik ganz absehen, muß aber gestehen, daß ich nie eine derart oberflächliche, laienhafte, willkürliche und gröblich verletzende Kritik über die Sachverständigen-

tätigkeit gehört und gelesen habe und daß es fast schwer fällt, dieser gegenüber die wünschenswerten Standesrücksichten zu bewahren.

Woher der Verfasser den Mut schöpft, sich in solchen Ausführungen zu ergehen, ist mir um so rätselhafter, da er, meines Wissens, noch niemals beim Strafgerichte als Sachverständiger fungiert hat, alle die neben den von ihm selbst anerkannten, noch weiter bestehenden, Schwierigkeiten der Strafgerichtspraxis nicht kennt, offenbar keine Ahnung hat von der Schwierigkeit der Aufnahme einer Anamnese, eines Status praesens, von all den Finessen und Komplikationen, welche häufig genug durch die Bedenklichkeit, Befangenheit, das mangelnde Verständnis der Zeugen und Auskunftspersonen gegeben sind, welche darin liegen, daß der Untersuchte es selten mit der Wahrheit genau nimmt, in manchen Fällen fast präpariert erscheint, daß man über ein verläßliches und geschultes Aufsichtspersonal nicht verfügt usw., Schwierigkeiten, die in der Anstalt meist völlig wegfallen, welcher auch keine Ahnung zu haben scheint, daß diffizileren Begutachtungen oftmals eine mehrmonatliche unausgesetzte, vertiefte Anstrengung und Überlegung vorausgehen mußte, der niemals noch die kolossale Verantwortung und dadurch erklärliche geistige Anspannung und volle Inanspruchnahme bei großen Verhandlungen durchgefühlt hat und die Strafgerichtspraxis, die die eigentliche Hochschule der Psychiatrie ist, nur so von außen her kennt!

Ich frage also zunächst, woher nimmt der Herr Verfasser die Berechtigung, zu dieser seiner Kritik? Er muß doch weiter auch sich vor Augen halten, daß die Ziele seiner Angriffe Männer sind, die seine Anstaltswirksamkeit längst hinter sich haben und vielleicht die doppelte oder noch eine größere Anzahl von Jahren Gelegenheit hatten, sich in der Psychiatrie Erfahrungen zu sammeln.

Was soll man zunächst zu der unglaublichen Naivität sagen, wenn der Verfasser in mannigfachen Andeutungen den Vorwurf durchleuchten läßt, daß die Sachverständigen gegebenenfalls in foro dem Richter nicht eine Art Vorlesung halten über die geminderte Zurechnungsfähigkeit und die Notwendigkeit von Detentionsanstalten, Themen, die das Strafgesetz noch nicht kennt und wofür auch noch keine Einrichtungen bestehen. Was der Richter, welcher doch vor der Aufgabe steht, ein Urteil zu fällen, dem Sachverständigen antworten wird und muß, möchte ich dem Verfasser des Artikels zu bedenken überlassen. Ist denn der Gerichtssaal die Stelle, an der man mit Vorschlägen an die Gesetzgeber herantreten kann? Steht der Sachverständige außerhalb des Bodens des Gesetzes? Geschieht in

Wort und Schrift nicht genug, um den Gesetzgeber auf gewisse Unvollkommenheiten des Strafgesetzes aufmerksam zu machen?

Ich refüsiere seinen banalen Spaß mit den Waschversuchen an einem Mulatten, denn die Sache ist zu ernst. Ich leugne nicht im entferntesten, daß ich mir der Schwierigkeiten oft genug bewußt geworden bin und denselben dadurch gerecht zu werden trachtete, daß ich dem Richter alle jene Abweichungen von Normalen, welche ich zu erweisen in der Lage war, stets gewissenhaft vorgelegt habe, sowie auch deren Einfluß auf die Tathandlungen im Gegensatze oder in Übereinstimmung zu den Normen des § 2 StGB. meiner Überzeugung gemäß genau erläuterte, um ihm sodann, wie es ja mein Wirkungskreis bedingt, das Urteil zu überlassen. Ein Ausspruch über die Zurechnungsfähigkeit wurde von mir grundsätzlich möglichst vermieden und nur in dem Falle gemacht, wenn ich ihn nicht umgehen konnte und auch da nur dann, wenn ich mir vollkommen klar darüber war. Ich hege die Anschauung, daß die Zurechnungsfähigkeit eine Frage betrifft, die lediglich in der Kompetenz des Richters liegt, daß der Sachverständige niemals gezwungen werden kann, sich über dieselbe zu äußern, daß er sie aber gegebenenfalls auch nicht abzulehnen braucht. Soviel ich in meiner mehr als 30jährigen Praxis erfahren habe, hat der Gerichtshof meinen Erläuterungen immer das größte Entgegenkommen gezeigt und die vorgebrachten Momente der weitgehendsten Berücksichtigung unterzogen. Durch welche Beobachtungen kann der Verfasser seine Mitteilung rechtfertigen, daß die Gerichtsärzte gedrängt werden, über schwerwiegende Bedenken hinwegzugehen oder gar, daß sie solche unterdrücken, so daß Minderwertige Gefahr laufen, ungerecht verurteilt zu werden? Es ist mir kein einziger Fall bekannt geworden, in welchem ein Geisteskranker oder auch schwer Minderwertiger durch ein gerichtsärztliches Gutachten der Verurteilung zugeführt worden, daß etwa während der Haft oder nach derselben ein solches Unrecht je bekannt geworden wäre, eher schien es mir in vereinzelten Fällen vorgekommen zu sein, daß Individuen der Irrenanstalt überwiesen wurden, bei welchen eine Strafbehandlung am Platze gewesen wäre.

Die Phantasie des Verfassers verfolgt die Sachverständigen bei ihren Besprechungen, Untersuchungen und beim Verfassen der Gutachten und es ist wahrlich bedauerlich, was er da alles herausfindet. Ich muß es in das Gebiet seiner Phantasie verweisen, was er da sagt „von einem Annähern an die Laienpsychiatrie, von einem Beigeben der Sachverständigen, von den etwaigen Einflüssen eines Standesegoismus, von der Rolle des Verteidigers oder des Staats-

anwaltes, von einem Appretieren der Fälle für das Strafgericht, von dem Zustandekommen mancher Dissonanzen, von der noch größeren Bedenklichkeit der Konsonanzen und gar von Anspielungen auf ein mundus vult decipi usw.!" An diesen schwerwiegenden Behauptungen ändern nichts die eingeschalteten „manche", „ab und zu", „könnte sein" usw., er kommt doch immer zum Schlusse, daß diesen Verhältnissen der Richter das Augenmerk zuwenden solle, daß diese zur schärfsten Kritik herausfordern und durch sie ungerechte Verurteilungen erfolgen und dergleichen. Ich erkläre alle diese Auslassungen des Herrn Verfasser als den Tatsachen durchaus nicht entsprechend und weise sie mit aller Entschiedenheit zurück; sie sind nichts anderes als besondere Ausgeburten seiner Phantasie.

Ich halte mich für nichts weniger als unfehlbar, aber ich kann dem Herrn Verfasser versichern, daß ich auch auf eine gewisse Erfahrung Anspruch machen darf, nach bestem Wissen und Gewissen, so wie es in meinem menschlichen Können gelegen ist, meine Gutachten erstatte und daß nach meiner Überzeugung am Wiener Gerichtshofe es auch die Kollegen so halten und gewiß nicht minder auch anderorts, insofern man Fachärzte zur Verfügung hat.

Ich will nun weiter gar nicht der Frage über das Thema seines Artikels ausweichen. Gibt es Meinungsverschiedenheiten? Gewiß hat es solche gegeben, und wird es immer geben und es ist auch ganz richtig, daß dieselben zunächst bei der Beurteilung der Minderwertigen auftauchen, sie liegen in den inneren Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Probleme, der Diagnostik und der Umgrenzung der einschlägigen Fälle, sowie andererseits in den mit den medizinischen Forschungen nicht gleichen Schritt haltenden gesetzlichen Normen wie ja der Herr Verfasser auch voraussetzt.

Alles auf der Welt beruht auf einer Wellenbewegung, auf einem Ansteigen, auf einem Abfallen, auch die Forschung. Es werden große Gedanken in den Kreis des Wissens geworfen, sie begeistern und reißen mit, allgemach aber wird die Feile der Kritik angesetzt und entwickelt aus der Hypothese den fruchtbaren Kern oder vernichtet sie. Wir haben das in der Psychiatrie auch während der Zeit unseres Arbeitens kennen gelernt und ich erinnere nur an die Lehren der Monomanien, über Moral insanity, neuestens über sexuelle Perversion, die Lehren der Schule Lombrosos usw. Anhänger und Gegner treffen sich und nur aus dem Zwiespalt dieser Meinungen entwickelt sich das, was für die Wissenschaft von dauerndem Werte ist. Die Dissonanzen sind das Leben, sie sind die Triebkraft der Forschung, sie sind nicht zu tadeln, sie sind notwendig und nützlich. Daß somit

solche Dissonanzen auch bei den Sachverständigen zur Geltung kommen können, ist nun eine ganz selbstverständliche Sache und um so selbstverständlicher, als gerade der Sachverständige es notwendig hat mit der Literatur, die er beherrschen muß, fortzuschreiten, dieselbe, wenn sie kontrovers ist, mit seiner aus der persönlichen Erfahrung gewonnenen wissenschaftlichen Grundsätzen in Relation zu zu bringen und gegebenenfalls vor der verantwortlichen Situation steht, über diese Kontroversen hinweg seiner wissenschaftlichen Überzeugung gemäß ein bündiges Gutachten zu erstatten, was sein Recht und seine Pflicht ist.

Ich will auch gar nicht verhehlen, daß Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht seien, welche zunächst die Beurteilung von Fällen von sog. Moral insanity und Alkoholismus betreffen, indem ich auf dem Standpunkte stehe, eine exkulpierende Geistesstörung bei Individuen, an denen lediglich ein Ausfall moralischer Empfindungen bei sonst vollkommen intakter Intelligenz, insbesonders bei Mangel von Schwachsinn vorliegt, nicht anerkennen zu können, sowie ich — allgemein bemerkt — stets bedacht war, die Kriminalität eines Individuums nicht mit pathologem Moraldefekt zu konfundieren, sondern letzteren speziell nachzuweisen; und indem ich gegen die Versorgung von Trinkern in Irrenanstalten, wenn eine eigentliche Psychose nicht mehr oder überhaupt nicht erweisbar war, von jeher Stellung nahm, weil meiner Überzeugung nach solche Individuen nicht in die Irrenanstalt gehören, die humanitären Einrichtungen einer Anstalt empfindlich beeinträchtigen und weil sie durch den Müßiggang in der Anstalt nur um so schneller degenerieren.

Ich kann es nicht unterlassen, den Herrn Verfasser auf seine eigenen Ausführungen über die Frage: „Gehören gemeingefährliche Minderwertige in die Irrenanstalten?, welche er in der Wiener medizinischen Wochenschrift (1901 Nr. 26) veröffentlicht hat, zu verweisen, trotzdem ich sie für etwas zu weitgehend erachte. Er sagt: „Immerhin muß aber betont werden, daß der Psychiater, vor die Wahl gestellt: Irrenanstalt oder Strafanstalt? für die überwiegende Mehrzahl der Fälle gemeingefährlicher psychopathischer Minderwertigkeit ohne jedes Bedenken die letztere vorziehen muß" und weiter „so groß aber auch immer die Schwierigkeiten sein mögen, die sich einer Verwahrung Minderwertiger entgegenstellen, dürfen sie uns nicht dazu verleiten, den jedesfalls viel größeren Fehler zu begehen, diese Personen in die Irrenanstalten unter Geisteskranke zu stecken."

So viel über die prinzipielle Seite. — Nun aber zur praktischen schreitend, möchte ich dem Herrn Verfasser wohl Dank wissen, wenn

er jene Fälle namhaft machen würde, die ihn berechtigen, von einer schwerwiegenden Bedenklichkeit der Dissonanzen oder Konsonanzen zu sprechen. In welchem Falle ist ein solch schreiendes Unrecht gesetzt worden?

Wenn der Herr Verfasser so genau orientiert zu sein glaubt über die Strafpraxis und alle intimen Einflüsse bei Verfassung von Gutachten, so muß er doch auch erfahren haben, daß der Richter psychopathische Störungen, soweit sie nicht als Psychosen gelten können, als Milderungsumstände in sein Urteil aufnimmt, wenn er nicht überhaupt nach dem stets geübten Grundsatze: „in dubio mitius" — freispricht. In der Auffassung, daß die Geltendmachung einer geminderten Zurechnung als Milderungsumstand der naturwissenschaftlichen Auffassung nicht völlig entspricht, stimme ich mit dem Herrn Verfasser überein.

Wenn nun also gewisse Meinungsverschiedenheiten natürlich, ja sogar nützlich sind, wenn ein hieraus entspringender Schaden durchaus unbewiesen bleibt, wie kommt es, daß dieselben in eine so intensive öffentliche Diskussion gezogen werden?

Es ist wohl allbekannt, daß es keine Wissenschaft gibt, welche von der Laienkritik mit einer solchen Vehemenz und Rücksichtslosigkeit aspiriert wird, als gerade die medizinische und es ist nicht zu wundern, daß insbesonders die forensische Psychiatrie wegen der ihr innewohnenden Verantwortung, ihres öffentlichen Interesses dabei herhalten muß, — während man auffallenderweise Urteilsabweichungen, wie sie im juristischen Instanzenwege gewiß noch häufiger erfolgen. ohne Kritik hinnimmt?

Wir haben in jüngster Zeit eine von Deutschland ausgegangene Bewegung erlebt, der sich selbst hochbedeutende Männer anschlossen, welche unter Hinweis auf angeblich ungerechtfertigte Krankerklärungen und Internierung geistesgesunder Personen in Anstalten stürmisch eine Remedur verlangte. Mir waren persönlich einzelne der angezogenen Fälle bekannt, es waren Fälle von zweifelloser Geistesstörung und ich vermute wohl, daß es sich auch bezüglich der übrigen nicht anders verhalten wird. Die aufgestellten Behauptungen haben ihre Widerlegung gefunden und die Bewegung verlief natürlich im Sande. Es war aber die Beschuldigung der ungerechten Internierung und Bestrafung, der geheimen Vehmgerichte usw. in die Menge geworfen und aus diesem Dickicht heraus wuchs neuerdings die sogenannte Bedenklichkeit der Dissonanzen von Sachverständigen. Es hat sich eine wahre Sachverständigenhetze herausgebildet, die immer wieder mit neuen sensationellen Enthüllungen auftaucht, und nach einiger Zeit versiegt, ohne daß je einmal die Ursache dieses Ver-

siegens — zur Rechtfertigung der Sachverständigen — mitgeteilt worden wäre! Alle diese Angriffe gingen von Unkundigen aus, nur dem Verfasser des Artikels war es leider als Arzt vorbehalten, sich dieser Hetze anzuschließen.

Das Schlagwort von der Bedenklichkeit gewisser Gutachten wurde denn auch aufgenommen in den Kreis der Verhandlungen der kulturpolitischen Enquete. Wir ständigen Gerichtsärzte sind zusammengetreten und haben über unser Verhalten dieser Enquete gegenüber beraten. Wir kamen zu dem Entschlusse, uns daran nicht zu beteiligen, ausgehend von den Erwägungen, daß wir uns wesentlicher, schädigender Dissonanzen nicht bewußt seien, daß wir die etwa bestehenden, nicht ganz konformen Anschauungen als eine interne Angelegenheit betrachtet wissen wollten und eine Klärung dieser durch die Enquete nicht anhoffen konnten.

Ich möchte daher die eingangs dieser Ausführungen gestellte Frage dahin beantworten, daß diese Dissonanzen nichts anderes sind, als eine natürliche, gesunde Konsequenz des fortschreitenden Wissens in der Klärung noch bedürftiger Themen, und daß es daher immer solche geben wird, daß sie jedoch selten zutage treten, ein hieraus entstandener Schade, ein Unrecht in praxi durchaus unerwiesen ist, daß sich deren Behandlung in der Öffentlichkeit lediglich reduziert auf aufgebauschte Ausstreuungen, hervorgerufen durch laienhaftes Unverständnis der Materie; — bei der Veröffentlichung des zitierten Herrn Verfassers, mit der er der Sache „auf den Grund kommen will“, aber auf einer — Unbegreiflichkeit.

Und nun mag es mir gestattet sein, auf den dritten Teil überzugehen.

Hierbei möchte ich den Herrn Verfasser zunächst vollkommen beruhigen über alle Punkte, die er als oberstes Postulat aufstellt für die Qualität der Sachverständigen, deren wissenschaftliche Bildung, Unabhängigkeit usw. — ein Postulat, das man erst zu würdigen weiß, wenn man umblättert und liest, wie der Herr Verfasser den Justizbehörden das Geheimnis verrät, „daß es noch genug Ärzte gäbe, welche auf eine mehrjährige psychiatrische Tätigkeit hinweisen können und auch alle übrigen Qualitäten, welche zu fordern wären aufweisen.“ — — —

Der Herr Verfasser verspricht sich weiter eine möglichst günstige Abhilfe von den schwerwiegenden Folgen der Meinungsverschiedenheiten durch eine kontradiktorische Expertise, welche er sich, wie es scheint, als eine obligatorische Institution denkt.

Diese kontradiktorische Expertise ist allerdings schön in der

Theorie, in praktischer Beziehung aber stimme ich mit den bei der Enquete geäußerten Ansichten des Herrn Prof. Haberda vollkommen überein. So viel mir Urteile über deren teilweise im Auslande beim Entmündigungsverfahren geübte Heranziehung bekannt wurden, ist man auch von deren Ersprießlichkeit vollkommen überzeugt geblieben. Wie liegt die Sache? Es geben also zwei Sachverstängige ein übereinstimmendes Gutachten ab, oder stimmen in einzelnen Punkten oder auch der Hauptsache nach nicht überein. Es wird nun ein neuer oder es werden zwei Sachverständige vorgerufen; diese neu dazugekommenen Sachverständigen werden nun entweder derselben Ansicht werden, wie die vom Herrn Verfasser als „primäre“ bezeichneten. Nun dann ist ja diese Sachverständigenkomplikation nicht nötig gewesen! Es kann aber sein, daß sie ein abweichendes Gutachten erstatten, welcher Fall identisch ist mit einer Dissonanz des „primären“ Sachverständigen. Ich will nun in diesem Falle ganz absehen von der peinlichen Situation, in welche die Sachverständigen geraten, auch ganz absehen von dem nur schädigenden Effekt für das Ansehen und die Würde des Arztes, ich will auch ganz absehen davon, daß gerade in diesem Falle jene Imponderabilien heraufbeschworen werden, die der Herr Verfasser so sehr fürchtet; ich stelle nur die Frage: „Wer soll nun entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit liegt?“ Es müßte dies sohin Aufgabe eines Laien sein, nämlich des Richters und für diesen würden die Schwierigkeiten der Entscheidung nur noch mehr vergrößert. Der Justiz ist hiermit gewiß nicht gedient. Oder will der Herr Verfasser vielleicht noch ein tertiäres Paar von Sachverständigen aufmarschieren lassen usw.? Für den Fall von Differenzen hat aber das Gesetz ohnedies schon Vorsorge getroffen durch Anrufen der Universität, deren Ausspruch sich gern jeder Sachverständige unterwirft, so daß von vorneher sowohl das Bedürfnis, als auch ein nützlicher Effekt von einer kontradiktorischen Expertise nicht anzuhoffen ist. Weiters aber ist es ganz selbstverständlich, daß jeder Gerichtshof bedacht ist, erfahrene und erprobte Sachverständige zu engagieren, deren Ernennung mit der peinlichsten Rigorosität vorzunehmen und es ist gewiß weiter nicht zu bezweifeln, daß gerade diese Sachverständigen in der Lage sind, sich jene spezielle Praxis anzueignen, von welcher ein Anstaltsarzt, welcher, wie gesagt, unter ganz anderen Umständen arbeitet und sich mit der Diagnose beliebig Zeit lassen kann, kaum die entsprechende Übung zu gewinnen vermag und sich diese Praxis erst aneignen muß. Diesen erprobten, praktisch ausgebildeten Ärzten sollen nun Kollegen gegenübergestellt werden, die jene Spezialerfahrungen nicht besitzen, ohne zwingenden Grund, ohne erweisbaren

Nutzen? Was sollen diese vorbringen? Gehört es doch, wie Herr Prof. Haberda richtig hervorhob, zur Strafpraxis insbesonders auch, daß der Sachverständige jede Zeile seines Gutachtens, jedes Wort, ehe er es schreibt oder spricht, auch prüft auf die eventuellen Entgegnungen und Einwände, die ihm von Seite der Verteidigung, des Staatsanwaltes gemacht werden können; selbst Überraschungen durch Zeugenaussagen im voraus Rechnung tragen muß. Ich kann dem Herrn Verfasser versichern, daß ich mich in schwierigen Fällen lieber zehnmal urgieren ließ und das Gutachten erst abgab, bis ich alle Eventualitäten pro und contra wohl erwogen und in meinem Innern die möglichste Klarheit erlangt habe. Ich kam hierdurch in die Lage, bei der Verhandlung möglichst präzis und konsequent zu bleiben, was auf der einen Seite befriedigte, auf einer gewissen anderen Seite mir aber übel ausgelegt wurde, weil man eben meine Vorbereitungen nicht kannte, ein Umstand, den der Herr Verfasser gar als eine vorgetäuschte Sicherheit zu disqualifizieren zu belieben scheint.

Ich behaupte also gegen den Herrn Verfasser, daß die Anstaltsärzte außer ihrem positiven Wissen, das ich ja in jeder Richtung anerkenne, sich erst die notwendige Eignung für die Strafpraxis erwerben müssen, daß aber hiezu die erste Voraussetzung die Objektivität ist, welche ich leider in dem vielfach zitierten Artikel, dessen Inhalt sich zu einem Gutachten über die Tätigkeit der „ständigen" Sachverständigen aufwirft und welchen der Herr Verfasser ohne Notwendigkeit, ohne Berechtigung, in vielfach peinlichstem Widerspruche zur Wahrheit niederschrieb, vollends vermissen muß!

Was nun weiter die Institution einer kontradiktorischen Expertise betrifft, muß ich zu bedenken geben, daß man bei einer solchen noch mit zwei wichtigen Komponenten zu rechnen hat, diese heißen: „Zeit und Geld". Durch die Institution von Gegensachverständigen müßte selbstverständlich die Untersuchungsdauer des betreffenden Individuums wesentlich verlängert werden, was wohl schwer gerechtfertigt werden könnte. Ich muß insbesondere auf die Schwierigkeiten hinweisen, welche sich ergeben müßten bei an sich dubiosen Fällen, bei hartnäckigen Simulanten, bei Querulanten usw., bei welchen der Abschluß der Untersuchung bis auf unabsehbare Zeit hinausgezogen werden würde, insbesonders bei minderer Erfahrung der Gegensachverständigen.

Ebenso ungerechtfertigt als das Zeitversäumnis müßte aber auch die notwendige und keineswegs unbedeutende Vermehrung der Kosten erscheinen.

Ich muß mich also mit Entschiedenheit gegen die Ersprießlichkeit einer kontradiktorischen Expertise aussprechen. Ich fürchte aus einer solchen nur ein Anwachsen der Schwierigkeiten, der Komplikationen und halte sie überhaupt als vollkommen überflüssig angesichts der gesetzlichen Fürsorge durch Anrufung der Fakultät in Fällen von besonderer Bedeutung, von Mängeln und Widersprüchen der Gutachten.

Ich bin sohin am Schlusse meiner Ausführungen und muß bedauern, zu diesen durch die unqualifizierbaren Angriffe, die so unvermutet von einem Kollegen auf die Wirksamkeit der Sachverständigen erfolgt sind, gezwungen gewesen zu sein im Interesse der Wahrheit, der Standesehre und jener Anerkennung, welche die Sachverständigen anzusprechen sich berechtigt erachten. Ich muß die Anwürfe in dem Punkte II der Ausführungen des zitierten Herrn Verfassers, soweit sie meine oder auch die mir sonst bekannt gewordene Amtstätigkeit betreffen sollten, als eine Pauschalverleumdung bezeichnen und mit aller Entschiedenheit zurückweisen. Sollte derselbe glauben, in der Lage zu sein, seine Ausführungen unter Bezeichnung spezieller Fälle zu erhärten, so bitte ich ihn darum, ich stehe ihm sodann auch weiter zur Verfügung.

XXI.

Vorläufige Entgegnung auf vorstehenden Artikel.

Von

Primararzt Dr. Josef Berze in Wien.

„Gerichtsärzte, insonderheit Gerichtspsychiater, sind a priori als unfehlbar anzusehen. Alle menschlichen Schwächen sind ihnen fremd. Sie stehen immer auf der Höhe ihrer Aufgabe. Subjektive Ansichten, Bestrebungen, Wünsche, Neigungen spielen bei ihnen nicht die geringste Rolle. All ihre Denkprozesse vollziehen sich mit einer nie anzuzweifelnden Exaktheit. Unterbewußte Vorgänge spielen sich bei ihnen nie ab. Ab und zu kommt es wohl vor, daß irgend jemand Zweifel an der Infallibilität eines Gerichtsarztes hegt und diese Zweifel vielleicht sogar ausspricht. Es handelt sich da fast immer um Laien; das Laienhafte ihrer Aussprüche ist auch sofort zu erkennen, so daß die Gefahr einer Erschütterung des Dogmas von ihrer Seite wohl kaum droht. Ein Arzt aber, und schon gar ein Kollege vom Fach, wird seine Zugehörigkeit zur Zunft sicherlich nie so weit vergessen, daß er den Gerichtsarzt ernstlich desavouieren wollte. Er wird vielleicht schlimmstenfalles konstatieren, daß er der Ansicht des Herrn Gerichtsarztes nicht in allen Punkten beipflichten könne; aber geradezu von Unzukömmlichkeiten zu sprechen, das wird wohl kein halbwegs besonnener Arzt wagen. Der Unglückselige würde dabei ja riskieren, daß man sein Vorgehen als eine Verletzung der Standesehre hinstellen könnte, — wenn er auch noch so recht hätte. Von seiten der Kollegen droht also schon gar keine Gefahr. Die Gerichtsärzte sind und bleiben unfehlbar! — Auch ich; denn ich bin ein Gerichtsarzt!"

Mit solchen oder ähnlichen Gedanken mag sich Herr Regierungsrat Hinterstoißer bis zum Juli 1903 getröstet haben, wenn seiner Tätigkeit nicht der erhoffte Beifall gezollt wurde. Da kam der Artikel im 12. Bande dieses Archivs, in welchem ich, wie den Lesern bekannt sein dürfte, ausgeführt habe, daß auch Gerichtsärzte irren können, die Behauptung aufgestellt habe, daß solche Irrtümer sogar schon vorgekommen seien, und eine schematische Darstellung der zwei Extreme, die da möglich seien, geliefert habe. Die Verwirrung, die ich damit in den sonst so klaren Gedankengängen des Herrn H. angerichtet hatte, konnte ich bald aus zwei Briefen erkennen, die mir Herr H. zugehen ließ. Er glaubte offenbar in einem der zwei Schemen

sein Konterfei zu erkennen, sprach sich aber andererseits dahin aus, daß meine Ausführungen durchwegs irrig seien. Woran er sich dann wohl erkannt haben mag? Ich blieb in meinem Antwortschreiben dabei, daß es u. a. meine Absicht gewesen sei, im allgemeinen auszuführen, was an der Tätigkeit einzelner Gerichtspsychiater auszusetzen sei, gab aber auch freimütig zu, daß eine Reihe meiner Ausführungen — ich habe sie zum Teile näher bezeichnet — Mängel seiner eigenen Amtstätigkeit berühren. Herr H. gab schließlich das Versprechen, „diese Verhältnisse in fachärztlichen und öffentlichen Interesse in das richtige Licht endlich zu stellen". Dieses Versprechen glaubt Herr H. nun durch die Publizierung des vorstehenden Artikels, zu dessen Konzeption er beiläufig 5 Monate gebraucht hat, erfüllt zu haben! Die Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit erlaubt es mir nicht, auf all' die Fehler, die Herr H. beim Lesen meines Artikels gemacht hat, auf all die Possen, die ihm seine Erregung oder ein anderes die Auffassung des Gelesenen störendes Moment gespielt hat, auf all die Umdeutungen, Entstellungen, Verdrehungen, die meine Ausführungen erfahren haben, einzeln einzugehen, die schwere Menge von Gemeinplätzen, die uns Herr H. auftischt, zu würdigen, die netten Verbalinjurien, zu denen sich Herr H. versteigt, einzeln zurückzuweisen. Ich werde es wahrscheinlich auch in Zukunft nicht tun, meine Zeit ist mir dafür zu kostbar. Dagegen habe ich die Absicht, die Leser dieses Archivs durch Veröffentlichung einiger Fälle bald in die Lage versetzen zu können, sich ein eigenes Urteil darüber zu bilden, ob ich berechtigt war, jene Behauptungen aufzustellen, welche Herrn H. anscheinend so sehr entrüstet haben. Ich sage nach reiflicher Überlegung: anscheinend; denn ich glaube Herrn H. die Entrüstung nicht. Er hätte schon so oft gleiche Gelegenheit zur Entrüstung gehabt, daß sich der Mechanismus, der dabei im Spiele ist, schon erschöpft haben müßte, wenn er überhaupt in den letzten Jahren noch funktioniert hat.

Meine Ausführungen haben eben nur als Ganzes betrachtet vielleicht einigen Wert, können aber, soweit sie die Person des Herrn H. betreffen, keineswegs Anspruch auf Originalität machen. Die Eigenart des Herrn H. ist eine so auffällige, daß es selbst Laien, soferne sie nur ein gesundes Urteil haben, nicht schwer fällt, dieselbe richtig zu erfassen, daß in Wien ab und zu Anekdoten kursieren, die das Charakteristische im Wesen des Herrn H. treffend zum Ausdrucke bringen, daß es Laien schon mit ziemlich gutem Erfolge versucht haben, die Tätigkeit des Herrn H. zu beleuchten, wenn sie auch in Einzelheiten geirrt oder übers Ziel geschossen haben, usw. Das Neue an meinen Ausführungen, soweit sie Herrn H. betreffen, ist eben nur.

daß — horribile dictu — ein Arzt es war, der sie ausgesprochen hat, ein Arzt, den man nicht einfach mit der Erklärung, er verstünde von der ganzen Geschichte nichts, abtun kann, ein Arzt, den die Rücksicht auf die „Standesehre" nicht bestimmen konnte, Dinge zu verschweigen, die nach seiner Meinung gesagt werden müssen, weil sie unter Umständen eine Gefahr für das Rechtsleben bedeuten!

Große Worte in den Mund zu nehmen, bringt offenbar nach der Meinung des Herrn H. Gewinn, wenn man mit Argumenten nicht recht dienen kann. Und besonders nützlich ist es, wenn man in einer prekären Situation nicht vereinzelt stehen muß, sondern sich an Bundesgenossen lehnen kann. Wie aber die finden? Herr H. weiß sich bald Rat: er fühlt sich urplötzlich als Angehöriger eines Standes, ja als Senior dieses Standes und verteidigt nun nicht etwa sich selbst, was er ja eigentlich nach der ganzen Sachlage tun müßte, sondern den Stand, dem überhaupt nie etwas Abträgliches nachgesagt werden kann, weil sich Anwürfe immer nur auf Individuen beziehen können. Ich will nicht in denselben Fehler verfallen wie Herr H. und etwa die übrigen Gerichtsärzte gegen Herrn H. zu Hilfe rufen; ich brauche keine Hilfe, werde die Fehde, die ich begonnen, allein ausfechten. Ich sage deshalb nicht, daß die übrigen Wiener Gerichtsärzte samt und sonders ganz fehlerlos, frei von jeder menschlichen Schwäche dastehen — wer würde mir dies auch glauben? — aber ich betone nunmehr nachdem mich Herr H. in die Lage versetzt hat, mit ihm persönlich abzurechnen, daß die Tätigkeit keines einzigen von den übrigen Sachverständigen auch nur im entferntesten zu einer Kritik so herausfordert wie die des Herrn H. Ich weise deshalb den Versuch des Herrn H., mir die Absicht, den Stand zu beleidigen, zuzuschieben, entschieden zurück.

Wer nur Herrn H. das Mandat übertragen haben mag, die „Standesehre" der Wiener Gerichtspsychiater zu verteidigen? Seitdem ich mich mit Psychiatrie befasse, habe ich immer wieder von mehr oder weniger peinlichen Zerwürfnissen zwischen Herrn H. und seinen engeren Kollegen hören müssen, und es gab sogar eine Zeit, in der es durch den Terrorismus, den Herr H, seinen Kollegen gegenüber zu üben versuchte, soweit gekommen war, daß nur durch höhere Einflüsse ein modus vivendi hergestellt werden konnte. Zu einer splendid isolation des Herrn H. konnten es seine Kollegen heute nun allerdings nicht kommen lassen; ich begreife und würdige ihre Gründe. Aber daß sie ihn geradezu aufgefordert haben sollten, sie zu verteidigen, wo sie sich noch dazu gar nicht schuldig gefühlt haben können, das glaube ich einfach nicht. Herr H. hat sich da eine Maske vors Gesicht gehalten, — und die wollte ich heute schon ein wenig gelüftet haben.

Auch muß ich Herrn H. heute noch sagen, daß ich mich nach reiflicher Überlegung dazu entschlossen habe, mich derzeit durch die Injurien, die in seinem Artikel enthalten sind, nicht verleiten zu lassen, den Streit auf ein anderes Gebiet zu tragen. Seine Absicht ist zu leicht zu merken, als daß ich sie nicht erkennen sollte. Ich bleibe auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Publizistik, weil ich ein anderes Forum für die Entscheidung derartiger Fragen, wie sie hier in Betracht kommen, nicht kenne. Zudem wird ja, wie ich höre, Herr H. am 30. Jänner 1904 in der Lage sein, seine ersprießliche Tätigkeit vor Gericht „ins richtige Licht endlich zu stellen“. Schon seit Jahren hört man: H. klagt, H. klagt nicht, hat seine Klage zurückgezogen, H. klagt doch, H. hat sich's doch wieder überlegt usw. Jetzt hat er wieder geklagt — einen Laien — und wird seine Klage — vielleicht! — nicht wieder zurückziehen. Ich identifiziere meine Sache, wie ich nebenbei bemerke, mit diesem Prozesse keineswegs; denn in diesem Prozesse handelt es sich nicht nur um die „Sachverständigenqualifikation“ des Herrn H., wie Herr H. in einem Briefe an mich meint; es handelt sich in diesem Prozesse um mehr, meine Angriffe aber beziehen sich eben nur auf die Qualifikation des Herrn H. als Sachverständiger.

Ich publiziere weiter. Wenn der Herr Herausgeber mir die Spalten dieses Archivs zu diesem Zwecke offen läßt, wird in jedem der nächsten Hefte wenigstens ein Fall aus der gerichtsärztlichen Praxis des Herrn H. besprochen werden. Im anderen Falle würde ich die Angelegenheit in einer Monographie beleuchten. Allzu simple Fehler werde ich natürlich unberücksichtigt lassen, um die Leser nicht zu sehr zu ermüden. Bei der Besprechung, die ich den interessanteren Fällen widmen werde, werde ich trachten, die Persönlichkeit des Herrn H. einigermaßen in den Hintergrund treten zu lassen, da es auf die Leser herabstimmend wirken würde, müßten sie während der ganzen Dauer des Verfahrens eine bestimmte Persönlichkeit im Vordergrunde stehen sehen. Es werden sich da einzelne Fragen ergeben, die überhaupt der Besprechung wert sind; ich will dies nach besten Kräften tun und hoffe, daß dabei — gleichsam nur als Nebenprodukt — ein halbwegs klares Bild der psychiatrischen Tätigkeit meines temperamentvollen Gegners abfallen wird.

Herrn H. selbst werde ich nie überzeugen; ich weiß es genau, da ich ihn recht gut kenne, und erspare mir daher jeden Versuch. In der Artikelserie, welche ich hiermit ankündige, werde ich mich an alle jene, denen ein günstiges Geschick die Fähigkeit, objektiv zu denken, noch erhalten hat, wenden.

XXII.

Spiel und Wetten bei Pferderennen im französischen Strafrecht.

Nach Mitteilungen des Herrn J. Hurel, Substitut du Procureur de la République, Cherbourg.

Von

Hans v. Manteuffel, Königl. Kriminalkommissar in Berlin.

In zwei Arbeiten über Wettbureaus im 8. und 9. Bande dieses Archivs habe ich mich darzulegen bemüht, daß die sogenannten Sportkommissionsbureaus keineswegs Unternehmungen zu dem Zwecke sind, Wettaufträge von Kunden am Totalisator inländischer Rennplätze auszuführen oder an im Auslande zugelassene Wettannahmestellen zu übermitteln. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Veranstaltungen, soweit bezüglich derselben der Nachweis einer aus § 284 StGB. oder den §§ 23 bis 27 und 44 des Reichsstempelgesetzes vom 27. April 1894 und 14. Juni 1900 strafbaren Handlung gelingt, strafrechtlich verfolgt werden können. In der Praxis aber stößt die Beweisführung, die in der Mehrzahl der Fälle auf einen umständlichen, nur von einem geschulten Sachverständigen zu würdigenden Indizienbeweis angewiesen ist, auf so erhebliche Schwierigkeiten, und die von den Gerichten erkannten Strafen von meist 3 Tagen bis höchstens 3 Monaten sind so wenig geeignet, von einem so gewinnbringenden Geschäfte abzuschrecken, daß auf Grund der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen eine erfolgreiche Bekämpfung des von mir geschilderten Übels nicht zu erwarten ist. Inzwischen aber werden jährlich Unsummen, die mit mehreren Millionen Mark für das Jahr sicher nicht zu hoch veranschlagt sind, und zwar meist von minder bemittelten kleinen Leuten für Wetten in solchen Anstalten geopfert und hierdurch weite Kreise unseres Volkes nicht nur pekuniär, sondern auch moralisch schwer geschädigt. Die Mißstände haben inzwischen Dimensionen angenommen, die selbst aus Kreisen von Inhabern solcher Bureaus den Ruf nach Abhilfe laut werden ließen. Der nicht immer

lautere Wettbewerb um die Gunst des wettenden Publikums ist ein überaus heftiger und die Konkurrenz eine zu drückende geworden. Nicht nur in größeren Städten, sondern fast an jedem Platze von nur einiger Bedeutung sind solche Unternehmungen oder Filialen derselben entstanden. Ein Blick in die Sportzeitungen zeigt, daß nicht nur inländische, sondern auch schon ausländische „Wettfirmen“, wo nur irgendeine Aussicht auf Wettgroschen vorhanden ist, sich in lockenden Anerbietungen das Feld streitig machen, um Wetten und Wettgelegenheiten zu suchen. Während einzelne Unternehmer noch aus Rücksicht auf Erhaltung ihrer Zahlungsfähigkeit nicht jede beliebige Wette zu jeder beliebigen Bedingung annehmen, gibt es schon eine Menge von Leuten, die ohne Mittel, Wettverbindlichkeiten von Erheblichkeit zu realisieren, im Vertrauen auf die Unerfahrenheit der Wetter jede Wette annehmen, wenn sie nur Geld erhalten. Nach Ansicht jener Individuen kann man kaum etwas Besseres tun, als ein Wettbureau zu eröffnen, wenn man keinen Pfennig Geld in der Tasche hat. Die in solchen Fällen von seiten der Wettannehmer unter allerlei nichtigen Vorwänden verweigerten Zahlungen der Wettgewinne geben natürlich auch dem harmlosesten Wetter eine deutliche Illustration für die Tendenz dieser Unternehmungen, die lediglich auf den Leichtsinn und die Vertrauensseligkeit des wettenden Publikums spekulieren. Daß Strafanzeigen verhältnismäßig selten erstattet werden, erklärt sich dadurch, daß es in einem einzelnen Falle für den Geschädigten nicht leicht ist, den Nachweis eines Betruges im Sinne des § 263 StGB. zu führen und daß die Wetter von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen meist von vornherein überzeugt sind.

Der aus den beteiligten Kreisen stammende Vorschlag einer Konzessionierung einzelner Unternehmer bedarf nach dem schon Gesagten keiner Widerlegung. Es kann dem Staate nicht zugemutet werden, für ein derart odiöses und völlig unkontrollierbares Unternehmen Konzessionen zu erteilen. Die Überzeugung, daß eine andersartige gesetzliche Regelung der Materie sich immer mehr als eine unabweisbare Notwendigkeit darstellt und nur noch eine Frage der Zeit sein kann, stellt die Frage in den Vordergrund, wie am besten Abhilfe geschaffen werden kann.

Wie ich am Schlusse meiner letzten Veröffentlichung im Archiv erwähnte, besitzt Frankreich in der Loi du 2 juin et decret du 7 juillet reglementant l'autorisation et le functionnement des courses de chevaux en France et loi modifiant le paragraphe 2 de l'article 4 de la loi du 2 juin 1891 bereits ein Gesetz, welches den Zweck hat, analoge Mißstände zu bekämpfen. Der Erfolg desselben zeigt sich deutlich an

der ebenda von mir veröffentlichten Übersicht der Totalisatorumsätze in Frankreich, welche von 1891 bis 1899 einen von 5823683 bis zu 255678085 Fr. steigernden Gesamtumsatz und eine hieraus resultierende Zunahme der Abgaben für Pferdezucht und lokale Wohlfahrtseinrichtungen von 58236 bis 2556780 resp. von 116473 bis 5113551 Fr. ergibt. Es war auch eine Folge dieses Gesetzes, daß der Preis für den Sieger im Rennen um den Grand prix de Paris, der vor 1891 eine Höhe von 100000 Fr. hatte, verdoppelt und die Prämie für den Züchter auf 19000 Fr. erhöht wurde, und gegenwärtig für die Pferdezucht erhebliche Summen flüssig gemacht werden können.

Die großen Beträge, welche jährlich aus dem Ertrage des Totalisators für Wohlfahrtseinrichtungen verwendet werden, haben dazu beigetragen, diese Einrichtung populär zu machen. Die Verteilung dieser Totalisatorabgaben ist dort eine öffentliche Angelegenheit von allgemeinstem lebhaftestem Interesse geworden. Allerdings diskutiert in Frankreich niemand mehr die Notwendigkeit der Unterhaltung der Pferderennen im Interesse der nationalen Pferdezucht. Während Frankreich noch 1870 nicht imstande war, seinen Bedarf an Pferden im Mobilmachungsfalle im eigenen Lande zu decken, verfügt es jetzt über einen zu diesem Zwecke ausreichenden Pferdebestand, und französische Pferde finden in den Rennen kaum noch ernsthafte Konkurrenten. Die Zustände vor dem Gesetz von 1891 und die Erfahrungen, die man mit demselben in Frankreich gemacht hat, sind das Thema von Mitteilungen, die ich den liebenswürdigen Bemühungen des Herrn Unterstaatsanwaltes J. Hurel zu Cherbourg verdanke. Für das Opfer an Zeit und Arbeit, welches die Sammlung dieser Notizen gefordert und die Bereitwilligkeit, mit welcher er seine Familienbeziehungen zu hervorragenden Pferdezüchtern und Sportsleuten seiner Heimat im Interesse der Sache zur Verfügung stellte, will ich ihm auch an dieser Stelle nochmals meinen wärmsten Dank sagen. Ich habe den französischen Text dieser Informationen, soweit erforderlich, wörtlich benutzt und im übrigen mich mit einer freien Übertragung begnügt, die mir Raum zu einigen für das Verständnis notwendigen Ergänzungen ließ.

Wettkämpfe zu Pferde sind alten Datums. Dieselben haben zu allen Zeiten in Frankreich existiert. Nur die Formen derselben haben sich wesentlich geändert. Ehemals war es nur ein kleines Publikum, welches zu den Turnieren und Karussels herbeiströmte, um die Jugend glänzender, vornehmer Geschlechter ihre Pferde in der Arena tummeln und um Ehrenpreise kämpfen zu sehen. Während der Zweck dieser Kampfspiele früher war, die körperliche Kraft und Gewandtheit der Reiter zu prüfen, und die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Zuschauer

mehr dieser als der Tüchtigkeit und Ausdauer des Pferdes galt, haben die Pferderennen, wie es der Artikel 2 des Gesetzes vom 2. Juni 1891 ausdrückt, heute zum ausschließlichen Zweck, die Leistungsfähigkeit der Pferde zu prüfen und die Pferdezucht zu heben. Die Engländer sind es gewesen, welche eigentlich dieses Prinzip der Verbesserung der Pferderasse praktisch begründet haben und Schöpfer der modernen Rennen geworden sind. Von ihnen hat Napoleon diese Idee aufgenommen, als er um 1807 öffentliche Pferderennen einrichten ließ, nachdem schon unter Ludwig XVI. in den Ebenen von Sablons, Fontainebleau und Vincennes Rennen mit nicht bedeutenden Pferden stattgefunden und die Revolution denselben ein Ziel gesetzt hatte [1]). Die ersten Rennen waren aber nur Unterhaltungen von Liebhabern. Die Besitzer ritten selbst und man interessierte sich ebenso für ihre Geschicklichkeit wie für die Schnelligkeit ihrer Pferde. Die Rennen bildeten also in Wahrheit noch einen Sport und die mit Rücksicht auf dieselben abgeschlossenen Wetten waren erlaubt und völlig gesetzlich. Die unter den Begriff der contrats aléatoires, Art. 1964 [2]) Code civil fallenden Spiele und Wetten sind nicht verboten. Nur aus Gründen der Moral und der sozialen Nützlichkeit haben die Redakteure des Code civil dem Gläubiger das Recht der Befriedigung auf dem Wege der Klage versagt (Art. 1965 [3])). Ausgenommen hiervon sind die im Art. 1966 [4]) besonders aufgeführten Spiele, die der Waffenübung dienen oder körperliche Kraft und Gewandtheit prüfen sollen. Nach dem Absatz 2 dieses Artikels sind die Gerichtshöfe aber ermächtigt, eine Klage zurückzuweisen, wenn die ausgesetzte Summe nach der Natur des Spieles oder den Verhältnissen der Parteien als

---

1) Siehe Jeux et Paris devant la loi par Émille Chevallier docteur en droit, Avocat à la Cour d'Apel Paris, A. Derenne. Le Guide bleu des courses par Villa A' Roggio. Paris. Sevin et E. Rey.

2) Article 1964 du Code civil: Le contrat aléatoire est une convention reciproque dont les effets quant aux avantages et aux pertes soit pour toutes les parties soit pour l'une ou plusieures entre elles dependent d'un évenement insertion tels sont: Le contrat d'assurance, le pret à grosse aventure, le jeu et le pari, le contrat de rente réagere. Les 2 premiers sont régis par les lois maritimes.

3) Article 1965: La loi n'accorde aucune action pour une dette de jeu ou pour le paiement d'un pari.

4) Article 1966: Le jeux propres à exercer au fait des armes, les courses à pied ou à cheval, les courses do chariot, le jeu de paume et autres jeux de même nature, qui tiennent à l'adresse et á l'exercise du corps, sont exceptés de la disposition précédente.

Néanmoins le tribunal peut rejeter la demande, quand la somme lui paraît excessive.

unmäßig hoch erscheint. Ein Recht, solche Ansprüche herabzusetzen, ist den Gerichten nicht verliehen (Cours de droit civil français par M. M. Aubry et Rau, Tome 4 des contrats aléatoires).

Obwohl der Erfolg der ersten, von Pferdebesitzern veranstalteten Rennen ein mäßiger war, entstanden bald Rennvereine, welche im Interesse der Pferdezucht und der Veredelung der Pferderasse zunächst völlig zwanglos gegründet und organisiert wurden. Die Regierung ermunterte diese Bestrebungen durch Aussetzen von staatlichen Unterstützungen und Preisen. Durch Erlaß vom 16. März 1866 ordnete der Marschall Vaillant, Minister des kaiserlichen Hauses, eine gegenseitige Überwachung der Vereine an, um die Einrichtung und den planmäßigen Betrieb der Rennen zu sichern. Dieser Erlaß machte gleichzeitig die Privatunternehmungen den staatlich sanktionierten Zwecken insofern dienstbar, als er alle mit Staatspreisen dotierten Rennen der Kontrolle und Leitung einer der drei schon bestehenden Gesellschaften unterstellt (Thèse sur l'élevage et les courses de chevaux par M. Buffard, docteur en droit, directeur du journal „La france chevaline"). Eine Notwendigkeit, die Erlaubnis zur Einrichtung des öffentlichen Rennbetriebes von der Erfüllung bestimmter Voraussetzungen abhängig zu machen, war damals noch nicht hervorgetreten. Ungeachtet der Ausbreitung und der stetig wachsenden Zahl der Gesellschaften und der von diesen veranstalteten Rennen bildeten dieselben immer noch einen Sport, dem sich nur vom Glücke bevorzugte, wohlhabende Leute widmen konnten. Das Volk blieb den Rennplätzen noch fern, die einstweilen nur von Aristokraten und dem reichen Bürgertume besucht wurden, welche sich zu Pferde oder im eigenen Wagen dorthin begaben. Wetten wurden ohne Mittelspersonen unter Bekannten abgeschlossen und waren die Folge von Meinungsverschiedenheiten zwischen Besitzern der Pferde und ihren Freunden über die Tüchtigkeit der konkurrierenden Pferde. Sie waren erlaubt und im Rahmen der im Artikel 1966 des Code civil vorgesehen. Indessen hatte bald die Mode und das Interesse ein mehr oder weniger sportliebendes Publikum in größerer Masse zu den Rennen hinausgezogen und die Gründung eines Unternehmens veranlaßt, welches sich „Salon des courses" oder „Chambre des paris" nannte und durch Verordnung des Polizeipräfekten vom Jahre 1862 genehmigt wurde. Die Rennpreise fingen an, für die Besitzer und Pferdezüchter ein Gegenstand nebensächlichen Interesses zu werden — langten sie doch oft kaum hin, um den Jockeys eine angemessene Vergütigung zu gewähren — und das Hauptinteresse konzentrierte sich auf die Wetten (jeux et paris par E. Chevallier, docteur en droit,

Avocat à la cour d'Appel, Paris, A. Derenne). In dem Salon entstand eine Wettbörse, und Buchmacher nach Art der in England existierenden unternahmen die Regulierung der Wetten. Die Regulierung erfolgte auf Grund eines von solchen Unternehmern geführten Buches, welches die Wetten und die Wetter notierte. Jede Seite dieses Buches enthielt 4 Rubriken. In erster Reihe trug der Wetter den Betrag, den er wetten wollte, in zweiter die Gewinnsumme, in dritter den Namen des Pferdes mit einem vorgesetzten „p" (pour) oder „c" (contre) — je nachdem er auf oder gegen das Pferd wettete — und in vierter den Namen des Partners ein. Von den Wettern wurde in entsprechender Art und Weise Buch geführt. Diese Wetten waren gewissen Regeln und bei Streitigkeiten dem Schiedsspruche eines zu dem Zwecke gebildeten Komites des Salon unterworfen. Die von dem Verlierer nicht sogleich gezahlten Wettbeträge sollten an dem den Rennen folgendem Sonnabende reguliert werden; bei späterer Regulierung waren die Betreffenden bis dahin von weiteren Wetten ausgeschlossen.

Seit 1873 hat sich der Charakter der Rennen wesentlich geändert. Von dieser Zeit an datiert für dieselben Ära unaufhörlicher Prosperität. Sie hörten indessen auf, ausschließlich Sport zu sein; man konnte dieselben nicht mehr lediglich als Unterhaltungen von Interessenten ansehen. Zwar waren die Vereine nach wie vor Sportgesellschaften, welche als alleinigen Zweck die Verbesserung der Pferderasse hatten, aber die Masse des zu den Rennen erscheinenden Publikums war eine andere geworden. Dieselbe bestand nicht mehr allein aus Pferdebesitzern, Züchtern und Sportsleuten, sondern war zu Spielern herabgesunken ohne Kenntnis der Pferde und ohne Möglichkeit, die Leistungsfähigkeit derselben zu beurteilen. Die Rennplätze wurden überschwemmt von einer Menge, die nur von ihrer Spielpassion dorthin getrieben wurde; im Gefolge derselben erschien bald eine Schar von Leuten, die ohne jede gesicherte Existenz nur auf den Leichtsinn und die Unerfahrenheit der Masse spekulierten. Solchen Spekulationen haben verschiedene Arten von Glückspielen ihre Entstehung zu verdanken.

Die Wette im Hut (le pari au chapeau oder la poule) bestand darin, daß die an dem Rennen beteiligten (l. p. au tableau) oder die auf dem Rennprogramme aufgeführten (l. p. au programme) oder auch alle sonst zum Rennen angemeldeten Pferde (l. p. à l'engagement) durch bestimmte, auf einzelne Zettel geschriebene Zahlen repräsentiert, untereinander gemischt in einen Hut geworfen wurden.

Jeder Teilnehmer hatte einen vorher bestimmten Wettbetrag ein-

zuzahlen. Von den Wettern, die an Zahl am besten gleich waren der Zahl der Pferde, griff dann ein jeder beliebig einen Zettel heraus. Gewonnen hatte, wer den Zettel mit der Zahl des im Rennen Sieger gewordenen Pferdes gezogen hatte. Derselbe erhielt nach Abzug gewisser Prozente für den Unternehmer die Gesamtsumme der Einsätze ausgezahlt.

Anfänglich fand dies Spiel nur unter Bekannten statt. Die Schwierigkeit, Teilnehmer in genügender Zahl zu finden, führte schließlich zur Einrichtung von Agenturen, welche solche Spiele unternahmen. Dieselben konnten bei der größeren Zahl der Teilnehmer größere Gewinne zahlen und führten einige Verbesserungen des Spieles ein, welches indessen im wesentlichen nach den anfänglichen Grundsätzen geleitet wurde. Ein Urteil des Appellgerichts zu Paris vom 31. Oktober 1874 (Dalloz 1875. II. 92) entschied, daß dieses Spiel eine durch das Gesetz vom 21. Mai 1836[1]) verbotene Lotterie und ein reines Hazardspiel wäre, weil eine Losziehung stattfände und der Ausgang von der Handlung eines Spielers abhängig wäre, die sich als eine völlig zufällige darstelle.

Das durch den Besuch der Rennplätze und die Lektüre der Sportblätter an dem Verlauf der Rennen allmählich mehr interessierte Publikum zog es bald vor, auf Pferde zu wetten, die es selbst wählen konnte, als diese Wahl dem reinen Zufall zu überlassen. So war es verhältnismäßig leicht, die Rennbahnen von Individuen zu säubern, die dort Lotterien zu ihrem Nutzen veranstalteten. Unter den früheren Unternehmern solcher Lotterien fand sich aber bald ein anschlägiger Kopf namens Oller, der in Gemeinschaft mit einem gewissen Goupil eine Agentur eröffnete, in welcher Glücksspiele mannigfaltigster Art eingerichtet wurden. Im Monat Oktober 1873 etablierte er in Paris, Ecke des Boulevard des Italiens und der Straße Micodière ein Geschäft unter dem famosen Namen „Turf-Agentur“, hier konnte man

---

1) Loi du 21. Mai 1836.

Article 1er: Les lotteries de toute espèce sont prohibées.

Article 2: Sont reputées lotteries et interdites comme telles, — les vents d'immeubles, de meubles ou de marchandises effectuées par la voie du sort. ou auxquelles auraient été réunis des primes ou autres bénéfices dus au hasard, et généralement toutes operations offertes au public pour faire naitre l'ésperance d'un gain qui serait acquis par la voie du sort.

Article 3: La contravention à ces prohibitions sera punie des peines portées à l'article 410 du Code pénal. — — — — — — —

En cas de seconde ou ultérieure condamnation, l'emprisonnement et l'amende portés en l'art. 410 pourront être élevés au double du maximum. — Il pourra, dans tous les cas, être fait application de l'article 463 du Code pénal.

bei Gelegenheit der Rennen in Frankreich, Belgien oder England wetten. Sein System war das der gegenseitigen Wette mit verschiedenen Kombinationen. Nach einem Urteile des Tribunals der Seine (Oller, Goupil et autres 27. August 1874. Dalloz 1875) hatten die Wetter:

a) Die Sieger in mehreren Rennen eines Tages, oder

b) die Pferde, die in einem Rennen auf einen der ersten Plätze durchs Ziel gehen würden, oder

c) die Sieger in zwei oder drei Rennen verschiedener Renntage richtig zu bezeichnen, um zu gewinnen. Das Urteil sagt, daß die Art solcher Wetten infolge der Mannigfaltigkeit unvorhergesehener Fälle dem Zufalle einen größeren Spielraum lasse als der Überlegung des Wetters — — — daß die Zahl der Kombinationen solcher Wetten nur durch das Produkt aus der Zahl der für ein oder mehrere Rennen in Betracht kommende Einheiten begrenzt würde. Demgemäß würde sich nach diesem System, um eine Wette für drei Rennen eines Tages zu gewinnen, d. h. zum Beispiel den Sieger des ersten Rennens bei 7, den des zweiten bei 10, den des dritten bei 8 laufenden Pferden richtig zu raten, 7 mal 10 mal 8 gleich 560, multipliziert mit 3, also gleich 1680, nicht vorhergesehene Möglichkeiten ergeben. Oller machte es noch besser. Waren die tatsächlichen Kombinationen von den Wettern erraten worden, so bestimmte er dieselben, die Wetten nach ihrem ursprünglichen Einsatze auf das nächste in Frankreich oder England stattfindende Rennen zu übertragen. Hierdurch wurde der Ausgang der Wetten von neuem aufs Ungewisse verschoben. Die Einnahmen waren denn auch außerordentliche. Es wurde festgestellt, daß die Unternehmer innerhalb 9 Monaten, vom Oktober 1873 bis Juni 1874, etwa 3 500 000 Fr. an Wetteinlagen vereinnahmt hatten. Hiervon hatte Oller 10 bis 20 Proz. und wenn man seine Unkosten in Höhe von 246 000 Fr. abzieht, netto 100 000 Fr. verdient. Ein von der Staatsanwaltschaft der Seine gegen diese Agentur eingeleitete strafrechtliche Verfolgung machte diesem famosen Unternehmen im Juli 1874 ein Ende. Die Verurteilung von Oller und Goupil erfolgte unter Anwendung des Artikel 410 [1]) Code pénale. Das Tribunal der Seine und der

---

1) Article 410: Ceux qui auront tenu une maison de jeu de hasard et y auront admis le public, soit librement, soit sur la présentation des intéressés ou affiliés, les banquiers de cette maison, tous ceux qui auront établi ou tenu des lotteries non autorisées par la loi, tous administrateurs, préposés ou agents de ces établissements, seront punis d'un emprisonnement de deux mois au moins et de six mois au plus, et d'une amende de cent francs à six mille francs. Les coupables pourront être, de plus, à compter du jour où ils auront subi leur peine. interdits, pendant cinq ans au moins et dix ans au plus, des droits mentionnés en article 42 du présent Code. Dans tous les cas, seront confisqués tous les fonds ou

Gerichtshof von Paris entschieden, daß Oller und Goupil ein Spielhaus gehalten und Lotterien ohne Genehmigung veranstaltet hatten.

Diese richterlichen Entscheidungen und andere unterdrückten auf einmal: die Wette im Hut, die Wette mit Kombinationen und die gegenseitige Wette. Herr Garraud, Professor der Rechte an der Universität zu Lyon, beschreibt die letztere in einer Note, die von Dalloz (1889 I. 81) veröffentlicht ist.

„Bei der gegenseitigen Wette wählt sich jeder Wetter ein Pferd, macht seinen Einsatz auf dasselbe und empfängt von der Agentur einen Schein mit Angabe des gewählten Pferdes und des Wettbetrages. Alle diejenigen, welche das siegende Pferd gewettet haben, teilen sich nach dem Verhältnis des von ihnen gewetteten Betrages in den auf die verlierenden Pferde gemachten Totaleinsatz.

Dieses ist das Prinzip der Totalisatorwette, welche die Rennvereine seit 1887 mit behördlicher Genehmigung auf ihren Rennbahnen einrichteten und bezüglich deren Einrichtung das Gesetz vom 2. Juni 1891 die noch jetzt gültigen Bestimmungen traf.

Die vorerwähnten Verurteilungen von Wettunternehmern hatten aber im wesentlichen kein anderes Resultat als die Mode des Spieles zu ändern und die Wette zu fester Quote zu begünstigen.

Diese Art der Wette wurde der Menge von den Buchmachern offeriert, die vom ersten Platze der Rennbahnen (pesage), wo sie lediglich — wie ihr Name sagt — Buchführer der von anderen abgeschlossenen Wetten waren, ihren Weg nun auch zum Volksplatze (pelouse) fanden. Ihr erstes Auftreten auf dem ersten Platze war bescheiden genug gewesen. Sie hatten damit begonnen, in ein Buch die Wetten einzutragen, die zwischen Sportsleuten abgeschlossen wurden. Dieses Buch diente auch nach den Rennen der Regulierung der derart abgeschlossenen Wetten. Allmählich hatte das Zuströmen der Massen zu den Rennen ihre Rolle erweitert. Sie waren dazu übergegangen, alle Wetten und zwar ohne Rücksicht darauf anzunehmen, ob sie dieselben anderweitig würden weitergeben können oder selbst halten mußten, falls ihnen ersteres nicht gelang. So hatten sie bereits begonnen, erfolgreich zu operieren. Mit ein wenig Gewandtheit fiel es ihnen nicht schwer, die angenommenen Wetten gegenseitig zu kompensieren. Bei der von Tag zu Tage anwachsenden Zahl der Wetter, die sich gegenseitig nicht kannten, wurden sie für die Wetter bald unersetzliche Mittelspersonen. Schließlich war man, um die Ab-

effets qui sauront trouvés exposés au jeu ou mis a la lotterie, les meubles, instruments, ustensiles, appareils employés ou destinés au service des jeux ou des lotteries, les meubles et les effets mobiliers dont les lieux seront garnis ou décorés.

machungen zu vereinfachen, dazu übergegangen, die Wetten zu festen Quoten abzuschließen, d. h. die Gewinnchancen der Pferde abzuwägen und mit jedem, der da gerade kam, auf beliebige Pferde zu wetten. Diese Praxis hatte für erlaubt gegolten, solange Sportsleute des ersten Platzes in Frage kamen, die man für erfahren und befähigt hielt, die Gewinnchancen der Pferde richtig abzuschätzen. Ihr Gewerbe war, wenn auch nicht offiziell erlaubt, so doch unter diesem Gesichtspunkte geduldet. Die Buchmacher glaubten nun ihrerseits, daß das Zugeständnis, welches man ihnen für den ersten Platz gemacht hatte, auch für den Volksplatz Geltung haben müßte. Die Aufnahme, welche die Buchmacher mit ihrem öffentlichen Ausrufen der Gewinnquoten und öffentlichen Anschlag derselben auf einer eigens hierzu bestimmten Tafel auf dem Volksplatze fanden, war eine geradezu enthusiastische. Nun konnte auch das Volk endlich seine Wahl unter den Pferden treffen und gedachte es ebenso kritisch zu tun, wie die Stammgäste des ersten Platzes. Vielleicht hatte es damit in gewisser Hinsicht gar nicht so unrecht. Die Rennen gaben jedenfalls auf dem Volksplatze nun ebenso wie auf dem ersten Platze Gelegenheit zu Glückspielen. Auf dem letzteren Platze waren indessen die Wetten eine lange Zeit hindurch nach dem alten Brauche ohne Zahlung des Wettbetrages abgeschlossen worden. Dies blieb auch noch einstweilen bestehen, solange die Buchmacher nur mit Bekannten wetteten, mit denen sie später in dem schon genannten Rennsalon (Salon des courses) ihre Rechnung ausgleichen konnten. Soweit Unbekannte in Frage kamen, nahmen die Buchmacher auch hier schon vorher Zahlung der Wette entgegen. Auf dem Volksplatze verfuhren die Buchmacher nun wie in dem letzteren Falle. Gegen Zahlung des Wettbetrages und vorbehaltlich der Rückerstattung zusammen mit dem Gewinn erhielt der Wetter dafür von den Buchmachern einen Schein, der das gewettete Pferd und den Wettbetrag notierte. Man muß hierbei berücksichtigen, daß der Buchmacher, welcher mit jedem Beliebigen auf dem Volksplatze wettete, natürlich Gefahr lief, sein Geld zu verlieren und daher wohl kaum anders handeln konnte. Aus diesem Grunde nahm man wohl auch im allgemeinen an diesem Verfahren, welches dem Buchmacher gegenüber dem Wetter eine gewisse Überlegenheit gab, keinen Anstoß. Übrigens würde diese Praxis auch nicht zu Unzuträglichkeiten geführt haben, wenn alle Buchmacher ehrliche Leute gewesen wären; aber in diese unaufhaltsam wachsende Körperschaft schlichen sich Betrüger ein, welche ohne Bedenken jede Wette annahmen, um dann mit dem Gelde der Wetter zu verschwinden. Groß war die Zahl der Betrogenen, aber das Geschäft der Buchmacher erlitt hier-

durch keinen Abbruch; es fuhr vielmehr fort, in ganz außergewöhnlicher Weise zu blühen. Inzwischen waren auf Grund zahlreicher Anzeigen strafrechtliche Verfolgungen eingeleitet worden. Die Staatsanwaltschaft versuchte aber vergeblich, dem Treiben der Buchmacher ein Ziel zu setzen, indem sie von Fall zu Fall gegen dieselben wegen Vergehungen gegen die Artikel 410, 475 zu 5 Code Pénal [1]) — die einzigen, die man anwenden konnte, und zwar, indem man sie auf diese Fälle ausdehnte und interpretierte — Anklagen erhob. Ein Teil der Anklagen hatte Erfolg, ein anderer nicht. Die Judikatur ließ sich von untereinander verschiedenen Auslegungen der vorerwähnten Artikel leiten. Es scheint jedoch, daß schließlich die Tribunale sich über den Punkt einig geworden wären, daß die Wette zu fester Quote ein Hazardspiel darstelle und der Artikel 475 zu 5 Code Pénal Anwendung finden müsse, weil der Wettannehmer jedem Beliebigen zu wetten anböte und die Wette mit Personen abschlösse, die mit den Gepflogenheiten der Rennen nicht vertraut, die Leistungsfähigkeit der Pferde nicht abschätzen könnten. Die Bestimmungen des Artikel 1966 des Code civil und gewisse Auslegungen desselben, nach welchen die Wette zu fester Quote nur dann als unerlaubt anzusehen wäre, wenn sie nicht die Förderung des Sports und Verbesserung der Pferderasse zum Ziele hätte, genierten indessen die Richter. Um diese Schwierigkeiten zu beheben, wählte man den Ausweg, dem Angeklagten die Beweislast darüber aufzuerlegen, daß die Personen, mit denen er gewettet hatte, auf sportlichem Gebiete erfahren oder mit Verbesserung der Pferderasse beschäftigt seien (Cour de cassation 3. Oktober 1888). Dies widersprach durchaus dem Grundsatze, nach welchem der Angeklagte keinen Beweis seiner Unschuld zu erbringen hat, vielmehr die ganze Beweislast dem öffentlichen Ankläger auferlegt ist. Aber auch die vereinzelten Bestrafungen der Wettunternehmer hatten, wie Gerraud meint, nur den Erfolg, die Ohnmacht der Gesetze gegenüber der Macht eingewurzelter Gewohnheiten zu zeigen. Die Zahl der Buchmacher auf dem ersten und dem Volksplatze nehmen stetig zu. Dieselben mieteten sich von den Vereinen feste Standplätze und errichteten daselbst Estraden. Ein gewisser Regimband war der erste, der auf den

---

1) Article 475 Code Pénal.
Seront punis d'amende, depuis six francs jusqu'à dix francs inclusivement:
1° — — —
2° — — —
— — — —
5° Ceux qui auront établi ou tenu dans les rues, chemins, places ou lieux publics, des jeux de lotterie ou d'autres jeux de hasard; — — — — — — — — — —

Rennplätzen Pfähle einschlagen ließ, an denselben große blaue Sonnenschirme befestigte, unter denselben für den Ausrufer der Quote eine Bank und eine Tafel zum Anheften der Kurslisten der Pferde und ein Pult zum Notieren der Wetten anbringen ließ. Das war die ganze Einrichtung. Die Plätze wurden zu enormen Preisen vermietet und die Buchmacher machten glänzende Geschäfte. Wie Villa A'Roggio im Guide bleu erzählt, brachte ein guter Standplatz zu Longchamps oder Auteuil seinem Inhaber 1 500 000 bis 1 800 000 Fr. netto im Jahre ein, ungerechnet 400 000 bis 500 000 Fr., welche die Wetter schuldig blieben. Durch ihren Gewinn an Terrain kühn geworden, trotzten sie der Polizei, welche sich durch ihr Auftreten einschüchtern ließ. So sah man sie am hellen Tage 15 Jahre hindurch mit einem Erfolge ohnegleichen ihre Geschäfte treiben.

Der Fiskus war der Ansicht, daß man ihnen, solange man sie dulde, eine Steuer auferlegen müsse. Aber alle Versuche, diese Leute zu einer Steuer heranzuziehen, waren vergebliche. Die Regierung lehnte es ab, anzuerkennen, daß Buchmacher, deren Gewerbe mit Strafe bedroht waren, ein bürgerliches Gewerbe betrieben, und der Staat hatte wohl recht, die Buchmacherei als ein außerhalb des Gesetzes stehendes Gewerbe anzusehen.

Man suchte nach einer Kombination, die das Gesetz und die Rechtsprechung mit der Spielpassion versöhnen sollte, aber niemand konnte einen gangbaren Weg angeben.

Die Renngesellschaften versuchten schließlich einen Ausweg, der verlockend schien, aber in der Praxis hinter den Erwartungen zurückblieb. Dieselben baten die Regierung um die Erlaubnis, unter ihrer Kontrolle auf den Rennplätzen Bureaus für gegenseitige Wetten (Totalisator) errichten zu dürfen, um der Masse zu ermöglichen, in legaler Weise und unter gewissen Garantien ihr unüberwindliches Spielbedürfnis zu befriedigen. Man wollte das Übel in unschädliche Bahnen lenken, wenn man es auch nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte. Es war dieselbe Idee, welche später das Gesetz vom 2. Juni 1891 inspiriert hat. Die Regierung nahm den Vorschlag an und wie sie früher den Salon des courses genehmigt hatte, ermächtigte sie nun durch besondere Erlasse die Vereine auf deren Gesuch, die gegenseitige Wette auf ihren Rennplätzen einzurichten. Diese Erlasse legten den Rennvereinen unter anderem wörtlich folgende Verpflichtungen auf:

Artikel 1. Die Renngesellschaft erhält die Erlaubnis, auf ihren Rennplätzen, die Lotterie genannt „die gegenseitige Wette“ (le pari mutuel) unter den Beschränkungen und Bedingungen, wie sie in dem abschriftlich beigefügten Gesuche aufgestellt sind, einzurichten.

Artikel 3. Der Einheitssatz der Wette darf nicht kleiner sein als 5 Frank und darf nur um Vielfache dieser Summe erhöht werden.

Artikel 6. Diese Erlaubnis ist persönlich und nicht übertragbar.

Die gegenseitige (Totalisator-)Wette wurde nun auf den Rennplätzen mit behördlicher Genehmigung eingerichtet. Das Geschäft der Buchmacher wurde dadurch aber nicht im mindesten beeinflußt. Dieselben riefen nach wie vor, und zwar mit größerem Erfolge als je, ihre Wetten von ihren Standplätzen auf den Rennbahnen aus. Das Publikum hatte nur eine Gelegenheit mehr, sein Geld zu riskieren und zu verlieren. Die offizielle Einrichtung der gegenseitigen Wette gab nur einer Gesellschaft von Betrügern eine neue Gelegenheit zur Ausbeutung des Publikums. Diese Individuen nannten sich Wettkommissionäre und richteten in allen vier Windrichtungen von Paris Agenturen mit dem Namen „Commission au pari mutuel“ ein, wo sie Wetten angeblich zur Anlegung an den Schaltern des Totalisators der offiziellen Renngesellschaften annahmen. Das waren also Unternehmungen, welche den in Deutschland bestehenden Wettbureaus genau entsprachen. Lange Zeit hindurch konnte man sich dieser neuen Unternehmungen nicht erwehren, und Paris wurde sozusagen in ein großes Wettbureau verwandelt. Auf Grund von Anzeigen Geschädigter wurden schließlich strafrechtliche Verfolgungen eingeleitet; es erfolgten Verurteilungen der Inhaber solcher Bureaus als Unternehmer öffentlicher Spielhäuser (Arrêts de la cour de Rouen et de la Cour de Paris, 3. August 1889 — 12. Juni 1890). Es erscheint notwendig, an dieser Stelle zu erwähnen, daß im Gefolge der Buchmacher und im Anschluß an die Totalisatorwette eine ganz neue Kategorie von Betrügern es unternahm, die Spielleidenschaft der Massen auszubeuten. Ich meine die Verkäufer der sogenannten „Tipps“. Gegen eine Vergütigung erboten sich nämlich Leute, dem Publikum Informationen über die voraussichtlichen Sieger in den Rennen zu geben. So ungewöhnlich dies auch erscheinen mag, das Publikum hatte zu diesen Leuten das größte Vertrauen. Es kam dies weniger daher, daß man sie für besonders fähig und geeignet hielt, die Leistungsfähigkeit der konkurrierenden Pferde zu beurteilen, als daß man sie nach ihren Offerten und ihren angeblichen Verbindungen in die vermuteten Pläne der Rennställe für eingeweiht hielt. Die Verkäufer solcher Tipps waren eben nicht die letzten, die von den Gerüchten hörten und profitierten, die von Böswilligen über die Art und Weise, wie angeblich die Rennen stattfänden, ausgesprengt wurden. Die Wetter waren so oft in ihren sicheren Erwartungen und Berechnungen getäuscht, so oft von den Zufällen der Rennen völlig überrascht worden,

daß sie nur zu leicht geneigt waren, ein geheimes Einverständnis zwischen den Besitzern der Pferde und ihrer Gefolgschaft sowie den an dem Ausgange interessierten Sportsleuten als tatsächlich vorhanden vorauszusetzen. Das Laienpublikum hatte sicher völlig irrige Ansichten über Betrügereien bei den Rennen, aber gewisse Vorkommnisse begünstigten, wie man zugeben muß, diesen ungeheuerlichen Wahn. Die Mißstände auf dem Wettgebiete hatten schließlich einen Umfang angenommen, daß die Regierung die den Renngesellschaften erteilten Genehmigungen zur Aufstellung des Totalisators zurücknahm und jede Art der Wette auf den Rennplätzen zu unterdrücken versuchte. Die Unmöglichkeit, auf diesem Wege die Spiellust der Massen einzudämmen und zu geordneten Verhältnissen zu kommen, hat dann die Annahme und den Erlaß des Gesetzes vom 2. Juni 1891 zur Folge gehabt.

Dieses Gesetz hat eine völlige Umwälzung in den bisher gültigen und in der Praxis befolgten Grundsätzen bewirkt, indem es in erster Linie sich mit Regelung der Genehmigung und Einrichtung der Pferderennen befaßt. Es beseitigt das Recht des Einzelnen, im sportlichen oder Erwerbsinteresse ungehindert Rennen zu organisieren. Der erste Artikel sagt: „Kein Rennplatz darf ohne Genehmigung des Ministers für Landwirtschaft eröffnet werden".

Von gewisser Seite wurde hierin eine Beschränkung der persönlichen Freiheit gefunden. Gewiß hatte der Gesetzgeber durch diesen Artikel mit allen Traditionen gebrochen, die in der Unternehmung von Wettrennen nur eine öffentliche Lustbarkeit nach Art anderer gesehen hatten. Die frühere völlige Freiheit in dieser Beziehung hatte aber soviele Mißbräuche gezeitigt, daß die Proteste von seiten ihrer Anhänger durch die Flut von Klagen erstickt wurden, welche die Mißstände hervorgerufen hatten. Die Rennen konnten wegen ihres allgemeinen Interesses und mit Rücksicht auf das Spiel, zu welchem sie die Veranlassung gaben, nicht mehr zu den gewöhnlichen Lustbarkeiten gerechnet werden. Man sah ein, daß sie in unserer Zeit nicht mehr bloß eine Ergötzlichkeit für Sportliebhaber waren und daß sie auch nicht den Vorwand zu Unternehmungen hergeben durften, die lediglich darauf abzielten, das Publikum, das des Spieles wegen dorthin ging, auszuplündern. Man verschloß sich daher nicht der Notwendigkeit, die Einrichtung und den Verlauf der Rennen, welche durch das Gesetz den Charakter von Veranstaltungen allgemeinsten

---

1) Loi du 2 juin, réglementant l'autorisation et le fonctionnement des courses de chevaux en France.

Article 1er: Aucun champ de courses ne peut être ouvert sans l'autorisation préalable du Ministre de l'agriculture.

Interesses und öffentlicher Nützlichkeit erhielten, im zweiten Artikel unter staatliche Aufsicht zu stellen. Dieser sagt: „Genehmigt werden allein Pferderennen, die zum ausschließlichen Zweck die Verbesserung der Rasse haben“. Derselbe Artikel schreibt vor, daß diese Rennen nur von Gesellschaften eingerichtet werden dürfen, deren Statuten vom Minister für Landwirtschaft im Einverständnis mit der höheren Gestütsverwaltung genehmigt sind. Das will sagen, daß der Gesetzgeber, gut beraten, nicht dem Staate das Monopol, Rennen zu veranstalten, gegeben hat, vielmehr diese Veranstaltung bekannten Gesellschaften überließ, welche alle wünschenswerten Garantien gaben, und daß er sich darauf beschränkte, die Eröffnung der Rennplätze von der vorher einzuholenden Genehmigung des Ministers für Landwirtschaft abhängig zu machen. Hierdurch wurde die Freiheit der Entwicklung, für welche man fürchtete, soweit als möglich geschont. Nach Verlauf von nun 18 Jahren erkennt man allgemein die Nützlichkeit desselben an und es hat sich noch keine Stimme erhoben, welche seine praktische Brauchbarkeit und seinen moralischen Wert in Zweifel gestellt hätte.

Der Artikel 3 des Gesetzes unterwirft das Jahresbudget und die Rechnungsaufstellung jeder Renngesellschaft der Genehmigung und Kontrolle der Minister für Landwirtschaft und Finanzen. Wenn die Rennvereine nur eine Einnahmequelle gehabt hätten und zwar eine, die nur aus ihren eigenen Einkünften (staatliche Unterstützungen, Einsätze der angemeldeten Pferde, Reuegelder, Eintrittsgelder für Besuch der Plätze usw.) herrührte, so würde das Gesetz vermutlich keine Kritik erfahren haben. Nun hat sich der Gesetzgeber aber nicht darauf beschränkt, Fragen zu erledigen, die im Prinzip von aller Welt anerkannt waren und in unmittelbarer Beziehung zur Verwaltung der Rennen standen, vielmehr lag ihm auch daran, die Wetten zu regeln, zu denen die Rennen Gelegenheit gaben. Die diesbezüglichen Artikel 4 und 5 sind dann auch der Stein des Anstoßes geworden und haben das Dekret vom 7. Juli 1891 modifiziert durch die Dekrete vom 16. Januar 1894 und 3. Februar 1896, sowie das Dekret vom 24. Oktober 1896 nötig gemacht. Nebenbei bemerke ich,

---

1) Article 2: Sont seules autorisées les courses de chevaux ayant pour but exclusif l'amélioration de la race chevaline et organisées par des sociétés dont les statuts sociaux auront été approuvés par le Ministre de l'agriculture, après avis du conseil superieur des haras.

2) Article 3: Le budjet annuel et les comptes des toute société de courses sont soumis à l'approbation et au contrôle des Ministres de l'agriculture et des finances.

daß der Artikel 4 des Gesetzes zu § 2 geändert und ergänzt worden ist durch das Gesetz vom 1. April 1900. Die Änderungen, deren Gegenstand die beiden letzten Artikel des Gesetzes vom 2. Juni 1891 und die damit zusammenhängenden Dekrete waren, zeigen, daß man nicht mit einem Male zum Ziele kommen konnte. Nachstehend gebe ich eine Übersetzung der in Betracht kommenden Artikel mit den Abänderungen.

Artikel 4. Wer, an welchem Orte und unter welcher Form es auch sei, die Wette bei Pferderennen ausbeutet, indem er jedem Beliebigen zu wetten anbietet, oder mit jedem Beliebigen, sei es persönlich, sei es durch eine Zwischenperson wettet, soll den im Artikel 410 Code pénal ausgesprochenen Strafen unterworfen sein.

Als Teilnehmer dieses Deliktes sollen angesehen und als solche bestraft werden:

1. Wer sich zu den Wetten, um die es sich handelt, einer Zwischenperson bedient, oder im voraus Zahlung der Wette annimmt.

2. Wer im Hinblick auf abzuschließende Wetten Auskünfte über die Gewinnchancen der zu den Rennen angemeldeten Pferde verkauft.

Dieser Paragraph ist durch Gesetz vom 1. April 1900 in folgender Fassung ergänzt:

oder wer durch Mitteilungen, Zirkulare, Prospekte, Annoneen, Karten oder durch irgendein anderes Mittel der Veröffentlichung, sei es in Frankreich, sei es im Auslande, die Existenz von Handelsstellen, Agenturen oder Personen erkennen läßt, die solche Auskünfte verkaufen.

---

1) Article 4: Quiconque aura, en quelque lieu et sous quelque forme que ce soit, exploité le pari sur les courses de chevaux, en offrant à tous venants de parier ou en pariant avec tous venants soit directement, soit par l'intermédiaire, sera passible des peines portées à l'article 4 du Code pénal.

Seront réputés complices du délit ci-dessus determiné et punis comme tels:

1°. Quiconque aura servi d'intermédiaire pour les paris, dont il s'agit, ou aura reçu le dépôt préalable des enjeux.

2°. Quiconque aura, en vue des paris á faire, vendu des renseignements sur les chances de succès des chevaux engagés (complété par la loi du 1er Avril 1900 de la façon suivante:) ou qui par des avis, circulaires, prospectus, cartes annonces ou par tout autre moyen de publication, aura fait connaître l'existence soit en France soit á l'étranger, d'établissements, d'agenees ou de personnes vendant ces renseignements,

3°. Tout propriétaire ou gérant d'établissement public qui aura laisser exploiter le pari dans son établissement.

Les dispositions de l'article 463 du Code pénal seront dans tous les cas applicables aux délits prévus par la présente loi.

3. Jeder Eigentümer oder Geschäftsführer eines öffentlichen Lokales, der dort die Wette ausbeuten läßt. Die Bestimmungen des Artikels 463 Code pénal sollen in allen Fällen auf Vergehen gegen dieses Gesetz anwendbar sein.

Artikel 5. Solange die Gesellschaften, die durch Artikel 2 vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen, ist ihnen gestattet, auf Grund einer besonderen und stets widerruflichen Genehmigung des Ministers für Landwirtschaft und einer bestimmten Abgabe zugunsten lokaler Wohltätigkeitseinrichtungen und der Pferdezucht auf ihren Rennplätzen die gegenseitige Wette einzurichten. Indessen hebt diese Genehmigung keine der anderen Bestimmungen des Artikel 4 auf.

Ein nach Vorschlag des Ministers für Landwirtschaft erlassenes Dekret wird die Höhe der vorerwähnten Abgabe, die Formen und Bedingungen für Einrichtung der gegenseitigen Wette bestimmen.

Das Dekret vom 7. Juli 1891 mit den Modifikationen vom 16. Januar 1894 und 3. Februar 1896 legt den nach dem vorerwähnten Gesetze genehmigten Renngesellschaften im Artikel 1 die Verpflichtung auf, bezüglich Einrichtung der gegenseitigen (Totalisator-) Wette jährlich durch den für den Rennplatz zuständigen Departementspräfekten bei dem Minister für Landwirtschaft ein besonderes Genehmigungsgesuch einzureichen, welchem eine beglaubigte Aufstellung des Kontos des vorhergehenden Rechnungsjahres in Ein-

1) Article 5: Toutefois les sociétés remplissant les conditions proscrites par l'art. 2 pourront, en vertu d'une autorisation spéciale et toujours révocable du Ministre de l'agriculture, et moyennant un prélèvement fixe en faveur des oeuvres locales de bienfaisance et de l'élevage, organiser le pari mutuel sur leurs champs de courses exclusivement, mais sans que cette autorisation puisse infirmer les autres dispositions de l'article 4.

Un décret rendu sur la proposition du Ministre de l'agriculture déterminera la quotité des prélèvements ci-dessus visés, les formes et les conditions du func tionnement du pari mutuel.

2) Décret du 7 juillet 1891 modifié par ceux des 16 janvier 1894 et 3 fevrier 1896.

Article 1er: Les sociétés de courses autorisées conformément aux articles 1 et 2 de la loi du 2 juin 1891 qui voudront instituer le pari mutuel sur leur champ de courses, devront addresser annuellement à cet effet au Ministre de l'agriculture, par l'intermédiaire des préfets des départements dans lesquels existent leurs hippodromes, une demande spéciale d'autorisation, qui devra être accompagnée;

1°. D'un état certifié conforme des comptes en recettes et depenses de l'exercice précédent;

2°. Du budjet de la société pour l'exercice en vue du quel est demandée l'autorisation d'installer le pari mutuel;

3°. D'une relevé des dates des journées de courses prévues pour le même excercice, avec l'indication du nombre de courses par journée.

nahme und Ausgabe, das Budget der Gesellschaft für das Betriebsjahr, für welches die Genehmigung nachgesucht wird und schließlich eine Liste mit den Daten der für das Jahr vorgesehenen Rennen und Angabe der Zahl der Tagesrennen beigefügt sein soll. Die Genehmigung, welche nach Artikel 2 die Höhe der von der Bruttoeinnahme des Totalisators für die Verwaltungsunkosten zu machenden Abzüge festsetzt, soll jährlich durch den Minister für Landwirtschaft erfolgen und kann jederzeit auch im Laufe des Betriebsjahres wegen Nichtbefolgung der Vorschriften des Gesetzes oder der in Ausführung desselben erlassenen Dekrete und Erlasse oder aus Rücksichten der öffentlichen Ordnung zurückgenommen werden. Der Artikel 3 bestimmt, daß 2 Proz. zugunsten lokaler Wohlfahrtseinrichtungen und 1 Proz. zugunsten der Pferdezucht vor jedem anderen Abzuge von der Masse des Totalisatorumsatzes erhoben und innerhalb 8 Tagen mittelst einer spezifizierten, vom Departementspräfekten mit seinem Visum versehenen, vom Präsidenten der Gesellschaft gefertigten Note an bestimmte, näher bezeichnete Kassen abgeführt werden sollen.

Über die Sammlung und Buchung der Summen an den Kassen, sowie deren Verwaltung und Verteilung durch eine besondere Kommission treffen die Artikel 4 und 5 Bestimmungen. Durch Artikel 6 wird die Finanzwirtschaft und die Totalisatorverwaltung der Aufsicht und Kontrolle der Generalinspektion der Finanzen- resp. der General-

---

1) Article 2: Les autorisations de functionnement du pari mutuel délivrées par le Ministre de l'agriculture sont annuelles.

Toutefois ces autorisations pourront toujours être retirées en cours d'exercice, soit pour cause d'inéxecution des prescriptions de la loi du 2 juin 1891 ou des décrets et arrêtes pris en exécution de la dite loi, soit pour des raisons d'ordre public.

L'arrête d'autorisation fixera pour chaque société de courses la quotité du prélèvement qu'elle pourra faire sur les recettes brutes du pari mutuel pour ses frais d'aministration.

Article 3: Il sera prélevé sur la masse des sommes versées au pari mutuel de chaque hippodrome et avant tout autre prélèvement:

1°. 2 % en faveur des oeuvres locales de bienfaisance; le montant de ce prélèvement devra être versé dans un délai de huit jours: à Paris à la caisse des dépôts et consignations, et dans les departements aux caisses des tresoriers payeurs généraux et receveurs particuliers préposés à la caisse des dépôts.

2°. 1 % en faveur d'élevage; le montant de ce prélèvement devra être versé également dans un délai de huit jours: à Paris à la recette centrale des finances et dans les departements à la trésorerie générale.

Un bordereau établi par le président de la société et visé par le préfet du departement sera remis à l'appui de chaque versement.

rendanten und Steuereinnehmer unterstellt, welche zu dem Zwecke das Recht erhalten, sich Bücher, Beläge, sowie sonstige zur Prüfung erforderlichen Schriftstücke vorlegen zu lassen. Die Ausübung der Polizeigewalt soll nach Artikel 7 dem Minister des Inneren obliegen, und Artikel 8 betraut die Minister für Landwirtschaft, Finanzen und des Inneren eine jeden an seinem Teile mit Ausführung des Dekrets. Das ergänzende Dekret vom 24. November 1896 beschäftigt sich im einzelnen eingehend mit der Buch- und Kassenführung der Rennvereine, z. B. der einzelnen in Einnahme und Ausgabe zu setzenden Titel, der Gründung eines Spezialfonds, Verwendung von Mehreinnahmen usw.

Um in den Geist des Gesetzes vom 2. Juni 1891 einzudringen, ist in erster Linie zu beachten, daß dasselbe die Bestimmungen des Artikel 1966 Code civil nicht aufgehoben hat, welches die volle Gesetzmäßigkeit der bei Gelegenheit der Rennen (des courses à pied ou à cheval et des courses de chariot) gemachten Wetten anerkennt. Es muß hervorgehoben werden, daß das Gesetz nur die Ausbeutung der Wette bei Pferderennen verboten hat, d. h. daß es das Gewerbe von Individuen untersagt, welche mit jedem Beliebigen persönlich oder durch Zwischenpersonen wetten oder zu wetten anbieten. Dabei hat das Gesetz keineswegs den Sportsleuten das Recht verkürzen wollen, untereinander auf die Gewinnchancen der Pferde Wetten einzugehen. Mit Recht hat es aber die vorher gekennzeichneten Buchmacher den Unternehmern von Spielhäusern gleichgestellt und denselben die im Artikel 410 ausgesprochenen Strafen angedroht. In der Überzeugung, daß es völlig unmöglich wäre, die Masse des Publikums am Wetten zu hindern und daß einerseits die offizielle Gestattung des Spieles in gewissen Grenzen und unter gewissen Garantien mehr wie alle Verbote geeignet wäre, der heimlichen und aller Kontrolle spottenden Ausbeutung der Spielpassion durch gewissenlose Leute ein Ziel zu setzen und andererseits die ausschließliche Gestattung des Spieles am Totalisator eine ausreichende Überwachung desselben und die Möglichkeit einer Unterstützung der nationalen Pferdezucht gewährt, wie sie sonst durch keine privaten oder Staatsmittel möglich war, entschloß man sich, wie geschehen, das Wetten am Totalisator unter Ausschluß der Ausbeutung der Wette durch andere Unternehmungen zuzulassen. Der von Jahr zu Jahr nach Erlaß des Gesetzes in Frankreich steigende Totalisatorumsatz, der, wie ich schon im Archiv erwähnte, in den letzten 5 Jahren die enorme Höhe von einer Milliarde 118 Millionen Fr. — hiervon die Rennen von Paris allein eine Milliarde 60 Millionen erreichten und die hiermit zusammenhängende Zunahme der Abgaben in diesen Jahren bis zu 78 260 000 Fr. zeigt deutlich,

daß man sich in dieser Annahme nicht getäuscht hatte. Tatsächlich gewöhnte sich das Publikum immer mehr an den Totalisator und eine Zeitlang schien es, als sollten die Buchmacher nach und nach von den Rennbahnen gänzlich verschwinden. Letztere gaben ihre festen Standplätze auf und gingen unter den Besuchern des Volksplatzes umher, angeblich um mit Bekannten ohne Zahlung des Wettbetrages Wetten abzuschließen. Bald kehrten sie dem Volksplatze gänzlich den Rücken, wo der Totalisator ihnen bei der minder begüterten Masse erfolgreich Konkurrenz machte; auf dem ersten Platze, den sie nun wieder heimsuchten, hatten sie es mit wohlhabenderen Leuten zu tun, die sie zwar ebenfalls nicht kannten, aber denen sie eher Vertrauen schenken konnten. Ihre Geschäfte fingen wieder an, ertragreich zu werden. Sie bewegten sich frei auf den ersten Plätzen von Paris und in den Departements; einige holten auch schon wieder Täfelchen mit Angabe der Quoten aus den Taschen hervor und bald riefen sie wieder die Quoten aus und lärmten wie früher. Die Versicherung, daß sie sich niemals im voraus den Betrag der Wette zahlen ließen und daß sie im übrigen nicht mit jedem Beliebigen, sondern nur mit Bekannten wetteten, war, wie verschiedene in solchen Sachen ergangene Urteile der Gerichte beweisen, tatsächlich geeignet, sie unter Umständen vor Bestrafungen nach dem Artikel 4 des Gesetzes vom 2. Juni 1891 zu schützen. In der Begründung seines der Kammer am 16. Juni 1902 vorgelegten Entwurfes zu einer Abänderung des Absatzes 1 jenes Artikels beleuchtet der Deputierte Emil Chauvin die Verschiedenartigkeit der Judikatur bezüglich der Interpretation des Textes desselben und schlägt einen Wortlaut vor, welcher die Tendenz der Vorarbeiten zu dem Gesetz und die Absicht des damaligen Referenten, mit dem Artikel die Ausbeutung der Wette in allen ihren Formen zu unterdrücken, in nicht mißzuverstehender Art und Weise ausdrücken sollte. Wenn er in seinen weiteren Ausführungen unter anderem sagt, daß die reichen Wetter lieber eine Buchwette für sich schreiben lassen, als sich unter die an den Schaltern des Totalisators sich drängende Menge mischen, und er von einer Änderung des Artikels auch hierin einen Wandel erhofft, so spricht die in Deutschland mit der Anwendung des § 284 StrGB. auf die Buchmacherwetten gemachte Erfahrung nicht für diese Anschauung. Im übrigen kann man ja doch in Frankreich mit der Wirkung des Gesetzes zufrieden sein. Die Einrichtung des Totalisators auf dem Volksplatze mit Einsätzen von 5 Fr. (4 M.) an hat der Ausbeutung der Spielleidenschaft der Massen durch allerlei fragwürdige Existenzen auf der Rennbahn erfolgreich Abbruch getan, die Totalisatorumsätze

wesentlich erhöht, und den Rennvereinen ermöglicht, für Unterhaltung der Rennen auch in den Departements Summen aufzuwenden, die niemals aus eigenen Mitteln und Einkünften der Vereine beschafft werden konnten. Die Prämien für siegende Pferde und die Abgaben für die Landespferdezucht haben eine Höhe erreicht, wie dieselben weder aus privaten, noch aus Staatsmitteln hätten aufgebracht werden können. Dies konnte aber nur geschehen, weil die Verwendung eines Teiles der Abzüge für öffentliche Wohlfahrtseinrichtungen die Rennen auch sonst populär und zu einem Gegenstande allgemeinsten Interesses gemacht hatte, und andererseits die nicht allzuhohen Abzüge (7 Proz. im ganzen für Paris und 10 Proz. für die Departements) das Wetten am Totalisator für die überwiegende Zahl der kleinen Wetter noch nicht unrentabel gemacht hatten. Anders ist es in Deutschland, wo die Erhöhungen der Totalisatorumsatzsteuer auf 10 und zuletzt auf 20 Proz. eine fortdauernd erhebliche Abnahme der Wetteinlagen am Totalisator, wie ich in meinen vorerwähnten anderen Arbeiten dargetan habe, bewirkt haben.

Wenn nun in Frankreich, wie Emil Chauvin klagt, ein gewisser Prozentsatz reicher Wetter es trotzdem vorzieht, beim Buchmacher zu wetten, so meine ich, daß die Ursache hierfür anderswo als in der verschiedenartigen Interpretation des Absatz 1 Artikels 4 jenes Gesetzes von seiten der französischen Gerichte liegt. Schon in meiner im XIII. Bande des Archivs des Prof. Groß erschienenen Arbeit über „Wettbureaus und Winkelbuchmacher“ habe ich auf gewisse Vorzüge der Buchwette vor der Totalisatorwette hingewiesen. Ich befinde mich da ganz in Übereinstimmung mit den diesbezüglichen Ausführungen Alexander Thuasnes in seiner sehr lesenswerten Schrift „Les courses et les paris devant le parlement (Paris bei Bourbier), welche in deutscher Übersetzung in den Nummern des „Deutschen Sport“ vom 15. März, sowie 5. und 8. April 1903 wiedergegeben worden ist. Auch darin muß man dem Autor unbedingt Recht geben, daß, wenn man zwischen Buchwette und Totalisator dergestalt wählen könnte, daß die Annahme der einen Wettart das Verschwinden der anderen nach sich zöge, man im Interesse der bei weitem größeren Mehrheit der kleinen Wetter nicht zögern dürfe, dem Totalisator den Vorzug zu geben. Kein Wettsystem bietet so wie dieses die Möglichkeit einer so ausgiebigen, öffentlichen Kontrolle, kein anderes die gleiche Garantie der Begrenzung der Einsätze. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß, was auch in der Presse bisher gegen den Totalisator vorgebracht worden ist, mit viel besserem Rechte gegen die Wettbureaus und Winkelbuchmacher, wie ich mich verschiedentlich

zu zeigen bemüht habe, vorgebracht werden muß. Im übrigen sind beim Publikum die Ansichten noch so wenig geklärt, daß der Totalisator für alle die Mißstände verantwortlich gemacht wird, welche lediglich auf Konto jener Unternehmungen zu setzen sind, die angeblich Wetten für den Totalisator annehmen und in der Wahl der Mittel, ihre eigenen Taschen zu füllen, leider wenig wählerisch sind.

Was nun die Buchwette anbetrifft, so meine ich, daß, wenn einsichtsvolle, mitten im praktischen Rennbetriebe stehende Personen, z. B. Rennstallbesitzer, die doch auch ein Recht haben, gehört zu werden, sagen, daß Rennställe ohne vorher abzuschließende Buchwetten nicht bestehen können, die Regierung von Frankreich wie jede andere, der das Wohl und Wehe der Pferdezucht am Herzen liegt, sich auf die Dauer einer gesetzlichen Regelung dieser Angelegenheit nicht werden entziehen können. Die Gefahren, welche dem Rennbetriebe aus dem Fortbestehen des im geheimen sein Unwesen treibenden Winkelbuchmachertume drohen, hat Thuasne in derselben Schrift geschildert. Wenn es nicht möglich ist, diese Wetten zu unterdrücken, so ist es entschieden besser, dieselben wie die Totalisatorwetten einer Kontrolle zu unterstellen und im Interesse der Pferdezucht zu besteuern. Der Versuch einer solchen Regelung liegt vor in dem ungarischen Totalisatorgesetz vom Jahre 1894. Leider fehlt mir über die Wirkung dieses Gesetzes eine ausreichende Information. Der Salon (salon des courses) in Paris, der durch Verordnung der Polizeipräfekten vom Jahre 1862 eine sozusagen legale Existenz erhalten hat, ist einer staatlichen Aufsicht und Kontrolle nicht unterstellt. So ist derselbe zu einem offiziellen Sammelpunkte einer gewissen Kategorie von Buchmachern geworden, die sich dort völlig sicher vor dem Gesetze fühlen. Die dort gemachten Wetten erleiden keine Abzüge, wie die Totalisatorwetten.

Wie ich auch aus der obenerwähnten Schrift des Alexander Thuasne entnehme, gibt es in Paris noch unzählige Agenturen, die unter dem Vorwande, Wetten für den Totalisator anzunehmen, die Spielleidenschaft der unbegüterten Masse ausbeuten, die Wege und Kosten eines Rennbahnbesuches scheut. Auch er sieht in dem ungestörten Fortbestehen dieser Agenturen die bei weitem größte Gefahr für die überwiegende Zahl der kleinen Wetter. Entsprechend den hier gemachten Erfahrungen sieht er die Hauptursache der Existenz und Blüte dieser Unternehmungen in einem verhältnismäßig hohen Abzuge vom Totalisatorumsatz und erwartet von einer Erhöhung desselben in erster Linie nur eine Zunahme der Rentabilität dieser Geschäfte. Während die eingehenden Bestimmungen des § 2 und seiner

Ergänzung im Gesetz vom 2. Juni 1891 sich als durchaus ausreichend erwiesen haben, um dem unsauberen Gewerbe der Verkäufer sogenannter „Tipps“ erfolgreich Einhalt zu tun, gibt der Artikel 4 zu § 3 offenbar keine ausreichende Handhabe, um jene Agenturen zu unterdrücken, die sich ganz analog den deutschen Wettbureaus als „commissions au pari mutuel“ bezeichnen. Anscheinend bereitet auch dort die Feststellung, daß der Eigentümer oder Geschäftsführer des öffentlichen Lokales im Sinne des Absatzes 1 des Artikels die Wette ausbeuten und nicht Wetten zur Weitergabe an den Totalisator annehmen läßt, Schwierigkeiten. Einzelne Verurteilungen können bei der verhältnismäßig geringen Höhe der Strafe natürlich ebensowenig wie hier von einem in so hervorragendem Maße gewinnbringenden, von der Bequemlichkeit, Unerfahrenheit und dem Leichtsinn der Wetter außerordentlich begünstigten Unternehmen abschrecken. Hier könnte nur eine speziell gegen diese Art von Unternehmungen gerichtete gesetzliche Bestimmung, d. h. das Verbot der gewerbsmäßigen Wettvermittelung Abhilfe schaffen. Daneben könnte erwogen werden, ob man, soweit ein Bedürfnis dafür vorliegt, in größeren Städten offizielle, von den Rennvereinen verwaltete, behördlicherseits kontrollierte Annahmestellen des Totalisators einrichten ließe.

XXIII.

Mord an einem fünfjährigen Knaben.

Mitgeteilt von

J. Hahn, Untersuchungsrichter in Grodno (Rußland).

Am 16. und 17. September 1903 wurde im Petersburger Bezirksgericht unter Zuziehung von Geschworenen ein Prozeß verhandelt, der wegen des unaufgeklärt gebliebenen Motivs der Tat, sowie der rätselhaften Abnormität des Angeklagten das weitgehendste Interesse beansprucht. An der Hand des Referats der russischen Zeitschrift „Das Recht" geben wir die Verhandlung so wortgetreu wie nur möglich wieder. Wir lassen nur die Plaidoyers aus, da die Beleuchtung, welche der Staatsanwalt und der Verteidiger diesem Fall gaben, wohl nicht als genügend kompetent angesehen werden kann, um Berücksichtigung zu finden.

Die Verhandlung betraf die Anklage des 20jährigen Bürgers Alexius Porosow ob vorsätzlichen Mordes. Der Tatbestand ist folgender: Am 1. März 1900 gegen 6 Uhr abends erschien in der Polizeiverwaltung eines der Distrikte der Stadt Petersburg der erwähnte Porosow und erklärte, daß er soeben in der Laube des Gärtchens bei seiner Wohnung (in dem der Eisenbahn gehörigen Gebäude), den 5jährigen Sohn des Feldscheers Michelsohn-Konstantin ermordet habe. Bei Besichtigung der Laube wurde in derselben in der Tat die Leiche des Knaben Konstantin Michelsohn mit an mehreren Stellen zerschmettertem Schädel gefunden. Der Fußboden der Laube war mit Blut bedeckt, in den Blutlachen wurden Gehirnpartikelchen bemerkt, der untere Teil der Tür, sowie die Füße der in der Laube sich befindenden Bank waren mit Blut bespritzt. Der Kopf des Getöteten wies 4 Wunden auf, 4—10 cm lang. Der Schädelknochen war unter diesen Wunden in kleine Stücke zertrümmert. Aus einer Wunde am Scheitelknochen war das Gehirn herausgetreten. Ferner fanden sich drei Wunden auf dem Scheitel vor. Auf der rechten Seite der Nase

wurde ein blutunterlaufener Fleck konstatiert, die Lippen waren zerrissen und aus dem Oberkiefer waren zwei Zähne ausgeschlagen. Blutunterlaufene Stellen fanden sich noch auf der rechten Wange, dem Kinn, auf der linken Ohrmuschel und im linken Winkel unter dem Kiefer vor. Der herbeigerufene Arzt äußerte sich dahin, daß der Tod des Knaben infolge der Zertrümmerung des Schädels eingetreten sei, zumal da hierdurch das Gehirn zerstört wurde und Blutunterlaufungen eintraten. Die konstatierten Verletzungen seien mit einem stumpfen, harten Gegenstand zugefügt worden, z. B. mit einer Schaufel, dem Stiel einer solchen, einem Brett oder dergleichen. Auf Grund der Lage der Blutunterlaufungen am Halse und auf dem Gesicht des Getöteten sprach der Arzt die Vermutung aus, daß der Knabe, bevor ihm die tödlichen Hiebe versetzt wurden, mit den Händen gewürgt worden wäre.

Über die Umstände des Mordes vom Untersuchungsrichter vernommen, erklärte Porosow, daß er am 1. März gegen 2 Uhr nachmittags in nicht ganz nüchternem Zustand, jedoch bei voller Besinnung, auf dem Heimwege in der Nähe des Gartens das Söhnchen des Feldscheers Michelsohn getroffen hätte. Beim Erblicken des Knaben sei in ihm die Absicht aufgetaucht, denselben zu töten. Zu diesem Zwecke lockte er ihn in die Laube unter dem Vorwand, ihm eine Schaufel zum Schneegraben zu schenken. In der Laube warf er den Knaben auf die in derselben befindliche Bank und begann ihn mit den Händen zu würgen. Er überzeugte sich bald, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziel komme und infolgedessen ergriff er eine eiserne Schaufel. Gleich nach dem ersten Hieb, den er dem Knaben versetzte, sprang die Schaufel von dem Stiel. Er fuhr nun fort mit dem Stiel auf den Knaben loszuhauen, bis derselbe zu röcheln begann und den Geist aufgab. Weiter gab Porosow an, daß er nicht das geringste feindselige Gefühl weder gegen den Vater des getöteten Knaben, noch sonst jemand aus dessen Familie hege. Er habe den Mord vollführt, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben. Den Gedanken, einen Mord zu vollführen, habe er schon vor 4 Jahren gefaßt. Er habe unter seinen häuslichen Verhältnissen gelitten und da er keinen anderen Ausweg aus seiner Lage wußte, so habe er sich entschlossen, irgend jemand zu ermorden, um erst ins Gefängnis zu kommen und dann zur Zwangsarbeit verurteilt zu werden. Er verspüre keine Reue, im Gegenteil, er sei mit dem Geschehenen ganz zufrieden, da er sich auf diese Art und Weise von der ihm lästigen Umgebung befreit habe. Die häuslichen Verhältnisse seien ihm deshalb unerträglich, weil sowohl sein Vater als auch die Stiefmutter

ihm öfters Vorwürfe machen, daß er nicht arbeiten wolle und nicht einmal die Mittel zu seiner Existenz erarbeite.

Da sofort Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit Porosows aufstiegen, so verfügte der Untersuchungsrichter die Internierung desselben in einer psychiatrischen Anstalt, worauf er nach russischem Gesetz vom Bezirksgericht einer Prüfung unterzogen wurde. Das Gericht kam auf Grund des gesammelten Materials und nachdem es die Meinungen der Ärzte angehört hatte, zu dem Schluß, daß Porosow als zurechnungsfähig anzusehen sei.

Bei der öffentlichen Verhandlung erklärten der Vater des Angeklagten und einer seiner Brüder, daß sie von dem ihnen gesetzlich zustehenden Recht Gebrauch zu machen wünschten und die Zeugenaussage verweigern.

Auf die Frage des Präsidierenden an den Angeklagten, ob er sich des ihm zur Last gelegten Verbrechens des vorsätzlichen Mordes für schuldig bekenne, erwiderte Porosow: „nein, ich bekenne mich nicht schuldig".

Als erster wurde der Vater des getöteten Knaben vernommen. Gemäß den Aussagen dieses Zeugen hat er weder mit dem Angeklagten, noch mit dessen näheren Verwandten irgend welche Zwistigkeiten gehabt. Er wohne in demselben der Eisenbahn gehörigen Gebäude, wie die Familie Porosow, und habe zuweilen Glieder derselben behandelt, da er Feldscheer sei. Einmal habe er auch den Angeklagten behandelt, als demselben die Zehen des linken Fußes abgefroren waren. Der Angeklagte erfreue sich nicht des besten Rufes unter den Nachbarn, jedoch hat der Zeuge selbst nie etwas Tadelnswertes in dem Benehmen desselben bemerkt. Am 1. März gegen 7 Uhr abends habe er von einem Eisenbahngendarm erfahren, daß bei ihm zu Hause ein Unglück passiert sei. Er eilte infolgedessen in seine Wohnung, um seine Frau zu befragen. Die letztere wußte zu dieser Zeit jedoch noch nichts von dem Vorfall. Er eilte darauf in den Garten, wo die Polizei mit der Besichtigung der Laube und der Leiche beschäftigt war. Von dem Polizeioffizier erfuhr er, daß sein kleiner Sohn von Porosow ermordet worden war. Der letztere wohnte der polizeilichen Besichtigung bei und verhielt sich ruhig und schweigsam. Der Polizeioffizier bemerkte dem Zeugen gegenüber, daß er sich schon lange darum bemüht habe, daß der Familie Porosow die Wohnung in den Gebäuden der Eisenbahn gekündigt würde. Der Zeuge glaubt, daß der Polizeioffizier damit sagen wollte, daß die Porosows ihres Sohnes Alexius wegen aus der Wohnung gewiesen werden sollten. Der alte Porosow habe mehrfach über seinen Sohn

Alexius Klage geführt und dabei erzählt, daß derselbe zuweilen auf etliche Tage verschwinde. — Er habe den Alexius Porosow nie betrunken gesehen, auch nie gehört, daß derselbe ein Sonderling oder abnormal sei. Der Hausknecht habe ihm erzählt, daß öfters gegen Abend jemand die Straßenlaternen ausdrehe und daß der Verdacht auf Alexius Porosow fiele. Derselbe Hausknecht habe ihm auch erzählt, daß man den Alexius im Verdacht habe, Steine in fremde Wohnungen zu werfen. Auf die Frage eines der Sachverständigen, des Professors Nischegorodzew, erklärte der Zeuge, daß sein kleiner Sohn, ein munterer, lebenslustiger und äußerst zuvorkommender Knabe gewesen sei, der Liebling aller Nachbarn.

Hierauf wurde das Protokoll der gerichtlichen Augenscheinnahme der Leiche Konstantin Michelsohns verlesen, aus dem zu ersehen ist, daß an der Leiche „keinerlei Spuren unnatürlicher Vergewaltigung wahrgenommen wurden“.

Auf die an den Angeklagten gerichtete Frage, ob er an den eben vernommenen Zeugen irgendwelche Fragen zu stellen habe, antwortete derselbe verneinend. Hierauf fragte der Präsidierende den Angeklagten, ob er es gehört habe, daß man ihm einen Mord zur Last lege, worauf Porosow erwiderte: „Ja, ich habe ihn getötet“. Der Präsidierende legte ihm dann die Frage vor, ob er nicht dem Gericht den Hergang erzählen wolle. „Wenn es verlangt wird, will ich denselben erzählen“, antwortete der Angeklagte. Der Präsidierende erklärte hierauf, daß das Gericht nicht berechtigt sei, eine solche Forderung zu stellen, es ihm jedoch anheimstelle, zu sprechen. Der Angeklagte antwortete darauf: „Nein, ich möchte nichts sagen, es ist für mich zu schwer.“

Es wurde nun zur Vernehmung der andern Zeugen geschritten. Der ältere Bruder des Angeklagten begann seine Aussage mit der Erklärung, daß er nicht wisse, wie die Sache vor sich gegangen wäre, er jedoch überzeugt sei, daß sein Bruder den Mord im Zustand einer momentanen Geistesumnachtung vollführt habe. Er hält seinen Bruder für abnormal, was sich im ganzen Leben desselben äußert. Alexius war immer schweigsam und in sich gekehrt. In der Schule lernte er schwach, er trat aus der dritten Klasse einer vierklassigen Stadtschule aus. Seine Zeit verbrachte er mit Lesen, Zeichnen und Spaziergängen. Einmal verschwand er ganz auf einige Tage. Der Vater wollte, daß er einen Malkursus durchmache, Alexius verhielt sich jedoch zu diesem Plan gleichgültig und tat seinerseits nichts, um in den Kursus aufgenommen zu werden. Ein Künstler, Mitglied der Akademie, wollte ihn in sein Atelier nehmen. Alexius suchte ihn

einmal auf, um die Bedingungen zu vereinbaren, aber dabei hatte es auch sein Bewenden. Im September 1899 trat Alexius auf Befürwortung des Zeugen als Schreiber in die Artillerieniederlagen des Marineministeriums ein, aber nach dreimonatlichem tadellosen Dienst gab er die Stelle ohne sichtbaren Grund wieder auf, die ihm ein monatliches Gehalt von 20 Rubeln (ca. 50 Mark) brachte. Zuweilen erhielt er kleine künstlerische Aufträge, wie auch Vergrößerungen von Porträts, jedoch mehr als 25 Mk. monatlich verdiente er nicht mit solchen Arbeiten. Der Angeklagte las sehr viel, hauptsächlich die in Buchform erscheinenden Beilagen illustrierter Zeitschriften. Zuweilen erhielt er von Bekannten auch ernstere Sachen, Lehrbücher und dergleichen. Der Vater behandelte ihn gut, interessierte sich überhaupt für ihn, zuweilen machte er Alexius Vorwürfe, daß er nichts tue, jedoch habe er ihn nie gezüchtigt. Der Vater ist als Maschinist bei der Eisenbahn angestellt. Die Stiefmutter verhielt sich sowohl Alexius gegenüber, wie auch den anderen Geschwistern, vollständig indifferent. Nur zuweilen machte auch sie dem Alexius Vorwürfe, daß er nichts verdiene. Nach der Meinung des Zeugen könnte auf den Seelenzustand seines Bruders ein Vorfall Einfluß gehabt haben, der sich vor dem 1. März abspielte. Alexius sei nämlich auf Veranlassung eines gewissen Marenezki von dessen Arbeitern stark verprügelt worden.

Aus dem Aktenmaterial, welches nach dieser Zeugenaussage verlesen wurde, ergibt sich, daß in der Nacht vom 18. auf den 19. Dezember 1899 aus der Wohnung des obengenannten Marenezki, die sich auch in den Gebäuden der Eisenbahn befindet, verschiedene Sachen gestohlen worden waren. In dieser Angelegenheit waren vier Personen belangt worden, darunter auch Alexius Porosow. Der Richter, welcher diese Sache verhandelte, sprach alle vier frei. Alexius Porosow erfuhr am 19. Dezember, daß man ihn des Diebstahls verdächtige, und als er an demselben Tag den Geschädigten Marenezki auf der Straße traf, versetzte er ihm mit einem Ziegelstein einen Schlag ins Gesicht. Über diesen Vorfall wurde auf Bitte Marenezkis von der Polizei ein Protokoll aufgenommen und dem betreffenden Richter zur Verhandlung eingesandt. Die Angelegenheit kam am 1. März zur Entscheidung und Porosow, der persönlich zur Verhandlung erschienen war, wurde zu 5 Tagen Haft verurteilt.

Dem älteren Bruder des Angeklagten wurden hierauf noch etliche Fragen vom Verteidiger vorgelegt, auf die er erklärte, daß seine Mutter im Alter von 30 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben sei, daß sein Vater zuweilen trinke, daß der Bruder und Vater seiner

Mutter Alkoholiker gewesen seien und daß ein Bruder seines Vaters abnormal in geschlechtlicher Beziehung war. Der erwähnte Bruder seiner Mutter sei in einem Zustande von Delirium tremens gestorben. Auf eine ganze Reihe von Fragen der Sachverständigen explizierte dann der Zeuge, daß der Angeklagte alle Werke Dostojewskis gelesen habe, daß er ungern über das Gelesene sprach, daß er immer finster und verschlossen sei und daß er auf alle Vorwürfe seiner Verwandten gewöhnlich mit der stereotypen Phrase geantwortet habe: „Ihr irrt euch". Der Zeuge war immer der Meinung, daß es schwer sei, „seinen Bruder aus sich heraus zu bringen". Betrunken habe er seinen Bruder nie gesehen, jedoch gehört, daß er zuweilen trinke. Es sei ihm unbekannt, wie sich sein Bruder zu dem weiblichen Geschlecht verhalte, er habe über dieses Thema nie mit ihm gesprochen.

Die Stiefmutter des Angeklagten sagte aus, daß sie an Alexius nie etwas Abnormales bemerkt habe, er sei ebenso wie seine Brüder und unterscheide sich von ihnen nur durch seine Faulheit und Unlust zur Arbeit. Die Zeugin habe ihn ebenso behandelt wie ihre anderen Stiefkinder. Er sei ihr feindselig gesinnt, wie seine Brüder. Alexius liebte viel zu lesen und zu zeichnen. Seine Freunde kenne sie nicht. Ihr sei es unbekannt, daß ihr Mann einen kranken Bruder gehabt habe. Sie habe nie die Beobachtung gemacht, daß Alexius Kinder nicht liebe. Alexius sei nie „frohen Mutes" gewesen. Sie könne aber nicht sagen, daß er reizbar sei und öfters in der Jugend geweint habe. Zweimal habe sie ihn im Zustand der Trunkenheit gesehen.

Da aus dem Protokoll der Augenscheinnahme der Leiche des ermordeten Konstantin Michelsohn sich ergibt, daß dieselbe in der Laube auf einer kleinen Decke lag und keiner von den befragten Zeugen angeben konnte, wem diese Decke gehört, die als Corpus delicti bei der Verhandlung figurierte, so wandte der Präsidierende sich zuletzt mit einer entsprechenden Frage an den Angeklagten, der daraufhin erklärte, daß diese Decke sich schon lange in der Laube befunden habe, er sie jedoch nicht unter die Leiche gelegt habe.

Hier hat die Voruntersuchung ganz zweifellos ein Versehen begangen, indem sie weder die Herkunft der Decke feststellte, noch wie dieselbe unter die Leiche kam.

Der Angeklagte ließ sich jetzt auf größere Erklärungen ein und führte aus, daß er am 1. März eine Vorladung zum Richter erhalten hätte, um sich wegen tätlicher Beleidigung Marenezkis zu verantworten. Bevor er sich aufs Gericht begab, habe er ungefähr 3/4 Bierglas Branntwein zu sich genommen. Der Richter habe ihn zu fünf Tagen Haft verurteilt. Das Urteil habe ihn weder „niedergedrückt",

noch wäre es ihm unerwartet gekommen. Auf dem Heimwege trat er in eine Wirtschaft, wo er wieder ca. 3/4 Glas Branntwein und 1 oder 2 Flaschen Bier getrunken habe. Er habe sich berauscht gefühlt und sei in die Laube getreten, um zu schlafen. Zu diesem Zweck habe er sich auf dieselbe Bank gelegt, auf der er später den Knaben ermordete. Er fand jedoch keinen Schlaf und nachdem er ungefähr eine halbe Stunde gelegen hatte, trat er wieder auf die Straße. In der Nähe seiner Wohnung traf er den Knaben, „als dieser gerade um die Ecke bog". Zwischen ihnen entspann sich folgendes Gespräch:

„Konstantin, gehst du spazieren?"
„Ja, ich spaziere."
„Möchtest du eine Schaufel, um Schnee zu graben?"
„Ja, ich möchte eine."
„Komm mit mir in die Laube."

Nachdem er diese Details angegeben hatte, erklärte der Angeklagte: „Das weitere ist bekannt, ich kann nicht mehr, es ist mir zu schwer." Nach einer kurzen Pause begann er jedoch wieder auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten und führte aus, daß die Verhandlung beim Richter am 1. März gegen 1 Uhr mittags beendet worden wäre, daß er, als er zum ersten Male die Laube betrat, um zu schlafen, die Decke nicht unter sich gebreitet hätte und daß er auch früher zuweilen den Knaben Konstantin getroffen und mit ihm etliche Worte gewechselt hätte. Auf die Frage des Präsidierenden, ob er in der Tat beabsichtigt habe, dem Knaben eine Schaufel zu geben, antwortete Porosow unter Lächeln, daß er sich dessen nicht erinnere, jedoch habe in der Laube immer Schaufeln gelegen und möglicherweise hätte er daran gedacht, dem Knaben eine solche zu geben. In dem Augenblick, als er dem Knaben eine Schaufel anbot, habe er noch nicht die Absicht gehabt ihn zu morden, diese Absicht hätte ihm höchstens in „undeutlicher Form" vorgeschwebt, er könne jedoch nicht erklären, worin diese „undeutliche Form" bestanden habe. Auch nicht in dem Moment, als er die Laube betrat, habe er die Absicht gehabt, den Knaben zu morden, weder vor der Tat, während derselben, noch gleich hernach habe er einen klaren und bestimmten Gedanken gehabt, erst 1½ Stunden nach dem Ereignis begann er sich Rechenschaft darüber zu geben, was er getan habe. — Auf die Frage des schon erwähnten Sachverständigen Professor Nischegorodzew erklärte der Angeklagte weiter, daß der Knabe durch nichts seine besondere Aufmerksamkeit erregt habe, daß das Aussehen desselben ihn weder gereizt noch geärgert habe und daß er auf dem Wege

zur Laube mit demselben nicht gesprochen habe. Jedoch schon bevor er den Knaben traf, habe er ein schweres, niederdrückendes Gefühl verspürt. Nachdem er den Mord vollbracht hatte, fühlte er, „daß sich eine Last von seinen Schultern wälze, daß er eine schwere Sache vollführt habe und ihm jetzt leichter sei". Diese Erleichterung habe er verspürt, als er in die frische Luft trat. Vor dem Mord sei er nicht durch irgendetwas in ärgerliche Erregung versetzt worden. Er habe ein ruhiges, wenn auch niederdrückendes Gefühl verspürt. Hernach, wenn er sich dessen erinnerte, was geschehen war, habe er die Bemerkung gemacht, daß ihm leichter zumute sei. Er erinnere sich ganz genau alles dessen, was geschehen war, bis zu dem Augenblick, als er ins Freie trat. Er wisse aber nicht, was er dann gedacht und gefühlt habe bis zu dem Moment, als er sich entschloß, zur Leiche zurückzukehren. Den Mord habe er zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags vollbracht. Dann sei er ungefähr 1½ Stunden auf der Straße auf und ab gegangen. Plötzlich habe es ihn, ohne daß er sich darüber Rechenschaft geben könne, zur Laube zurückgezogen, er habe sich überzeugen wollen, ob er den Knaben wirklich getötet habe oder alles nur ein Fiebertraum sei, er fühlte das Bedürfnis, einen Blick auf den Knaben zu werfen. Als er jetzt nach vollführtem Mord die Laube betrat, habe er das entblößte Gehirn des Gemordeten betastet. Er könne nicht angeben, weshalb er das getan hätte, vielleicht weil er seinen Augen nicht traute, vielleicht auch nur aus Neugierde. Eine Befriedigung habe er dabei nicht verspürt. Der Geruch des frischen Blutes sei ihm unangenehm gewesen. Ihm sei geradezu ein Widerwillen dagegen aufgestiegen. Nachdem er einen Blick auf die Leiche geworfen, habe er sich ganz klar gesagt, daß er den Knaben ermordet habe. Den Mord habe er sich nicht vordem überlegt, er sei einem plötzlichen Impuls gefolgt. Auf die Frage des Präsidierenden, ob er den Mord nicht in einem Zornanfall vollführt habe, antwortete Porosow „das ist möglich". Als der Präsidierende ihn hierauf fragte, ob er den Knaben nicht vielleicht aus Unvorsichtigkeit getötet habe, versetzte der Angeklagte, „es ist möglich", errötete dann ein wenig und fuhr fort: „ich kann es nicht sagen, weshalb ich den Knaben getötet habe".

Ein anderer Sachverständiger, Dr. Falk, stellte hierauf dem Angeklagten die Frage, was für Gedanken er gehabt hätte, als er vor dem Morde in der Laube auf der Bank lag, worauf Porosow erwiderte, daß er sich dessen nicht erinnere, er habe einen Rausch empfunden. Das niederdrückende Gefühl habe er gleich nach-

dem verspürt, als er das Gericht verlassen hatte. Er habe ein solches Gefühl zum erstenmal in seinem Leben gehabt. Vor vier Jahren habe er auf der Straße einem unbekannten Frauenzimmer einen Stoß mit einem finnischen Messer versetzt, doch habe er damals kein ähnliches Gefühl verspürt. Das Urteil des Richters habe seine Unzufriedenheit nicht hervorgerufen, obwohl er den Wunsch gehegt habe, sich an dem Kläger Marenezki zu rächen. Bis dato habe er gegen niemand erwähnt, daß ihm nach der Tat leichter geworden wäre, er spräche jetzt zum erstenmal davon. Er könne es sich nicht erklären, was ihn veranlaßte, sich auf das Polizeiamt zu begeben. Auf dem Wege dorthin habe er Bekannte getroffen und sie begrüßt. Er bedauere den gemordeten Knaben. Der Branntwein wirkt auf ihn verschieden, zuweilen mache ihn schon eine kleine Quantität berauscht, zuweilen jedoch habe derselbe gar keine Wirkung auf ihn. Auch vor diesem Fall habe er sich in einem gleichen Grad der Trunkenheit befunden. Der Gedanke, zu töten, sei ihm auch früher gekommen, wie schon gesagt, habe er einmal mit einem Messer auf ein Frauenzimmer gestoßen. An dem Tage, als er den Knaben ermordete, habe er jedoch nicht die Absicht gehabt, irgendeinen Schaden anzurichten.

Hierauf wurde das Zeugenverhör fortgesetzt und der Verwalter des Artillerielagers des Marineministeriums, Iwanow, vernommen, welcher deponierte, daß Porosow bei ihm als Schreiber vom 28. September bis zum 22. Dezember 1899 gedient habe. Der Angeklagte wäre immer pünktlich ins Bureau gekommen, habe seine Arbeit gewissenhaft getan und wäre weder irgendwelchen Rügen noch Strafen unterzogen worden. Den Dienst habe er selbst quittiert und den Zeugen davon durch seinen Bruder in Kenntnis gesetzt. Porosow sei nie durch irgendwelche Absonderlichkeiten aufgefallen, nur sei er immer schweigsam und wortkarg gewesen.

Als hierauf das Gericht auf Gesuch des Staatsanwalts konstatierte, daß der Verdacht wegen Diebstahl gegen Porosow am 21. Dezember 1899 ausgesprochen wurde, erklärte der Angeklagte, daß dieses nicht der Grund war, weshalb er den Dienst als Schreiber aufgegeben habe. Es habe seine Unzufriedenheit hervorgerufen, daß Iwanow ihm eine Rüge erteilte, weil er zweimal nicht im Bureau erschienen war und besonders hätten ihn folgende Worte desselben beleidigt: „Für Kranke gibt es Krankenhäuser, Gesunde haben jedoch zum Dienst zu erscheinen“. Der Zeuge Iwanow gab hierauf an, daß er sich absolut dessen nicht erinnere, daß Porosow zweimal im Bureau nicht erschienen wäre und er ihm infolgedessen irgendwelche

Bemerkungen gemacht hätte. Auf die Frage des Präsidierenden, ob er noch andere Gründe gehabt habe, den Dienst bei Iwanow aufzugeben, erwiderte Porosow in aufgebrachtem Ton, daß er über diese anderen Gründe sich nicht zu äußern wünsche. Als nun auch der schon vernommene Bruder des Angeklagten angab, daß ihm nichts davon bekannt wäre, daß Alexius im Dienst irgendwelche Rügen erteilt worden wären, erklärte Porosow, daß er den Dienst der Diebstahlsgeschichte wegen aufgegeben hätte. Er erfuhr davon, daß Marenezki ihn des Diebstahls verdächtige, am 19. Dezember und an demselben Tage versetzte er ihm dafür einen Schlag mit einem Ziegelstein. Darauf wäre er selbst von einigen dem Marenezki unterstellten Holzarbeitern verprügelt worden. Hierauf ließ sich Porosow wieder auf nähere Angaben über seine Person ein und erzählte, daß er die Schule nicht mit 14 Jahren, wie ihm vorgehalten wurde, sondern mit 16 Jahren verlassen habe, und daß, obgleich er keine Anstellung gehabt habe, dieses doch nicht bedeute, daß er nicht gearbeitet habe. Er habe gelesen und gezeichnet und wäre jederzeit bereit gewesen, zu arbeiten. Die Verhältnisse gestalteten sich jedoch immer unvorteilhaft für ihn. In das Atelier des Akademikers sei er deshalb nicht getreten, weil er sich nicht habe „herumstoßen" wollen, außerdem habe derselbe seine Aufforderung so unbestimmt gehalten, daß er, der Angeklagte, es nicht für nötig befunden habe, sich nochmals zu ihm zu begeben. Er habe Dostojewski, Turgenew, Gogol, Tolstoi und andere Schriftsteller gelesen, auch verschiedene Lehrbücher, wie über Chemie; Verse habe er nicht geliebt.

Ein weiterer Zeuge, der Eisenbahnwächter Morschanow, ein 70jähriger Greis, sagte aus, daß am 1. März 1900, also an dem Tage, als der Mord passierte, gegen 12¼ Uhr mittags, als er sich seiner Wohnung näherte, die sich auch in den Gebäuden der Eisenbahn befindet, er den Angeklagten auf der Straße traf, der ihm ohne welchen sichtbaren Grund einen Stoß gegen die Brust versetzte. Als er infolgedessen den Porosow zu schmähen begann, drohte ihm der letztere mit der Faust und entfernte sich dann. Der Zeuge ist der Meinung, daß Porosow berauscht war, jedoch hielt er sich fest auf den Füßen. Er habe nie etwas davon gehört, daß man den Porosow für geisteskrank halte. Seiner Meinung nach ist derselbe jedoch ein Sonderling, „da er immer die Augen nach unten gerichtet hält".

Hierauf wurde der schon mehrfach erwähnte Marenezki vernommen. Er deponierte, daß er der Polizei wohl über den in der Nacht auf den 19. Dezember 1899 bei ihm verübten Diebstahl Anzeige gemacht habe, jedoch dabei gegen niemand irgendwelchen Ver-

dacht ausgesprochen habe. Er wisse deshalb auch nicht, auf Grund wessen Alexius Porosow in dieser Angelegenheit zur Verantwortung gezogen wurde. Als er am 19. Dezember den Porosow auf der Straße traf, habe derselbe mit den Worten: „Sie haben angegeben, daß ich und meine Kameraden Sie bestohlen haben“, ihm einen Schlag mit einem Ziegelstein versetzt. Der Zeuge ließ hierauf den Porosow festnehmen und stellte ihn mit Hilfe von zwei Arbeitern der Polizei vor. Niemand von seinen Arbeitern habe jedoch den Porosow geschlagen. Gemäß der Aussage dieses Zeugen hatte Porosow den Ruf eines verdorbenen, frechen und sittlich verwilderten Menschen, der in trunkenem Zustand zu Exzessen neigt und deshalb gefürchtet wird.

Aus den Akten der Voruntersuchung ist zu ersehen, daß der Angeklagte am 1. März von einem Arzt untersucht wurde, der konstatierte, daß er um $8^1/_2$ Uhr abends, als er besichtigt wurde, vollständig nüchtern war und sich nur ein schwacher Geruch überbrandigen Alkohols bemerkbar machte. Der Arzt sprach sich dahin aus, daß, wenn Porosow an diesem Tage auch einen Rausch hatte, so wäre derselbe jedoch nicht so bedeutend gewesen, daß er sich nicht Rechenschaft über seine Handlungsweise hätte geben können. — Weiter ist aus den Akten zu ersehen, daß Porosow im Jahre 1898 zur gerichtlichen Verantwortung gezogen wurde, weil er um 10 Uhr abends einen Stein in die Wohnung eines bei der Eisenbahn angestellten Laternenanzünders geworfen hatte; er wurde für dieses Vergehen zu 5 Tagen Haft verurteilt. Dann ist er nur noch des Diebstahls bei Marenezki angeklagt gewesen, jedoch, wie schon bekannt, freigesprochen worden und am 1. März 1900 bekam er 5 Tage Haft wegen tätlicher Beleidigung desselben Marenezki zudiktiert. Aus dem Verhandlungsprotokoll dieses letzten Falles ist zu ersehen, daß Porosow nicht leugnete, dem Marenezki einen Schlag mit einem Ziegelstein versetzt zu haben und erklärte, daß er das deshalb getan habe, weil ihn Marenezki des Diebstahls verdächtigt habe. Er bat den Richter um ein freisprechendes Urteil.

Gemäß einer Verfügung des Bezirksgerichts vom 5. September 1900 war Porosow in ein Krankenhaus interniert worden, um auf seinen Geisteszustand geprüft zu werden. Der Krankenbericht kam jetzt zur Verlesung. Die äußere Besichtigung Porosows hatte ergeben, daß er dicke Lippen besitzt und die Zähne nicht normal gebildet sind. Die Kniereflexe sind bei ihm erhöht, die Ohrläppchen fehlen, die Augen laufen rasch hin und her in horizontaler Richtung, seine Stimme ist dumpf. Er selbst gab sich für vollständig gesund aus und erzählte den Ärzten auf Befragen, daß der Gedanke, den Knaben

zu töten, ihm ganz plötzlich gekommen sei und daß es ihm ganz einerlei gewesen sei, wen er töte. Der Arzt bemerkte dazu im Krankenbericht, daß dem Porosow das Verständnis für das Ungesetzliche seiner Tat vollständig abgehe. Weiter wird in dem Bericht erwähnt, daß Porosow wenig spricht, jedoch vollständig logisch, daß er sich ruhig und anständig führt, auf Fragen ungern und vorsichtig antwortet, wobei er sich nach allen Seiten umsieht, gleich als ob er irgend etwas befürchte, daß er gern liest und zeichnet, des Gelesenen sich sehr gut erinnert und daß er es liebe, sich ohne Beschäftigung auf dem Bett zu wälzen. Er erzählte den Ärzten, daß er im Jahre 1898 oder 1899 ohne irgendwelchen plausiblen Grund auf der Straße ein Frauenzimmer erstechen wollte und auf sie mit einem finnischen Messer gestoßen habe. Im Krankenhaus hat Porosow dann seine Biographie niedergeschrieben und ein anderes Schriftstück über seinen Seelenzustand verfaßt. In der Autobiographie erwähnt er, daß er zuweilen aus dem Hause gelaufen wäre und sich etliche Tage umhergetrieben habe, daß er es liebt, mit Steinen auf Menschen zu werfen und Laternen auf der Straße auszulöschen, da er sich dabei an dem Unwillen der Leute erfreute. Im Alter von 13—14 Jahren habe er zuweilen der Eisenbahn gehörige Holzstapel angezündet und sich an dem Anblick des entfesselten Feuers ergötzt. Der Vater habe ihn zuweilen empfindlich gezüchtigt. Er beschreibt dann genau den Hergang des Mordes und versichert dabei, daß er im Augenblick der Tat keinen bestimmten Zweck verfolgt hätte. Es sei nicht wahr, daß er den Knaben deshalb getötet habe, um aus den unerträglichen Familienverhältnissen herauszukommen. Diesen Gedanken habe ihm der Arzt eingegeben, der bei seinem ersten Verhör durch den Untersuchungsrichter zugegen war. Er habe sich an diese Erklärungen geklammert, um von den aufdringlichen Fragen des Untersuchungsrichters befreit zu werden, der durchaus von ihm verlangte, daß er die Motive, welche ihn zum Mord verleitet hätten, namhaft machen solle. Er bedauere jetzt das Geschehene und sei mit seiner augenblicklichen Lage unzufrieden.

In Anlaß dieser Autobiographie erklärt Porosow, daß die Ärzte versprochen hätten, ihm dieselbe zurückzugeben, daß sie jedoch „ihr Versprechen nicht gehalten und ihn betrogen hätten“. Als der Angeklagte hierauf abermals über die Motive des verübten Verbrechens gefragt wurde, antwortete er in gereiztem Ton: „Ich weiß es selbst nicht, weshalb ich den Knaben getötet habe. Der Arzt gab mir den Gedanken ein, daß ich es getan habe, um aus den schwierigen Familienverhältnissen herauszukommen. Ich faßte mich an diesen Ge-

danken, um den Untersuchungsrichter zu befriedigen, der drohte, mich der Geheimpolizei zu übergeben, damit diese den Falle untersuche. Ich weiß aber von glaubwürdigen Leuten, wie „die Geheimpolizei bei ihren Erhebungen vorgeht“ [1]). Der Präsidierende bemerkte zu diesen Auslassungen des Angeklagten', daß dieselben nicht glaubwürdig wären, da ein Untersuchungsrichter nicht das Recht hat, die Akten der Polizei zu übergeben, sobald er die Voruntersuchung begonnen hat.

Der Krankenbericht schreibt dann weiter dem Angeklagten das Geständnis zu, daß er es geliebt habe, Tiere zu quälen, z. B. Frösche solange aufgeblasen habe, bis sie platzten. Gereizt erklärt Porosow in diesem Anlaß, daß er nichts dergleichen erzählt habe und auch nie Tiere gequält habe. Ebenso gereizt protestiert er gegen eine andere Angabe des Berichts, als ob seine Mutter dem Trunke ergeben gewesen wäre. Die Beobachtung Porosows im Krankenhaus war im Februar 1902 beendet worden und die Ärzte gaben ihr Gutachten dahin ab, daß Porosow ein psychischer Degenerat sei und das Verbrechen unter dem Einfluß von Alkohol und der durch das Urteil des Richters in ihm hervorgerufenen gereizten Stimmung vollführt habe. Als Porosow hierauf vor einem besonderen Tribunal des Bezirksgerichts in Gegenwart von Ärzten einer Untersuchung unterzogen wurde, damit ein kompetentes Urteil über seinen Geisteszustand gefällt würde, erklärte er, daß der Gedanke, jemanden zu ermorden, ihm nach der Lektüre von Dostojewskis „Verbrechen und Sühne“ aufgestiegen sei, und daß, nachdem er den Knaben ermordet hatte, in ihm der Wunsch aufgestiegen sei zu beten. Das Tribunal sah sich außerstande, ein endgültiges Urteil über den Geisteszustand Porosows auszusprechen und verfügte seine nochmalige Internierung in ein Krankenhaus zur weiteren Beobachtung. Der ihn nun behandelnde Arzt konstatierte folgende Eigenheiten an Porosow: Geistesfaulheit, sehr schwache Phantasie, langsame Gedankenarbeit, physische Unbeholfenheit und nervöse Zuckungen. Aus dem zweiten Krankenbericht ist zu ersehen, daß Porosow über sich folgende Mitteilungen machte: er habe ohne kritische Wahl russische und französische belletristische Sachen gelesen (letztere in Übersetzung), auch philosophische Werke. Der Held Raskolnikow (aus Dostojewskis „Verbrechen und Sühne“) habe auf ihn einen starken Eindruck gemacht. Er wünsche ebensolche Sympathie zu erwecken, wie man sie für Raskolnikow

1) Der Angeklagte spielt darauf an, daß die Geheimpolizei beschuldigt wird, roh mit den Angeklagten umzugehen und sie körperlichen Martern zu unterziehen, um ein Geständnis zu erpressen.

beim Lesen von „Verbrechen und Sühne“ empfindet. Nach der Verhandlung vom 1. März hätte es ihn getrieben, dem Richter irgend etwas an den Kopf zu werfen. Das Gutachten des beobachtenden Arztes lautete, daß Porosow ein physischer und psychischer Degenerat sei und daß er den Mord infolge seiner sittlichen Verwilderung, seiner Unzufriedenheit mit dem Milieu, unter unmittelbarer Wirkung eines Rausches und der durch das richterliche Urteil hervorgerufenen gereizten Stimmung vollführt habe.

Aus dem von Porosow im Krankenhause verfaßten Schriftstück über seinen seelischen Zustand und seiner Weltauschauung müssen folgende Stellen hervorgehoben werden: „Sie baten mich, Ihnen meinen augenblicklichen Seelenzustand zu beschreiben. Ich muß gestehen, daß Sie mir damit eine Aufgabe gestellt haben, welche ich wohl kaum imstande sein werde, zu erfüllen. Ich will mir übrigens Mühe geben. Bevor ich jedoch damit beginne, will ich auf eine andere Frage antworten, die sie mir auch vorgelegt haben, nämlich wie ich mich zur Religion verhalte. Sie fragten mich, ob ich an Gott glaube, worauf ich bejahend antwortete. Da sie aber diese meine Antwort nicht ganz richtig auslegen konnten, so will ich jetzt ausführlicher und genauer auf Ihre Frage antworten. Ich habe eigentlich damit nichts gesagt, als ich Ihnen antwortete, daß ich an Gott glaube. Gott ist ein abstrakter und sehr dehnbarer Begriff. Alles hängt davon ab, was man darunter versteht.“ Nachdem er hierauf die Ansichten der Griechen, Römer und Chinesen über Religion behandelt hat, wobei er eine ganz bedeutende Belesenheit zeigt, fährt er fort: „Wenn wir uns in das Dunkel der Jahrhunderte vertiefen, so gelangen wir endlich zu der Zeit, als der Mensch sich noch sehr wenig vom Tier unterschied und mit dem gegenwärtigen Menschen fast nichts Gemeinsames hatte. Und damals schon, als der Mensch kaum aus seinem tierischen Zustand trat, begann er sich Fragen vorzulegen, welche sich heutzutage fast ein jeder Mensch stellt und die trotzdem unbeantwortet geblieben sind. Zu solchen Fragen gehört die Frage über das Ziel des menschlichen Daseins, über den Zweck des Lebens, über die Herkunft des Menschen und der ihn umgebenden unendlichen Welten usw. Auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung läßt der Mensch alle diese Fragen ohne Antwort, obgleich er sie sich auch stellt. Späterhin bemüht er sich, sie zu beantworten. Anfänglich sieht der Mensch alles als die Folge etlicher übernatürlicher Kräfte an, später nur einer Kraft. Aber auch diese eine Kraft bleibt übernatürlich. Nach den Lehren Lao-Dsie's haben wir die Ursache alles Bestehenden in einem höheren ewigen Geist oder Gott zu sehen

Der Zweck des Lebens besteht nach ihm darin, daß man der Gesellschaft, in welcher wir leben, Gutes bringen müsse. Man muß sich bemühen, Gutes zu tun, sagt er, da wir, indem wir anderen Gutes tun, uns selbst nützen. Die Lehren Lao-Dsies und anderer Religionsstifter haben alle einen gemeinsamen charakteristischen Zug, welcher sie von den Lehren ihrer Vorgänger unterscheidet: sie weisen darauf hin, daß man Gutes tun muß, daß der Lebenszweck darin besteht, anderen Nutzen zu bringen. Die weitere Entwicklung der Lehren Lao-Dsies und ähnlicher bildet das Christentum. Dasselbe sieht den Zweck des Lebens in der Nächstenliebe, es fordert, daß man allen Menschen ohne Unterschied Gutes tun soll und nicht allein dem Kreis, in welchem man lebt. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß eine jede Religion einen Versuch vorstellt, auf die uns bewegenden Fragen eine Antwort zu finden. Je mehr der Mensch entwickelt ist, desto befriedigender fallen selbstverständlich diese Versuche aus. Die Religionslehren können somit gewissermaßen als eine Stufenleiter der menschlichen Entwicklung angesehen werden. Da die Religion nur ein Versuch der Menschen ist, eine Antwort auf die sie bewegenden Fragen zu finden, so sehe ich sie auch nur als einen Versuch an. Und da zudem die Religion eine Stufe der geistigen Entwicklung ist, so fasse ich dieselben auch als solche auf. Das ist meine Ansicht über die Religion überhaupt. Ich will nun auch noch anführen, wie ich über die christliche Religion denke. Dieselbe ist, wie alle übrigen Religionslehren, ein Versuch, auf die oben erwähnten Fragen zu antworten. Sie stellt sich mir jedoch als ein mißlungener Versuch vor. In der christlichen Religion wird auf die Nächstenliebe als Lebenszweck hingewiesen und zwar muß diese Liebe uneigennützig sein: der Mensch soll seinem Nächsten Gutes tun, ohne dasselbe von ihm zu erwarten. Sie sehen, daß dieses Verlangen der menschlichen Natur widerspricht. Jeder normale Mensch denkt zu allererst an sein persönliches Wohl. Als schlagendster Beweis, daß die christliche Religion praktisch nicht verwertbar ist, dient der Umstand, daß niemand ihre Vorschriften befolgt, d. h. die Bekenner dieser Religion sind sehr zahlreich, aber in der Tat bekennen alle sich nur äußerlich zu ihr. Somit ist die christliche Religion eine Lehre, welche auf einem Unsinn fußt, weshalb ich dieselbe auch als solche ansehe. Wenn Sie erfahren werden, daß mich die Antworten, welche die Religion auf die obenerwähnten Fragen gibt, nicht befriedigen, so werden Sie gewiß fragen, ob ich nicht den Versuch gemacht habe, diese Fragen selbständig zu beantworten. Nein, ich habe das nicht versucht, muß ich erwidern. Auch lag keine Notwendigkeit dazu vor. Ich fand schon fertige Antworten. Die Frage

über die Herkunft der Menschen entscheidet z. B. Darwin. Die befriedigendste Antwort auf die Frage über die Entstehung der Welten geben Kant und Laplace. Bei diesen Männern findet alles wenigstens eine natürliche Erklärung. Auf die Frage, worin der Zweck des Lebens bestehe, habe ich vorläufig keine Antwort. Hat denn überhaupt das Leben einen Sinn?“

Nach diesen Ausführungen geht Porosow zur Beschreibung seines jetzigen Seelenzustandes über, indem er vorausschickt, daß er „wohl kaum imstande sein wird, denselben richtig zu erklären. Ein Versuch kostet ja aber nichts“, philosophiert er. „Der seelische Zustand eines Menschen hängt bis zu einem gewissen Grad von seiner physischen Konstitution ab und umgekehrt. So vermehren sich die Pulsschläge beim Menschen unter dem Einfluß der Angst, man hat dann das Gefühl, als ob einem Ameisen über den Rücken laufen, man gerät in Schweiß, welcher bisweilen kalt ist, die Tätigkeit der Nieren wird häufig erhöht, man bekommt eine Gänsehaut u. dergl. Infolge lebhafter seelischer Erregungen verändert sich auch oft der chemische Bestand von Flüssigkeiten, welche die Drüsen absondern. Unter der Wirkung des Zorns z. B. verändert sich der Speichel, er wird giftig und ist imstande Schaden anzurichten, wenn er durch einen Biß in das Blut gerät. Der Hunger wieder beeinflußt den Menschen dermaßen, daß er bereit ist zu töten, um denselben zu befriedigen, wobei der Mensch auch nicht das geringste Mitleid mit dem Geopferten verspürt. Der Mensch wird unter der Wirkung des Hungers zum Tier. Sobald derselbe jedoch befriedigt ist, kehren dem Menschen alle ihm zukömmlichen Gefühle wieder.“ Um zu beweisen, welchen Einfluß der physische Zustand auf das Seelenleben hat, führt Porosow an, daß er im Krankenhause sich einen Magenkatarrh zugezogen habe und infolgedessen habe er jeglichen Appetit verloren, ja daß schon beim Gedanken an ein Mittagessen allein bei ihm sich das Bedürfnis, zu erbrechen, einstellt. Seinen Seelenzustand beschreibt er folgendermaßen: „Ich bin absolut nicht so schwer aus dem Gleichgewicht zu bringen, wie meine Umgebung glaubt. Ich empfinde Schmerz und rege mich über solche Sachen auf, an denen ein anderer vorübergeht, ohne sie zu bemerken. Menschen, die mich wenig kennen, halten mich für einen ruhigen, schwer erregbaren Charakter, glauben, daß ich nicht so leicht das seelische Gleichgewicht verliere. In der Tat bin ich imstande, schon einer Kleinigkeit wegen, ja einer Dummheit, wie man sagt, „die Wände hinaufzuklettern“. Das Ärgerlichste ist dabei, daß ich oft selbst einsehe, daß die Sache nicht des Aufhebens wert ist. Auf diese Art und Weise mache ich mir selbst das Leben

zur Hölle. Zuweilen sind meine Qualen so unerträglich, daß ich an Selbstmord zu denken beginne. Dieser Gedanke drängt sich mir mehr und mehr auf, sobald ich an die Haft denke, welche mir bevorsteht, denn diese Perspektive gehört nicht zu den angenehmsten. Ich bin nun schon 1 1/2 Jahre der Freiheit beraubt und jetzt erst verstehe ich dieselbe zu schätzen. In solchen schweren Minuten ergreift mich das Bedürfnis, etwas Außergewöhnliches zu tun, z. B. irgend eine empörende Gemeinheit zu begehen, nur um aus diesem drückenden Zustand herauszukommen, damit dieses tödliche Einerlei endlich ein Ende habe." Porosow beendigt sein Skriptum mit folgenden Worten: „Es kostet mich große Mühe, diesen Wunsch nach Freiheit, dieses Bedürfnis nach derselben zu unterdrücken. Es drängt mich zur Freiheit. Dieses Gefühl ist in einen unüberwindlichen Wunsch übergegangen, es ist zu einem krankhaften Trieb gewachsen, welcher mir nicht erlaubt zu denken, mich mit etwas anderem zu beschäftigen, welcher mir weder tags noch nachts Ruhe gibt. Da ich nicht die Möglichkeit habe, diesen natürlichen Durst nach Freiheit zu stillen, so beginnt mich die Verzweiflung zu packen. Hier taucht mir von neuem der Gedanke an Selbstmord auf. Das Einzige, was mich davon zurückhält, ist die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang meiner Angelegenheit. Obgleich dieses nur eine schwache Hoffnung ist, so klammere ich mich doch an dieselbe, wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm klammert. Zuweilen ist mir auch der Gedanke an Flucht gekommen. Ich verwerfe ihn jedoch als untauglich, denn ich bin mir vollständig klar darüber, daß ich dann aus dem Regen in die Traufe komme. Wenn ich entlaufen würde, so würde ich mich nicht sehr lange der Freiheit erfreuen und meine Sache würde ich dadurch ganz verderben. Möglicherweise werden Sie den Eindruck erhalten, als ob alles von mir hier Niedergeschriebene nichts weiter als das Irrereden eines Geistesgestörten ist! Ich würde mich nicht darüber wundern, wenn dieses der Fall sein sollte. Es ist ganz selbstverständlich, daß ich nichts anderes, als nur Dummheiten ausgesprochen habe. Ich würde das Papier zerreißen, wenn ich mir nicht sagen müßte, daß dasselbe vielleicht doch einen geringen Nutzen bringen kann. Wenn meine Ausführungen Irrereden ähnlich sind, so erklärt sich das dadurch, daß ich meine Gedanken nicht so wiederzugeben verstehe, daß sie Ihren verständlich würden und ich außerdem nicht gewohnt bin, eilend zu schreiben."

Es sei hier bemerkt, daß die Ausführungen des Angeklagten stilistisch vollständig korrekt sind. Was die logische Seite betrifft, so kann sich ein jeder selbst ein Urteil darüber bilden. Wir haben uns

bemüht, dieselben so wörtlich wie möglich wiederzugeben. Im letzten Teil der Beschreibung seines Seelenzustandes benutzt Porosow häufig Sprichwörter, die wir nicht alle übersetzen konnten.

Nach Verlesung der angeführten Schriftstücke gaben die Sachverständigen ihr Gutachten ab. Im ganzen waren 6 Sachverständige zitiert worden. Als erster sprach im Namen aller der Prof. Nischegorodzew. Er erklärte, daß in der Hauptsache alle Sachverständigen einer Meinung wären. Seinem Äußern nach, den Besonderheiten der Gesichtsbildung, gehört der Angeklagte zu dem auch der Wissenschaft bekannten Typus des „bestialischen Menschen". Porosow ist ein physischer wie psychischer Degenerat. Bei zufriedenstellender allgemeiner Geistesentwicklung leidet er an Geistesfaulheit, welche sich teilweise unter dem Einfluß seiner Lebenslage, teilweise infolge der Eigenheiten seiner Individualität, herausgebildet hat. Außerdem besitzt Porosow eine riesige Eigenliebe und viel Selbstbewußtsein. Er antwortet einem jeden, der ihm Vorwürfe macht, „sie irren sich", er sucht nicht Arbeit da er überzeugt ist, die Arbeit müsse selbst zu ihm kommen. Das Christentum hält er für eine Absurdität, weil es die uneigennützige Nächstenliebe predigt. Im allgemeinen ist er aufrichtig, er weicht von der Wahrheit nur dann ab, wenn seine Eigenliebe in Frage kommt. Das sittliche Gefühl ist bei ihm abgestumpft, die sinnliche Sphäre jedoch sehr empfindlich. Der Alkohol übt eine große Wirkung auf ihn aus. Zu dem allen kommt noch seine Affektion und sein zweifelloser Hang zu impulsiven Handlungen. Diese Eigenheiten Porosows bilden sozusagen eine Gruppe objektiver Umstände, auf Grund derer er das Verbrechen vom 1. März begann. Diese Umstände erklären jedoch noch nicht den tierischen Mord. Im Moment, als er den Knaben mordete, befand sich Porosow einerseits unter der Wirkung des genossenen Alkohols und des Ärgers, welcher durch das richterliche Urteil bei ihm hervorgerufen worden war, andererseits unter dem Einfluß des kontrastvollen Eindruckes, welchen der Anblick des kleinen, schwachen, aber lustigen und lebensfrohen Kindes in ihm hervorrief, und der Gegenüberstellung dieses Knaben seiner eigenen Person, dem finsteren, unzufriedenen und verbitterten Menschen. Man könne Porosow nicht für psychisch normal und gesund ansehen. Porosow befand sich nicht in normalem Zustande, als er den Mord begann, doch könne sein Zustand nicht nach einem der vom Gesetz festgestellten Formen von Geisteskrankheiten qualifiziert werden. Im gegebenen Fall könne man auch nicht vom Affekt im strengen Sinne dieses Wortes sprechen. Die psychische Faulheit Porosows finde eine Erklärung teilweise in dem Umstande, daß er leicht ermüde. Solche

Subjekte, wie Porosow, können sich nicht lange gleichmäßig, abgemessen und systematisch beschäftigen. Auf die Frage des Verteidigers, ob Porosow nicht das Verbrechen im Zustand einer impulsiven Geisteszerrüttung begonnen habe, erwidert der Sachverständige, daß er eine impulsive Geisteszerrüttung als etwas Besonderes nicht anerkennen könne. Der Zustand Porosows war zudem komplizierter als was man unter einer impulsiven Geisteszerrüttung versteht. Porosow habe sicher nicht an Mord gedacht, bevor er den Knaben traf. Er habe keine Motive zu seiner Handlung gehabt, er befand sich jedoch unter dem Einfluß der Reaktion eines kontrastvollen Eindruckes. Handlungen gegen den Willen kommen bei Porosow vor, namentlich wenn er berauscht ist. Porosow ist ein schwer belasteter Degenerat, er weist Erscheinungen von erblicher Entartung sowohl in der sittlichen und sinnlichen Sphäre, als auch in der Willenssphäre auf. Diese Erscheinungen tragen aber bei Porosow ein eigenes Gepräge, er ist ein Degenerat sui generis. Porosow habe wohl Verständnis für die Straffälligkeit gewisser Handlungen, jedoch gehe ihm das Verständnis für die sittlichen Ideen und Tendenzen ab, welche die Straffälligkeit begründen. Porosow konnte in dem Moment, als er den Mord begann, wohl Verständnis dafür haben, was er tue, doch war dieses Verständnis bei ihm jedenfalls geschwächt, beschränkt und nicht vollständig. Der Sachverständige hält Porosow für ein gemeingefährliches Subjekt und erklärt, daß er nicht ohne Furcht in die Zelle treten möchte, in der Porosow sich befindet. Im Augenblick der Erregung ist er zu allem fähig.

Der zweite Sachverständige (Dr. Protasow) meinte, daß Porosow ein psychisch kranker Mensch sei und das Verbrechen in krankhaftem, pathologischem Zustande vollführt habe, jedoch weder das Gesetz noch die Wissenschaft kenne bis jetzt eine Rubrik, in welche der krankhafte Geisteszustand Porosows gehöre.

Der dritte Sachverständige (Dr. Mendelsohn) erklärte, daß Porosow an einer bestimmten Form von Geisteskrankheit leide, welche degenerierte Psychopathie genannt wird. Der vierte Sachverständige, Dr. Falk, nennt den Zustand, in welchem Porosow den Mord begann, manikial. Der fünfte Sachverständige, Eisenbahnarzt Jakowlow, der den Angeklagten schon lange kennt, erklärt, daß er Porosow für einen Hooligan (Messerheld, Rowdie) halte und der von ihm begangene Mord ein Ausfluß dieser seiner sittlichen Lebensanschauung sei. Unter einem Hooligan versteht der Sachverständige einen frechen Menschen, der ein ungeordnetes Leben führt, ein sittlich verkommenes Subjekt. Der letzte Sachverständige brachte nichts Bemerkenswertes vor.

Hierauf begannen die Plaidoyers. Erst sprach der Staatsanwalt, dann der Verteidiger. Den Geschworenen wurden drei Fragen zur Beantwortung vorgelegt, über die Tat an und für sich, über den krankhaften Zustand des Angeklagten, und drittens, ob er des vorsätzlichen Mordes schuldig sei.

Der Präsidierende führte in seinem Resumee aus, daß unsere Gesellschaft augenblicklich einen Gärungsprozeß durchmacht. Unter dem Einfluß der Lehren Nietzsches werden alle Begriffe umgewertet, die sittlichen Grundlagen sind ins Schwanken geraten. Auf dem „Übermenschen“ Nietzsches fußend, macht sich eine Sanskulotteliteratur breit, in der der triumphierende Hooligan für sich alles erlaubt hält. Diese triumphierenden Hooligans haben für alle Erscheinungen sozusagen nur ein halbes Verständnis: Sie sind sich dessen bewußt, daß sie Halbgötter sind, vergessen es aber, daß der Mensch zu gleicher Zeit ein Wurm ist, sie halten sich für Fürsten, wollen aber nichts davon wissen, daß sie auch Sklaven sind.

Die Geschworenen zogen sich hierauf in das Beratungszimmer zurück. Schon nach 40 Minuten kehrten sie jedoch in den Sitzungssaal zurück und baten das Gericht, noch eine ergänzende Frage zu stellen, ob Porosow den Mord nicht im Zustande der Erregtheit oder des Jähzorns vollbracht habe. Das Gericht entsprach diesem Anliegen, worauf auf Antrag des Verteidigers die Plaidoyers erneuert wurden. Der Staatsanwalt erklärte, dem von ihm schon Gesagten nichts mehr hinzufügen zu können, während der Verteidiger in längerer Rede die Geschworenen zu überzeugen suchte, daß Porosow geistesgestört sei. Unter anderem führte er aus, daß die Lektüre von Dostojewskis „Verbrechen und Sühne“ keinen Einfluß auf Porosow gehabt haben könne, daß der Mord des 5 jährigen Knaben nicht als Resultat der Lektüre des genannten Buches aufzufassen sei, daß Porosow sich nicht für einen Übermenschen halte, daß er ein schwacher, kranker Mensch sei, der nicht gerichtet, sondern einem Krankenhaus zur Behandlung übergeben werden müsse.

Nach 1½ stündiger Beratung fällten die Geschworenen ihr Verdikt, gemäß welchem Porosow für geistesgestört erklärt wurde. Das Gericht sprach ihn infolgedessen von der Anklage des Mordes frei und verfügte, ihn einer Anstalt für Geisteskranke mit den im Gesetz vorhergesehenen Konsequenzen zu übergeben.

Wir enthalten uns jeden Kommentars dieses außergewöhnlichen Falles und möchten nur konstatieren, daß die Gerichtsverhandlung eigentlich keine objektive Fakta, die dafür sprechen würden, daß Porosow geisteskrank ist, zutage gefördert hat, ausgenommen, daß der

von ihm vollführte Mord eines unschuldigen 5jährigen Kindes jeglicher Beweggründe entbehrt. Da die Ärzte im Verlauf einer fast dreijährigen Beobachtung Porosows in verschiedenen Spitälern keine bestimmte Form von Wahnsinn an Porosow feststellen konnten, so ist vorauszusetzen, daß sie zu demselben Resultat kommen werden, wenn Porosow jetzt wieder laut Verfügung des Gerichts einer Heilanstalt übergeben wird, d. h. daß sie nach Verlauf eines gewissen Zeitraumes bei demselben Gericht darüber vorstellig werden, daß Porosow keine bestimmten Krankheitserscheinungen aufweist und sie daher den weiteren Aufenthalt desselben in einer Heilanstalt für überflüssig halten. Nach russischem Gesetz muß dann Porosow wiederum von einem besonderen Tribunal, bestehend aus Gliedern des Gerichts und Ärzten, einer Untersuchung unterzogen werden, und wenn sich das Tribunal der Meinung der Ärzte anschließt, so hat das Gericht seine Freilassung zu verfügen. Es läßt sich daher mit Bestimmtheit voraussagen, daß Porosow in ein bis zwei Jahren wieder in die Gesellschaft zurückkehren wird.

Kleinere Mitteilungen.

1.

Kunst und Daktyloskopie. Schon lange bemühte man sich, Mittel und Wege gegen Betrug in Kunstsachen zu finden. Einer Notiz in den Archives d'anthropologie criminelle usw. 1903, p. 605 nach, wurde neulich vorgeschlagen, daß jeder Künstler auf seinem Werke (Gemälde, Plastik, Faience usw.), neben seinem Namen noch den daktyloskopischen Abdruck seines rechten Daumens setzen solle, so lange die Massen noch weich sind. Dies wäre, meint Ref. an sich gar nicht schlecht, nur müßten dann, wie man jetzt Verzeichnisse der Monogramme und Marken der Künstler hat, künftig auch solche der Fingerabdrücke existieren. Ich fürchte nur, daß auch dann Betrüger dieses noch nachahmen werden, obgleich es an sich sehr schwer wäre. Ad vocem Daktyloskopie hat in der gleichen Zeitschrift Locard in einer „Chronique latine“ (p. 578) die Daktyloskopie zu Identifikationszwecken nach dem südamerikanischen System Vucetich näher beschrieben und hält dasselbe für vortrefflich. Jedenfalls ist aber das System Henry, wie es in Wien, England, Dresden usw. angewandt wird, scheinbar noch besser. Locard nennt die Daktyloskopie „französisch durch die Ahnen, englisch durch den, der es zuerst in ein System brachte“; ersteres wahrscheinlich, weil Bertillon seit 1894 die Fingerabdrücke als Komplement zu seinem System benutzte. Locard wägt den Wert der Bertillonage und der Daktyloskopie ab und neigt sich mit vollem Rechte dem letzteren zu. Ref. ist überzeugt, daß binnen kurzem die Daktyloskopie das Feld allein beherrschen wird. Interessant ist es zu hören, daß Bertillon in einem Briefe an Locard (Juli 1902) die Daktyloskopie neben der gleichzeitigen Bertillonage empfiehlt. Endlich sei noch ein ethnologisch-sozialer Irrtum Locards gerügt. Er behauptet nämlich, daß das spanische Amerika „bestimmt sei, die Wiege einer lateinischen Renaissance zu werden“. Wer die verrotteten Zustände dort kennt und ihre trostlose Geschichte, wird anderer Ansicht sein, und die Hoffnung Locards für unmöglich erachten. Dr. P. Näcke.

2.

Einige somatische Folgen der elektrischen Hinrichtung. Man weiß, daß neuerdings in Amerika die Hinrichtung durch starke elektrische Ströme immer mehr in Aufnahme gekommen ist und Veranlassung zur Untersuchung über deren Wirkung gab, zum Teil auf Grund von Ex-

perimenten. Nun hat der ausgezeichnete junge Anatom E. A. Spitzka, der kürzlich in dieser Zeitschrift eine Arbeit über das Lynchen in Amerika veröffentlichte, soeben einen sehr interessanten Aufsatz über einige Veränderungen des Körpers nach elektrischer Hinrichtung geschrieben (The Medical Critic, August 1903). Er war bei der Hinrichtung eines Polen von mittlerer Länge, 35 Jahre alt, zugegen. Gleich nach konstatiertem Tode stieg die Körpertemperatur sehr hoch an und war am Beine, wo die Elektrode anlag, auf 119,4° (Fahrenheid) nach 20 Minuten; 10 Minuten nach dem Tode betrug sie auf der Haut 106°, im Rückenmarkskanal (nach Entnahme des Gehirns) 167°. Diese hohe Temperatur (auch bei Czolgosz beobachtet) entsteht dadurch, daß der Stoffwechsel die Gewebe durch regen Stoffwechsel noch nach eingetretenem Tode erhitzt, da ja nicht alle Gewebe gleichzeitig absterben, auch das Herz nicht gleich. Da die Blutzirkulation aufgehört hat, so wird die Hitze nicht schnell ausgestrahlt und erhält sich so längere Zeit. 5 Minuten nach dem Tode bewegte sich das anfangs unbewegliche Herz in dem eröffneten Herzbeutel unregelmäßig und oberflächlich, um in 1/2 Stunde tetanisch sich zusammenzuziehen. Daraus muß man aber nicht etwa entnehmen, daß Wiederbelebungsversuche Erfolg gehabt hätten. Der Tod trat sicher augenblicklich ein. Die Lungen (wie auch bei Czolgosz) waren blutleer, daher leicht. Das Gehirn wog 1395 g. Totenstarre trat nur 2 Stunden nach dem Tode ein. Das Blut zeigte sich chemisch ganz verändert und hätte allein schon ein Leben nicht zugelassen.

Dr. P. Näcke.

3.

Sind gerichtliche Sektionen unter allen Umständen nötig? In den Archives d'anthropologie criminelle usw. 1903, p. 604 wird zum Beweise dafür, daß auch dort, wo ein zugegebenes Verbrechen vorliegt, eine Sektion doch nicht überflüssig erscheint, folgender kurzer Fall mitgeteilt. Ein Arbeiter zankt sich mit seiner Frau, und würgt sie mit den Händen. Als er sie losließ, war sie tot. Der Täter bekennt sich weinenden Auges als Mörder. Die Sektion ergab aber, daß die Frau an Schreck gestorben war (sie und ihr Mann waren betrunken, als sie stritten) und daß der Fingerdruck zur Strangulation nicht stark genug war. Der Täter ward freigelassen. Zunächst ist zu obigem, meint Ref., zu bemerken, daß absolut kein Beweis vorliegt, daß hier die Frau an Schreck gestorben sei. War sie tief betrunken, so ist dies eo ipso auszuschließen; war sie es nur mäßig, so ist es mindestens mehr als zweifelhaft. Der zweite Satz, daß der Fingerabdruck zur Strangulation nicht zugereicht hätte, wäre auch noch zu beweisen, da letztere stattfinden kann ohne, oder mit nur sehr geringen Fingereindrücken. Doch dies nur nebenbei! Ich glaube, es gibt doch Fälle, wo die Sektion eventuell unterbleiben könnte. Zum Beispiel, wenn jemand vom Gerüste stürzt und tot liegen bleibt und der ganze Vorgang sicher bezeugt ist. Oder, wenn jemand mit aufgeschlitztem Bauche gefunden wird und sich jemand als Täter meldet, obgleich hier eventuell ein Melancholiker oder Hysteriker usw. sich fälschlicherweise selbst anschuldigen würde. So könnten noch andere Fälle angeführt werden. Im Prinzipe allerdings wird man an der obligaten Leichenöffnung festhalten. Auch Dittrich (Über Verletzungen und Tod durch Überfahren-

werden usw. dieses Archivs, Bd. XIII, S. 1 fg.) kennt gewisse Fälle, wo die Sektion nicht absolut indiziert ist, wenn er (S. 31) sagt: „. . weshalb denn auch in allen Fällen, in denen nicht schon durch die Erhebungen ein Selbstmord unzweifelhaft festgestellt ist, die gerichtliche Leichenobduktion eingeleitet werden soll.“ Ein dem obigen Beispiele ähnlicher, aber häufigerer Fall könnte dadurch entstehen, daß jemand eine nicht tödliche Stich- oder Hiebwunde am Halse erhielt, die Sektion aber zeigt, daß ein Aortenaneurysma oder ein Hirngefäß geplatzt ist, was die Todesursache ist. Hier wäre dann der Täter nur der indirekte Mörder, indem infolge durch die Halswunde erfolgten Schreck, die Schlagader oder ein Hirngefäß zum Platzen kam. Ob der Mord direkt oder indirekt geschah, die Strafe würde wohl gleich bleiben, wenn das Tatmotiv dasselbe war.

Dr. P. Näcke.

4.

Die Päderastie bei Tieren. In einem Nachtrag zu meinem Aufsatze über: „Das dritte Geschlecht“, hatte ich in Nr. 7 der „Politisch-anthropol. Revue“ 1903 u. a. gesagt: „In der Tierwelt scheint aber echte Homosexualität nicht zu existieren — wenigstens gibt es hierfür keine einwandfreien Fälle! — wohl aber Pseudo-Homosexualität, wenn die geschlechtliche Befriedigung auf normale Weise unmöglich ist. Die Inversion scheint demnach ein spezifisch menschliches Vorkommen zu sein, was einigermaßen gegen die Homosexualität als eine normale Variation sprechen würde. Immerhin glaube ich, daß dies kein erheblicher Einwand ist, da, sintemal der menschliche Geschlechtstrieb einen viel reicheren Inhalt hat, als der tierische, auch der Zustand der geschlechtlichen Indifferenz eine reichere Färbung an sich trägt und so eben leicht in das homosexuelle Fühlen spielen kann.“ Den Beleg hierfür findet man besonders in Féré: l'instinct sexuel etc. Paris, Alcan, 1899, worin gezeigt wird, daß Päderastie — und um solche kann es sich bei Tieren ja nur handeln — bei Pferden, Hunden usw., gewissen Vögeln und Insekten (Maikäfern, Bombyx) nur stattfindet, wenn anders geschlechtliche Tiere fehlen, oder wenn durch Alter (z. B. bei Hennen) oder parasitäre Kastration (letztere z. B. bei Krabben) das sexuelle Fühlen sich geändert hat. In den beiden Fällen handelt es sich nur um Pseudo-Homosexualität, nicht um echte. angeborene, in dem letzten, um eine erworbene, und dann anscheinend bestehen bleibende. Auch in einzelnen Arbeiten hat Féré das Thema näher behandelt und kommt immer wieder zu demselben Resultate. So viel ich mich erinnere, bestätigte mir Prof. Dexler in Prag, der genaue Kenner der Tierpsychologie, das Gesagte. Nicht uninteressant ist es, zu hören, daß schon die Alten um die Sache wußten, sie allerdings als echte Päderastie auffaßten, wie noch heute oberflächliche Leute à la Lombroso. So lese ich in einer Notiz des ausgezeichneten Aufsatzes von v. Römer: Über die androgynische Idee des Lebens im V. Jahrbuche für sexuelle Zwischenstufen usw. 1903, Bd. II, S. 867 folgendes (aus Horapollon usw.): „Wenn sie (sc. die Ägypter) Knabenliebe schreiben wollen, zeichnen sie zwei Rebhühner: denn wenn diese kein Weibchen haben, gebrauchen die Männchen einander“ und „Über die Taube schreibt Aristoteles de hist. animalium, lib. VI, c. III: Auch haben sie noch das Eigentümliche, daß auch die Weibchen einander

besteigen, wenn kein Männchen vorhanden ist ..." Die alten Ägypter brauchten für mannmännliche Liebe als Hieroglyph das Rebhuhn, für weibweibliche, die Taube (v. Römer). Ausdrücklich sei aber wiederholt hervorgehoben, daß es gänzlich verfehlt ist, die Päderastie, die meist nur gewohnheitsmäßig, wie bei den Griechen aber als Erwerb oder als Laster betrieben wird, als gleichbedeutend mit Homosexualität zu halten. Bei echter, angeborener Homosexualität dürfte solche nur in vielleicht 5 bis 8 Proz. aller Fälle stattfinden (Hirschfeld) also nur als Ausnahme, und zwar bei den mehr Depravierten, die daher auch von den übrigen, der überwiegenden Mehrheit also, verachtet werden. Wenn also die gewöhnlichen Praktiken der Homosexuellen: Kuß mit oder ohne gegenseitige Onanie, bei Tieren gleichen Geschlechts nicht vorkommen — oder sollte das gegenseitige sich Belecken als Äquivalent des Kusses auch bei gleichgeschlechtlichen, sexuell erregten Tieren beobachtet sein? — so kommt doch der Onanismus vor (siehe Féré). Interessant ist es endlich, daß die Nichtbefriedigung eines organischen Bedürfnisses bei den Tieren oft Wutausbrüche erzeugt (Féré). Das gibt uns vielleicht auch Aufschluß über den bekannten Zusammenhang von Wollust und Grausamkeit, die in leiseren oder stärkeren Anklängen sogar im normalen Geschlechtsverkehre so häufig anzutreffen ist. Hier etwa so weit zurückgehen zu wollen, wie manche Italiener es tun, den Koitus auf ein ursprüngliches Verzehren des anderen Teils zurückzuführen, den Geschlechtstrieb also als Hunger aufzufassen und so den Zusammenhang zwischen Wollust und Grausamkeit herzustellen, dürfte zu phantastisch sein. Der Mann ist der angreifende Teil, der Sieger, bei dem der Siegesrausch nur zu leicht in Grausamkeit dem besiegten Teile gegenüber übergeht. Am deutlichsten ist dies bei Notzuchtsdelikten, wo die bisher unbefriedigte Lust oft in eine Art von Wut bei Widerstand übergeht und selbst bei endlicher Befriedigung am Opfer sein Mütchen nicht selten in grausamer Weise kühlt. Merkwürdig ist nur, daß schließlich dem unterliegenden Teile ein gewisser Grad von Schmerz zur Erhöhung der Wollust gereicht, worin ursprünglich der Masochismus begründet liegt, im Partner andererseits der Sadismus. Physiologisch vielleicht liegt die Annahme nahe, daß durch den Sinnenrausch zunächst eine Unempfindlichkeit, eine Art momentaner leichter Bewußtseinstrübung eintritt, die durch einen hinzugefügten, nicht zu heftigen Schmerz überwunden wird, wobei dann die schmerzhaft affizierte Person ihrer Persönlichkeit sich wieder bewußt wird und so die ganze Wonne quasi verständig erst genießt.

Dr. P. Näcke.

5.

Ein Triumph der Daktyloskopie. Unter der Spitzmarke: „Un crime signé" bringen die „Archives d'anthropologie criminelle etc." 1903, p. 685 folgende interessante Notiz. Ein Diener bei einem Zahnarzt wird in der Wohnung seines Herrn erhängt aufgefunden und alles ringsum ausgeraubt. Eine zerbrochene Fensterscheibe trug einen leichten Daumenabdruck, den Bertillon photographierte, vergrößerte und unter einer Million von Abdrücken identifizierte. Man fand so den Täter und brachte ihn zum Geständnis. Der Berichterstatter fügt hinzu, daß künftig die Verbrecher wohl Handschuhe tragen werden, um solchen Identifikationen zu entgehen.

Dr. P. Näcke.

6.

Schreckliche Folgen eines Traumes. In den Archives d'anthropologie criminelle etc. 1903, p. 668 wird aus einem russischen Fachjournale folgender Fall gemeldet. Ein Armenier hat auf der Schwelle der Kirche seinen 7 monatlichen Sohn getötet, um ihn Gott darzubringen. Vor 2 Jahren, erzählte er, war er sehr krank gewesen; nichts wollte helfen. Da träumte er, daß ihn Johannes der Täufer zu Gott führte, der ihm sagte, er werde genesen, aber dafür müsse er seinen Sohn, wenn er das Alter von 7 Monaten erreicht habe, ihm opfern. Er versprach es, ebenso auch die Hälfte seines Vermögens den Armen zu geben, was er später auch tat. Er genas, seine Frau gebar einen Sohn und als dieser 7 Monate alt war, erinnerte ihn Gott im Traume an sein Versprechen. In der Kirche bat er Gott inbrünstig, ihn davon zu erlösen, erhielt jedoch eine Ablehnung. Daraufhin tötete er das Kind mit einem Messer und ward vom Volke als „heiliger Mann" verehrt. Diese Fälle, bei Gesunden — und von Geisteskrankheit bei dem Täter wird nichts berichtet — sind sehr selten, daher einzeln zu registrieren. Merkwürdig ist, daß Gott ihn wieder im Traum an sein Versprechen erinnert. Das spricht entschieden dafür, daß gewisse Erinnerungen aus einem Traume im Traume wieder auftauchen und so den gleichen Traum erzeugen können, immerhin seltene Fälle. Interessant ist auch, wie der Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb bewußt im Traum sich den Aberglauben dienstbar macht, durch Opfern des Kindes, das noch gar nicht da war. Dr. P. Näcke.

7.

Verbrechen und Musik. Unter diesem Titel berichtet Berta Katscher in der Illustrierten Zeitung vom 5. Nov. 1903 über ein Buch des Amerikaners Stratton, betitelt: Music and crime, das zum großen Teile aus Veröffentlichungen von Umfragen besteht. Der Verfasser ist überzeugt, daß die Musik die Verbrechen herabsetzen, ja sogar den Anarchismus beseitigen könne. Der Direktor des Gefängnisses in Charlestown bekundet, daß er noch nie eine Besserung eines Verbrechers durch Musik gesehen habe, doch habe er öfter nach Gesang einen nachhaltigeren Eindruck gesehen als nach der Predigt, indem die Leute sich munterer zeigten. Einige der schlimmsten Verbrecher seien tüchtige Musiker. Der Kaplan vom Süd-Bostoner Zuchthaus dagegen sah Wunder durch Musik und glaubt an Heilung des Anarchismus durch dieselbe. „Ich glaube", sagt er, „daß die Kenntnis richtiger musikalischer Intervalle und die Intonierung dieser Intervalle dem Geiste dazu verhelfen würde, den verloren gegangenen Sinn für Harmonie wiederzugewinnen. Das Singen korrekter musikalischer Intervalle versetzt den Geist in das richtige moralische Gleis ..." Ebenso widersprechend lauten die Meinungen anderer Gefängnisbeamten. Die Jugendlichen sind für die Musik empfänglicher als die Alten. Ich will hier nicht weiter die interessanten Ausführungen zitieren und habe das obige nur als Folie zu folgenden Betrachtungen mitgeteilt.

Zu den modernen und alten Schlagworten gehört der veredelnde Einfluß der Kunst jeden Genres. Nicht bloß Kunstgelehrte wiederholen dies

in allen Tonarten, sondern auch die Geistlichen und viele Laien. Frägt man aber nach den Beweisen, so steht es schlimm damit und jeder sucht sich, so gut er kann, herauszureden. Es kommt eben nur auf einen allgemeinen Eindruck hinaus und das besagt nichts. Zweifelsohne wirkt ein schönes Bild, eine Statue, eine großartige Landschaft usw. sehr auf ein empfängliches Gemüt, besonders die Phantasie. Aber das ist alles nur flüchtig, konkretiert sich nicht in besonderen Gedanken, Willensbestrebungen und niemand wird mir positiv beweisen können, daß durch einen Kunstgenuß das ethische Niveau einer bestimmten Person gestiegen sei, dadurch gute Handlungen ausgelöst oder böse unterlassen wurden. Wohl könnten durch öfteren und längeren Genuß bei bestimmten Personen bewußt oder unbewußt Assoziationen sich bilden, die in den ethischen Apparat mit eingreifen. Das sind aber nur Möglichkeiten! Bekannt ist auch, daß die Kunst große Schulung voraussetzt und nur sehr wenige einen bewußten Kunstgenuß erreichen, und ein unbewußter ist nur ein halber. Die Kunst ist als solche zunächst also mehr ein Luxusding für die oberen Zehntausend. Besser steht es mit den literarischen Werken, Büchern, dramatischen Aufführungen usw. Hier hat nicht nur Gemüt und Phantasie ihr Teil, sondern auch der Verstand. Man hört wirkliche Gedanken, die sich allmählich assimilieren lassen usw. Trotzdem wird kaum je ein Theaterbesucher oder Bücherleser von nur einem einzigen seiner Fehler befreit worden sein. Dasselbe behaupte ich im allgemeinen auch von Predigten. Ich achtete speziell sehr auf diesen Punkt und sah nie eine Besserung, auch nicht bei mir. Der beste Beweis aber für die Richtigkeit des obigen ist wohl der, daß die Künstler und Dichter eventuell durchaus nicht besser sind durch ihre Kunst, sondern nur, weil sie es ab ovo waren. Gerade z. B. unter den Musikern findet man oft niederträchtige Charaktere, und Leichtsinn aller Art ist bei Bildhauern, Malern, Bühnenkünstlern usw. an der Tagesordnung. Unsere Künstlergrößen sind oft recht kleine Menschen. Ich warte also, bis mich einer durch schlagende Beweise eines besseren belehrt. Dabei erwähne ich speziell, daß ich selbst ein glühender Kunstverehrer bin. Wenn ich nun trotzdem für die Hineintragung der Kunst in das Volk plädiere, so geschieht es nicht nur deshalb, weil zweifelsohne fast jeder die Kunst liebt und sie ihn erheitert, sondern weil dadurch die Leute bei Abendvorstellungen usw. von schlechter Gesellschaft und vom Alkohol abgehalten werden: Sie wirkt also mehr prophylaktisch. Besserung von Verbrechern durch Musik ist natürlich hellster Unsinn.

Daß Musik speziell im Gefängnis, in Schulen usw. ein sehr gutes Lehrfach usw. ist, will ich nicht leugnen. Der Geschmack wird gebildet und die Zeit besser als durch ödes Kartenspiel z. B. ausgenützt. Ebensowenig sind mir die „akuten“ Wirkungen der Musik unbekannt, wie das Aufwallen des Blutes im Kriege durch Musik — schon bei den Wilden sehr beliebt! —, das Erheben der Seele durch Kirchenmusik u. s. f. Das sind aber, um mich so auszudrücken, alles nur kurzdauernde „Berauschungszustände“, die nicht anhalten und zur Beseitigung auch nur eines Fehlers sicher untauglich sind. Ich weiß wohl, daß ich mit obigem in ein Wespennest von sich um die Kunst auftürmenden Phrasen steche. Das hält mich

aber nicht ab, meine selbständige Meinung zu äußern und ruhig warte ich auf gegenteilige, aber naturwissenschaftlich-exakte Beweise! Der psychologische Einfluß der Musik auf die Menschen ist noch sehr wenig studiert und anscheinend sehr verschieden. Psychologische Experimente sind wohl noch kaum gemacht worden und dürften fast unüberwindbaren Schwierigkeiten begegnen. Dr. P. Näcke.

8.

Nochmals: Schlechter Schlaf des Zeugen. Schneickert bemängelt in Bd. 13, p. 195, Note, daß ich auf den eventuellen schlechten Schlaf des Zeugen einen besonderen Wert legte, weil die Erforschung der Stimmung am Tage der Wahrnehmung — die ja weit zurückliegen kann — durch Befragen des Zeugen, ob er damals in der vorausgegangenen Nacht gut oder schlecht geschlafen habe, leicht eine neue Fehlerquelle abgeben könne. Das ist richtig, weil die Erinnerung leicht täuschen kann, doch habe ich in meiner damaligen kleinen Mitteilung (XII, S. 269) noch mehr gesagt, nämlich: Der Richter wird also unter anderem fragen müssen, wie der Zeuge geschlafen hat, bevor er die Tat usw. mit ansah, aber auch wie am Tage vor Auftreten als Zeuge. Auf diesen 2. Satz möchte ich jetzt den Hauptnachdruck legen. Wir brauchen absolut nicht nach der Stimmung zu fragen, in dem sich Zeuge am Vernehmungstage befindet, da wir leicht ihn zu Lüge oder Übertreiben bewegen würden. Dagegen auf die Frage nach dem Schlaf dürfte er cet. par. viel leichter und wahrheitsgetreuer antworten, besonders wenn auf diese Frage vom Richter kein großes Gewicht gelegt, also nur so nebenbei gefragt würde. Die Stimmung, in die der Zeuge durch schlechten Schlaf, besonders andauernden, geraten kann, muß der Richter selbst bemerken, nach eigenem oder fremdem Urteile. Er wird dann gerechterweise diesen Faktor bezw. der Glaubwürdigkeit mit ansetzen müssen. Dr. P. Näcke.

9.

Selbstmord, Syphilis und Paralyse. Dr. Marie teilt in einer Note (Revue de Psychiatrie, 1903, Nr. 11 zunächst mit, daß der berühmteste lebende Syphilidologe, Fournier in Paris, das Verhältnis von Selbstmord zu Syphilis so festsetzt: 1. Fälle von Selbstmord nach einer syphilitischen Psychose; 2. Akt aus Verzweiflung über eine schwere syphilitische Erscheinung; 3. Fälle nach erster Kundgabe der Syphilis (cas relatifs à la notification première de la syphilis) und 4. Fälle von Selbstmord wegen der sozialen Folgen bez. der Ehe. Immerhin sind Selbstmorde nach Syphilis doch sehr selten. Fournier hat selbst deren nur 18 gesehen. Dr. Marie findet nun, daß bei der Dementia paralytica Selbstmord oder Versuche dazu gar nicht selten sind, besonders im Beginne und das aus verschiedenen Ursachen, dagegen selten bei deklarierter Krankheit. Ref. kann dies bei seiner großen Erfahrung nur bestätigen. Da in die Anstalt meist schon sehr deutliche Paralytiker kommen, ist es natürlich, daß Selbstmord hier fast nie vorkommt. Die Versuche dazu oder ausgeführte Taten geschehen eben draußen, im Beginne, und zwar gar nicht so selten — wie auch Marie sagt —, wenn die Männer aus verschiedenen Anzeichen das

Herannahen der schrecklichen Krankheit fühlen und ihr zuvorkommen wollen. So geschah dies z. B. vor einigen Jahren bei einem ausgezeichneten deutschen Professor der Hygiene. In der Anstalt selbst sah Ref. wiederholt meist recht kindisch inszenierte Selbstmordversuche, deren Motivierung oft schwer zu eruieren ist, auch Selbstverstümmelungen, dagegen nur einmal einen wirklichen Selbstmord bei einem Paralytiker im letzten Stadium. Dr. P. Näcke.

10.

Zur Psychologie des Selbstmords. Dr. Lohsing schickte mir folgenden Zeitungsabschnitt aus dem Prager Tageblatt vom 25. Aug. 1903, dessen Inhalt ich zwar schon früher anderswo gelesen, aber nicht weiter verfolgt hatte. Mit Recht glaubt Lohsing, darin einen interessanten Beitrag zur Selbstmord-Psychologie zu sehen.

„Ein Gefährt von einem Bahnzuge erfaßt. Aus Reichenberg wird uns geschrieben: Auf der Bahnstrecke Zittau-Löbau ereignete sich am 20. d. M. abends ein schwerer Unglücksfall. Der Lohnfuhrmann August Priebsch aus Eibau fuhr gegen 8 Uhr abends mit seinem Gespann bei Ruppersdorf die steile Straße herab und durchbrach den geschlossenen Bahnschranken. In demselben Augenblicke kam ein Personenzug herangebraust, das Geschirr wurde vom Zuge erfaßt und vollständig demoliert. Ein Pferd war auf der Stelle tot, das andere wurde schwer verletzt. Der Besitzer Priebsch blieb unverletzt, erhängte sich aber kurz nachher in der Nähe der Unfallstelle."

Was war wohl hier das Motiv zu dieser Handlung? Zunächst könnnte man an 2 Gründe denken: 1. Furcht vor eventueller Strafe, da er die Straßenpolizeiordnung nicht beachtet hatte und 2. Gram über den Verlust des Wagens und der 2 Pferde. Noch aber liegt vielleicht ein 3. Motiv näher, nämlich: plötzlich furchtbarer Schreck und Ausführung der Tat in halbverwirrtem, also unzurechnungsfähigem Zustande. Freilich zeigt sich bei den meisten durch Schreck eine Art von physischer und somatischer Lähmung, die bei andern aber entweder nicht vorhanden ist oder nur sehr kurz dauert und in einen erregten, halb deliranten Zustand übergehen kann. Für diese dritte Möglichkeit würde mich namentlich der Umstand bestimmen, daß der Selbstmord ganz in der Nähe der Unfallstelle geschah, während in den beiden andern Möglichkeiten dies schwerlich dort erfolgt wäre. Andere Motive als die genannten können kaum vorliegen. Welcher der eigentliche aber war, wird wohl stets dunkel bleiben. Wichtig endlich wäre es, zu wissen, ob der Mann betrunken oder geistig minderwertig war. In beiden Fällen hätte nämlich dann eines der obigen Motive um so eher einwirken können. Dr. P. Näcke.

11.

Die Gefahren gewisser Hinrichtungsarten. In den Dresdner Nachrichten vom 25. Nov. 1903 liest man folgendes:

Einen unerwarteten Verlauf nahm die Hinrichtung von 4 Personen in Omuling (Manila), die wegen Mordes zum Tode verurteilt waren. Sie wurden vom Henker mit dem Halseisen erdrosselt und die Körper dann in die Kirche gebracht, damit sie die Verwandten dort zur Beerdigung abholten.

Gegen Sonnenuntergang betraten einige Polizeibeamte die Kirche und fanden zu ihrem Entsetzen, daß drei von den vier vermeintlich Hingerichteten noch am Leben waren. Einer von diesen erlag später den nachträglichen Wirkungen des Halseisens, während die beiden anderen sich erholten und ihren Familien übergeben wurden.

Sollte diese Nachricht wahr sein, so zeigt sie uns deutlich die Gefahren der Erdrosselung, die hier jedenfalls nicht lege artis geschah. Man ist daher mit Recht von dieser ganzen scheußlichen Prozedur in gesitteten Ländern abgekommen und hat dafür die Guillotine oder das Henken mit dem Strange gesetzt. Letzteres wurde in diesem Archive (Bd. 10, S. 230) eingehend von Haberda studiert und als bestes Hinrichtungsmittel empfohlen. Ich und viele andere sehen dagegen als solches die Guillotine an, bei der ein Versagen fast unmöglich erscheint, ebenso unnütze Quälerei. Ihr ist aber, wie ich früher schon erwähnte, in der elektrischen Hinrichtung in Amerika ein gefährlicher Konkurrent entstanden. Die ersten Versuche fielen schlecht genug aus. Das Verfahren hat sich aber schnell so sehr vervollkommnet, daß die letzten so ausgeführten Hinrichtungen (3 Brüder) tadellos von statten gingen und es den Anschein hat, als sollte diese Art von Hinrichtungen dort ausschließlich stattfinden. Freilich gehört dazu ein sehr großer Apparat und geschulte Ärzte als Exekutoren, die nicht überall zu haben sind. Es fanden solche Hinrichtungen im Staate Newyork allein bis jetzt 78 statt, bis zum 1. Oktober 1903, und immer neue Verbesserungen werden dort angebracht. Dr. P. Näcke.

12.

Näcke contra Siefert. Herr Siefert hat im 14. Band dieses Archivs, S. 34 ff., meine Mitteilung über den Fall Behnert (Bd. 12, S. 259) bezüglich Goldschmidts kritisiert. Einige Gegenbemerkungen seien mir hier erlaubt. Ich soll also zunächst den G. in foro für zurechnungsfähig erklärt haben. Davon erwähnt Herr Siefert in seiner ersten Mitteilung (11. Bd., S. 209) nichts, beruft sich jetzt aber hierbezüglich leider nur auf einen Zeitungsbericht, während ich in anderen Zeitungen diesen inkriminierten Passus nicht finde. Sollte ich dies aber ja gesagt haben — besinnen darauf kann ich mich zurzeit nicht — so könnte dies nur so verstanden werden, daß die Dialektik des G. eine gut erhaltene Intelligenz und damit Zurechnungsfähigkeit allerdings vortäuschen könne. Daß nur dies der Sinn sein konnte, geht klar daraus hervor, daß ich nachher, an der Hand der mitgebrachten Krankengeschichte, aus der ich sogar Sätze vorlas, dies eben zu beweisen suchte, und zuletzt nochmals und nachdrücklichst mein Verdikt dahin abgab, daß G. vermindert zurechnungsfähig, wenn aber nur zwischen zurechnungs- und unzurechnungsfähig entschieden werden sollte, dann unzurechnungsfähig sei. Der Nachdruck lag also auf dem: vermindert zurechnungsfähig. Herr Siefert hat dann auch diesen Satz richtig so wiedergegeben, wohl bewußt, daß dies meine einzige und definitive Meinung sein könnte. Ich sehe dann von Unklarheit nichts darin, und auch Prof. Binswanger, mit dem ich während der Verhandlung sprach, hatte die Sache nicht anders aufgefaßt. Daß letzterer bei der Dialektik des Angeschuldigten nicht sofort sich ein Urteil bilden konnte, sondern ihn längere Zeit eventuell beobachten wollte, ist nur natür-

lich. Man sieht also, wie sehr unter Umständen ein Stenogramm, wenigstens bei den Schwurgerichtsverhandlungen nötig ist, wo es auf ein bestimmtes Wort usw. ankommt, da bloße Zeitungsberichte hierbezüglich nicht maßgebend sind. Ich kann mich weiter nicht entsinnen, ob ich von „großem“ Schwachsinn des G. (S. 36) gesprochen habe. Sollte dieser Ausdruck gefallen sein, so ist er mir entfahren, da schon nach der Krankengeschichte höchstens von einem solchen mittleren Grades die Rede sein konnte.

Nun hat auch Dr. Berger nach 6 wöchentlicher Beobachtung den G., wie ich, für vermindert zurechnungsfähig erklärt, freilich, wie Siefert sagt, aus anderer Begründung. Ich und andere sahen in G. einen intellektuell und moralisch Schwachsinnigen, auch so Dr. Ganser in Dresden, trotz seiner großen Dialektik, die er damals genau so an den Tag legte, wie in Weimar. Nun behauptet Dr. Berger nach so kurzer Beobachtungsfrist, G.'s intellektueller Schwachsinn habe sich soweit gebessert, was gar nicht so selten in späterer Pubertätszeit eintrete, daß er hierbezüglich zurechnungsfähig sei, vermindert zurechnungsfähig dagegen durch die zurückgebliebene ethische Entwicklung. Dr. Ganser in Dresden, dem das Jenaer Gutachten zugeschickt worden war, hielt die ethische Sphäre aber für so sehr im Rückstande, daß er nur auf Unzurechnungsfähigkeit des G. sein Verdikt abgab. Trotzdem ich aber auch bezüglich der Imbezillen eine große Erfahrung habe und sie viele Jahre lang verfolgen konnte, sah ich doch bisher nie eine irgendwie erhebliche Besserung des Intellekts bei Schwachsinnigen von Geburt an, womit ich freilich nicht sagen will, daß solche Fälle absolut nicht vorkommen. Jedenfalls sind sie sehr selten. A priori ist das auch einleuchtend. Wo durch einen organischen Prozeß Zellen und Nervenfasern zerstört oder in der Anlage anormal gebildet sind, da ist wohl in der Regel Hopfen und Malz verloren. Ob etwa durch Entwicklung noch vorhandener normaler Keime das Manko, wenn es irgend deutlich ist, sich wirklich kompensieren läßt, erscheint mir mehr als fraglich. Wohl gibt es Fälle, sog. „Pseudo-Idiotie“ — nicht aber des Schwachsinns, soviel ich sah! — die wieder ganz oder fast normal werden, wie ich selbst einen solchen Fall kenne. Hier kann es sich dann aber sicher nicht um organische Zerstörungen gehandelt haben, sondern nur um funktionelle Hemmungen oder andere Schädlichkeiten, die durch die Pubertät, bessere Ernährung usw. behoben wurden. Ähnliches erleben wir ja auch auf der Schule. Hier gibt es Jungen, die als „dumm“ gelten, oft bis zur obersten Klasse. Da „reißt plötzlich der Knoten“ und die Dummheit schwindet, also der umgekehrte Fall, wie bei der sog. Dementia praecox. Wohl kann das Wissen, die Lebenserfahrung, bei einem angeboren Schwachsinnigen größer werden, besonders bei adäquater Erziehung und so der Intellekt scheinbar sich heben. Bei genauerem Zusehen wird man aber wohl meist noch die Teufelskralle in Gestalt der ungenügenden Urteilskraft, des geringen Abstraktionsvermögens, der großen Suggestibilität usw. finden, ganz besonders aber in dem „sozialen“ Schwachsinn, d. h. der geringen Adaptibilität an das Milieu, was man freilich in der Anstalt nicht ohne weiteres erkennen kann. Einfachen Verhältnissen können solche Imbezille wohl genügen; sobald aber Zwischenfälle eintreten oder größere Lebensaufgaben an sie herantreten, versagen sie und gewiß auch die

meisten der sog. „gebesserten“ Imbezillen. Wenn Ziehen sagt, daß alle oder fast alle Schwachsinnigen durch Erziehung usw. besserungsfähig werden, so hat er damit wohl nur den äußeren, kaum den inneren Menschen gemeint. Ich halte also den G. nach wie vor wahrscheinlich für intellektuell schwachsinnig, obgleich ich das Jenaer Gutachten nicht gelesen habe, und zwar meiner Erfahrung nach, mag hierbei wirklich eine gewisse Besserung eingetreten sein. Hier ist demnach wieder ein Beispiel, wo die Gutachten dreier Sachverständigen auseinandergehen, was gerade bei leichten intellektuellen und moralischen Defekten nicht selten geschieht und stets noch geschehen wird, so lange nicht eine strikte Definition von Intellekt und Moral in ihren einzelnen Komponenten, sowie namentlich dafür ein Maß gefunden worden ist. Darüber haben sich Juristen und Laien aber nicht zu wundern; geschieht ja doch alltäglich die Aufhebung eines richterlichen Urteils durch die Oberbehörde, weil eben auch bei den Juristen vieles noch sub lite ist. Angeborene moralische Defekte können wahrscheinlich ebenso wenig vergehen, wie intellektuelle, wenn sie irgendwie deutlicher sind. Doch können sie relativ harmlos werden, wenn nämlich die zum Bösen zielenden Triebe allmählich sich abstumpfen, was öfters geschieht und ich auch wiederholt sah. Dr. Berger sagt endlich nach Herrn Siefert: „daß zur Begriffsbestimmung des moralischen Schwachsinns der Nachweis einer allgemeinen hochgradigen intellektuellen Schwäche unbedingt erforderlich sei.“ Dies ist direkt falsch, da gerade von allen, die noch den veralteten Ausdruck: moral insanity beibehalten, speziell betont wird, daß der Intellekt ganz oder fast ganz unverletzt sei. Einen solchen Fall kenne ich aber nicht einmal aus der Literatur, geschweige denn aus der Praxis.

Da mich der spezielle Punkt der Wiederaufhellung des Intellekts bei Imbezillen interessierte, frug ich darüber bei Prof. Flechsig in Leipzig an. In seiner Antwort vom 5. Dezember 1903 schreibt er folgendes: „. . . so glaube ich allerdings, daß sich intellektuelle Imbezillität im Laufe des Lebens so erheblich bessern kann, daß an Stelle der verminderten Zurechnungsfähigkeit . . . Zurechnungsfähigkeit tritt. Nur möchte ich das Hauptgewicht hier nicht auf den reinen Intellekt legen, der ja allerdings allmählich sich bessern kann (durch gehäufte Erfahrung), sondern auf die Beseitigung gewisser der Gefühlssphäre angehörigen Nebenerscheinungen, wie Stimmungschwankungen u. dergl. m. Wenn der intellektuell Schwache „gesetzter“ wird, kann wohl eine wenigstens scheinbar erhebliche Besserung der intellektuellen Leistungen eintreten. Ich kenne solche Fälle, wo erst Anfang der 30er Jahre die Flegeljahre zu Ende gingen . . .“ Man sieht also, wie vorsichtig Flechsig sich ausspricht und wie er jedenfalls nicht oft Fälle von Besserung sah, die er außerdem mehr nach der gemütlichen Seite hin verlegt. Die zuletzt von ihm angeführten Fälle decken sich wohl mit den von mir erwähnten, „wo der Knoten riß“. Es sind dies gewiß mehr „physiologisch“ Schwachsinnige, d. h. Dumme, als wirklich Imbezille.

Besprechungen.

a) Bücherbesprechungen von Med.-Rat Dr. P. Näcke.

1.

Weigandt, Der heutige Stand der Lehre vom Kretinismus. Marhold, Halle 1904, 74 Seiten.

Verf., einer der gründlichsten Kenner des Kretinismus, schildert ausgezeichnet, durch Beispiele und Bilder unterstützt, die Kretins, die im allgemeinen immer mehr an Zahl zurückgehen und deren Krankheitserreger — bisher noch nicht gefunden — sicher ein organisiertes Wesen ist, — wahrscheinlich im Trinkwasser — das auf die Schilddrüse einwirkt und so die 3 Hauptsymptome: Zwergwuchs, myxödematöse Hauterkrankung und Schwachsinn bewirkt. Die Symptome, pathologische Anatomie, Ätiologie und Therapie (Schilddrüsenpräparate), besonders auch die Differentialdiagnose, werden genau erledigt, wobei überall die große Erfahrung des Verf. hervorleuchtet. Der Kretinismus allerdings ist mehr für den Kliniker und Psychiater, als für den Richter interessant, da wegen der Apathie der Kranken so gut wie nie Verbrechen entstehen, höchstens Bettel oder Diebstahl, selten sexuelle Delikte (wegen gehemmter Genitalentwicklung). Dagegen kann eine Kretine leicht genotzüchtigt werden. Die Zurechnungsfähigkeit schwankt von Fall zu Fall. Meist ist Entmündigung wegen Geistesschwäche angezeigt.

2.

Pfister, Die Anwendung von Beruhigungsmitteln bei Geisteskranken. Marhold, Halle 1903. 39 Seiten. M. 1.20.

Da die Psychosen im sozialen Leben und leider auch in foro eine so große Rolle spielen, muß der Laie wenigstens über deren Behandlung einen ordentlichen Begriff erlangen. Dies kann nicht besser als durch Lesen der obigen, klargeschriebenen, kurzen Monographie geschehen. Hier handelt es sich namentlich um die Therapie der verschiedenen Erregungszustände akuter, chronischer oder interkurrenter Art, in oder außerhalb der Irrenanstalt. Nach Berühren der kausalen — leider selten zu erfüllenden — Therapie wird die Körperpflege und Beköstigung beschrieben und zwar sehr genau, weil ungemein wichtig und in der Technik nicht so einfach: die künstliche Ernährung der nahrungsscheuen Kranken, sei es mit der Sonde, dem Klystier oder subkutan. Näher wird sodann auf das immer wichtiger werdende Dauerbad hingewiesen und von der Arzneibehandlung besonders

als Beruhigungsmittel das Scopolamin (Hyoscin) und als Schlafmittel das Paraldehyd am meisten empfohlen. Winke über psychische Behandlung beschließen endlich das Ganze. Aber nicht nur zur äußerlichen Information dient die Schrift, sondern jeder Arzt kann genaue Anweisungen hier finden und sogar der Irrenarzt manches davon profitieren. Freilich wird man in einzelnen Punkten vom Verf. wohl abweichen, wie Ref. z. B., doch das ist natürlich, da das Krankenmaterial und die Erfahrung eines Jeden eben doch verschieden sind und zudem Subjektivität, Suggestion, Mode und Gewohnheit mitspielen.

3.

Hoche, Die Grenzen der geistigen Gesundheit. Marhold, Halle 1903. 22 Seiten. 0,80 M.

In dieser klargeschriebenen Antrittsvorlesung spricht Verf. über obiges heikle Thema. Er weist auf den allmählichen Übergang vom Normalen zum Pathologischen, der sich nicht in strenge Gesetzesparagraphen einzwängen läßt. Das körperliche Normalmaß jedoch läßt sich aus Durchschnittsreihen wohl geben, nicht aber — bis auf weiteres wenigstens und wahrscheinlich überhaupt nicht (? Ref.) — die „geistige“ Normalität. „Geistig normal“ kann man also nicht für „durchschnittlich“ sagen (bis zu einem gewissen Grade aber doch! Ref.). So ist z. B. das „Genie“ abweichend vom Durchschnitt, aber doch nicht abnorm, noch weniger verwandt mit dem Wahnsinn, obgleich oft auf entartetem Boden entstehend. Durch Vergleichung bestimmter Eigenschaften bei vielen gewinnt man allerdings einen gewissen Maßstab für „quantitative Mängel grober Art“. In besonderen Fällen sieht man z. B. im Beginn der Paralyse das sichere Einsetzen von Charakterveränderungen und hier also ist die Grenze gegeben. Nicht zu vergessen ist, daß die geistige Erkrankung absolut keine neuen psychotischen Symptome zeitigt. Alles kommt einzeln auch bei Gesunden vor und nur die Kombination, namentlich die Unkorrigierbarkeit, das Fehlen von Krankheitseinsicht, stempelt den Zustand als krankhaft. Auch das objektiv unmotivierte Entstehen psychischer Erscheinungen ist krankhaft. Die Fälle sog. moral insanity (der Name wird leider beibehalten!), die kaum als isolierter sittlicher Schwachsinn vorkommen, sind krankhafte Zustände und gehören nur in die Irrenanstalt (immer? Ref.). Abnorm sind auch die psychischen Zwangszustände. Für den Psychiater enthält der Vortrag natürlich nichts Neues und einiges wäre vielleicht zu bemängeln, so z. B. daß die sogen. „geheilten Fälle“ von Psychosen, die sehr oft auch an den Grenzen geistiger Gesundheit sich bewegen, nicht erwähnt sind.

4.

Möbius, Goethe und die Geschlechter. Marhold, Halle 1903, 30 Seiten, 1 M.

Diese Arbeit ist höchst interessant und anregend und besonders für den Literaturfreund von Belang, da sie ihm viele Aufklärung über Goethes Dichtergestalten gibt. Man sieht allerwärts, wie sehr Verf. Goethe überall hin gefolgt ist. Er zeigt zunächst, mit wieviel Weibern aller Art Goethe

bekannt wurde, meist aber guten. Er fühlte sich auch hingezogen. Trotzdem ist in seinen Werken der Mann der Hauptgegenstand und fast überall steckt in ihm ein Stück des Dichters selber. Bei den Frauengestalten arbeitete er nach Modellen oder Phantasie und sie kommen meist gut weg. Im 2. Teile der Schrift werden eine ganze Reihe von Stellen, namentlich aus den Briefen mitgeteilt, in denen Goethe sich über die Frauen ziemlich schlecht ausspricht. Eine mittlere Meinung war bei ihm jedenfalls vorherrschend. Endlich sucht Verf. den bekannten Ausspruch Goethes: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", anders zu deuten, und zwar so, daß Goethe sich eine allgemeine Idee als Weibesgestalt vorgestellt hätte. Merkwürdig ist Goethes Ausspruch über Männerliebe (Gespräch mit v. Müller, 1830): danach sei rein ästhetisch der Mann immerhin schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau und ein solches Gefühl schwenke dann leicht ins Tierische hinüber; die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit und man könne sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei. Einige Fragezeichen muß man natürlich auch bei dieser Möbius-Schrift machen. Nur eins sei erwähnt. M. spricht hier, wie auch in seinem Buche: Das Pathologische bei Göthe, davon, daß Goethe alle 7 Jahre in einen Erregungszustand geriet, der ihn zu erhöhtem Dichtungs- und Liebesdrang zwang. Dies scheint Ref. noch lange nicht sicher genug nachgewiesen! Ja Ref. möchte Goethe immer noch für einen der normalsten, harmonischst gebildeten Menschen halten, die es je gegeben hat, trotz zeitweiliger krankhafter, einzelner Symptome, die wohl bei keinem der Normalen fehlen dürften.

5.

Laquer: Über schwachsinnige Schulkinder. Marhold, Halle 1902. 94 Seiten. 1,50 Mk.

Verfasser verlangt, daß in den beiden ersten Schuljahren die Schwachsinnigen von der Normalschule ausgesondert und nach Prüfung durch eine Kommission und mit Erlaubnis der Eltern einer sechsklassigen Hilfsschule eingereiht werden. Für die Entlassenen ist weiter Fürsorge durch Vereine usw. zu treffen, da sie leicht zu Trunk, Verführung, sexuellen Exzessen usw. neigen und so bald ins Gefängnis oder in eine Irrenanstalt geraten. Ausbildung zu einem einfachen, praktischen Beruf ist sehr nötig, doch erwarte man nicht zu viel davon, da Schwachsinnige nur zu leicht Stelle und Erwerbsart wechseln. Verfasser gibt den Frankfurter Beobachtungsbogen für schwachsinnige Schulkinder, wonach genaue somatische und psychische Beobachtungen vom Lehrer resp. Arzte einzutragen sind, die zunächst die Basis zur Beurteilung abgeben, ob der Betreffende in eine Hilfsschule versetzt werden soll oder nicht und endlich genau die Fortschritte desselben in der Hilfsschule, die nie des ärztlichen Beirates entbehren sollte, registriert. Später sollte dieser Beobachtungsbogen der Aushebungskommission vorgelegt werden. Den Entartungszeichen wird bei der Untersuchung die gebührende Stellung angewiesen und der hohe Prozentsatz unehelich geborener Schwachsinniger hervorgehoben. Im allgemeinen sind es mehr Knaben als Mädchen. In der hereditären Belastung spielen besonders Tuberkulose, Alkoholismus, Lues, Nerven-, Geisteskrankheiten, Kriminalität und Selbst-

mord eine Rolle. Es wird noch weiter auf Untersuchungsergebnisse hingewiesen und so bildet die Arbeit einen schätzbaren Beitrag zur Schwachsinnigenfrage.

6.

Weber, Die Beziehungen zwischen körperlichen Erkrankungen und Geistesstörungen. Marhold, Halle 1902. 54 Seiten. 1,50 Mk.

Verfasser behandelt in klarer Weise sein Thema und zeigt, wie körperliche Leiden selten allein imstande sind, Psychosen zu erzeugen. Meist sind dazu noch andere Ursachen nötig, namentlich erbliche Belastung usw. Im besonderen werden dann die traumatischen Einwirkungen, Intoxikationen, akute und chronische konstitutionelle Erkrankungen in ihren Beziehungen zu Geisteskrankheiten untersucht und zwar ziemlich eingehend und öfters mit Beispielen belegt. Zuletzt kommen die Erkrankungen einzelner Körperorgane an die Reihe. Verfasser drückt sich meist sehr vorsichtig aus. Immerhin wäre verschiedenes einzuwenden, z. B. folgendes. Wenn Verfasser behauptet, daß die pathologische Anatomie der progressiven Paralyse „bis in die feinsten mikroskopischen Details wohl bekannt“ sei, so ist dies nicht ganz richtig, da die Befunde sehr verschieden und manche, wie z. B. die neuen Nissls, noch gar nicht näher geprüft sind. Ref. behauptet weiter, daß es Alkoholparalysen gibt, die der gewöhnlichen Paralyse wie ein Ei dem andern gleichen, wie er auch durch interkurrent einsetzende Infektionskrankheiten usw. nur selten eine kurze wesentliche Veränderung des psychischen Bildes sah, nie je eine Heilung. Bezüglich der Paralyse ist Näcke und nicht Raecke derjenige, der wiederholt und mit Nachdruck betonte, daß die Paralyse meist ein ab ovo invalides Gehirn trifft und daß Lues allein wohl nie eine Paralyse erzeugt, sondern nur als weiteres schwächendes Moment oder als Gelegenheitsursache dient. Das zu erwähnen, hat Verfasser ganz vergessen! Auch hat Alt wohl nicht zuerst den Zusammenhang von Magenstörungen und Psychosen behauptet. So könnte noch manches andere angeführt werden, was aber dem Ganzen als wertvolle Arbeit keinen Abbruch tut.

7.

43. Annual Report of the Medical Superintendent of the Matteawan State Hospital, for the year ending Sept. 30, 1902.

Matteawan State Hospital ist die Nachfolgerin des berühmten Asyls von Auburn (gegründet 1855), für irre Verbrecher bestimmt. Eine Menge photographischer Abbildungen des Äußeren dieses großartigen Instituts, sowie des Innern, ferner viele Tabellen sind beigegeben. Einige Notizen aus diesem 43. Jahresberichte werden gewiß den Leser interessieren. Seit einigen Jahren war das Hospital überfüllt, seitdem jedoch Dannemora eröffnet ist, wurden viele Kranke dahin überführt. Im Durchschnitt betrug die Belegung ca. 600 Personen. Am 30. September 1902 waren darin 596 (524 männl., 72 weibl.). 97 schieden im Laufe des Jahres aus, davon 15 geheilt, 49 gebessert, 17 gestorben. Da es sich meist um chronische

Fälle handelt, ist der Prozentsatz der Heilungen stets gering gewesen, in diesem Jahr 2,5 Proz. des Tagesbestandes. Die Hälfte fast der Gebesserten kamen in andere Irrenanstalten. Die Zahl der in Untersuchungshaft Aufgenommenen ist größer, die der im Gefängnisse Erkrankten geringer geworden. Die Sterblichkeit war sehr gering (2,83 Proz. des Tagesbestandes); etwa die Hälfte starb an (eingeschleppter) Schwindsucht. Die Arbeiten sind sehr mannigfaltig, die gesamten Kleider werden in der Anstalt hergestellt; auch besteht eine Bäckerei dort. Die Kosten betragen pro Jahr und Person 178,274 Dollars = ca. 713 Mk., was für amerikanische Verhältnisse und bei der ausgezeichneten Ernährung sicher nicht zu viel ist. Es fanden Vergnügungen, Sports usw. statt und sehr viele Zeitungsredaktionen stellten Exemplare ihrer Zeitungen gratis zur Verfügung (sollte auch bei uns so sein!). Es existiert großer Grund und Boden zur Bearbeitung. Seit 1875 bis 1902 sind 2225 Personen aufgenommen worden; von den Fremden darunter waren es besonders Irländer, Deutsche, Böhmen und Italiener.

8.

Gustav Naumann: 1. Antimoralisches Bilderbuch. Ein Beitrag zu einer vergleichenden Moralgeschichte. Haessel, Leipzig 1898. 377 Seiten. 5 Mk. 2. Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiologischen Ästhetik. Derselbe Verlag, 1899. 193 Seiten. 5 Mk.

Die des Lobes vollen Kritiken über diese Bücher hatten den Referenten veranlaßt, sich dieselben kommen zu lassen und er bereut es nicht. Jeder, der sich mit Moralfragen beschäftigt, sollte sie mit an erster Stelle lesen, wenngleich der Theolog und Dogmatiker sie mit Abscheu von sich weisen werden, da sie überall das Vergängliche und Unzulängliche der Moral lehren. Daher nennt sich das 1. Buch mit Recht: „antimoralisch“, freilich trotzdem hochmoralisch! Das Ganze ist geistsprühend, gedankentief, mit großer Kenntnis der Geschichte, der Naturwissenschaften, der Ethnologie, Sprachkunde, Etymologie usw. geschrieben und schon deshalb sehr wertvoll. Der Stil erinnert vielfach an Nietzsche, dessen Schüler Verfasser auch ist, obgleich er seinem Lehrer durchaus nicht überall folgt. Die Hauptkapitel des ersten Buches sind: Sittlichkeit und Sitte (Genesis der Moral — Moral oder Moralen? — Moral und Weib); Sittlichkeit und Glaube (Heilige Moralia — Christus und Christ — der Antichrist) und endlich Sittlichkeit und Satzung (Vom Rechten — Vom Richter — Vae victis). Durchaus nicht überall stimmt Ref. dem Verfasser bei, aber doch in vielem. Verfasser zeigt, daß es, wie keine angeborenen Ideen, so auch keine angeborene Moral, kein angeborenes Gewissen, keinen freien Willen gibt. Die Hauptwurzel der Moral ist die Nützlichkeit — und nicht am wenigsten in der Geschlechtsmoral. Die Nützlichkeit aber erzeugte erst die Sitte und dann die Sittlichkeit. Darauf beruht schließlich auch das Recht. Es gibt überall verschiedene Moralen zu verschiedenen Zeiten, auch bei einem und demselben Volke, und wird es stets geben. Recht ist im Grunde nur Machtfrage, ebenso die Gesetze. Schonungslos zeigt Verfasser, wie wenig Moral auch heute noch im konkreten Leben des Einzelnen da ist, noch mehr aber in der Politik. Er will aber

nichts von Entwicklungsethik wissen (Ref. neigt ihr sehr zu), sondern ruft dem Individium (mit Nietzsche) nur zu: „..magst du dir erlauben, was du dir erlauben kannst (nicht darfst), dir verbieten, was du dir verbieten willst (nicht sollst), aber nur, ...wo und wenn du die Folgen tragen willst. Sonst gehorche..“ Man sieht also, der reine Übermensch!

Das zweite Buch hat zwei Kapitel, Geschlecht (Instinkt und Intellekt — die Entwicklungsgeschichte des Geschlechtlichen — Aphrodite und Athene) und Kunst (Kunst und Moral — die Entwicklungsgeschichte des Künstlerischen — und Dionysos und Apollon). Das erste Kapitel ist rein naturwissenschaftlich und schöpft aus dem Vollsten und Tiefsten. Das Übermächtige des Geschlechtlichen wird sodann im zweiten Kapitel entwickelt, wo als Wurzel alles Künstlerischen, der ganzen Ästhetik also, das Sexuelle nachgewiesen wird und das sicher mit Recht, mag die sexuelle Betonung mit fortschreitender Zivilisation noch so sehr abklingen. Gegen Einzelnes läßt sich natürlich auch hier mancherlei einwenden. Mag man nun darin, wie auch im ersten Buche, dem Verfasser in dem meisten beistimmen oder nicht, so viel ist sicher, daß Jeder beide Werke nur mit großer Belehrung, hohem ästhetischem Genusse und warmer Verehrung für den Autor lesen wird, der es wagt, seine gefährlichen Doktrinen vorzutragen und zu begründen.

9.

Spitzka, The execution and postmortem examinations of the 3 van Warmer Brothers at Dannemora, New-York, October first 1903. The daily medical journal, 1. January 1901.

Drei Brüder van Warmer hatten ihren Onkel ermordet und wurden deshalb am 1. Oktober 1903 elektrisch getötet. Ihr Todesurteil vernahmen sie ruhig und verhielten sich würdevoll und mutig auch in der Todesstunde, wie alle 74 bis jetzt im Staate Newyork so Hingerichtete. Der Staatselektriker Mr. Davis dirigierte das Ganze und drei Ärzte waren zugegen. Es ward mit 1820 Volt angefangen, schnell heruntergegangen und so mehrmals hintereinander. Die eine Elektrode ward am Kopf, die andere an der Kniebeuge angesetzt. Bewußtlosigkeit und Aufheben aller Funktionen unter allgemeinen Krämpfen traten momentan ein, damit schmerzloser Tod. Vom Eintritt in das Zimmer bis zum von Ärzten konstatierten Tode verstrichen bei den drei Brüdern: 2 Min. 50 Sek., 3 Min. 20 Sek., 3 Min. 55 Sek. Die genaue Sektion begann bei dem ersten ca. 4 Minuten nach erfolgtem Tode. Bei allen war die Körpertemperatur erhöht, das Blut flüssig, die Herzhöhlen stark kontrahiert, ebenso Teile des Darms, blutleere Lungen bei zweien, und bei allen stattgefundene Ejakulation. Die Gehirne wogen frisch: 1340, 1358, 1600 g. Wie die Kopfkonturen aller drei Brüder fast übereinstimmten, so waren auch viel Züge der groben Gehirnarchitektur gemeinsam. Dabei waren Gehirn und Häute absolut normal und zeigten nichts von den „Verbrechergehirnen“ (Lombroso und Benedikt) und keine affenähnlichen Bildungen. Auch der übrige Körper war so gut wie gesund und normal gebaut. Wie die Kopfform, so ist auch die des Gehirns einander sehr ähnlich, besonders ist der linke Stirnlappen schmäler

und weniger hervortretend als der rechte. Die relativen Gehirnteile zueinander sind bei allen dieselben; auch die Windungen stimmen vielfach überein. Ref. bemerkt, daß diese Befunde fundamentale sind, da hiermit eine Vererbung auch der Gehirnarchitektur bewiesen wird, die eine innere Strukturähnlichkeit ahnen läßt und damit die ähnlichen Eigenschaften der Verwandten erklärt. Das ist der zweite bekannte Fall. Den ersten hat auch Spitzka beschrieben und zwar am Gehirn von Vater und Sohn Séguin, berühmten Irren- und Nervenärzten. Zugleich widerlegen die Befunde verschiedene Theorien Lombrosos.

---

b) Bücherbesprechungen von Hans Groß.

10.

Vom Fühlen, Wollen und Denken. Eine psychologische Skizze von Theodor Lipps. (Aus Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 13 u. 14). Leipzig, Joh. Ambros. Barth.

Für uns Leute der psychologisch-kriminalistischen Schule sind alle Sachen von Lipps von großer Bedeutung; sie müssen allerdings für unsere Zwecke umgewertet und angepaßt werden, aber es geht bei wenigen psychologischen Arbeiten leichter und selten ist der Gewinn größer. Die für uns wichtigsten Kapitel in dem zum Studium dringend empfohlenen Buche sind: Das Wirklichkeitsbewußtsein, Wünschen und Wollen, Zwecktätigkeit und namentlich: „Assoziativ bedingte Gefühle und Strebungen“.

11.

Der Standpunkt der modernen Röntgentechnik. Von O. Pasche, Berlin. Polytechnische Verlagsanstalt, 1903.

Über die forense Wichtigkeit der Röntgenstrahlen ist genug geschrieben worden. Neue Anwendungsmöglichkeiten für unsere Fragen erfahren wir aus der angezeigten Broschüre zwar nicht, wohl aber nehmen wir wahr, wie sehr die fragliche Technik seither wieder vorgeschritten ist, so daß das von uns Verlangte vom Röntgentechniker noch viel klarer und exakter geliefert werden kann.

12.

Sammlung von gerichtlichen Gutachten aus der psychiatrischen Klinik der Königl. Charité zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Koeppen, I. Assistent der psychiatrischen Klinik. Mit einem Vorwort von dem Direktor der psychiatrischen Klinik Geh. Rat Prof. Dr. Jolly. S. Karger, Berlin 1904. 546 Seiten.

Daß der moderne Kriminalist ein nicht geringes Quantum psychiatrischer Kenntnisse besitzen muß, wird kaum mehr bestritten. Allerdings braucht die Kenntnis nicht weiter zu gehen, als daß er weiß, wann er den Gerichtsarzt zu fragen hat; aber es ist schon viel genug, und die Mühe,

der sich der Kriminalist deshalb unterziehen muß, um nicht als gewissenlos zu erscheinen, ist eine nicht zu unterschätzende.

Dazu kommt noch, daß das Studieren eines Lehrbuches über gerichtliche Psychiatrie oder mehrerer derselben nicht genügt, weil der Jurist nicht die nötigen medizinischen Vorkenntnisse besitzt, weil er des erklärenden Wortes des Lehrers entbehrt und weil er kein Material vorgestellt erhält. Ich glaube, daß ein großer Teil der Schwierigkeiten entfällt, wenn der Jurist hauptsächlich gute, gerichtliche Gutachten samt Anamnesen usw. zu studieren sich bemüht. Das so gebotene Material entspricht seiner gewohnten Arbeit am besten. Zuerst wird die Straftat erzählt, dann der Gang der gerichtlichen Untersuchung und endlich wird angegeben, wie man dazu kam, den Arzt zu fragen. Dieser gibt eine genaue Geschichtserzählung, eine Anamnese und schließlich sein Gutachten. Das ist gewohnt, leicht verständlich, dem wirklichen Hergange entsprechend und daher im höchsten Grade belehrend. Besonders ist dies nun der Fall, wenn die Gutachten so außerordentlich geschickt ausgewählt, sorgfältig dargestellt und klar besprochen sind, wie in der vorliegenden Sammlung. Ich empfehle deren Lektüre und Studium jedem Kriminalisten, der sich über die für ihn so wichtigen Fragen belehren will.

13.

Die Preußischen Strafgesetze. Erläutert von A. Groschuff, weil. Senatspräsidenten beim Kammergericht, G. Eichhorn, Senatspräsident beim Kammergericht und Dr. H. Delius, Landgerichtsrat. Zweite, ggänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage, zweite Lieferung. Verlag von Otto Liebmann, Berlin 1903.

Absolute Verläßlichkeit, höchst zweckmäßige Anordnung und wissenschaftlicher Wert der Erläuterungen zeichnet diese vortreffliche Sammlung auch in der zweiten Auflage aus.

14.

Die Entgeltung im Strafrecht. Von Dr. jur. Fritz Berolzheimer. C. H. Beck, München 1903. 533 Seiten.

Das letzte Wort des Buches lautet: „Der Weg zur Philosophie führt durch den Glauben“. Versucht wird, einen universellen, einheitlichen Grundgedanken allen Strafrechts, die Rechtsidee der Strafschuld darzulegen und zu begründen. Die einzelnen Kapitel behandeln das Problem der Willensfreiheit, Wille und Verantwortlichkeit, die Entgeltungstheorie, die Grenzen des kriminellen Unrechts, Präsumption und Verjährung, Kausalität, Vollendung und Versuch, die Schuld, Strafrechtsreform der positiven Schule.

In dem Hauptkapitel („die Entgeltungstheorie“) will Verf. die Auffassung der positiven Schule, beziehungsweise die Reformgedanken (v. Liszts und Ferris) mit den Grundanschauungen der klassischen Schule vereinigen. Die Entgeltungstheorie hält fest daran: punitur, quia peccatum est. Objekt der Bestrafung ist nicht der sozial gefährliche Mensch, sondern der schlechte Mensch.

Was damit gewonnen sein soll, vermochte ich nicht wahrzunehmen.

15.

Rechtsnormen und Kulturnormen. Von Dr. phil. et jur. Ernst Mayer, Privatdozent der Rechte in Straßburg. Schletter, Breslau, 1903. (Aus den strafrechtlichen Abhandlungen. Herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Beling, begründet von Prof. Dr. H. Bennecke.)

Die außerordentlich interessante Abhandlung sucht sich mit Bindings Normentheorie abzufinden. Binding teile die Rechtssätze in Normen und Strafgesetze. Verf. stellt zuerst Normen auf, die in Kulturnormen und Rechtsnormen zerfallen. Erstere sind keine Rechtssätze und Befehle, die vom Volk pflichtgemäßes (= soziales) Verhalten verlangen; letztere sind Normen, Rechtssätze (Strafrechtssätze) und Befehle an die Staatsorgane.

16.

Verbrechertypen in Shakespeares Dramen. Von Josef Kohler, ord. Professor an der Universität Berlin. Otto Elsner, Verlagsbuchhandlung. Berlin, S. 42.

Daß Shakespeare als der größte Psychologe und Kenner des menschlichen Herzens, der je gelebt hat, es meisterhaft verstanden haben muß, die Verirrungen der Menschen zu schildern, ist ebenso gewiß wie seine unübertroffene Meisterschaft in der Schilderung des Wahnsinnes. Wir, die wir heute den größten Wert darein legen, nicht bloß die Seele des Verbrechers kennen zu lernen, sondern vor allem auch die Seele derer kennen zu lernen, die mit dem Verbrecher zu tun haben, der Zeugen, Sachverständigen und Richter, wir greifen heute gierig nach allem, was uns in psychologischen Fragen vorwärts hilft und Klarheit schafft. Begreiflicherweise haben daher die unübertrefflich geschilderten und verständlich gemachten Verbrecher Shakespeares jeden modernen Kriminalpsychologen auf das äußerste interessiert und ihm Stoff zu lehrreichen Studien geboten.

Von höchstem Werte mußte es daher sein, wenn ein Mann wie Josef Kohler es unternommen hat, die Verbrechergestalten Shakespeares einem eingehenden Studium zu unterziehen und sie vom Standpunkte des Kriminalisten aus vorzuführen. Das konnte nur Kohler unternehmen, Kohler, der von uns allen die weitaus umfassendste Bildung besitzt und dem es sein unglaubliches Gedächtnis und seine phänomenale Arbeitskraft möglich macht, die weitesten, aber für uns hochwichtigen Wissensgebiete zu beherrschen. Daß sich Kohler auch der vorliegenden Arbeit glücklich entledigt hat, ist selbstverständlich. Schon die Einteilung der Shakespeareschen Verbrecher ist instruktiv. Die erste Hauptgruppe bilden die Verbrecher mit sozialem Wesen (Leidenschaftsverbrecher und Gelegenheitverbrecher); erstere werden gebildet aus Verbrechern mit egoistischen Trieben (einfache Leidenschaftsverbrecher: Macbeth und Staatsstreichverbrecher, Richard III.) und altruistischen Verbrecher (Fanatiker): Brutus und Cassius. Die zweite Hauptgruppe bilden die „gewissenlosen Verbrecher“ (Moral insanes), also Edmund, Jago und Cade.

Die Schilderungen und kriminalpsychologischen Durchführungen, wie sie Kohler gibt, sind unübertrefflich, das Buch muß gelesen werden, wer es gelesen hat, legt es mit Dank an den gelehrten, geistvollen Verfasser zur Seite — und liest es gewiß ein zweites Mal.

17.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des wissenschaftl. humanist. Komitees von Dr. med. Magnus Hirschfeld, prakt. Arzt in Charlottenburg. Leipzig, Max Spohr.

So lange es sich darum handelte, über die Frage der Homosexualität klar zu werden, war es notwendig, die fraglichen literarischen Erscheinungen eingehend zu besprechen. Heute ist das überflüssig geworden. Die meisten der heutigen Kriminalisten sind dermalen der Überzeugung, daß die Homosexuellen, die Urninge, unglückselige Übergänge von Weib zu Mann sind, die je nach ihrer somatischen Entwicklung auf einer der unzähligen Stufen stehen, die zwischen den beiden Geschlechtern von einer, wir möchten fast sagen, hier irrenden Natur aufgebaut wurden. Gibt man einmal dies eine Moment zu, daß es in der Natur Übergänge von Mann zu Weib gibt, und das muß man zugeben, so geht alles andere nur als Folge dieser einen Erkenntnis weiter: Die Übergänge sind teils psychischer, teils somatischer Natur, sie liegen also nicht bloß in den primären Geschlechtscharakteren, also auch nicht bloß in den Geschlechtsteilen, und so kann also ein Körper männliches Empfinden und weibliche Erscheinung und umgekehrt, haben. Es ist also nur äußerlich richtig, wenn wir sagten: „Homosexuelles Empfinden sei eben besondere Geschmacksrichtung" — eigentlich müssen wir sagen: Jedes Individuum hat jene sexuelle Tendenz, zu welcher es durch seine Konstruktion getrieben wird; ist diese vorwiegend männlich, so wird das Individuum vom Weibe angezogen und umgekehrt und da diese Konstruktion nicht bloß vom Baue der Geschlechtsteile abhängt, so kann ein Individuum zwar nach diesem Baue dem einen Geschlecht, nach seiner sonstigen Konstruktion aber dem anderen zugehören. Homosexualität ist also Konstruktionsergebnis; für seine von der Natur erhaltene Konstruktion kann der einzelne aber nicht verantwortlich gemacht werden und somit ist Homosexualität nicht strafbar, solange sie nicht öffentliches Ärgernis erregt, oder Jugendliche verführt. Das ist die Konzession, die wir den Leuten sinngemäß machen müssen und auch machen wollen. Sie müssen uns aber konzedieren, daß wir ihr Wesen als unnatürlich und mißbildet abstoßend finden, sie sollen uns auch mit den fortwährenden Beweisversuchen verschonen, daß sie besonders hervorragende und liebenswürdige Leute unter den ihren besitzen. Auf dem Boden dieser gegenseitigen Konzession wollen wir weiter reden, und die drei letzten Bände des genannten Jahrbuches durchsehen.

IV. Jahrgang. Streng wissenschaftlich und gerade für die moderne Auffassung sehr wichtig, sind die mühsamen Zusammenstellungen von Dr. Neugebauer, einer Autorität auf diesem Fache, der 820 (!) Fälle von Scheinzwittern gesammelt hat, also Fälle, in welchen wissenschaftlich festgestellt wurde, daß das untersuchte Individuum somatisch zu $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_5$ usw. zum einen, im Reste zum anderen Geschlechte gehörte.

Am Schlusse dieser Abhandlung erscheint die Photographie eines Wiener Freiherrn (mit dessen voller Namensunterschrift!) in Damenkostüm. Diese Farce beweist allerdings, was man alles „im Dienste der Sache" machen zu müssen glaubt.

Ein ausgezeichneter Aufsatz ist der von Dr. Alfred Fuchs über „therapeutische Bestrebungen auf dem Gebiete sexueller Perversionen“, welche keinesfalls als aussichtslos hingestellt werden. Ich kann dem Arzte nicht widersprechen, aber wenn sexuelle Perversion heilbar ist, dann wäre sie allerdings nicht Ergebnis der Konstruktion, denn diese läßt sich durch ärztliche Behandlung nicht ändern. Wird bloß sexuelle Hyperästhesie gebessert, so hat man den Willen gestärkt — das geht allerdings.

Nicht einverstanden bin ich mit der Behauptung des Dr. Merzbach („Homosexualität und Beruf“), der „Popularisierung“ der Homosexualität und offenes Einbekennen seiner Natur als konträr verlangt. Wozu das?

Ebenso wundere ich mich, daß ein katholischer Geistlicher („Homosexualität und Bibel“) Angaben macht, die er in der Beichte vernommen hat — wenigstens kann es den Anschein hiervon haben.

Dr. Katte („Daseinszweck der Homosexuellen“) verlangt „Liebe, Verständnis, Anerkennung und volle Freiheit für die Urninge“ — das ist zuviel; Straffreiheit ja, aber Verständnis usw. — nur so weit, als man es einem, uns anwiderndem Anormalen bieten kann.

Die Arbeit von Karsch („Quellenmaterial zur Beurteilung angeblicher und wirklicher Homosexueller“) bespricht hierbei eingehend mehrere Urninge (Beza, Müller, Sternberg) — auch hier fragen wir: wozu?

Einem Aufsatz von Römer über den homosexuellen Heinrich III. von Frankreich, ist sein Bildnis vorgesetzt — fürwahr kein gutes Mittel, um für dieses Scheusal Sympathie zu erwecken. Den Rest des Bandes füllt Bibliographie aus.

V. Jahrgang, I. Band. Dieser enthält vorerst den Abdruck, des bereits besprochenen Buches „Der urnische Mensch“ von Dr. Hirschfeld (Bd. XII, S. 274), dann eine hochwertvolle Studie von Dr. Näcke, und dann wieder die aufklärenden Darstellungen von Dr. Neugebauer (Fortsetzung) über Fälle von Zwittertum. Dann folgen Lebensbeschreibungen von Rosa v. Braunschweig und Prof. Dr. Karsch, die männliche und weibliche Homosexuelle zum Gegenstande haben. Diesfalls wollen wir uns einmal auseinandersetzen. Dienen diese Biographien mehr minder unberühmter Konträrer zur Unterhaltung Homosexueller — gut, dann schreibe man darüber nach Belieben. Sollen sie aber dazu dienen, um uns, die wir uns um die homosexuelle Frage wissenschaftlich lebhaft interessieren, zu überzeugen, dann verzichten wir darauf. Wir fragen nicht um die Vestvali und den Hößli und die Maupin und den Desgouttes; brauchen wir etwas über diese Leute im allgemeinen, so sehen wir im Konversationslexikon nach, ob sie aber homosexuell waren oder nicht, ist uns gleichgültig, erwärmen werden wir uns doch nicht für sie. Es ist charakteristisch, was z. B. zu Beginn der Biographie der Vestvali steht: „zwar bedroht in Deutschland die homosexuelle Liebe zwischen Frauen kein Gesetzparagraph, doch gesellschaftlich leiden sie vielleicht noch mehr unter dem Vorurteil als die Männer . . .“ Damit ist einmal offen gesagt, was gewollt wird: 1. Beseitigung des § 175 und 2. Gleichwertung mit den Normalen. Ich wiederhole: ad 1: ja — ad 2: niemals. Das liegt in der Natur und im Gesetze von der natürlichen Zuchtwahl: Das unnormale, unbrauchbare stößt ab und wird ausgestoßen. Wollen wir dies ändern, so müssen wir die heute gültigen Naturgesetze ändern, damit müssen sich die Homosexuellen abfinden.

V. Jahrgang, 2. Band. Dieser Band beginnt mit einer längeren Abhandlung von allgemeinem Interesse, „die androgynische Idee des Lebens" von Dr. Römer in Amsterdam, in welcher die Bedeutung der geschlechtslosen oder besser doppelgeschlechtlichen Gottheit in alten Religionen auseinandergesetzt wird; die mit guten Abbildungen versehene Arbeit zeugt von umfassenden Kenntnissen und ausgebreiteten Studien. Ein weiterer Artikel behandelt die Homosexualität in Rußland, dann folgen umfangreiche Zeitungsausschnitte über homosexuelle Themen, Besprechungen verstorbener Größen (Krafft-Ebing, Prinz Georg von Preußen, Krupp, General Macdonald) und ausführliche Bücherbesprechungen. Diese letzteren bringen eine eigentümliche, vom Verfasser sicher nicht beabsichtigte Wirkung hervor. Einerseits sehen wir, in welchem Maße die homosexuelle „schöne" Literatur steigt und anderseits, mit welcher Liebe und Förderungssucht sich die Leute derselben annehmen. Geht das so fort, steigert sich die Produktion derartiger Dinge und deren literarische Unterstützung, ohne daß das Gesetz eine Handhabe gegen dieses Treiben bietet, dann werden auch jene, welche bislang für die Streichung des § 175 eingetreten sind, bedenklich werden. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß die homosexuelle Literatur auf verschiedene, sagen wir bisexuell Entwickelte, entscheidend einwirken kann — ohne dieselbe wären sie vielleicht Heterosexuelle geworden, durch dieselben werden sie Homosexuelle. Das stimmt mit der Theorie von der physischen Konstruktion vollkommen überein, es zeigt die unabsehbare Gefährlichkeit der besprochenen Literatur, und läßt uns annehmen, daß die Sache noch ärger wird, wenn der § 175 gestrichen werden würde. Das soll keine Drohung sein, sondern ist sich selbst ergebende Entwicklung.

Zum Schluß wolle zur Kenntnis genommen werden, daß unser Archiv für „Kriminalanthropologie und Kriminalistik" arbeitet, nicht für „Kriminalstatistik", wie das Jahrbuch zahlreiche Male zitiert.

18.

Die strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reichs. Erläutert von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrat, Dr. H. Appelius, Kammergerichtsrat und Dr. G. Kleinfeller, Professor. Herausgegeben von Dr. M. Stenglein, Reichsgerichtsrat a. D. Dritte, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Sechste (Schluß)-Lieferung. Verlag von Otto Liebmann, Berlin 1903.

Mit diesem Bande ist die dritte Auflage des riesigen Werkes beendet, und wir sehen nun an der Gesamtarbeit, daß nichts existiert, was dieses großartige Werk an Genauigkeit, Brauchbarkeit und wissenschaftlicher Exaktheit überträfe. Auch die Ausstattung ist vorzüglich.

19.

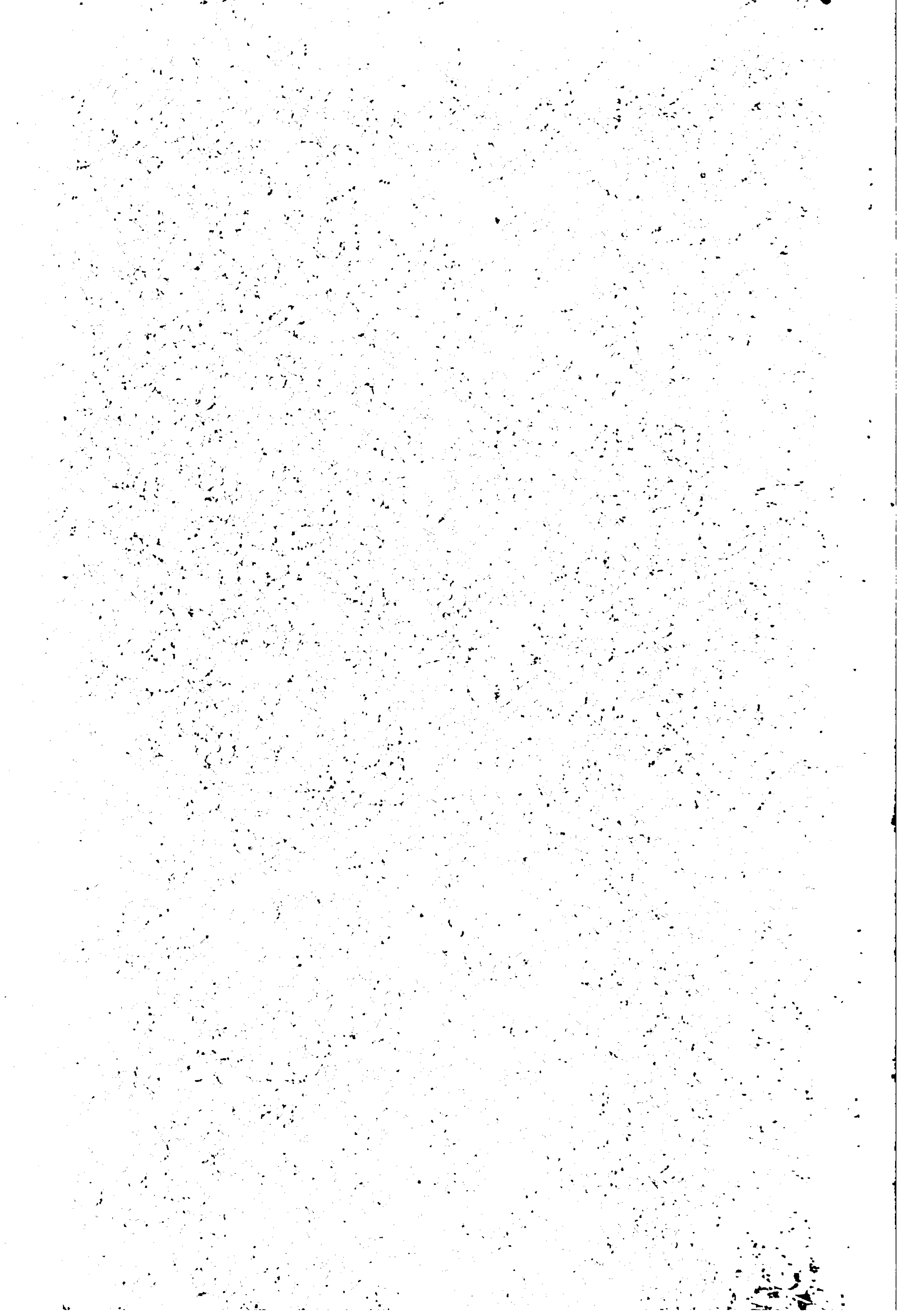
Die Grenze von Vorsatz und Fahrlässigkeit. Eine dogmatische Studie von Dr. Robert v. Hippel, ö. o. Professor der Rechte an der Universität Göttingen. Verlag von F. Hirzel, Leipzig, 1903. S. 165f.

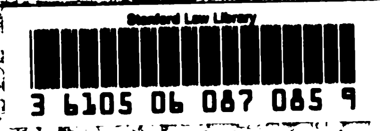
Die äußerst anregend geschriebene, das gesamte vorhandene Material gründlich ausnützende Abhandlung bespricht zuerst die Vorstellungstheorie (Zitelmann, v. Liszt, Frank, Träger, Bürger, M. E. Mayer) und dann die Willenstheorie, auf Grund deren konsequenter Durchführung der Verf. zu dem Satz gelangt: „Gewollt und deshalb vorsätzlich herbeigeführt ist der vorgestellte rechtswidrige Erfolg der Tat, wenn die Hoffnung auf sein Ausbleiben nicht von entscheidender Bedeutung (Hauptmotiv) für die Vornahme der Handlung war.“ Zum Vorsatzgebiet gehören demnach die Fälle: 1. des als wünschenswert erstrebten; 2. des mit diesem als notwendig verbunden gedachten; 3. des dem Täter gleichgültigen rechtswidrigen Erfolges; 4. als letzte Gruppe tritt hinzu der als bloß möglich vorgestellte, dem Täter an sich unerwünschte Erfolg, sofern dem Täter der Eintritt dieses Erfolges immerhin lieber war als der Verzicht auf seine Interessen.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.








Stanford Law Library
3 6105 06 087 085 9

